

56. Jahrgang 2015, Heft 1

# ok ordens korrespondenz

2015/Heft 1

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok



Orden und diözesan  
verfasste Kirche



Orden in der  
Vollendungsphase



Kirchliche Daten-  
schutzordnung  
(Ordensversion)

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

56. Jahrgang 2015, Heft 1

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Philippa Rath OSB, Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Grafischer Betrieb, Hauptstr. 2, 92266 Ens Dorf,  
Telefon (09624) 92 01-0, [www.dbg.donbosco.de](http://www.dbg.donbosco.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

## Vorwort



Die Ordenskorrespondenz hat bereits darüber berichtet: Papst Franziskus plant ein neues Dokument zum Ordensleben. Es soll auf die Unterweisung „Mutuae relationes“ aus dem Jahr 1978 folgen, die sich mit den Beziehungen von Bischöfen und Ordensleuten befasste. Die Unionen von Generaloberinnen und -oberen (UISG und USG) haben dem Vatikan eine intensive Mitarbeit an dem neuen Dokument angeboten. Ein „Konzil der 16“, gebildet aus acht Generaloberen und acht Generaloberinnen, hat einen umfangreichen Vorschlag zu möglichen Inhalten des Dokuments sowie zu dessen Entwicklung erarbeitet und Ende November 2014 dem Sekretär der Religiosenkongregation übermittelt. Die Ordensgemeinschaften bieten damit die intensive Beteiligung an der Erarbeitung des Dokuments an und regen an, diese als synodalen Prozess zu gestalten.

In Deutschland fand zum Beginn des Jahres der Orden am 1. Dezember 2014 in München ebenfalls ein Studientag zu Perspektiven für eine „Neubeschreibung des Verhältnisses von Bischöfen und Ordensleuten in der gemeinsamen Sendung“ statt. Auch diese DOK-Veranstaltung griff die Initiative des Papstes auf. Ergebnisse des Studientages leitet die Deutsche Ordensobernkongferenz der Religiosenkongregation zu. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert die vier Vorträge des Studientages.

Zwei Beiträge dieses Heftes beschäftigen sich mit der „dritten Lebensphase“ im Orden. Sr. Laetitia Röckemann OP fragt nach Möglichkeiten der Sinndeutung auch dieser Lebensphase im Leben der/des Einzelnen. Sr. Diethilde Bövingloh wirft einen Blick auf die Herausforderungen, die eine zu Ende gehende Gemeinschaft zu bewältigen hat.

Aus dem Redaktionsbeirat der Ordenskorrespondenz scheidet mit diesem Heft Sr. M. Hildegard Schültingkemper SMMP aus. Für ihr langjähriges Mitdenken und ihren kompetenten Rat sei ihr seitens der Schriftleitung und der Redaktion ein herzlicher Dank gesagt. Neu in den Beirat berufen wurden Sr. Dr. Igna Kramp CJ und Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC.

Arnulf Salmen

# Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	1
--------------------------	---

## Ordensleben

Anneliese Herzig MSsR Kein „Hilfsmittel“, sondern Charismen (Papst Franziskus)	5	Alfons Friedrich SDB Voraussetzungen für die Freisetzung ordensspezifischer Beiträge zur Sendung der Kirche	43
Dominicus M. Meier OSB Die Kultur des Vertrauens als Basis für das verantwortliche Miteinander von Bischöfen und Ordensinstituten	22	Laetitia Röckemann OP Die Letzten lassen das Licht an	53
Stephan Haering OSB Zur Neubearbeitung der Leitlinien über die Zusammenarbeit zwischen den Bischöfen und den Ordensleuten	30	M. Diethilde Bövingloh Herausforderungen, die eine zu Ende gehende Gemeinschaft zu bewältigen hat	63

## ● Dokumentation

Anordnung über den kirchlichen  
Datenschutz – KDO (Ordensversion)  
Neufassung gemäß dem Beschluss  
der Mitgliederversammlung  
der DOK vom 4.6.2014 72

Gisela Fleckenstein OFS  
Arbeitskreis Ordensgeschichte  
19./20. Jahrhundert 92

## ● Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 98

Aus der Weltkirche 101

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonzferenz 104

## ● Neue Bücher

Ordensgeschichte 110

Geschichte 117

Theologie 122

Bibel 124



## Ein neues MUTUAE RELATIONES?

Zum Beginn des Jahres der Orden nahmen am 1. Dezember 2014 in München Ordensoberinnen und -obere aus Deutschland und Österreich an einem Studientag zu Perspektiven für eine „Neubeschreibung des Verhältnisses von Bischöfen und Ordensleuten in der gemeinsamen Sendung“ teil. Die DOK-Veranstaltung griff damit ein Anliegen von Papst Franziskus auf: Ein neues vatikanisches Dokument soll auf die Unterweisung „Mutuae relationes“ aus dem Jahr 1978 folgen, die sich mit den Beziehungen von Bischöfen und Ordensleuten befasste. Ergebnisse des Studientages leitet die Deutsche Ordensobernkongregation zu, denn eine Einbeziehung der Betroffenen in den Entwurfsprozess wurde von Papst Franziskus ausdrücklich gewünscht. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert nachfolgend die vier Vorträge des Studientages.

Anneliese Herzig MSsR

## Kein „Hilfsmittel“, sondern Charismen (Papst Franziskus)<sup>1</sup>

Theologische Überlegungen zu einer Neuformulierung der gegenseitigen Beziehungen von Orden und Bischöfen

In seinem Referat vor der Vollversammlung der DOK im Jahr 2008 hat Josef Freitag festgestellt: „Ortskirchen gibt es von Anfang an in der Kirche, Orden erst später. Doch sind Orden nicht aus Ortskirchen abgeleitet, vielmehr in ihnen und ihnen gegenüber eigenständig, aber nicht unabhängig“.<sup>2</sup> Orden sind „ekklesiologisch schwer oder gar nicht zu verorten, aber seit ihrem Auftauchen nicht wieder verschwunden“.<sup>3</sup>

Wenn wir über eine Neufassung von Mutuae relationes (MR) reden, dann gilt es dennoch, eine ekklesiologische Verortung des Ordenslebens zu wagen.

Dabei müssen die Entwicklungen der Zeit nach 1978 – also nach Erscheinen von MR – beachtet werden. Zuerst soll aber kurz an den theologischen Ansatz von MR erinnert werden.

### Mutuae Relationes 1978 – „Einige Lehrgrundsätze“

Bevor das Schreiben, das in Zusammenarbeit der Kongregation für die Ordensleute und Säkularinstitute mit der Kongregation für die Bischöfe erarbeitet worden ist, auf konkrete Richtlinien und Normen zu sprechen kommt, wer-

den im Ersten Teil in vier Schritten „einige Lehrgrundsätze“ entfaltet.<sup>4</sup> Es wird in diesem ersten, lehramtliche Teil geschaut auf

- die Kirche als das „neue“ Volk
- das Dienstant der Bischöfe in der organisch gegliederten Kirchengemeinschaft
- das Ordensleben in der kirchlichen Gemeinschaft
- Bischöfe und Ordensleute, die der gleichen Sendung dienen.

In den Lehrgrundlagen über die *Kirche* greift MR vier Leitgedanken des Konzils auf:

- Die Kirche als das „neue“ *Volk*, dessen Einheit „nicht nach irgendeinem soziologischen Modell erklärt werden kann“, sondern dessen „Zusammenhalt“ der heilige Geist ist. In dieser Perspektive müssen auch die gegenseitigen Beziehungen zwischen den verschiedenen Gliedern der Kirche interpretiert werden (MR 1).<sup>5</sup>
- Die Kirche als ein „*Leib*“<sup>6</sup>, auf dessen Einheit und Sendung die Gaben, Ämter und Dienst in wechselseitiger Ergänzung hingeordnet sind. Die Einheit in Christus bringt eine „Lebensgemeinschaft der Glieder“ [*vitae communio inter membra*] mit sich (MR 2).
- Die Kirche als „sichtbares *Sakrament* heilbringender Einheit“ für alle Völker und Menschen (MR 3).
- Alle Glieder haben auf ihre je eigene Art an dieser sakramentalen Natur der Kirche, nämlich Zeichen und Werkzeug „sowohl der Vereinigung mit Gott“ als auch „des Heiles der Welt“ zu sein (vgl. MR 4). Alle Getauften sind zu diesem „Leben im Geist“ berufen und daraus ergeben sich „klare Notwendigkeiten und

praktische Rückwirkungen“ auf die Beziehungen zwischen Bischöfen und Ordensleuten.

Die „organisch gegliederte Gemeinschaft der Kirche“ ist dabei laut MR aufgrund des Geistes „geistlicher Natur“ und sie ist gleichzeitig „hierarchischer Natur“, insofern sie aus Christus als ihrem Haupt den Lebensantrieb empfängt (MR 5). Die Funktion der Repräsentation des Hauptes Christus kommt im Sakrament Kirche den *Bischöfen* zu. Ihr Amt wird charakterisiert mit den Stichworten: unterscheiden und steuern; lehren, heiligen und leiten. In diesem Horizont ist ihnen auch die Sorge um die Ordensinstitute aufgetragen (MR 7-8).

Betont wird abschließend, dass in der Kirche „gemeinschaftlich gehandelt“ werden muss. „Die Unterschiede im Volke Gottes, an Gaben wie an Aufgaben, treffen und ergänzen sich in einer einzigen Gemeinschaft und Sendung“ (MR 9b). Auch die Bischöfe sind „zugleich Leiter und Glieder“. Neben ihrer Leitungsfunktion sind sie deshalb „Brüder“, „Mitschüler vor Christus“ und „wahre Zeugen ihrer persönlichen Heiligung“ (MR 9d). Deshalb soll der Bischof – so später – „zu erfahren suchen, was der Geist durch seine Gemeinde und insbesondere durch die Ordensleute und Orden seiner Diözese offenbaren will“. Deshalb wird er „herzliche Beziehungen“ zu den Obern und Oberinnen unterhalten (MR 52).

Das Dokument setzt fort mit der „kirchlichen Natur des *Ordenslebens*“ und stellt pointiert die Aussage von LG 43 an den Anfang, dass der Ordensstand „kein Zwischenstand zwischen dem der Kleriker und dem der Laien“ ist, sondern eine besondere Gabe an die Kirche,

kommend aus beiden „Ständen“ der Kirche. Das Ordensleben ist laut MR 10 „eine besondere Weise der Teilhabe an der sakramentalen Natur des Volkes“. Es gibt in der Welt ein sichtbares Zeichen des unerforschlichen Geheimnisses Christi (vgl. LG 46).

Ein vierter Themenkreis widmet sich dem Thema der „gleichen“ *Sendung* von Bischöfen und Ordensleuten (MR 15-23). An erster Stelle steht das Gebet, dann die apostolische Arbeit, die in einer bestimmten Umwelt und Kultur geschieht. Wiederholt wird auf die fruchtbare Bipolarität von Universalkirche und Ortskirche abgehoben, an der Bischöfe wie Ordensleute partizipieren und die nicht einseitig aufgelöst werden darf. Wie die Bischöfe so leisten auch die Orden einen wesentlichen Beitrag, um diese Bipolarität der Kirche sichtbar und erfahrbar zu machen. Es ist gewissermaßen eine doppelte Verpflichtung, in der Bischöfe und Ordensleute stehen. Den Ordensleuten wird schließlich ein „fruchtbringender Eifer im Entdecken und Unternehmen neuer Initiativen“ ans Herz gelegt (mit Verweis auf EN 69). Die Koordinierung der Pastoralarbeit, die Zusammenarbeit unter den Ordensleuten, die Exemtion (eine im Konzil heftig umstrittene Frage<sup>7</sup>) sind weitere Themen. Die Exemtion wird dabei als „Zeichen der pastoralen Bereitschaft“ (MR 22) gesehen, eine Bereitschaft, welche die Bischöfe selbst eng mit dem Papst in der allgemeinen Sorge für alle Völker verbindet.

In den „Richtlinien und Normen“ kann man zwei gewissermaßen zusammenfassende Sätze finden, einmal auf die Bischöfe, einmal auf die Ordensleute bezogen: „Die Bischöfe und ihr Klerus sollen das gottgeweihte Leben klar be-

jahren, die Ordensgemeinschaften schützen, die Berufe fördern und in spiritueller wie in apostolischer Hinsicht die besondere Eigenart einer jeder Ordensfamilie wirksam fördern“ (MR 28). Die „Ordensmänner und Ordensfrauen“ sollen „vom Noviziat an so ausgebildet werden, dass sie ein waches Bewusst-

**Anneliese  
Herzig MSsR**



Sr. Dr. Anneliese Herzig MSsR, geb. 1958, lebt in Wien und ist in theologisch-spiritueller Fortbildung und als Interkulturelle Trainerin tätig. Außerdem ist sie Referentin Anwaltschaft & Lobbying für das Themenfeld Pastoral bei der Dreikönigsaktion (Hilfswerk der Katholischen Jungchar Österreichs). Von 2001-2013 war sie Generaloberin der Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser.

sein und lebendiges Interesse für die Ortskirche haben, ohne der eigenen besonderen Berufung untreu zu werden“ (MR 30). Dabei soll aber „die übernationale Einheit im eigenen Institut und die Bereitschaft zum Hören auf die Generalobern und -oberinnen“ im Blick bleiben (MR 35).

Bemerkenswert ist MR 34. Hier wird die grundsätzliche Aussage von LG 8 – „Die mit hierarchischen Organen ausgestat-

tete Gesellschaft und der geheimnisvolle Leib Christi, die sichtbare Versammlung und die geistliche Gemeinschaft ... bilden eine einzige komplexe Wirklichkeit“ – auf die konkreten „kirchlichen Strukturen“ und „Geistesgaben“ hin ausgelegt. Ein Auseinanderfallen von Amt und Charisma wird in MR von zwei Seiten aufgebrochen: Zum einen erscheint das Amt selbst als Träger von Charismen (MR 9a): Der Priester (und auch der Bischof) etwa soll „ein vom Heiligen Geist erweckter und angetriebener Mensch sein“, das Amt „pneumatisch und charismatisch gelebt werden“.<sup>8</sup> Zum anderen betont das Dokument die gegenseitige Verwieseneheit von Amt und Charisma (des Ordenslebens). Sie lässt sich mit den Stichworten „Koordination, Unterscheidung“ von seiten des Amtes (vgl. bes. MR 6.9c.52) und „charismatisch geprägtes, erfindungsreiches Mitdenken und –tun in der Ortskirche“ von seiten der Orden (vgl. MR 19.23f) umschreiben. Insgesamt gilt, dass in MR die „charismatische Natur“ des Ordenslebens stärker betont wird als noch in den Konzilstexten.

Vor der Erstellung eines neuen Dokumentes ist eine ehrliche Bestandsaufnahme notwendig. Und zwar von beiden Seiten, Bischöfen und Ordensleuten. Zum Beispiel mit folgenden Fragen:

- Hat das „Stehen in der gleichen Sendung“ bereits entsprechende Formen gefunden? Wo wird es greifbar und erfahrbar? Durch ihre Institutionen, ihre Bildungshäuser und andere Dienste kommen Orden oft in Kontakt mit Menschen, die ansonsten keine kirchlichen Bindungen haben und vielleicht auch gar nicht haben

wollen. Wird das auch im Kontakt mit Ortskirche und Bischöfe schon genug fruchtbar? Was können wir von unserer Seite her dafür tun?

- Wie sieht es aus mit der „Lerngemeinschaft“ zwischen Bischöfen und Orden, Ortskirche und Orden? Wie mit den „herzlichen Beziehungen“? Wie mit der Gebetsgemeinschaft und dem „Leben im Geist“?
- Nach dem Konzil haben die Orden intensiv am institutseigenen Charisma gearbeitet. Bringen wir nun *diese* Eigenart in die Ortskirche ein oder gehen wir in wie immer bezahlten

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Aufgaben auf, die uns zur Absicherung helfen? Helfen müssen? Oder anders herum gefragt: Wie unterstützt der Bischof – außer mit Interesse – die Eigenart, die ja in die Ortskirche eingebracht werden soll? Denn nach MR ist dies ja gerade nicht „Eigensinn“ der Orden, sondern Gabe Gottes zum Aufbau der Kirche, auch und gerade der Ortskirche. Ist dies schon genügend wahrgenommen oder ist die Konzentration auf die Pfarrei vorherrschend?

- Wie wird in den Ordensgemeinschaften die Spannung zwischen Ortskirche und Universalkirche gelebt? Sie

ist verwirklicht z.B. im Kontakt verschiedener Provinzen, im Bewusstsein einer über die Diözese hinausstrahlenden bzw. in die Diözese „hineinstrahlenden“ Spiritualität. Wie bringen wir dieses Potential wirksam ein?

- Wie steht es um unsere „charismatische, lebhaft und erfindungsreiche Originalität“ (MR 23f), die auch „unbequem erscheinen und Schwierigkeiten auslösen kann“ (MR 12)? Gehen wir dieses „Risiko“ ein? Wo gibt es gute Erfahrungen damit? Wie reagieren Bischöfe darauf? Welche Kriterien der Unterscheidung gibt es?

### Akzente der Ekklesiologie in der Zeit nach MR und Konsequenzen für die Verortung des Ordenslebens

Seit dem Erscheinen von MR hat sich die Situation des Ordenslebens weltweit verändert. In den deutschsprachigen Ländern ist der Altersdurchschnitt sehr hoch. Provinzen wurden zusammengelegt, Werke übergeben. Alle Gemeinschaften stehen vor großen Herausforderungen, manche vor dem Sterben. Auch in der Theologie des Ordenslebens gab es Entwicklungen (man braucht nur an das apostolische Schreiben *Vita consecrata* mit der Trias Weihe – Gemeinschaft – Sendung zu denken). Weiter entfaltet wurde die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils. Dabei fällt auf, dass das noch in MR pointiert an den Anfang gestellte biblische Bild vom „Volk“ zunächst eher wieder zurückgetreten ist und in die so genannte „Communio-Ekklesiologie“ integriert wurde bzw. hinter sie zurückgetreten ist. Seit dem Amtsantritt von Papst

Franziskus hat sich das Bild vom Volk auf dem Weg aber wieder sehr vital zurückgemeldet.

#### Communio-Ekklesiologie

Die Communio-Ekklesiologie wurde schon vor dem Konzil vorbereitet und wird auch in den Konzilstexten an einigen Stellen angedeutet.<sup>9</sup> Es dominieren aber „die Beschreibung der Kirche als Mysterium sowie die Bilder Volk Gottes, Leib Christi, Tempel des Heiligen Geistes und andere“. Wie man an MR sieht, spielte in der unmittelbaren Nach-Konzilszeit besonders das Bild vom „Volk“ eine hervorragende Rolle. Laut Walter Kasper steht aber die communio-Ekklesiologie im Hintergrund aller genannten Bilder und wird deshalb von ihm als „ekklesiologische Leitidee des Konzils“ bezeichnet.<sup>10</sup> Sie gründet in den Schriften der Kirchenväter und kommt in LG 4 so zum Ausdruck: „So erscheint die ganze Kirche als ‚das von der Einheit des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes her geeinte Volk.“ Die Kirche „ist als communio Abbild und gleichsam Ikone der Trinität.“<sup>11</sup> Gemeinschaft hat mit Beziehung zu tun. Deshalb ist für die Kirche als „Ikone der Trinität“ ein „relationales Denken“ angemessen. Das bedeutet, „dass sie ihre Identität nicht als in sich verschlossene Identität, sondern in der Kommunikation ad intra und ad extra als offene und dialogale Identität hat.“<sup>12</sup> Aber – so führt Walter Kasper weiter aus – das muss im Leben der Kirche konkret werden. Diese aber leidet an „einem inneren und äußeren Kommunikationsdefizit. Der Aufbau einer kommunikativen Kultur, eines dialogalen Stils und kommunikativer, insbesondere synodaler Strukturen stellt ein dringendes Desiderat dar“.<sup>13</sup>

Zu beachten ist dabei, dass die hier gemeinte Gemeinschaft eine *communio sanctorum* ist. Der Genetiv leitet sich hier von den *sancta*, den heiligen Gaben und Mysterien (Sakramenten, besonders Eucharistie) her. Es ist vor aller Gestaltung eine (von Gott) gewährte Gemeinschaft. Alle Glieder der Kirche schöpfen aus dieser Quelle, noch vor aller Differenzierung. Die Ämter in der Kirche stehen im Dienst dieser Quelle des Heiligen. In diesem Dienst gründet die Ungleichheit. Das kirchliche Amt – besonders das Bischofsamt – repräsentiert das „innerweltlich unableitbare gnadenhafte Gegenüber. Es ist darum ein konstitutiver Dienst in der kirchlichen *communio* und für sie“.<sup>14</sup> Diese Spannung von „gleich“ und „ungleich“ durchzieht die ganze Struktur der Kirche und spiegelt sich auch im Verhältnis von Orden und Bischof wider.

Walter Kasper weist schon seit Langem darauf hin, dass die *communio*-Ekklesiologie auch institutionell Gestalt annehmen muss. Geist drückt sich in Institution aus. Zwischen beiden herrscht eine *mutua relatio*, eine gegenseitige Beziehung. Interessanterweise blickt Kasper in diesem Zusammenhang ausdrücklich auf die Orden: „Schon ein Blick in die Ordensgeschichte zeigt, dass das Charisma des Ordensgründers jeweils in der Institution des Ordens sozusagen auf Dauer gestellt worden ist“. Das Leben in einer Kirche, das dem Mysterium der *communio* entspringt, ist geprägt „durch einen kommunikativen, partizipativen und dialogischen Stil der Geschwisterlichkeit, der Freundschaft und des Vertrauens und durch eine hör- und lernbereite Dialogkultur“.<sup>15</sup>

In VC 50, wo es um den Dialog von höheren Obern und Oberinnen und Bischö-

fen geht, spricht Papst Johannes Paul II. den Wunsch aus, dass „die Gesinnung und die Spiritualität der Gemeinschaft in allen wachsen möge“. Die Bischöfe selbst hatten in ihren Propositiones die Hoffnung geäußert, dass „diese geistliche Erfahrung von Gemeinschaft und Zusammenarbeit sich auch nach Abschluss der Synode auf die ganze Kirche erstrecken möge“ (VC 50).

Im Rahmen des Abschnitts über die „konkrete *Communio*-Gestalt der Kirche“ kommt Walter Kasper auch auf die Stellung der Frau zu sprechen. MR hat im Rahmen der Richtlinien (nicht der theologischen Grundlegung) zwei Absätze den (Ordens-)Frauen gewidmet. Gerade in diesem Bereich hat sich in der Kirche sowohl theologisch als auch praktisch seit 1978 vieles gewandelt und weiterentwickelt. Es kann festgehalten werden, dass die kirchliche Lehrverkündigung in den letzten Jahren deutlicher die Ebenbürtigkeit der Frau und die Wichtigkeit ihrer Sendung in der Kirche herausgestrichen hat. Über die konkrete Verwirklichung und die Reichweite wird jedoch weiterhin heftig diskutiert. Vieles in und an der Kirche ist immer noch weitgehend männlich dominiert. Deshalb regt Kasper auch an, dass die *Communio*-Gestalt der Kirche auch dadurch Ausdruck gewinnt, dass weibliche Dimensionen mehr zum Zug kommen, etwa in Liturgie, Gebetsprache oder auch in der Ergänzung theologischer Lehrsätze durch eine Sprache, in der sich die Erfahrung von Frauen widerspiegelt.<sup>16</sup> Es muss noch manches getan werden, „im Interesse der Frauen, aber ebenso im Interesse der Kirche“.<sup>17</sup>

Aus dem Ansatz der Ekklesiologie der *communio* können einige Anregungen

für die gegenseitigen Beziehungen von Bischöfen und Ordensleuten erwachsen:

- Es muss Orte geben, an dem die gemeinsame Teilhabe am Heiligen sichtbar und spürbar wird. Ein bloßer Austausch von Informationen oder reines Konfliktmanagement – so wichtig beide sind – sind der Kirche als *communio* nicht voll angemessen. Es geht um geistliches Miteinander und um den Austausch von Gaben.
- In einer Gemeinschaft kennt man einander und weiß um die Schätze des anderen, aber auch der Austausch von Nöten und Zweifeln formt Gemeinschaft.
- Was die Zusammenarbeit in der Ausbildung betrifft, ist einiges auf den Weg gebracht worden, es bleiben aber noch Felder zu beackern (vgl. UISG 1993, Nr. 2f).
- Wie die „Communio des Willens zwischen Jesus und dem Vater“ in Gethsemani und auf Golgotha ihre schwierigsten Momente erlebte, so erspart uns die Communio „auch die Spannungen und Konflikte nicht, ohne die es gegenseitige Übereinstimmung nicht gibt. ... Ein konstitutives Element von Communio ist Mitleiden, ist die Bereitschaft 'siebzig mal siebenmal' zu vergeben, und das gilt auch für die gegenseitige Offenheit, für Auferbauung einer authentisch personalen Beziehung, für die Kraft der Freundschaft“.<sup>18</sup>
- Es gilt, eine „geistliche Beratungskultur“ weiter zu entwickeln.<sup>19</sup> Was hindert daran, dass Bischöfe und Ordensobere an bestimmten Punkten eine gemeinsame Entscheidungsfindung aus dem Glauben pflegen?
- In vielen Ländern – so auch in Deutschland – treten Ordensmänner

und Ordensfrauen mittlerweile selbstverständlich gemeinsam in das Gespräch mit den Bischöfen. Manchmal habe ich aber trotzdem den Eindruck, dass die Präsenz von Priesterorden und deren Einfügung in die örtliche Pastoral eine dominierende Rolle spielen und das Gespräch Ordensfrauen – Bischof in signifikant anderer Weise verläuft: die nicht so für die Pastoral im engeren Sinn „verwertbaren“ Lebensweisen der weiblichen Ordensleute treten im Gespräch leicht in den Hintergrund. Im Rahmen der *communio*-Ekklesiologie wäre hier in ähnlicher Weise auf die Erfahrungen der Brüderorden zu schauen. Ordensfrauen, Ordensmänner – Patres und Brüder: Wir haben viel im gleichberechtigten Miteinander gelernt. Es ist dies auch ein Schatz, der mit der Ekklesiologie der Communio zu tun hat und den wir auch in die Ortskirche einbringen können.

#### Papst Franziskus: „Ein Volk auf dem Weg zu Gott“ (EG 111)

Die Konzentration auf die „Communio-Ekklesiologie“ birgt aber auch eine Gefahr in sich. Sie könnte zu statisch verstanden werden oder zu sehr zu einer Art Harmonie verlocken, die unterschiedliche Perspektiven zuleistet oder der prophetischen Kritik keinen Raum zugesteht. Oder die *communio* könnte zu selbstgenügsam werden und ihren missionarischen Auftrag vergessen. Der nachkonziliare Leitbegriff des „Volkes“ – der etwa auch in der Befreiungstheologie tonangebend war – ist wesentlich dynamischer, bringt das Unterwegssein, die Erneuerung und weniger das Angekommen-Sein zum Aus-

druck. Papst Franziskus stellt dieses Konzept in „Evangelii Gaudium“ wieder in den Mittelpunkt.

So schreibt er etwa in EG 111: „Die Evangelisierung ist Aufgabe der Kirche. Aber dieses Subjekt der Evangelisierung ist weit mehr als eine organische und hierarchische Institution, da es vor allem ein Volk auf dem Weg zu Gott ist. Gewiss handelt es sich um ein *Geheimnis*, das in der Heiligsten Dreifaltigkeit verwurzelt ist [vgl. LG 4, auf das sich die *Communio*-Ekklesiologie im Besonderen beruft], dessen historisch konkrete Gestalt aber ein pilgerndes und evangelisierendes Volk ist, das immer jeden, wenn auch notwendigen institutionellen Ausdruck übersteigt“. Es ist dies ein „Volk der vielen Gesichter“, ein Volk in vielen Kulturen. Stärker als in der *Communio*-Ekklesiologie kommt dabei m.E. auch der Aspekt der Sendung in den Blick, der das Volk – alle in ihm sind „missionarische Jünger“ (EG 119-121) – auszeichnet. Vor den Augen entsteht beim Lesen das Bild einer Kirche, die sich unter die Menschen mischt, hinausgeht, selbst auf dem Weg bleibt, sich evangelisieren lässt – und nicht „bloß“ einlädt, zur *Communio* zu kommen.

Dieser Aspekt des gemeinsamen Unterwegs-Sein im Volk Gottes, der Blick auf die Sendung aller wird auch das Zueinander und Miteinander von Orden und Bischöfen prägen. Auch hierin sind wir miteinander auf dem Weg, bleiben Lernende, wissen uns darum verbunden mit den anderen Gliedern des Volkes Gottes. Papst Franziskus wünscht immer auch eine Kirche, die bereit ist, sich die Hände schmutzig zu machen, sich „unter das Volk zu mischen“ und keine zu große Vorsicht walten zu lassen. Die

Herausforderung dazu gilt wohl auch für das gemeinsame Wirken von Orden und Ortskirche bzw. von Orden in der Ortskirche.

### **Versuch einer ekklesiologischen Verortung von Orden**

Wenn Orden „kein Zwischenstand zwischen dem der Kleriker und dem Laien“ sind, was sind sie dann? Wo ist ihr Ort in der Kirche? Manchmal wurde und wird von der Kirche in den beiden Spannungspolen von „Amt“ und „Charisma“ gesprochen. Orden werden dann der charismatischen Struktur zugeordnet und so theologisch verortet. Doch wird dagegen zurecht eingewendet, dass auch das Amt nicht ohne Charisma ist und dass zumindest ein Teil der Ordensleute – die Ordenspriester nämlich – auf der Seite des Amtes stehen. Was aber dann?

Ich greife auf zwei Kategorien zurück: die Partizipation und – aus ihr gewissermaßen folgend – der Zeichencharakter. Orden partizipieren wie alle Getauften an der Sakramentalität – verstanden als „Zeichen und Werkzeug“ – der ganzen Kirche und bringen darin einige Aspekte von Kirche in besonderer Weise zum Leuchten. Damit halten sie ihren Brüdern und Schwestern die diesen eigene Berufung und Sendung vor Augen und stellen sie zugespitzt, sichtbar in der Kirche dar. Ich möchte einige Aspekte dieser Zeichenhaftigkeit herausgreifen:

#### **Kirche am Ort, die über sich hinaus-schaut: in die Tiefe, in die Weite und in die Zukunft**

Die „Vergemeinschaftung“ von Orden und geistlichen Gemeinschaften geschieht auf andere Weise als die vor



Augen liegende Vergemeinschaftung in einer Ortskirche. Gemeinschaft in den Orden entsteht primär aus Berufung und Aufgabe, während die Ortskirche – wie der Name schon sagt – sich als die Kirche am gleichen Ort versteht, die in verschiedenen Berufungen und Aufgaben lebt.<sup>20</sup> So wäre ein erster Punkt, dass Orden der Ortskirche vor Augen halten, dass auch ihre *communio* nicht bloß im Sein am gleichen Ort aufgeht, sondern auf der Taufberufung und der gemeinsamen Sendung aufbaut. Kirche, die über sich hinaus schaut in die Tiefe.

Noch in anderer Weise lassen Orden die Ortskirche über das in die Augen Springende hinaus schauen: Viele von ihnen sind universalkirchlich vernetzt – entweder als zentralisiert aufgebaute, oft auch international agierende Gemeinschaften oder über die Teilhabe an einer Spiritualität, die die Grenzen der Ortskirche überschreitet. Eine Ortskirche mag in Gefahr stehen, sich zu örtlich gebunden zu verstehen und in den eigenen Stärken und Problemen zu verharren. Mit anderen zusammen – nicht zuletzt mit dem Bischof! – machen die Orden deutlich, dass die neutestamentliche *ekklesia* nicht mehr an eine örtlich gebundene (politische) *ekklesia* gebunden ist, sondern dass in ihr die *ekklesia* Gottes in Jesus Christus gegenwärtig ist und sich verwirklicht.<sup>21</sup> Über diesen Wurzelgrund ist jede Ortskirche mit den anderen Kirchen verbunden und wird auf sie hin geöffnet. Kirche, die über sich hinaus schaut in die Weite. Ganz konkret wird das z.B. an Versetzungen von Ordensleuten über Diözesangrenzen hinweg. Daraus ergeben sich nicht selten Reibungsflächen in Hinblick auf Aufgaben in einer Diözese, auf die

Möglichkeit, auch im Rahmen einer Gestaltung in eine Diözese einzusteigen. Viele Orden denken „überdiözesan“. Möchten sie ihre Präsenz und das Gemeinschaftsleben an einem Ort stärken, ist ein Einsteigen in den diözesanen Dienst, der oft eine wesentliche Quelle des Lebensunterhalts geworden ist, manchmal schwer möglich.

Einen dritten Aspekt des „Darüber-Hinausschauens“ sehe ich in der eschatologisch auf das Reich Gottes hin orientierten Lebensform der Orden. Diese Zeichenhaftigkeit hat auch das Konzil betont (vgl. LG 44). In ihr spiegelt sich das Unterwegssein der Kirche, das Ausgespannt-Sein zwischen Schon und Noch-Nicht. Im Blick auf die *conversatio morum* des Mönches hält Claudia Kunz fest, dass sie „den Mönch in Spannung und Bewegung auf sein letztes Ziel hin, auf Gott“ hin hält. „Sie ist nicht die Summe verschiedener Einzelverpflichtungen, sondern die Ausrichtung und Dynamisierung des ganzen Lebens auf Gott hin.“<sup>22</sup> Gleichzeitig machen Orden, gerade auch in der verpflichtenden Lebensform der evangelischen Räte, gelebt in Gemeinschaft, Werte des Reiches Gottes deutlich und richten ihr Leben danach aus.<sup>23</sup> In ihrem Gelingen und in ihrem Scheitern halten die Orden der Kirche vor Augen, dass sie zum einen auf das Reich Gottes ausgerichtet ist und in ihren Strukturen und Verhaltensweisen dieses widerspiegeln soll, zum anderen aber in dieser Welt immer die Unvollendete bleiben wird.<sup>24</sup> Wir bleiben Pilger. Dies wäre eine „Ekklesiologie vom Ziel der Kirche her“, das heißt „eine Ekklesiologie, die vom Kommen des Reiches Gottes und von der Durchdringung und Heiligung der Welt durch den Geist Christi be-

stimmt ist“.<sup>25</sup> Kirche, die über sich hinaus ausschaut in die je größere Zukunft des Reiches Gottes und die erst noch dabei ist, in ihr „Wesen“ hineinzuwachsen. Von den evangelischen Räten her, auf die sich Ordensleute verpflichten, rückt dieser Aspekt der Umkehr und Bekehrung in den Fokus: Sie sind ja auch Weisen, mit den unheilvollen Dynamismen, die in und durch die gottgeschenkten Kräfte und Energien im Menschen wirken, umzugehen.

Es ist Auftrag der Orden, dieses in vielerlei Weise „Überschießende“ in die Kirche, vor allem in die Ortskirche einzubringen. Darin liegt auch so etwas wie ein prophetischer Charakter der Orden. Propheten zeigen an, wo „Leerstellen“ und Gefährdungen sind. Gerade was die universalkirchliche Dimension betrifft, die ja vor allem zum Amt des Bischofs gehört, könnte sich der Ortsbischof bei den Orden Hilfe für diese seine Aufgabe holen. Konkret kann dies z.B. werden, wenn er sich die in vielen Orden vorhandene interkulturelle Kompetenz und das weltkirchliche Know-How an die Seite holt.<sup>26</sup>

Josef Freitag fasst zusammen: „Orden schauen immer über die Grenzen der Ortsgemeinden oder Diözesen hinaus; sie schauen auf bestimmte Aufgaben; sie gehen aus einem unableitbaren, zugleich überzeugenden Impuls hervor, der zu einer Spezialisierung führt und zur Mitteilung an andere drängt. So sind und bleiben sie Platzhalter der *Autonomie* (des Evangeliums) und des *Neuen* in der Kirche. ... Orden sind ... ein *Prinzip innerkirchlicher Pluralisierung*, einer innerkirchlichen ‚Zivilgesellschaft‘ und der Autonomie bzw. Selbstverwaltung der Glaubenden.“<sup>27</sup> Reibun-

gen, die dadurch entstehen, sind zwar oft nicht willkommen, aber produktiv für das Leben der Kirche.

#### **Kirche, in der sich Institution vom Charisma her formt**

Walter Kasper hält im Blick auf die Orden fest: „Die Orden zeigen, dass Leben und Gestalt der Kirche nicht ein monolithisches institutionelles Gefüge, sondern eine vielfältige, lebendige Wirklichkeit sind, bei der sich Institution und Charisma gegenseitig durchdringen. Sie verstehen sich nicht als dialektisches charismatisches Gegenüber zur Institution der Kirche. Die Orden sind ja als auf Dauer gestelltes Charisma selbst auch Institutionen, die ihre legitimen institutionellen Interessen vertreten können, wie umgekehrt das kirchliche Amt Institution und Charisma ist, das die Aufgabe hat, die Charismen zu prüfen und sie gegebenenfalls öffentlich anzuerkennen.“<sup>28</sup> „Die Orden und andere Formen geweihten Lebens halten lebendig, dass in der Kirche die institutionelle und die charismatische Seite zusammengehören.“<sup>29</sup>

Man kann das bejahen, wird aber doch hinzufügen müssen und dürfen, dass bei den Orden der Akzent mehr auf dem Charismatischen als auf dem Institutionellen liegen müsste. Und dass es die reelle Gefahr gibt, dass auch bei den Orden das Institutionelle das Charismatische überwiegt. Denn bei allem Verweis darauf, dass auch das Amt „nicht ohne Charisma ist“, ist dennoch weiterhin Friedrich Wulf zuzustimmen, der in den Orden den „charismatischen Stand der Kirche“ sah, in dem die charismatische Dimension der Kirche zur heilswirksamen Darstellung kommt.<sup>30</sup> „Während die hierarchische Struktur

der Kirche sichtbar wird im Amt“, so Josef Freitag, „wird die pneumatische und pneumatologische Struktur sichtbar unter anderem in der Gabe des Rätelebens – und sozial-soziologisch greifbar wie wirksam im Ordensleben.“<sup>31</sup> Daraus ergeben sich durchaus auch Spannungen zwischen den beiden Strukturen in der Kirche, die eine jeweils andersgeartete Dynamik haben (Stichwort z.B.: Beständigkeit gegen Wechsel).

Vielleicht kann man es im Blick auf das Ordensleben so sagen: Das Charismatische ist die Triebkraft, die zu institutioneller Ausformung drängt. Diese hat primär die Aufgabe, das Charisma im Alltag zu bewahren, so dass es sich dort bewähren kann. Orden werden aufmerksam sein müssen, dass sie mutig vom Charisma her immer wieder ihre Strukturen in Frage stellen, ja ändern. Wenn ihnen das gelingt, geben sie innerhalb der Kirche das wichtige Zeugnis, dass das Institutionelle nicht um seiner selbst willen da ist, sondern Dienstcharakter hat und sich in Hinblick auf die Erfüllung einer Sendung je neu zu formen hat.<sup>32</sup>

#### **Kirche, die Antwort gibt: Nachfolge**

Margit Eckholt setzt für eine ekklesiologische Verortung der Orden bei einer „weisheitlichen Ekklesiologie“ an<sup>33</sup> und bezieht sich dazu auf den zweiten Teil der dogmatischen Konstitution über die Kirche. Im ersten Teil der Kirchenkonstitution tritt das Geschenk Gottes an die Menschen, seine Freundschaft mit den Menschen in Christus Jesus, der „Licht der Völker“ ist und dessen Herrlichkeit auf dem Antlitz der Kirche widerscheint (LG 1) in den Vordergrund. Auch die Herkunft der Kirche aus der Gemein-

schaft des dreifaltigen Gottes wird im Anschluss an die Kirchenväter betont (LG 4). Im zweiten Teil der Kirchenkonstitution, der mit dem Kapitel über die allgemeine Berufung zur Heiligkeit einsetzt, wird „die Geschichte des dreifaltigen Gottes ... aus Perspektive des Menschen erzählt, der das Geschenk der Freundschaft annimmt, der daraus lebt und andere zu diesem Leben einladen möchte.“<sup>34</sup> Das ist mit „weisheitlich“ gemeint. Man könnte auch von einer Ekklesiologie der Antwort sprechen, der Antwort auf das vorgängige Gnadengeschenk Gottes. Es müssen sich dabei konkret sichtbare Weisen der Nachfolge herauskristallisieren. Dieser zweite Teil von *Lumen Gentium* schließt mit dem Blick auf Maria. An ihr ist abzulesen, dass Leben gelingen kann und dass Christsein mit Charme, aber auch mit Einstehen für Gerechtigkeit (*Magnificat*) zu tun hat. Eckholt hält fest: „Eine ekklesiologische Verortung des Ordenslebens wird sich in diesen Duktus einer weisheitlichen Ekklesiologie einschreiben... In der Weihe der Ordensleute prägt sich auf ganz besondere Weise die Freundschaft Gottes in Jesus Christus und die Freundschaft des Menschen mit Gott aus.“<sup>35</sup> In der Ordensweihe als Konkretisierung der Taufweihe laufen für Eckholt die beiden Stränge der Ekklesiologie zusammen: Das Geschenk der Taufe wird in ihr umgesetzt in eine konkrete Lebensform, die „alltagstauglich“ (und in diesem Sinne weisheitlich) ist. So gesehen manifestiert Ordensleben die Berufung aller in der Kirche zur Heiligkeit, verstanden als „auf den Ruf Gottes Antwort geben“. „Ordensleute sind immer *pars pro toto*, d.h. ein Teil, in dem sich das Wesen des Ganzen zeigt.“<sup>36</sup> Man könnte sagen, dass die

Antwort des Lebens nach den evangelischen Räten im Ordensleben wie ein Scheinwerfer ist, in dessen Licht die pneumatische, weisheitliche Dimension der Kirche auch in anderen, weniger sichtbaren Gestalten entdeckt werden kann.<sup>37</sup> Ordensleben ruft permanent in Erinnerung, dass die Kirche nicht in der hierarchischen Struktur aufgeht, sondern dass die pneumatische Dimension „nicht nur schmückendes Ornament oder Beiwerk [ist], sondern ... zum Wesen der Kirche [gehört]. Sie gehört zum Sein, nicht nur zum Gut- oder Schönsein von Kirche (zum esse, nicht nur zum bene esse)“.<sup>38</sup>

In der öffentlichen Profess (Weihe) liegt die besondere ekklesiologische Bedeutung des Ordenslebens. Ihr Leben ist auf das Wohl der ganzen Kirche ausgerichtet und in die Pflicht genommen, „andere Formen der Weihe – des Lebens aus der Gottesfreundschaft – ausprägen zu helfen: in Ehe, Familie, in den verschiedenen Formen von Caritas und Diakonie, im Einsatz für die Bewahrung der Schöpfung, in Formen des Dienstes am Menschen in Kultur, Politik und Wissenschaft usw.“<sup>39</sup> Man möchte hinzufügen: durch ihr Dasein, ihr Gebet und gegebenenfalls ihre Begleitung sollen sie das Leben aus der Gottesfreundschaft von Priestern und Bischöfen mittragen. Denn auch „jede institutionelle Gestalt im Volk Gottes muss durchwoben sein von der Weisheit Gottes, von einem Leben aus der Freundschaft Gottes“.<sup>40</sup> Das wäre Teil des „Dienstes an der Heiligkeit des Gottesvolkes“ (vgl. Titel eines Fachgesprächs im Dialogprozess zwischen Orden und Bischöfen Deutschlands). Es ist nicht so, dass hier nicht vieles geschieht und geschehen ist, aber vielleicht könn-

te dieser Aspekt gerade auch in der Begegnung von Bischöfen und Ordensleuten noch deutlichere Züge annehmen. Es geht darin auch um eine Vergewisserung der Berufung und Freundschaft mit Christus: in gemeinsamem Gebet, Glaubensgespräch, Gottesdienst im Wissen um das gemeinsame Stehen vor Gott und in der Nachfolge Jesu Christi. Antwort geben, eine Gestalt ausformen, nachfolgen: Das ist etwas Dynamisches, etwas Lebendiges, das im Wachsen ist und bleibt. Deshalb mag hier eine Beobachtung von Kardinal Karl Lehmann angefügt werden: Der althergebrachte Begriff „Stand“ wird z.B. vom Kirchenrecht 1983 nicht mehr für das Ordensleben verwendet („Ordensstand“). Vielmehr ist vom *Leben*, vom (durch die Profess der evangelischen Räte) Gott geweihten *Leben* die Rede. Ordensleben zählt nicht zu den fest gefügten „Ständen“ der Kirche (eben wie Kleriker und Laien), sondern zum „Leben“, zum antwortenden Gesicht der Kirche, das immer neue Formen der Antwort hervorbringt. Seine Aufgabe ist es, dieses Leben in all seiner Lebendigkeit in der Kirche darzustellen.

#### Kirche im „communalen Kräftespiel“ (Gisbert Greshake<sup>41</sup>)

Wir haben schon gesehen, dass Orden auch für die Vielfalt der Spiritualitäten und Lebensformen in der Kirche stehen. Diese durchdringt die Vielfalt der Ortskirchen. Dem Bischof kommt dabei in besonderer Weise zu, die „Vielfalt von Personen und Charismen, Kräften und Bewegungen, welche die Ortskirche ausmachen, zur Einheit“ zusammenzuführen, einer Einheit in Vielfalt. Nach dem Zweiten Vatikanum ist der Bischof „sowohl Zeichen und Werkzeug der

Einheit seiner Kirche [der Ortskirche, A.H.] als auch zugleich Zeichen und Werkzeug der *Communio* zwischen den Kirchen“.<sup>42</sup> Für den Dienst an der Einheit der Ortskirche drängt Greshake in seinem Buch „Priester sein“ den Bischof zu einer größeren Gemeinschaft mit den Priestern seiner Diözese, da sie „ihn durch ihren einheitsstiftenden Dienst in Gemeinden und Gemeinschaft vertreten“. Wenn nun der Bischof gleichzeitig auch „Gelenk“ zwischen seiner eigenen Ortskirche und der Weltkirche ist – muss er diesen Teil seiner Aufgabe alleine schultern? Die Bischöfe sind jedoch „Repräsentanten, aber nicht exklusive Träger der Gesamtsendung der Kirche“.<sup>43</sup> Unter anderem stehen auch viele Orden für die Universalkirche. Genau das brachte und bringt gelegentlich ja auch Spannungen mit sich.<sup>44</sup> Ich sehe die Herausforderung, dass das diözesanübergreifende Wirken der Orden nicht primär als Hindernis („man kann sich ja doch nicht verlassen, dass sie bleiben“) gesehen wird, sondern als Bereicherung und Hilfe für die Ortskirche und den Bischof, seine universal-kirchliche Eingebundenheit über regionale und internationale Bischofstreffen und Konferenzen oder die Unterstützung von anderen Ortskirchen hinaus spürbar zu machen. Auch deshalb ist es wichtig, dass Ordensleute bei diözesanen Vorgängen (pastoralen Foren und Ähnliches) präsent sind und zwar nicht nur in ihren Funktionen als Pfarrer oder Dekan etc.

In diesem „communalen Kräftespiel“ hat der Bischof die „episkopé“, die Aufsicht oder „Draufsicht“. Diese Seite seines Wirkens ist normalerweise gut ausgebildet. Gleichzeitig gilt auch für ihn, dass er als Getaufter und Gefirmter mit

allen anderen in der auch internationalen und interkulturellen „Lerngemeinschaft“ der Kirche steht. Dies sollte sich im Stil beratender Gremien oder synodaler Vorgänge bemerkbar machen. Hier sollte echtes gemeinsames gelehriges Hören auf den Geist eingeübt und gepflegt werden – auch unbeschadet der letzten Entscheidungsbefugnis des Bischofs.

### **Kirche in der Sendung: Gemeinsam dem Evangelium dienen**

Ich nehme diese geglückte Formulierung des Dialogprozesses zwischen deutschen Bischöfen und Orden aus dem Jahr 2007 auf. Denn darin liegt meines Erachtens die wichtigste Basis für die „gegenseitigen Beziehungen“. Dieses Bewusstsein muss gepflegt und konkretisiert werden. Das Schreiben der deutschen Bischöfe hielt dazu fest: „Unsere kirchlichen Strukturen kennen inzwischen gut institutionalisierte Kontaktgespräche zwischen einem Bischof und den Orden in seinem Bistum. Die Chancen dieser Kontaktgespräche können jedoch noch besser genutzt werden, damit aus ihnen eine Dynamik in Richtung eines gemeinsamen Dienstes am Evangelium entstehen kann.“<sup>45</sup> Für die Orden hat Otto Hermann Pesch festgehalten: „Der Dienst in der Kirche und für die Sache der Kirche, das Evangelium, ist ... der letzte, alles andere umfassende Maßstab, an dem die Legitimität sowohl der Ordensinstitute als solcher wie auch konkretes Ordensleben zu messen sind.“<sup>46</sup> Denn Kirchlichkeit des Ordenslebens meint dezidiert, dass die Orden mitwirken, dass die Kirche ihre *Sendung* erfüllen kann. Mit den Worten

von GS 3 lässt sich diese so beschreiben, dass die Kirche „das Licht des Evangeliums bringt“ (Evangelisierung) und „dem Menschengeschlecht jene Heilskräfte bietet, die die Kirche selbst, vom Heiligen Geist geleitet, von ihrem Gründer empfängt“ (Heilungsauftrag). Papst Franziskus hat in seinem Schreiben „Evangelii Gaudium“ diese „missionarische Umgestaltung der Kirche“ gefordert und besonders im 4. Kapitel die „soziale Dimension der Evangelisierung“ mit eindrucklichen Worten dargelegt. Er hat damit die ganze Kirche – und damit auch die Ordensleute – zu Umkehr und Aufbruch aufgerufen. Viele Ordensleute haben sich die „Option für die Armen“, von der Papst Franziskus spricht, in bemerkenswerter Weise zu eigen gemacht. Sie tragen damit dazu bei, dass dieser Auftrag der Kirche präsent bleibt und zuweilen auch Stachel im Fleisch ist.

Für die Bischöfe sagt LG 25: „Unter den hauptsächlichsten Ämtern der Bischöfe hat die Verkündigung des Evangeliums einen hervorragenden Platz.“ Was Bischöfe und Orden vereint, ist der Dienst am Evangelium und dessen Einpflanzung in die Welt. So sind beide Seiten auch dafür verantwortlich, dass sie dies in Gemeinschaft mit den anderen Gliedern des Gottesvolkes in verantwortlicher und fruchtbringender Weise leben und diese gemeinsame Sendung zum Ausgangspunkt ihrer Beziehung machen. Dies sollen sie tun in gegenseitiger Anerkennung der unterschiedlichen Aufgaben in der Kirche. Damit ist keine falsche Harmonisierung gemeint. Auseinandersetzung, Diskussion, Disput, ungleiche Meinungen sind für den Prozess und das Wachsen von Kirche wichtig.

Wie VC 53 ausführt, dienen die Gespräche zwischen Bischöfen und Orden letztlich dazu, dass die Teilkirchen ihre Sendung erfüllen können. Mindestens ebenso entscheidend sind aber Kontakte von Mitarbeitern des Bischofs mit Orden. Denn oft kann man erleben, dass das Ordensleben als „ekklesiales Faktum“ im Denken mancher Entscheidungsträger und –trägerinnen in den Ortskirchen nicht (mehr) präsent ist, ebenso wie es in Veröffentlichungen zur Ekklesiologie bestenfalls erwähnt wird. Dabei haben Victor Codina und Noé Zavallos schon 1991 zusammenfassend festgehalten: „Wichtiger als die Aussagen des II. Vaticanums zum Ordensleben ist die Tatsache, dass es [das Ordensleben] in den Rahmen von Kirche stellt und als wesentliches Element ihres Geheimnisses betrachtet. Darin besteht die theologische Bedeutung des Kapitels über die Ordensleute innerhalb der dogmatischen Konstitution über die Kirche. Man kann nur von Ordensleben sprechen in den Koordinaten von Kirche, und man kann nur sachgerecht von Kirche sprechen, wenn man das Ordensleben nicht ausschließt.“<sup>47</sup> Das gilt, auch wenn uns bewusst bleiben muss, dass die Ordensleute „nur eine winzige Minderheit von Christen umfasst“<sup>48</sup>, nämlich 2013 umg. 0,075%.<sup>49</sup> Dabei muss man auch bedenken, dass in solchen Aussagen das Wort „Ordensleben“ als Chiffre für einen bestimmten Phänotypus von entschiedener Christusbefolgung in Gemeinschaft steht und keineswegs eine „Bestandsgarantie“ für einzelne Orden oder Ordensformen nach sich zieht.

Auf dem Hintergrund des gemeinsamen Dienstes am Evangelium darf als Desideratum angefügt werden, dass auf

dieser Basis die Bischöfe nicht nur eine bestimmte Form des Ordenslebens fördern sollten, sondern die „wunderbare Vielfalt, die sehr dazu beitrug, dass die Kirche ... zu jedem guten Werk gerüstet (vgl. 2 Tim 3,17) und für den Dienst am Aufbau des Leibes Christi (vgl. Eph 4,12)“ (PC 1) bereit ist. Manchmal entsteht nämlich der Eindruck, dass die apostolisch tätigen Orden, besonders die Schwesterngemeinschaften dieses Stils, irgendwie schon als tot gelten. Nicht wenige in der Kirche haben bei „weiblichem Ordensleben“ fast nur mehr das monastische und kontemplative Leben vor Augen, während das „tätige“ keine Zukunft zu haben scheint und auch nicht immer gefördert wird.<sup>50</sup> Wo der Ausgang vom gemeinsamen Dienst am Evangelium genommen wird, muss aber der Blick geweitet bleiben auf die Vielfalt der Formen und bis zum Erweis des Gegenteils auch dem apostolisch tätigen (weiblichen) Ordensleben ein konkreter Beitrag zum gemeinsamen Dienst am Evangelium zusprochen werden. Dies auch deswegen, weil gerade durch diese Tätigkeiten die Kirche in und durch die Ordensleute (Ordensfrauen) die diakonische Seite ihrer Sendung verwirklicht und nicht selten dadurch Menschen erreicht, die durch viele andere Angebote nicht mehr erreicht werden.

Meines Erachtens stehen wir in der Geschichte von Spiritualität und Ordensleben immer noch vor der Einholung der Aussage von PC 8, dass die Tätigkeit nicht etwas „Hinzukommendes“ zum „eigentlichen“ Ordensleben ist, sondern in diesen Formen zu seinem „Wesen“ gehört. Es wäre dies auch ein Beitrag der Orden zu einer „Spiritualität der Tätigkeit“ (vgl. VC 74), die für alle

Christen wichtig ist. Oder mit den Worten von Papst Franziskus: „Vom Gesichtspunkt der Evangelisierung aus nützen weder mystische Angebote ohne ein starkes soziales und missionarisches Engagement noch soziales oder pastorales Reden und Handeln ohne eine Spiritualität, die das Herz verwandelt“ (EG 262). Diese „alte“ Spannung, die oft in Versuchung steht, einseitig aufgelöst zu werden, ist wichtig und fruchtbringend, damit Kirche und die Orden in ihr missionarisch leben.

„Gemeinsam dem Evangelium dienen“ – das hat zur Voraussetzung, sich gemeinsam dem Anspruch des Evangeliums zu stellen. Hierin sind Bischöfe und Orden gleich. Hier sollte meines Erachtens auch der Ansatzpunkt für eine neue Art der Beziehung zwischen ihnen sein: gemeinsam auf das Evangelium zu hören, sich seinem Anspruch zu stellen, miteinander zu beten und Fürbitte zu halten, in aller Einfachheit Liturgie zu feiern, auszutauschen, „was der Geist den Gemeinden sagt“ (vgl. Offb 2,7) und sich dem Dienst am Evangelium zur Verfügung zu stellen, in Gemeinschaft mit den anderen Christen an unserer Seite.

Die Herausforderung auf beiden Seiten – Orden und Bischöfe bzw. Ortskirche – besteht darin, einander (!) nicht gegenseitig (!) als „Hilfsmittel“ zu betrachten, sondern als „Männer und Frauen des Volkes“ (EG 271), die zusammen mit vielen anderen im Dienst am Evangelium und damit an der Welt stehen und mit Gaben des Geistes ausgestattet sind. In diesem Sinn dürfen wir – und das sei zum Schluss auch einmal gesagt – zumindest gelegentlich füreinander danken (vgl. EG 282).

- .....
- 1 Siehe dazu: Das Verhältnis von Ortskirchen zu Orden wird neu geregelt, in: ON (2014) 3, 8-9.
  - 2 Vgl. Freitag, J., Ortskirchen und Orden. Gemeinsam und doch autonom. Dogmatisch-ekklesiologische Perspektiven, in: OK 49 (2008) 3, 297-314, hier: 1.
  - 3 Freitag 301.
  - 4 Im Gegensatz zur deutschen Übersetzung, die in der Ordenskorrespondenz erschienen ist, kennt das lateinische Original, das in den Acta Apostolicae Sedis veröffentlicht wurde, keine Überschriften.
  - 5 Hier wird nicht vom „neuen Volk Gottes“ geredet, ein Ausdruck, der für den jüdisch-christlichen Dialog eher belastend ist. Die „Neuheit“ versteht sich in Abgrenzung zu einer rein soziologischen Erklärung des „Volkes“. – Zur Metapher des „Volkes Gottes“ vgl.: Faber, E.-M., Volk Gottes, in: Delgado, M., Sievernich, M., Die großen Metaphern des Zweiten Vatikanischen Konzils, Freiburg 2013, 168-185 sowie Kasper, W., Katholische Kirche. Wesen – Wirklichkeit – Sendung, Freiburg 2011, 180-190; 285-294. Kasper weist darauf hin, dass sich im Neuen Testament nirgendwo der Begriff „neues Volk Gottes“ findet, sondern erst im Barnabasbrief auftaucht und dort zur sogenannten Substitutionstheorie geführt hat: die Kirche sei nun an die Stelle des ungläubigen Israel getreten und insofern das „neue“ Volk Gottes. Dieser Substitutionstheorie schließt sich das Konzil nicht an (186).
  - 6 Hier fällt auf, dass nicht vom „Leib Christi“ die Rede ist.
  - 7 Siehe dazu: Schmiedl, Joachim, Das Konzil und die Orden. Krise und Erneuerung des gottgeweihten Lebens, Vallendar-Schönstatt 1999, passim.
  - 8 Benedikt XVI., Kirchliche Bewegungen und neue Gemeinschaften. Unterscheidungen und Kriterien, München 2007, 23. – Benedikt XVI. verortet hier auch den Zölibat des Priesters.
  - 9 Siehe zum Folgenden: Kasper 45ff
  - 10 Kasper 46.
  - 11 Kasper 46 mit Verweis auf B. Forte.
  - 12 Kasper 47.
  - 13 Kasper 48.
  - 14 Kasper 485.
  - 15 Kasper 484.
  - 16 Vgl. Kasper 313.
  - 17 Kasper 315.
  - 18 García Paredes, J.C.R., Theologische Synthese, in: Union der Generaloberen, Gottgeweihtes Leben heute: Charismen in der Kirche für die Welt. Internationaler Kongreß. Schlußdokument (Arbeitshilfen 120), Bonn 1993, 21-39, hier 29
  - 19 Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche (Die deutschen Bischöfe 86), Bonn 2007, 49.
  - 20 Vgl. Freitag 301.
  - 21 Vgl. Kasper 143.
  - 22 Kunz, C., „Die Verpflichtung, ein völlig neuer Mensch zu werden“, in: Gottesfreundschaft (op.cit.), 237-253, hier 250.
  - 23 Vgl. dazu Herzig, A., In der Spur Jesu. Leben nach den evangelischen Räten, Innsbruck 2012.
  - 24 Vgl. Kasper 155; Freitag 304.
  - 25 Kasper 286.
  - 26 Vgl. auch Freitag 310.
  - 27 Freitag 301.
  - 28 Kasper 401.
  - 29 Gemeinsam dem Evangelium dienen 13.
  - 30 F. Wulf bei Schulte, L., Aufbruch aus der Mitte. Zur Erneuerung der Theologie christlicher Spiritualität im 20. Jahrhundert – im Spiegel von Wirken und Werk Friedrich Wulfs SJ (1908-1990), Würzburg 1998, 408.
  - 31 Freitag 302.
  - 32 Für die Kirche als solche wird man dabei zwischen primären und sekundären Institutionen zu unterscheiden haben.
  - 33 Eckholt, M., Freundschaft und Weisheit. Zur ekklesiologischen Verortung des

- Ordenslebens, in: Gruber, M., Kiechle, S. (Hg.), Gottesfreundschaft. Ordensleben heute denken, Würzburg 2007, 143-166, hier: 148.
- 34 Eckholt 150.
- 35 Eckholt 155f.
- 36 Freitag 303. Vgl. Kasper 401: „Konsequent und überzeugt gelebt steht das geweihte Leben nach Papst Johannes Paul II. als entscheidendes Element für die Sendung der Kirche in deren Herz und Mitte, da es das innerste Wesen der christlichen Berufung offenbart und darstellt ...“
- 37 Vgl. Freitag 304.
- 38 Freitag 304. Er weist darauf hin, dass das Grund ist, warum das Räteleben gemäß LG 39 „inconcusse“ (unerschütterlich) zum Leben der Kirche gehört.
- 39 Eckholt 158.
- 40 Eckholt 159.
- 41 Greshake, G., Priester sein in dieser Zeit, Freiburg 2000, 179.
- 42 Ebd.
- 43 Müller, G.L., Katholische Dogmatik. Für Studium und Praxis der Theologie, Freiburg 1995, 578.
- 44 Vgl. die Hinweise aus der Ordensgeschichte in: Gatz, E. (Hg.), Geschichte des kirchlichen Lebens in den deutschsprachigen Ländern seit dem Ende des 18. Jahrhunderts. Bd. 7 Klöster und Ordensgemeinschaften, Freiburg 2006, 53 bzw. 153f.
- 45 Gemeinsam dem Evangelium dienen 45.
- 46 Pesch, O.H., Mönchtum in der Kirche. Eine systematisch-theologische Standortbestimmung, in: Edith Stein Jahrbuch. Bd. 8 Das Mönchtum, 225-232, hier 232.
- 47 Codina-Zavallos 123, zit. bei Eckholt, 144. Über das immer noch bestehende Manko in Ekklesiologien: Lehmann, K., Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute, in: Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute. Arbeitshilfen zum Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen“ (Arbeitshilfen 211), Bonn 2007, 9-32, hier 14.
- 48 García Paredes, 22.
- 49 Vgl. Kirchliche Statistik [www.fides.org](http://www.fides.org) (19.10.2014): Ca. 918.500 Mitglieder des geweihten Lebens bei 1.228.621.000 Katholiken. García Paredes rechnet 1993 noch mit 0,12%!
- 50 Vgl. Schmiedl, J., In gemeinsamer Verantwortung. Die Orden in Deutschland im Gespräch mit den Bischöfen, in: Gottesfreundschaft (op.cit.), 273-280, hier 277. Wir haben also fast eine umgekehrte Entwicklung wie etwa in und nach der Zeit der Aufklärung, wo alle Orden einen bestimmten „Zweck“ vorweisen mussten.

### **Dominicus M. Meier OSB**

Abt em. Prof. Dr. Dominicus Meier OSB trat 1982 in die Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede ein und empfing 1989 die Priesterweihe. Von 2001 bis 2013 war er Abt seiner Gemeinschaft. Er ist seit 2013 Offizial des Erzbistums Paderborn und zudem Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Pallottinerhochschule Vallendar.



Dominicus M. Meier OSB

## **Die Kultur des Vertrauens als Basis für das verantwortliche Miteinander von Bischöfen und Ordensinstituten**

„Wir gehen vertrauensvoll und verantwortlich miteinander um!“ – Sätze wie dieser stehen in Unternehmens- und Ordensleitbildern, in Führungsgrundsätzen oder in bischöflichen Hirtenworten bzw. Ansprachen auf Ordenstag. Oft jedoch beschreiben sie *nicht* die Realität, sondern sind ein Wunschbild, das von der Realität oftmals leider weit entfernt ist. Deshalb erzeugen solche „Leid-Sätze“ eher Frust und Enttäuschung als Identifikation und Motivation. Umso wichtiger ist es, sich einmal die Frage zu stellen, was eigentlich die Voraussetzungen für eine Kultur des Vertrauens sind und was ich tun kann bzw. unterlassen muss, um dieses zu fördern.

Ich bin davon überzeugt, dass sich dieser Frage nicht nur Unternehmen und ihre Manager, nicht nur Ordensobere und ihre Institutsmitglieder stellen sollten, sondern auch Bischöfe und Ordensobere in ihrer Verantwortung für den gemeinsamen Sendungsauftrag der Kirche. Wenn wir an diesem Tag über das Beziehungsverhältnis von Bischöfen und Ordensoberen nachdenken, dann sollten wir zunächst der Frage nach Vertrauen oder Misstrauen nachgehen, bevor wir Verhaltens-Postulate formulieren, die im Alltag schnell zur Makulatur werden können.

Ein merkwürdiger Widerspruch ist in den letzten Jahren innerhalb der Kirche Deutschlands festzustellen: Fast jeder

der betroffenen Bischöfe und Ordensoberen, der Verantwortlichen in der Bischofskonferenz und der DOK wünschen sich einen Umgang miteinander, der von Vertrauen und Offenheit geprägt ist und nicht von Angriffen, Schuldzuweisungen und rechtlich-taktischen Spielen. Die meisten der Beteiligten wären angesichts der Kirchen- und Vertrauenskrise in Deutschland sehr viel lieber ein „eingeschworenes Team“, als ständig auf der Hut, sich nach allen Seiten abzusichern gegenüber überzogenen Forderungen, um nicht unter die Räder kirchlichen Bürokratie oder medialer Vorwürfe zu kommen.

Doch so verbreitet dieser Vertrauenswunsch ist, so selten findet er sich umgesetzt: In erstaunlich vielen kirchlichen Einrichtungen und Ordinariaten herrscht trotz des Gedankens der Dienstgemeinschaft ein alles andere als vertrauensvolles Klima; stattdessen bestimmen Unkenntnis, Revierdenken, Eigeninteressen und mehr oder weniger gekonnte Machtspielchen den Alltag. Oder, beinahe noch schlimmer, es herrscht ein ausgeprägtes Klima des Misstrauens, der Schuldzuweisungen, der Generalisierungen und Übertragungen, wenn es mal wieder um die Orden und ihre Stellung in der Teilkirche geht. Leider musste ich in meinen Jahren im erweiterten Vorstand der DOK immer wieder die Frage von Bischöfen und Ordensreferenten hören: Was wollen die Orden eigentlich von uns? Wollen die nun in allen kirchlichen Fragen mitreden und entscheiden?

Diese Erfahrung wirft m.E. die spannende Frage auf: Wenn Vertrauen tatsächlich so erstrebenswert ist, wieso machen sich dann eigentlich nur wenige in der

Kirche die Mühe, in ihrem Verantwortungsbereich Vertrauen systematisch aufzubauen und zu kultivieren? Man müsste doch nur herausfinden, welche Faktoren Einfluss auf das Entstehen und den Fortbestand von Vertrauen haben, und dann entsprechend handeln – dann hätte man den Zustand, den man sich wünscht, oder käme den proklamierten Worten zumindest nahe. Gestatten Sie mir daher, den Grundbegriffen „Vertrauen“ und „Verantwortung“ zunächst einmal nachzugehen.

## Vertrauen

Im Grunde ist das vermeintliche „Geheimnis des Vertrauens“ ähnlich simpel wie das „Geheimnis einer guten Beziehung“: Jenseits aller romantischen Verklärung liegt es ganz einfach darin, dass man von einem Konto nicht nur abheben kann, sondern auch etwas einzahlen muss. Denn im allgemeinen Sprachgebrauch ist Vertrauen eine Haltung, die auf die wechselseitige Verlässlichkeit von Dingen, Menschen oder Ereignissen baut.

Vertrauen ist immer auch mit Risiko verbunden, aber auch von der Überzeugung getragen, dass das, worauf man vertraut, einen letztlich nicht enttäuschen wird und somit vertrauenswürdig ist. Vertrauen wird durch Situationen, Menschen oder Rahmenbedingungen gefördert oder erschwert – durch Faktoren also, die zum Teil in der Verantwortung der Kirche als Ganzer, zum Teil in jeweils individueller Verantwortung liegen.

Vertrauen findet seinen Ausdruck in der Praxis des Alltags, im pastoralen und organisatorischen Miteinander, in den gemeinsam getragenen Einrichtungen

und Diensten und auch in der allgemeinen Praxis des Führens und Leitens. Denn hier sind Entscheidungen aller Beteiligten gefragt. Denn Vertrauen ist in erster Linie eine Entscheidung der Kommunikations- und Interpretationspartner zum Risiko. Vertrauen wird zur Quelle von Handlungsfähigkeit und Kooperation. Der Beginn eines Vertrauensprozesses wird eingeleitet durch einen kooperativen, kommunikativen und partizipativen Umgang miteinander.

In den letzten Jahren ist gerade im Bereich der Kommunikation zwischen DBK und DOK vieles gewachsen. Die neu errichtete Koordinierungskonferenz, gemeinsame Studientage und die Teilnahme von Bischöfen an der jährlichen Mitgliederversammlung der DOK haben eine gute Gesprächsatmosphäre geschaffen.

In die 14 Kommissionen der DBK wurden verstärkt Ordensschwestern und -brüder als Berater berufen, um so die Kooperation zu beleben.<sup>1</sup> Die Gespräche zwischen dem Sekretariat der Bischofskonferenz und der DOK in aktuellen Fragen sind intensiviert, auch wenn sich dabei das Sekretariat der DOK oftmals wie der kleine Juniorpartner vorkam oder wie ein Anhängsel.

Das gewonnene Vertrauen zwischen den Handelnden ist sicher noch ausbaufähig.

## Verantwortung

Verantwortung hat mit „Antwort geben“ zu tun. Verantwortung ist wie eine Replik auf das Vertrauen. Verantwortung in der Kirche heißt zunächst: antworten auf die vorausgegangene Anrede Gottes, die nichts anderes ist als die

von ihm kommende Berufung eines jeden einzelnen ins Menschsein, ins Christsein und in die konkrete Sendung. Hierin ist jeder Mensch als Einzelner unvertretbar, aber auch stellvertretend für andere da. Denn in der Gemeinschaft der Berufenen, der Kirche, kann und muss Verantwortung auch füreinander und wechselseitig übernommen werden. Das Wagnis, Verantwortung zu übertragen und zu übernehmen, kann im Bewusstsein der Berufung aller anders, eben in der Haltung des Vertrauens, immer neu angenommen werden.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Hier kommt nun neben der theologisch-ekklesiologischen Ebene der Berufung eine weitere Ebene ins Spiel: innerhalb der Kirche wird Verantwortung in einem konkreten geordneten, auch (arbeits-) rechtlichen Rahmen übertragen und wahrgenommen. Dieser begründet insbesondere für Priester und Diakone, aber auch für alle hauptberuflich in der Pastoral und in den caritativen und seelsorglichen Diensten Tätigen eine besondere gegenseitige Verantwortung. Dies gilt auch bei der bischöflichen Übertragung von pastoralen oder sozialen Werken an die Institute des geweihten Lebens bzw. an einzelne Mitglieder. In den letzten Jahren konnte ich beob-

achten, dass seitens der Diözesanverantwortlichen angesichts einer stetig sinkenden eigenen Personalzahl gern auf den Pool der Ordensinstitute und der Gesellschaften des apostolischen Lebens zurückgegriffen wurde. Plötzlich war der „Topf der Ordensmitglieder“ attraktiv und Niederlassungen wurden schnell zu „Spirituellen Zentren“ erhoben. Was von Seiten der Diözese als gangbare Lösung angesehen wurde, empfanden Orden und apostolische Gesellschaften als Vereinnahmung. Das sichere „Gestellungsgeld“ diente oftmals als Lockmittel. Gemeinsam wollten wir dem Evangelium dienen, gemeinsam wollten wir die Kirche Deutschlands sein<sup>2</sup> – doch aus dem Gemeinsamen folgten in den letzten Jahren auch Differenzen in arbeitsrechtlicher Hinsicht, eine Vereinnahmung der Institute aufgrund staatskirchenrechtlicher Vertretungsansprüche bei kirchenrechtlich zugesicherter Autonomie<sup>3</sup> (vgl. c. 586 § 1 CIC) und infolge einer Zwangsverpflichtung der Orden auf die „Grundordnung“ und „Kirchliche Zusatzversorgung“.

In diesem nur ansatzweise skizzierten Bereich ist sicher von beiden Seiten noch vieles aufzuarbeiten, vertrauensoffener zu gestalten und vor allem im Vorfeld partizipatorischer zu klären. Miteinander und nicht gegeneinander. Denn auf den unterschiedlichen Ebenen von Kirche setzt sich dieses wechselseitige Annehmen und Übertragen von Verantwortung fort: das Miteinander von Haupt- und Ehrenamt, von Priestern und Laien, Männern und Frauen, hiervon sind unsere Pfarrgemeinden und Einrichtungen geprägt. M.E. muss im Zusammenspiel von Orden und Diözesen mehr in Information und Ge-

sprächsbereitschaft investiert werden, damit Verantwortungsübernahme und Verantwortungsübertragung neben den rechtlichen Formalien in der Haltung wechselseitigen Vertrauens geschehen können.

### Der Auftrag zu Vertrauen und Verantwortung

Ein solcher Weg des Vertrauens ist herausfordernd, denn Vertrauen und Verantwortung wachsen nicht durch Appelle oder Erklärungen, sondern vor allem durch positive Erfahrungen. Aus menschlicher Erfahrung weiß jeder, dass Vertrauen leicht enttäuscht werden kann und dass Verantwortungsübernahme anspruchsvoll ist. Im Weg zum Handeln aus der Haltung des Vertrauens und der Verantwortung liegt deshalb auch ein Auftrag zum immer neuen Anfang, gerade nach Enttäuschung oder Erfahrungen des Misstrauens, von Rückschlägen oder Fehlern. Das Hineinwachsen in diese Haltung erfordert eine bewusste Entscheidung bei allen Handelnden, getragen von wechselseitiger Unterstützung und Ermutigung. Bewährungsprobe für das hier Gesagte ist die häufig so „harte Wirklichkeit“. Im alltäglichen Miteinander treffen widerstreitende und konkurrierende Interessen aufeinander. Wer als Verantwortlicher an welcher Stelle auch immer mit Gestaltungsmacht ausgestattet ist, ist in solchen Situationen sehr gefordert. Er hat die wichtige Rolle des Vermittlers und sollte nicht unnötig zur Polarisierung beitragen. Fehlt es in Konkurrenzsituationen oder Situationen widerstreitender Interessen bei allen Beteiligten an der Haltung des Vertrauens, kommt es schnell zu Entscheidungen und

Handlungen, wie ich sie im vorherigen Punkt angerissen habe, die als Machtmissbrauch, übergriffig, verletzend oder abwertend erlebt werden.

### **Aufsicht – Kontrolle – Förderung**

Wie in anderen Organisationen gibt es auch in der Kirche eine besondere Form der Verantwortung, die durch Aufsicht, Kontrolle und Förderung wahrgenommen wird. Das ist kein zwangsläufiger Widerspruch, aber eine besondere Herausforderung. Dabei kann es bei den Kontrollierten leicht zu der Meinung kommen, dass die kirchenamtliche-bischöfliche Aufsicht in einer Haltung des generellen Misstrauens ausgeübt wird. Jeder Ordensobere hat da seine Erfahrung sicher in den bischöflichen Ordinariaten und mit einzelnen Mitarbeitern bei Visitationsgesprächen oder anberaumten Finanzgesprächen gemacht, und umgekehrt kann jeder Bischof über Planungsgespräche mit Höheren Oberen berichten, wo schon nach einem Jahr alle Personal- und Finanzplanungen durch einen Beschluss auf einem General- oder Provinzkapitel Makulatur wurden. Solche negativen Erfahrungen von Aufsicht und Kontrolle sind nicht immer dienlich für einen gemeinsamen Weg.

Vielmehr sollte Aufsicht sich durch die Verantwortlichen in Richtung einer Verantwortungskultur entwickeln, die in der Haltung gegenseitigen Vertrauens wahrgenommen wird, so dass Vertrauen und Verantwortung im Miteinander der verschiedenen Akteure und Ebenen wechselseitig wachsen können und dadurch verlässlicher werden. Wünschenswert wäre, wenn die Stelle

eines Ordensreferenten bzw. -referentin durch ein Ordensmitglied besetzt werden könnte und so in seiner Person einen „Anwalt für das Miteinander“ in der Ordinariatsstruktur verankert würde.<sup>4</sup> Unterstreichen möchte ich ferner den Wunsch von „Mutuae relationes“, „dass der Bischof sich in diskreter Weise mit den Ordensmännern und -frauen über den Kandidaten für das Amt des Bischofsvikars vor dessen Ernennung berät“<sup>5</sup>. Ein solcher Schritt würde die Wertschätzung des Bischofs gegenüber den in seiner Diözese ansässigen Ordensgemeinschaften stärken und festigen. Die von ihm durchgeführten Visitationen und die verschiedenen Formen von Aufsicht stünden auf einem Fundament des Vertrauens.

Kontrolle bedeutet nicht, Fehler durch flächendeckende Aufsicht zu verhindern und im Nachgang „Schuldige“ zu identifizieren, eine Entwicklung, die ich leider in kirchlichen Dokumenten immer häufiger feststelle. Sobald eine Gemeinschaft einen Fehler macht, wird ängstlich nach generellen Abhilfen gesucht. Fehler treten immer auf, wo Menschen handeln. Denn erst durch Ausprobieren und Scheitern lernen wird. Wer mit Sanktionen rechnen muss, wird Fehler möglichst verschweigen. Wo das Miteinander jedoch durch eine Haltung von Vertrauen und Verantwortung getragen ist, können Fehler leichter benannt, bearbeitet und künftig auch eher vermieden werden.

Es ist für die hier ausgeführte Haltung von Vertrauen und Verantwortung elementar – und für die Zusammenarbeit in hierarchischen Bezügen auch klug –, Kontrolle als verbindliche und verlässliche Verständigung über Ziele, durch Delegation und über Resultate zu ge-

stalten. Das führt zu einem veränderten Verständnis von Aufsicht: nämlich als von Interesse geprägter, fortwährender Kommunikation. Solche Kommunikation, die von Interesse geprägt ist, fragt nicht: „Hast du getan, was ich dir aufgetragen habe?“

Stattdessen fragt sie: „Was willst du mit dieser Maßnahme erreichen? Was kannst du einbringen? Hast du die Mittel, das Ziel zu erreichen? Und was kann ich dazu beitragen?“ Eine solche veränderte kirchenrechtliche Aufsicht lebt nicht von Kontrolle und Sanktionen, sondern von der Ermöglichung. Er wäre wünschenswert, wenn das Miteinander von Diözesen und Orden mehr durch eine Ermöglichungskultur geprägt wäre. Um diese zu erreichen, sind m.E. die Anforderungen an die Aufsicht zu überarbeiten und der differenzierten Sicht der Gemeinschaften und ihren Nöten anzupassen. In diesem Zusammenhang möchte ich es nicht unterlassen, auf die differenzierten und schon über Jahre funktionierenden internen Kontrollsystem einzelner Ordensinstitute hinzuweisen. Diese selbstregulierenden Systeme sind zu stärken und wertzuschätzen.

Im neuesten Dokument der Kongregation für die Institute des geweihten Lebens<sup>6</sup> werden von den Orden und Gemeinschaften größere Anstrengungen im Blick auf eine klare, transparente und nachvollziehbare Finanzstruktur gefordert. Dazu gehöre auch die fachliche Ausbildung kompetenter Institutsmitglieder für diese Aufgabe. Diese Forderung ist nur zu unterstreichen, sollte aber nicht nur auf die Ordensseite begrenzt bleiben.<sup>7</sup>

Im Blick auf unsere Themenstellung halte ich es für unerlässlich, dass bi-

schöfliche Ordinariate ähnliche Anstrengungen unternehmen. Nur der Umstand, dass eine Sache unter der Aufsicht des Bischofs steht, bürgt noch nicht für Kompetenz und Transparenz. Leider musste ich immer wieder bei meiner Aufgabe als Berater feststellen, dass Grundkenntnisse über die Vielschichtigkeit der Ordensstrukturen und ihre jeweiligen rechtlichen Applikationen nicht vorhanden waren. Ich musste feststellen, dass Fachstellenleitern grundlegende Informationen fehlten und sie mit der Vielschichtigkeit des Ordenslebens einfach überfordert waren. Die Zusammenarbeit mit weltweit agierenden Ordensgemeinschaften wurde dabei leider oftmals durch die diözesane Brille eingegrenzt und dienliche Entwicklungen nicht begonnen. Vertrauen und Verantwortung wachsen durch das Wissen voneinander.

Wir sollten uns daher bewusster machen, dass Umfang und Intensität von kirchenrechtlicher Aufsicht und ordensinterner Verwaltung sich richten

- nach der Kompetenz des Mitarbeiters / Institutsmitglieds für die Aufgabe,
- nach der Sorgfalt, mit der der Mitarbeiter / das Institutsmitglied erfahrungsgemäß an eine Sache herangeht,
- nach seiner Integrität, und außerdem
- nach der Bedeutung der zu behandelnden Aufgabe für das Gesamte.

Angesichts dieser Postulate scheint mir für eine Kultur des vertrauensvollen Umgangs eine größere Differenziertheit bei der Ausübung von Aufsichtsrechten und -pflichten im Rahmen der kirchenrechtlichen Vorgaben zulässig und vertretbar. Nur weil eine Frage bei einer Gemeinschaft so über Jahre entschieden und gehalten wurde, muss die Antwort

für die nun zu visitierende Gemeinschaft nicht ebenso passend und zukunftsorientiert sein.

Jede durchgeführte Finanz- oder Personalvisitation sollte erbrachte Leistungen anerkennen und Impulse zu Qualitätssicherung bzw. -steigerung geben. Eine solche Aufsicht der Ermöglichung würde Vertrauen stärken und Verlässlichkeit fördern.

Für alle, die heute in der Kirche und in den Instituten des geweihten Lebens bzw. apostolischen Gemeinschaften Verantwortung tragen liegt die große Herausforderung, nicht bei den beschriebenen Spannungen stehenzubleiben, sondern unter den Bedingungen einer wachsenden Pluralität die zukunftsweisenden Schritte wahr- und anzunehmen. Davon kann sich niemand dispensieren, der in der Kirche und für die Kirche handeln will.

### **Anstelle eines Schlusswortes**

Das Hineinwachsen in eine Haltung des Vertrauens erfordert eine bewusste Entscheidung bei allen Handelnden, auf allen Ebenen, getragen von wechselseitiger Unterstützung und Ermutigung. Daher wird es von großem Nutzen für die Gesamtkirche und die Orden sein, wenn bei einer Neufassung der „Mutuae relationes“ folgende Schlüsselthemen bedacht werden:

- Das Miteinander von Bischöfen und Orden, der Bischofskonferenzen und der Vereinigungen von Ordensoberen auf nationaler Ebene sollte verstärkt und gefestigt werden.
- Die Ermöglichung und Anerkennung von Pluralität und Differenziertheit sollte bestimmend bei der Beschreibung von Rahmenbedingungen sein.

In vielen Fragen scheint eine differenzierte Regelung nur dezentral entworfen werden zu können.

- Vertrauen ist die Quelle von Handlungsfähigkeit und Kooperation. Damit Entscheidungen Akzeptanz finden, brauchen sie einen transparenten Weg der Entscheidungsfindung.
- Zur Wahrnehmung von Leitung und Führung braucht es entsprechende Kompetenzen, die zu fördern sind. Das Handeln der Verantwortlichen sollte dabei partnerschaftlich, dialogisch, kommunikativ, kooperativ und situativ sein.
- Der theologischen und fachlichen Aus- und Weiterbildung sollten einen größer Spielraum eingeräumt werden.

An das Ende meiner Überlegungen möchte ich ein Wort von Papst Franziskus stellen, das er mit Blick auf das Bischofsamt in „Evangelii gaudium“ 31 schrieb: „In seiner Aufgabe, ein dynamisches, offenes und missionarisches Miteinander zu fördern, wird er die Reifung der vom Kodex des Kanonischen Rechts vorgesehenen Mitspracheregeln sowie anderer Formen des pastoralen Dialogs anregen und suchen, in dem Wunsch, alle anzuhören und nicht nur einige, die ihm Komplimente machen. Doch das Ziel dieser Prozesse der Beteiligung soll nicht vornehmlich die kirchliche Organisation sein, sondern der missionarische Traum, alle zu erreichen.“

Möge dies nicht nur ein frommer Traum bleiben!

- .....
- 1 Im Blick auf die Berufung der Mitglieder wäre es wünschenswert, wenn die Regelung von „Mutuae relationes“ Nr. 64 fortgeschrieben würde, dass die Mitglieder der Kommissionen einer Bischofskonferenz nicht nur ad personam von der Bischofskonferenz *berufen*, sondern von der Ordensvereinigung (DOK) *entsandt* werden könnten oder zumindest es ein Vorschlagsrecht der Ordensvereinigung gäbe.
  - 2 Gemeinsam dem Evangelium dienen. Die Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche vom 1. Februar 2007, in: Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.), Die deutschen Bischöfe 86, Bonn 2007.
  - 3 Im CIC/1983 ist der Begriff der Autonomie an die Stelle des bisherigen Fachterminus der „Exemption“ getreten. Während dieser Begriff noch inhaltlich klarer gefasst war, sollte der Begriff der „gebührenden Autonomie“ inhaltlich gefüllt und der damit abgesteckte Rahmen rechtlich verbindlicher gefasst werden.
  - 4 „Mutuae relationes“ 54 empfiehlt bisher, dass bei der Ausübung des Amtes eines Bischofsvikars für die Orden in passender Weise auch die verschiedenen Gruppen der Ordensleute (Priester, Laienbrüder und Schwestern) beteiligt werden sollten, z.B. als Berater. Ein Ordenschrist könnte m.E. die Aufgabe des Ordensreferenten aufgrund seines biographischen Hintergrunds „in passender Weise“ ausüben.
  - 5 „Mutuae relationes“, 54.
  - 6 Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und der Gesellschaften des Apostolischen Lebens, Linee orientative per la gestione dei beni negli Istituti di vita consacrata e nelle Società di vita apostolica, Vatikan, 2014.
  - 7 In der Fortschreibung von „Mutuae relationes“ sollte ein besonderer Schwerpunkt auf die Aus- und Weiterbildung gelegt werden. Viele anstehende Fragen der Ordensinstitute können nur durch eine dauernde Fortbildung konsequent angegangen und kompetent gelöst werden.

»Doch das Ziel  
dieser Prozesse der Beteiligung  
soll nicht vornehmlich  
die kirchliche Organisation sein,  
sondern der missionarische Traum,  
alle zu erreichen.«

Papst Franziskus

## Stephan Haering OSB

Prof. P. Dr. mult. Stephan Haering war von 1997 bis 2001 Professor für Kirchenrecht an der Universität Würzburg. Seit 2001 ist er Professor für Kirchenrecht, insbesondere Verwaltungsrecht und kirchliche Rechtsgeschichte, am Klaus-Mörsdorf-Studium für Kanonistik der Ludwig-Maximilians-Universität München sowie Richter am Konsistorium und Metropolitangericht München.



Stephan Haering OSB

## Zur Neubearbeitung der Leitlinien über die Zusammenarbeit zwischen den Bischöfen und den Ordensleuten

Anmerkungen aus kirchenrechtlicher Sicht

### Einführung

Bei seiner Begegnung mit den Teilnehmern der 82. Generalversammlung der Vereinigung der Generaloberen am 29. November 2013 hat Papst Franziskus das Thema der Zusammenarbeit von Orden und Diözesen angesprochen. In einem Bericht über diese Zusammenkunft, den der italienische Jesuit Antonio Spadaro im Januar 2014 veröffentlicht hat, ist davon die Rede, dass nach dem Urteil von Papst Franziskus die Zeit reif sei für eine Überarbeitung der Leitlinien, welche die Zusammenarbeit zwischen den Ortskirchen und den Or-

densgemeinschaften regeln. Das Dokument *Mutuae relationes*<sup>1</sup> sei nützlich gewesen, bedürfe aber einer Revision, so der Papst. Mit dieser Aufgabe hat der Papst die Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens beauftragt.<sup>2</sup>

Bei dieser kurzen Betrachtung des anstehenden bzw. begonnenen Prozesses aus kirchenrechtlicher Sicht sollen folgende Schritte unternommen werden: Zunächst sind der äußere Anlass und die rechtliche Eigenart von *Mutuae relationes* in Erinnerung zu rufen (Abschnitt 2), um danach bemerkenswerte

Regelungsgegenstände des Dokuments in den Blick zu nehmen (3). In einem weiteren Abschnitt geht es um den heute bestehenden rechtlichen Kontext, in den *Mutuae relationes* eingebettet ist; er hat sich, was die Zahl der kirchenamtlichen Dokumente angeht, welche die Thematik dieser Leitlinien wenigstens teilweise berühren, aber auch hinsichtlich der Gesetzesbasis, gegenüber dem Jahr 1978 zumindest formal erheblich weiterentwickelt (4). Schließlich bleiben einige Wünsche des Kanonisten bezüglich des künftigen Dokuments und seiner Erarbeitung zu notieren (5).

### **Anlass und rechtlicher Charakter des Dokuments *Mutuae relationes* (1978)**

Das Zweite Vatikanische Konzil (1962–1965) hat in vielen verschiedenen Bereichen des kirchlichen Lebens neue Akzente gesetzt und eine Neuausrichtung gebracht. Fragen der Ekklesiologie, die beim Ersten Vatikanum (1869/70) aufgrund äußerer Ursachen, die zum Abbruch des Konzils führten, nicht abschließend behandelt werden konnten, waren neu in den Blick zu nehmen und zu entscheiden. In diesem Zusammenhang wurde auch das Bischofsamt behandelt. Die Dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen gentium*<sup>3</sup> und das Dekret über die Hirtenaufgabe der Bischöfe *Christus Dominus*<sup>4</sup> haben dazu wichtige Aussagen gemacht. Auch das Ordensleben war ein Thema des Konzils. Die Stellung der Ordensleute im Gesamt der Kirche wurde in *Lumen gentium* erörtert. Gänzlich dem Ordensleben gewidmet aber war das Dekret *Perfectae caritatis*<sup>5</sup> über die zeitgemäße Erneuerung des Ordensle-

bens, das im Hinblick auf eine solche Erneuerung einerseits die hohe Wertschätzung des Gründungscharismas der verschiedenen Gemeinschaften hervorhob, andererseits aber auch eine angemessene Wahrnehmung der Zeitbedürfnisse benannte.

Die Konzilsdokumente haben naturgemäß nur wenige konkrete und Einzelheiten der kirchlichen Rechtsordnung berührende Vorgaben gemacht. Die rechtliche Umsetzung des Konzils war erst in den Folgejahren zu leisten. Einen ersten wichtigen Schritt auf diesem Weg setzte Papst Paul VI. (1963 – 1978) mit dem Motu proprio *Ecclesiae Sanctae*<sup>6</sup> vom 6. August 1966, das Ausführungsbestimmungen zu verschiedenen Konzilsdokumenten bot, unter anderem zu den Dekreten *Christus Dominus* und *Perfectae caritatis*. Die nachkonziliare Rechtsentwicklung aber ging weiter, und als weitere wichtige Stationen sind zu nennen: im Hinblick auf die Ordensleute die Instruktion *Renovationis causam* der Religiösenkongregation vom 6. Januar 1969 über die zeitgemäße Erneuerung und Ausbildung zum Ordensleben<sup>7</sup>, die besonders die Formation im Blick hat; im Hinblick auf die Bischöfe vor allem das Direktorium der Bischofskongregation für den bischöflichen Hirtendienst vom 22. Februar 1973<sup>8</sup>; daneben sind noch weitere kleinere Dokumente erschienen, die teils auch einzelne Aspekte der Zusammenarbeit von Orden und Bischöfen berühren.<sup>9</sup>

Von diesen Grundlagen ausgehend, wurde das interdikasterielle Dokument *Mutuae relationes* vom 14. Mai 1978 erarbeitet, das gemeinsam von der Religiösenkongregation und der Bischofskongregation verantwortet ist. Die amtliche Bezeichnung lautet „Notae di-

rectivae“, im Deutschen zumeist mit „Leitlinien“ wiedergegeben. Der formalen Typologie der verschiedenen kirchlichen Rechtsdokumente gemäß muss man wohl von einer Instruktion im Sinne von c. 34 CIC sprechen, also einer bindenden Anweisung an die Anwender des Gesetzes, in welcher Weise die gesetzlichen Bestimmungen umzusetzen seien.<sup>10</sup>

Bei der Veröffentlichung von *Mutuae relationes* haben die beiden genannten Dikasterien als Stellvertretungsorgane des Papstes gehandelt. Der Papst selbst hat das Dokument, wie es üblich ist, inhaltlich gesichtet und die Publikation angeordnet. Damit wurden diese Leitlinien indes nicht zu einem Dokument des Papstes persönlich. Denn Paul VI. hat nur eine generelle Approbation erteilt, nicht aber jene „in forma specifica“, die dem Dokument auch eine entgegenstehende Gesetze ändernde Qualität verleihen würde. Diese Wirkung zu erzielen war offensichtlich auch nicht die Absicht der kurialen Organe, denn der damalige Untersekretär der Religiösenkongregation erklärte, es gehe bei dem Dokument vor allem darum, eine neue Mentalität bei Bischöfen und Ordensleuten zu fördern.<sup>11</sup> Mit Recht konnte man hoffen, dass durch ein solches gemeinsames Dokument der beiden Kongregationen die Aufmerksamkeit für die rechte Zusammenarbeit sowohl auf Seiten der Bischöfe als auch bei den Orden geschärft wird. Im Übrigen hat das Faktum, dass es sich bei *Mutuae relationes* um ein interdikasterielles Dokument handelt, keine Auswirkungen auf seine Rechtsqualität. Es ist auch nicht ganz ungewöhnlich, dass kuriale Dokumente von zwei oder sogar mehreren kurialen Dikasterien

getragen werden, wenn verschiedene Kompetenzbereiche inhaltlich berührt werden. Der interdikasterielle Charakter hat allenfalls zur Folge, dass spätere sachliche Veränderungen an der Materie nicht im Alleingang eines der beteiligten Organe verfügt werden können.

### Die Regelungsgegenstände von *Mutuae relationes*

*Mutuae relationes* ist in zwei große Teile gegliedert. Im ersten Teil, der vier Kapitel (Kapitel I-IV) umfasst, werden doktrinale Prinzipien zur Kirche, zum Bischofsamt, über das Ordensleben und dessen kirchlichen Charakter sowie zum Zusammenwirken von Bischöfen und Ordensleuten in der Verwirklichung der

#### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

einen Sendung der Kirche behandelt. Damit wird gewissermaßen die theologische Basis gelegt. Im zweiten Teil mit drei Kapiteln (Kapitel V-VII) werden – unter häufiger Verweisung auf Konzilsdokumente, besonders auf das Dekret *Christus Dominus*, und auf verschiedene nachkonziliare Quellen – konkrete Normen formuliert.

In Kapitel V geht es um die Aus- und Weiterbildung und zwar nicht nur um die Formation der Ordensleute; das Thema betrifft ausdrücklich alle Stände der Kirche. Was den Inhalt und die Trägerschaft der gewünschten Bildungsmaßnahmen angeht, sind natürlich Unterschiede gegeben. Innerhalb und außerhalb der Orden soll die Kenntnis der Lehre von der Kirche, wie sie das Konzil formuliert hat, sowie der Eigenart des Ordenslebens gefördert werden. Es geht also auch um eine Weckung des Interesses für das Ordensleben und um die Förderung des Verständnisses für die Ekklesiologie. Die theologische Aus- und Weiterbildung der Ordenspriester müsse solide sein und von Ordensoberen und Bischöfen institutionell auch in entsprechender Weise ermöglicht werden. Kapitel VI befasst sich mit der Ausgewogenheit der Ansprüche, die sich einerseits aus der Pastoral und aus dem Ordensleben ergeben. Die Orden sollen sich den Erfordernissen der Pastoral öffnen und geeignete Mitglieder für solche Aufgaben vorbereiten und zur Verfügung stellen. Nicht zuletzt geht es in der Pastoral nach *Mutuae relationes* um die Förderung neuer (Ordens-)Berufungen. Insgesamt will *Mutuae relationes* eine enge Zusammenarbeit zwischen Bischöfen und Orden im Hinblick auf die Pastoral verwirklicht sehen. Bei alldem dürfen auch die Ansprüche, die sich für die Mitglieder aus ihrer Ordenszugehörigkeit ergeben, nicht vernachlässigt werden. Es geht dabei sowohl um die Rückbindung apostolisch tätiger Ordensleute an ihre Oberen, als auch um die Wertschätzung der apostolischen Tätigkeit insbesondere der Ordensfrauen auf der Grundlage ihres Ordenscharismas. Schließlich mahnt

*Mutuae relationes* in diesem Kapitel auch zur Zurückhaltung und Klugheit, wenn die Gründung neuer Ordensinstitute im Raum steht, und nennt Kriterien für die Beurteilung der Echtheit und des Werts eines Charismas.

In Kapitel VII wird die Bedeutung der Zusammenarbeit zwischen Bischöfen und Ordensverbänden behandelt. Das wechselseitige Verständnis soll auf beiden Seiten durch regelmäßige Treffen gefördert werden. Man soll die Zusammenarbeit auf verschiedenen Ebenen verwirklichen, nämlich auf der Ebene des Bistums, auf nationaler, regionaler und interterritorialer Ebene und schließlich auf übernationaler bzw. weltweiter Ebene. Was die Diözesanebene angeht, wird die Bestellung eines eigenen Bischofsvikars für die Orden nachdrücklich empfohlen. Vereinigungen bzw. Arbeitsgemeinschaften von Ordensleuten auf Ebene der Diözese werden für sinnvoll gehalten. Auf überdiözesaner Ebene soll es regelmäßige Kontakte zwischen Bischofskonferenz und den Vereinigungen der Höheren Ordensoberen geben; eine Verschränkung soll aber auch dadurch erreicht werden, dass geeignete Ordensleute jenen Kommissionen angehören, die von der Bischofskonferenz eingerichtet werden. Schließlich benennt *Mutuae relationes* am Ende auch die Möglichkeit, mit Billigung des Apostolischen Stuhls auf übernationaler Ebene, beispielsweise für einen Kontinent oder Subkontinent, eigene Strukturen der Zusammenarbeit von Bischöfen und Orden zu etablieren. Auf die ganze Welt bezogen bilden die Vereinigungen der Generaloberen wichtige Gesprächspartner des Apostolischen Stuhls, namentlich der Religiosenkongregation.

*Mutuae relationes* ist ein umfangreiches Dokument, das dazu tendiert, alle nur denkbaren Aspekte seines Themas zu berühren. Man spürt, wie häufig bei solchen Texten, dass eine Vielzahl von Autoren bemüht war, ihre Anliegen in dem Dokument zu platzieren. Bei einem interdikasteriellen Dokument mag dieser Effekt vielleicht sogar verstärkt auftreten. Schon gleich nach dem Erscheinen wurde an *Mutuae relationes* kritisiert, dass es Wiederholungen aufweise und eine straffere Fassung wünschenswert gewesen wäre.<sup>12</sup> An solcher Kritik ist vieles richtig, und es bleibt zu hoffen, dass ein Nachfolgedokument diese berechtigten Hinweise berücksichtigt.

### Gegenwärtiger rechtlicher Kontext

Das Dokument *Mutuae relationes* datiert vom 14. Mai 1978, es wurde also vor fast 37 Jahren veröffentlicht. Seitdem sind viele, teilweise einschneidende Veränderungen im politischen und gesellschaftlichen Bereich eingetreten, die mehr oder minder direkt auch die Kirche betreffen. Darauf ist an dieser Stelle jedoch nicht näher einzugehen. Aus der Sicht des Kanonisten sind aber die Veränderungen des kirchenrechtlichen Kontextes anzusprechen, in welchem *Mutuae relationes* nunmehr verortet ist.

Bei der Publikation von *Mutuae relationes* stand noch der von Papst Benedikt XV. (1914–1922) im Jahre 1917 promulgierte und im Folgejahr in Kraft getretene Codex Iuris Canonici in Geltung. Zwar hatte die nachkonziliare Gesetzgebung viele Bestimmungen des CIC/1917 bereits überholt und außer

Kraft gesetzt und die Arbeiten an der Revision dieses Gesetzbuchs waren in vollem Gange. Doch der CIC/1917 bildete nach wie vor die wichtigste rechtliche Basis für das Leben der Kirche und damit auch der Orden. Dies änderte sich erst im Jahr 1983 mit der Promulgation des neuen CIC durch Papst Johannes Paul II. (1978–2005) und dessen Inkrafttreten.<sup>13</sup> Damit war der kirchliche Reformprozess, den Papst Johannes XXIII. (1958–1963) im Jahr 1959 angestoßen hatte, zu einem wenigstens vorläufigen Abschluss gekommen. Denn der Roncalli-Papst hatte damals nicht nur die Einberufung eines Ökumenischen Konzils (und einer römischen Diözesansynode) angekündigt, sondern auch die Reform des CIC.

Das Inkrafttreten des CIC/1983 am 27. November 1983 stellte *Mutuae relationes* in formeller Hinsicht unter ganz neue Bedingungen. Da eine Instruktion, wie *Mutuae relationes* es ist, niemals Gesetze ändert, sondern nur deren Ausführung regelt, kann durch ein neues Gesetzbuch eine Instruktion entweder vollständig oder hinsichtlich bestimmter Normen ihre Wirkung verlieren. Im Zusammenspiel des neuen CIC und *Mutuae relationes* war das indes nicht der Fall – ganz im Gegenteil. Die Leitlinien haben sogar bestimmenden Einfluss auf die Gestaltung verschiedener Normen des CIC genommen. Wenn man die amtliche, mit Quellenangaben versehene Ausgabe des geltenden CIC zur Hand nimmt<sup>14</sup>, kann man feststellen, dass namentlich im ordensrechtlichen Kapitel „Das Apostolat der Institute“ (cc. 673–683 CIC) mit seinen elf Kanones das Dokument *Mutuae relationes* insgesamt achtmal als Quelle genannt wird, meist mit mehr als einer Bezugsnummer. Hier

wird ersichtlich, dass *Mutuae relationes* inhaltlich einen gewissen Einfluss auf das Ordensrecht des CIC genommen hat. Dass gerade in dem beispielhaft genannten Kapitel die Bezugnahme besonders intensiv ist, muss freilich nicht weiter verwundern, betrifft das Apostolat der Orden in besonderem Maß deren Zusammenwirken mit den Bischöfen.

Die kirchliche Normgebung war mit dem CIC/1983 nicht abgeschlossen. In den folgenden Jahren sind verschiedene Entscheidungen getroffen worden und Dokumente erschienen, die das Interessengebiet von *Mutuae relationes* betreffen. Es muss an dieser Stelle bei einer knappen Nennung und Beschreibung der Dokumente bleiben.<sup>15</sup> Dies erscheint auch insoweit gerechtfertigt, als – das sei hier schon festgehalten – keine substanziellen Neuerungen in rechtlicher Hinsicht begegnen. Mit anderen Worten: Das rechtliche Konzept der Zuordnung und Zusammenarbeit von Orden und Bischöfen, das in *Mutuae relationes* bzw. im CIC begegnet, bleibt auch in den weiteren Dokumenten gewahrt.

Zunächst sind zwei Nachsynodale Apostolische Schreiben Papst Johannes Pauls II. zu nennen, nämlich *Vita consecrata* (1996)<sup>16</sup>, das aus der Bischofssynode von 1994 über das geweihte Leben hervorgegangen ist<sup>17</sup>, und *Pastores gregis* (2003)<sup>18</sup> auf der Grundlage der Bischofssynode über das Bischofsamt, die 2001 durchgeführt worden ist. In beiden Dokumenten wird das Verhältnis zwischen dem Bischof und den Ordensverbänden angesprochen; es steht aber jeweils nicht im Zentrum der Erörterungen, vielmehr wird die herkömmliche Doktrin knapp referiert.<sup>19</sup>

Die Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens hat in den vergangenen Jahren sechs Dokumente publiziert, die kirchenrechtlich bedeutsam sind und deshalb in unserem Zusammenhang nennenswert erscheinen, auch wenn keines exklusiv die Thematik von *Mutuae relationes* betrifft und teilweise das Verhältnis von Orden und Bischof nur marginal berührt wird. Zwei davon sind dem Thema der Ausbildung von Ordensleuten gewidmet, eines befasst sich mit dem beschaulichen Leben und der Klausur der Nonnen, ein weiteres mit dem Gemeinschaftsleben, ein anderes versucht, in programmatischer Weise einen Neuaufbruch des geweihten Lebens am Beginn des dritten Jahrtausends zu fördern, und ein 2008 erschienenes Dokument setzt sich mit Autorität und Gehorsam in den Orden auseinander. Zuletzt ist ein Rundschreiben zur Vermögensverwaltung zu nennen.

Mit der Aus- und Fortbildung in den Orden befassen sich die Instruktion *Potissimum institutioni* vom 2. Februar 1990, die „Richtlinien für die Ausbildung in den Ordensinstituten“ enthält und nicht zuletzt eine Hilfe für die Erstellung institutseigener Ausbildungsordnungen sein will<sup>20</sup>, sowie ein Dokument vom 8. Dezember 1998 mit Richtlinien zur Zusammenarbeit der Ordensinstitute in der Ausbildung ihrer Mitglieder.<sup>21</sup> Man hat es wohl auch hier mit einer Instruktion zu tun, auch wenn diese Bezeichnung nicht verwendet wird. Es bezieht sich auf apostolisch tätige Institute, die in manchen Regionen der Welt eine adäquate Ordensausbildung weitgehend nur in institutsübergreifenden Einrichtungen leisten

können, wenn die jungen Ordensleute ihr kulturelles Umfeld nicht verlassen sollen. Außerdem betrifft es auch die theologische Ausbildung der (künftigen) Ordenspriester. In *Mutuae relationes* wird dem Thema Ausbildung bereits breite Aufmerksamkeit gewidmet; dies spiegelt sich in den beiden späteren Dokumenten wider.

Weitere Dokumente der Kongregation sind ein Text mit dem Titel *Congregavit nos in unum Christi amor* zum brüderlichen (geschwisterlichen) Leben in Gemeinschaft vom 2. Februar 1994.<sup>22</sup> Es handelt hierbei nicht um einen eigentlich rechtlich geprägten Text. Vielmehr versucht das Dokument durch die Fragen nach den Ursachen jener Tendenzen in Gemeinschaften, die man als zentrifugal bezeichnen kann, und durch Erschließung des spirituellen Reichtums brüderlichen Lebens manchen Entwicklungen in einigen Ordensinstituten und Gesellschaften des apostolischen Lebens entgegenzusteuern, die bedenklich erscheinen. Dazu kommt die Instruktion *Verbi sponsa* über das kontemplative Leben und die Klausur der Nonnen vom 13. Mai 1999.<sup>23</sup> Ferner hat die Kongregation am 19. Mai 2002 die Instruktion „Neubeginn in Christus. Ein neuer Aufbruch des geweihten Lebens im Dritten Jahrtausend“ publiziert.<sup>24</sup> Es schöpft vornehmlich aus dem Nachsynodalen Schreiben *Vita consecrata* und aus dem Apostolischen Schreiben *Novo millennio ineunte* vom 6. Januar 2001, in dem Papst Johannes Paul II. gleichsam das Vermächtnis der Feiern des großen Jubiläumjahres 2000 zusammengefasst hat und in dem zentrale kirchliche Aufgaben und die wichtigen Themen christlicher Existenz angesprochen werden.<sup>25</sup> Die Instruktion ist eine Art

Adaption des allgemeinen päpstlichen Schreibens für einen besonderen Adressatenkreis. Auffällig ist, dass dem Thema Ausbildung und Fortbildung in den Instituten relativ breiter Raum gegeben wird. Schließlich ist die Instruktion „Der Dienst der Autorität und der Gehorsam“ vom 11. Mai 2008 zu nennen.<sup>26</sup> Sie bezieht sich vor allem auf die Ausübung der Autorität und auf den zu leistenden Gehorsam in den Gemeinschaften, berührt jedoch kaum die Zusammenarbeit zwischen Orden und Bischöfen. In dem jüngst herausgegebenen Rundschreiben vom 2. August 2014 zur Vermögensverwaltung der Orden benennt die Kongregation dagegen ausdrücklich auch die Beziehungen zur Ortskirche und deren Oberhirten.<sup>27</sup>

Insgesamt bleibt am Ende dieser knappen Sichtung der Dokumente der Religiösenkongregation aus den letzten Jahrzehnten festzuhalten, dass bezüglich der Beziehung der Orden zum Bischof rechtlich keine Veränderungen vorgenommen oder wesentlich neue Akzente gesetzt worden sind.

Von Seiten der Bischofskongregation ist als wichtiges Dokument mit inhaltlichem Bezug zu *Mutuae relationes* die neue Fassung des Direktoriums für den Hirtendienst der Bischöfe anzuführen, die rund drei Jahrzehnte nach dessen erster Ausgabe und zeitlich im Anschluss an das Nachsynodale Schreiben zum Bischofsamt publiziert wurde. Die Rede ist vom Direktorium *Apostolorum successores* vom 22. Februar 2004.<sup>28</sup> Dieses Dokument enthält einen eigenen Abschnitt (Nr. 98–107), worin die verschiedenen Aspekte benannt werden, die der Bischof im Hinblick auf die Orden zu beachten hat. Man kann hier von einer Kurzfassung vieler Gesichts-

punkte sprechen, die in *Mutuae relationes* begegnen, hier auf den Bischof zugeschnitten formuliert.

Schließlich betrifft die Orden in ihrem Verhältnis zum Bischof auch eine bereits 1989 ergangene authentische Interpretation zu c. 1263 CIC, wonach der Diözesanbischof externe Schulen von Ordensinstituten päpstlichen Rechts nicht mit einer Steuer (*tributum*) belegen darf.<sup>29</sup>

Diesen Abschnitt kurz zusammenfassend kann man festhalten, dass das Dokument *Mutuae relationes* fast 37 Jahre nach seiner Publikation in einem vielfach erneuerten rechtlichen Kontext steht. Dieser neue Kontext aber ist vor allem ein *formal* veränderter, insbesondere durch das neue Gesetzbuch von 1983 (und den CCEO/1990), aber auch durch weitere Rechtstexte und Entscheidungen aus den vergangenen Jahren. Inhaltliche Änderungen in der wechselseitigen rechtlichen Zuordnung von Bischöfen und Orden sind in dieser Zeit indes kaum zu verzeichnen. Wenn doch Veränderungen vorgenommen worden sind, dann betreffen sie lediglich marginale Aspekte des Gegenstandes.<sup>30</sup>

### Erwartungen bezüglich des künftigen Dokuments

Die Anordnung von Papst Franziskus, die Instruktion *Mutuae relationes* zu überarbeiten und neu zu fassen, ist gewiss nicht vorrangig durch die Tatsache motiviert, dass das Dokument im CIC eine neue – nun allerdings auch schon mehr als drei Jahrzehnte geltende – gesetzliche Hauptbezugsgröße hat. Vielmehr dürfte der Papst vor allem inhaltlich die Setzung neuer Akzente wün-

schen. Welcher Art diese Neuerungen sein sollen, hat Papst Franziskus allerdings nicht geäußert. Möglicherweise soll die bereits in *Mutuae relationes* vorhandene Tendenz, den Bischof im Interesse kirchlicher Einheitlichkeit in größere Verantwortung für die Orden zu bringen, verstärkt werden. Für einzelne Sachbereiche mag dieses Anliegen seine Berechtigung haben, doch sollte man auch nicht übers Ziel hinausschießen.

Ein besonderes Augenmerk richtet der Apostolische Stuhl seit vielen Jahren auf die Ordensausbildung; dies wird aus den entsprechenden Dokumenten ersichtlich, die bisher publiziert worden sind. Ohne solide Ausbildung und beständige Fortbildung ist eine Ordensberufung der Gefahr des Scheiterns ausgesetzt. Die hohe Zahl von Austritten bereits definitiv gebundener Mitglieder aus ihren Gemeinschaften, die in den letzten Jahren zu verzeichnen war, wird seitens der Religiösenkongregation wohl auch in Verbindung mit einer unzureichenden Ausbildung gesehen. Tatsächlich sind viele kleine Ordensgemeinschaften auch kaum in der Lage, allein auf sich gestellt für eine gute Ausbildung ihrer neuen Mitglieder zu sorgen. Hier sind übergreifende Strukturen, durchaus unter (Mit-)Verantwortung des Bischofs wünschenswert, wenn sichergestellt ist, dass von diözesaner Seite genügend Verständnis für die Eigenart des Ordenslebens und der einzelnen Gemeinschaften besteht.

Im Übrigen ist es ein nachdrücklicher Wunsch des Kanonisten, dass das Prinzip der Ordensautonomie keine Einschränkung erfährt. Es steht gleichberechtigt neben dem Prinzip der hierarchischen Bindung der Orden.<sup>31</sup> Gerade das Prinzip der Autonomie der

Orden hat regelmäßig dazu beigetragen, gute Kräfte und Initiativen zu wecken und zu fördern. Die in rechter Weise verwirklichte Autonomie der Ordensverbände wird sogar als wichtiger Ausgangspunkt für die gute Zusammenarbeit in der Teilkirche angesehen.<sup>32</sup> Die Verfasser des künftigen Dokuments sollten auf jeden Fall darauf bedacht sein, der Ordensautonomie genügend Raum zu geben und sie zu schützen, auch im Zusammenhang mit den Regelungen zur Vermögensaufsicht und Finanzkontrolle bei den Orden.

Bei der Erstellung des künftigen Dokuments wird auch darauf geachtet werden müssen, dass es nicht nur im Bereich der lateinischen Kirche Anwendung finden, sondern auch der Eigenart der orientalischen Kirchen entsprechen soll. Ebenso sollte man das in c. 606 CIC anklingende Prinzip der rechtlichen Gleichheit von männlichen und weiblichen Ordensgemeinschaften nicht dadurch konterkarieren, dass letztere in dem Dokument in eine Sonderrolle rücken.

Ein Desiderat hat der Münchner Kirchenrechtler Audomar Scheuermann (1908–2000) bereits 1979 in seiner Kommentierung von *Mutuae relationes* benannt, nämlich die Klärung des verschwommenen Verhältnisses von Exemption und Autonomie im nachkonziliaren Ordensrecht.<sup>33</sup> Der CIC hat diesbezüglich keine entscheidende Verbesserung gebracht. In einem Nachfolgedokument von *Mutuae relationes* könnte dies gegebenenfalls geleistet werden.<sup>34</sup>

Aus der Sicht des Kirchenrechtlers scheint es wünschenswert, dass auf allen Ebenen die Zusammenarbeit von Bischöfen und Ordensleuten nicht nur

rechtlich festgelegt oder nachdrücklich empfohlen, sondern auch überall praktisch umgesetzt wird. Schon *Mutuae relationes* hatte beispielsweise für die nationale Ebene die Mitgliedschaft von Ordensleuten in Kommissionen der Bischofskonferenz und die gegenseitige Anwesenheit von Delegierten der Bischofskonferenzen und der Konferenzen der Höheren Oberen bei den beiderseitigen Versammlungen empfohlen.<sup>35</sup> In Deutschland etwa bestehen diesbezüglich noch Verbesserungsmöglichkeiten.

Als Kirchenrechtler wünscht man sich auch die Einbeziehung der Betroffenen in die neue Normsetzung. Die Oberenkonferenzen und die interessierten Bischöfe sollten rechtzeitig Einblick in die Entwürfe und die Möglichkeit zur Stellungnahme erhalten. Es ließe sich auch die Durchführung einer Konferenz ausgewiesener Fachleute in Rom ins Auge fassen, bei der die Erwartungen und Bedürfnisse sowohl aus der Perspektive der Orden als auch von bischöflicher Seite zur Sprache gebracht werden können. Die breite Berücksichtigung der vorhandenen Expertise, sei es durch die Möglichkeit, zu Textentwürfen Stellung zu nehmen, sei es im Rahmen eines Fachkongresses, darf allerdings nicht zu einer Aufblähung des neu zu erarbeitenden Textes führen. Bei der Abfassung und abschließenden Redaktion des neuen Dokuments sollten Klarheit und Knappheit zu den vorrangigen Zielen gehören.

Was die Rechtsform des neuen Dokuments angeht, wird es sich wohl wieder um eine Instruktion handeln, die aber gegebenenfalls vom Papst „in forma specifica“ approbiert werden kann, wenn sie denn gesetzesändernde Bestimmungen enthalten sollte.

Es wird nicht ganz einfach sein, ein Nachfolgedokument zu *Mutuae relationes* zu formulieren, das den vielen, teils auch widersprüchlichen Erwartungen, die man vernehmen kann, gerecht wird und den unterschiedlichen Gegebenheiten in den diversen Regionen der Weltkirche gleichermaßen entspricht. Die kirchlichen Bedingungen sind in den Staaten des traditionell christlich geprägten Westens, wo sich die Kirche heute in säkularisierten Gesellschaften behaupten muss<sup>36</sup>, erheblich andere als etwa in islamischen Ländern oder in jenen Regionen Afrikas und Asiens, wo die Kirche und damit auch die Orden ein starkes Wachstum verzeichnen. Trotz der großen Herausforderungen, die mit diesen unterschiedlichen Voraussetzungen verbunden sind, steht zu hoffen, dass man auf einer breiten Basis ein Rechtsdokument erarbeitet, das den Orden ihren angemessenen Platz zuweist, sowohl innerhalb der Teilkirchen als auch in einem angemessenen Gegenüber zu diesen. Im Ergebnis soll es auf beiden Seiten, nämlich bei den Teilkirchen bzw. Bischöfen, aber auch aus Ordenssicht, als ein nützliches und hilfreiches Instrument zur Förderung des wechselseitigen Zusammenwirkens beurteilt werden.

.....

- 1 Sacra Congregatio pro Religiosis et Institutis saecularibus / Sacra Congregatio pro Episcopis, Notae directivae pro mutuis relationibus inter episcopos et religiosos in Ecclesia *Mutuae relationes* vom 14. Mai 1978, in: AAS [= Acta Apostolicae Sedis] 70 (1978), S. 473–506; dt.: OK [= Ordenskorrespondenz] 20 (1979), S. 1–33.
- 2 Siehe Antonio Spadaro, „Svegliate il mondo!“ Colloquio di Papa Francesco con i Superiori Generali, in: *La Civiltà cattolica* 165 (2014), S. 3–17, hier: 14 f. Ein Protokoll der Papstaudienz für die Generaloberen ist publiziert in: OK 55 (2014), S. 78–83.
- 3 AAS 57 (1965), S. 5–75; lat. und dt.: LThK<sup>2</sup>-Konzilskommentar I (1966), S. 156–359; Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils. Konstitutionen, Dekrete, Erklärungen. Lat.-dt. Studienausgabe. Hrsg. von Peter Hünermann (Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil 1), Freiburg – Basel – Wien 2004, S. 73–185.
- 4 AAS 58 (1966), S. 673–696; lat. und dt.: LThK<sup>2</sup>-Konzilskommentar II (1967), S. 148–247; Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils (wie Anm. 3), S. 242–283.
- 5 AAS 58 (1966), S. 702–712; lat. und dt.: LThK<sup>2</sup>-Konzilskommentar II (1967), S. 266–307; Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils (wie Anm. 3), S. 284–304.
- 6 Paul VI., *Motu proprio Ecclesiae Sanctae*, in: AAS 58 (1966), S. 757–787; abgedr.: AfkKR [= Archiv für katholisches Kirchenrecht] 135 (1966), S. 553–578; mit dt. Übers.: Nachkonziliare Dokumentation, Bd. 3, Trier 1967.
- 7 Sacra Congregatio pro Religiosis et Institutis Saecularibus, *Instructio de accommodata renovatione institutionis ad vitam religiosam ducendam Renovationis causam*, in: AAS 61 (1969), S. 103–120; dt.: Nachkonziliare Dokumentation 17, Trier 1970, S. 112–161.
- 8 Sacra Congregatio pro Episcopis, *Directorium de pastoralis ministerio Episcoporum*, in: Xaverius Ochoa, *Leges Ecclesiae post Codicem Iuris Canonici editae*, Bd. 5, Roma 1980, Sp. 6462–6539 (n. 4174).
- 9 Vgl. Rudolf Henseler, *Zur Geschichte des nachkonziliaren Ordensrechts. Übersicht, Tendenzen und Entwicklungen*, in: OK 21 (1980), S. 257–310.
- 10 Vgl. Heribert Hallermann, *Instructio*, in: *Lexikon für Kirchen- und Staatskirchenrecht*, Bd. II (2002), S. 307 f.

- 11 Vgl. Audomar Scheuermann, Bischöfe und Ordensleute. Zum Dokument vom 14.5.1978, in: OK 20 (1979), S. 34–42, hier: 35.
- 12 Vgl. Scheuermann, Bischöfe und Ordensleute (wie Anm. 11), S. 34 und 42.
- 13 Vgl. Heribert Schmitz, Der Codex Iuris Canonici von 1983, in: Handbuch des katholischen Kirchenrechts, 2., grundlegend neubearb. Aufl., hg. von Joseph Listl und Heribert Schmitz, Regensburg 1999, S. 49–76.
- 14 Pontificia Commissio Codici Iuris Canonici authentice interpretando, Codex Iuris Canonici auctoritate Ioannis Pauli Pp. II promulgatus. Fontium annotatione et indice analytico-alphabetico auctus, Città del Vaticano 1989.
- 15 Ein knapper Bericht über die Entwicklung des allgemeinen Rechts der Orden in den ersten beiden Jahrzehnten nach Promulgation des CIC auch bereits bei Stephan Haering, Tendenzen und Desiderate im Ordensrecht zwei Jahrzehnte nach der Promulgation des Codex Iuris Canonici, in: Antonianum 79 (2004), S. 657–679, hier: 659–666.
- 16 Johannes Paul II., Adhortatio Apostolica post-synodalis Vita consecrata, in: AAS 88 (1996), S. 377–486; dt.: VApSt [= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls] 125, Bonn 1996; vgl. dazu Viktor Josef Dammertz, Vita consecrata. Eine Einführung in das päpstliche Dokument zum Ordensleben, in: Ordensnachrichten 35 (1996), H. 4, S. 3–19; Pier Giordano Cabra, Anmerkungen zum Apostolischen Schreiben Vita consecrata, in: ebd., S. 19–33; Gianfranco Ghirlanda, „Vita consecrata“ (Esortazione apostolica post-sinodale), in: Dizionario degli istituti di perfezione, Bd. 10, Roma 2003, Sp. 359–362 (Lit.).
- 17 Vgl. Johnson Michael Kallidukil, The Canonical Significance of the Synod of Bishops of 1994 on Consecrated Life. From the *Lineamenta* to the Vita consecrata, Frankfurt am Main u. a. 2003 (= Adnotationes in ius canonicum 26).
- 18 Johannes Paul II., Adhortatio Apostolica post-synodalis De ministro Evangelii Iesu Christi pro mundi spe *Pastores gregis*, in: AAS 96 (2004), S. 825–924; dt.: VApSt 163, Bonn 2003.
- 19 Vgl. dazu Gianfranco Ghirlanda, Sviluppo dei principi ecclesiologicali contenuti in *Mutuae relationes* alla luce del Codice di Diritto Canonico e delle Es. Ap. post-synodali *Vita consecrata e Pastores gregis*, in: Informationes S.C.R.I.S. 29 (2003), S. 45–73.
- 20 Congregatio pro Institutibus vitae consecratae et Societatibus vitae apostolicae, Normae directivae de institutione in religiosis institutis, in: AAS 82 (1990), S. 470–532; dt.: VApSt 97, Bonn 1990; vgl. dazu Stephan Haering, Aus- und Fortbildung der Ordensleute. Über ein neues Dokument des Apostolischen Stuhls, in: Ordensnachrichten 29 (1990), H. 7, S. 3–15.
- 21 Congregatio pro Institutibus vitae consecratae et Societatibus vitae apostolicae, Instructio: La colaboración entre Institutos para la formación, in: Dominicus Andrés Gutiérrez, Leges Ecclesiae post Codicem Iuris Canonici editae, Bd. 9, Romae 2001, Sp. 15723–15745 (n. 5904) (in span. Sprache); dt.: [http://www.vatican.va/roman\\_curia/congregations/ccsclife/documents/rc\\_con\\_ccsclife\\_doc\\_08121998\\_inter-formation\\_ge.html](http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/ccsclife/documents/rc_con_ccsclife_doc_08121998_inter-formation_ge.html) [eingesehen: 09.01.2015].
- 22 Congregatio pro Institutibus vitae consecratae et Societatibus vitae apostolicae, Documentum: La vida fraterna en comunidad „*Congregavit nos in unum Christi amor*“, in: Dominicus Andrés Gutiérrez, Leges Ecclesiae post Codicem Iuris Canonici editae, Bd. 8, Romae 1998, Sp. 12967–13010 (n. 5544) (in span. Sprache); dt.: VApSt 116, Bonn 1994. Vgl. dazu Peter Lippert, Ein Dokument im Schatten. Ein Blick auf das Dokument der „Religiosenkongregation“ (CIVCSVA) *Congregavit nos in unum Christi amor* über das brüderliche und schwesterliche Leben in Gemeinschaft, in: OK 39 (1998), S. 144–169.
- 23 Congregatio pro Institutibus vitae consecratae et Societatibus vitae apostolicae, Instructio: Sobre la vida contemplativa y la clausura de las monjas, in: Andrés Gutiérrez, Leges Ecclesiae, Bd. 9 (wie Anm.

- 21), Sp. 15822–15844 (n. 5926) (in span. Sprache); dt.: [http://www.vatican.va/roman\\_curia/congregations/ccsclife/documents/rc\\_con\\_ccsclife\\_doc\\_13051999\\_verbi-sponsa\\_ge.html](http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/ccsclife/documents/rc_con_ccsclife_doc_13051999_verbi-sponsa_ge.html) [eingesehen: 09.01.2015]; vgl. dazu Reinhold Ahlers, „Verbi sponsa“. Zur neuen Instruktion über das kontemplative Leben und die Klausur der Nonnen, in: *Iudicare inter fideles*. Festschrift für Karl-Theodor Geringer zum 65. Geburtstag, hg. von Winfried Aymans, Stephan Haering, Heribert Schmitz, St. Ottilien 2002, S. 1–16.
- 24 *Congregatio pro Institutis vitae consecratae et Societatibus vitae apostolicae*, Ripartire da Cristo, in: *Dominicus Andrés Gutiérrez, Leges Ecclesiae post Codicem Iuris Canonici editae*, Bd. 10, Romae 2010, Sp. 16822–16857 (n. 6094) (in it. Sprache); dt.: *VApSt* 155, Bonn 2002.
- 25 Johannes Paul II., *Epistula apostolica Novo millennio ineunte*, in: *AAS* 93 (2001), S. 266–309; dt.: *VApSt* 150, Bonn 2001.
- 26 *Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens, Der Dienst der Autorität und der Gehorsam*, Bonn 2008 (= *VApSt* 181); in verschiedenen Sprachen auf der Internetseite der Kongregation publiziert: [http://www.vatican.va/roman\\_curia/congregations/ccsclife/documents/rc\\_con\\_ccsclife\\_varia\\_ge.html](http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/ccsclife/documents/rc_con_ccsclife_varia_ge.html) [eingesehen: 13.01.2015].
- 27 *Kongregation für die Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens, Richtlinien für die Verwaltung der kirchlichen Güter der Institute des geweihten Lebens und die Gesellschaften des apostolischen Lebens*, Bonn 2014 (= *VApSt* 198), Nr. 2.1.
- 28 *Congregatio pro Episcopis, Directorio per il ministero pastorale dei Vescovi*, in: *Andrés Gutiérrez, Leges Ecclesiae*, Bd. 10 (wie Anm. 24), Sp. 17402–17562 (n. 6177) (in it. Sprache); dt.: *VApSt* 173, Bonn 2006. Vgl. dazu auch Heribert Hallermann, *Direktorium für den Hirtendienst der Bischöfe. Übersetzung und Kommentar*, Paderborn u. a. 2006 (= *Kirchen- und Staatskirchenrecht* 7).
- 29 *AAS* 81 (1989), S. 991; vgl. Franz Kalde, *Authentische Interpretationen zum Codex Iuris Canonici I* (1984–1994), 2. erw. Aufl., Metten 1996 (= *Subsidia ad ius canonicum vigens applicandum* 1), S. 28 f., 64.
- 30 Zum Verhältnis von Bistum/Bischof und Orden sind in den vergangenen Jahren zahlreiche Beiträge erschienen (Auswahl): Rudolf Henseler, *Das Verhältnis des Diözesanbischofs zu den klösterlichen Verbänden unter besonderer Berücksichtigung des Exemtionsbegriffes und der Einordnung des Apostolates in die Gesamtpastoral des Bistums*, in: *OK* 25 (1984), S. 276–297; ders., *Programmierte Konflikte? Gesetzliche Unklarheiten und mögliche Spannungen zwischen Diözese und klösterlichen Verbänden*, in: *OK* 26 (1985), S. 17–37; ders., *Grundsätzliche Überlegungen zum Verhältnis Ortskirche – Ordensverbände*, in: *OK* 30 (1989), S. 5–18; Bruno Primetshofer, *Der Ortsbischof und die Ordensverbände*, in: *Fides et ius*. Festschrift für Georg May zum 65. Geburtstag, hg. von Winfried Aymans, Joseph Listl, Anna Egler, Regensburg 1991, S. 149–162 (wieder in: *Ars boni et aequi*. Gesammelte Schriften von Bruno Primetshofer, hg. von Josef Kremsmair, Helmuth Pree, Berlin 1997 [= *Kanonistische Studien und Texte* 44], S. 623–639); ders., *Die Beziehungen zwischen Orden und Diözese. Die kirchenrechtliche Situation unter Berücksichtigung der spirituellen und pastoralen Aspekte*, in: *Ordensnachrichten* 38 (1999), H. 4, S. 25–33; Heribert Schmitz, *Apostolat der Ordensinstitute unter der Autorität des Diözesanbischofs. Zur Spannung zwischen c. 678 § 1 und c. 683 § 1 CIC*, in: *AfkKR* 169 (2000), S. 35–83; Heribert Hallermann, *Eigenes Charisma und Dienst in der Diözese. Ordensgemeinschaften, Vereine und geistliche Bewegungen*, in: *Rechtskultur in der Diözese. Grundlagen und Perspektiven*, hrsg. von Ilona Riedel-Spangenberg, Freiburg – Basel – Wien 2006 (= *Quaestiones disputatae* 219), S. 436–462; Dominicus M. Meier, *Die Autonomie als Grundvoraussetzung für gemeinsames Handeln zwischen Orden und Ortskirche*, in: *OK* 49 (2008), S. 266–279; Stephan Haering, *Der*

Bischof und die Orden, in: Die Vollmacht des Diözesanbischofs und ihre Grenzen, hg. von Sabine Demel, Klaus Lüdicke (in Druck).

- 31 Vgl. Stephan Haering, Grundfragen der Lebensgemeinschaften der evangelischen Räte, in: Handbuch des katholischen Kirchenrechts (wie Anm. 13), S. 591–603, hier: 597–600.
- 32 Vgl. Meier, Autonomie als Grundvoraussetzung (wie Anm. 30).
- 33 Vgl. Scheuermann, Bischöfe und Ordensleute (wie Anm. 11), S. 35 f.
- 34 Der einschlägigen gründlichen Studie Berzdorfs lassen sich gewiss manche Anregungen dazu entnehmen: Franziskus

Berzdorf, Autonomie und Exemption der kanonischen Lebensverbände, St. Ottilien 1995 (= Münchener theologische Studien. Kanonistische Abteilung 49).

- 35 Siehe *Sacra Congregatio pro Religiosis et Institutis saecularibus / Sacra Congregatio pro Episcopis, Notae directivae Mutuae relationes* (wie Anm. 1), Nr. 64 f.
- 36 Vgl. dazu Stephan Haering, Zwischen Tradition und Zukunft. Die Präsenz von Orden in der Kirche von heute und morgen, in: *Lebendige Kirche in neuen Strukturen. Herausforderungen und Chancen*, hg. von Heribert Hallermann u. a., Würzburg 2015 (= Würzburger Theologie 11), S. 139–165.

**Alfons Friedrich SDB**

P. Alfons Friedrich SDB hat Sozialpädagogik und Theologie und war über 25 Jahre in leitender Funktion im Bereich Medien tätig. Aktuell ist er Pfarradministrator des Pfarrverbandes München-Haidhausen sowie Geschäftsführer der Don Bosco Medien.



Alfons Friedrich SDB

## Voraussetzungen für die Freisetzung ordensspezifischer Beiträge zur Sendung der Kirche

In den Meldungen der Katholischen Nachrichtenagentur (KNA) zum ersten Dezemberwochenende 2014 bestimmte die Reise von Papst Franziskus in die Türkei das Geschehen, dicht gefolgt von Meldungen zur Eröffnung des Jahrs der Orden:

„Papst Franziskus hat die katholischen Ordensgemeinschaften zum Beginn des Jahrs der Orden begrüßt und zu Zuversicht aufgerufen. ‚Vor euch liegen viele Herausforderungen, aber sie sind da, um überwunden zu werden‘, heißt es in einer Videobotschaft des Papstes an die Teilnehmer einer Gebetswache in der römischen Basilika Santa Maria Maggi-

ore. Das Themenjahr, das an diesem Sonntag im Vatikan eröffnet wird, bezeichnete Franziskus als eine ‚Zeit der Stärke‘, in der die Orden ihre prophetische Mission neu beleben könnten. Dies könne gelingen, wenn sie Jesus und das Evangelium immer ins Zentrum stellten.

Die Ordensgemeinschaften nannte Franziskus ein wertvolles Geschenk für die Welt und die Kirche. Er dankte ihnen für ihren Einsatz zum Wohl der Menschen, forderte sie aber auch auf, noch stärker an die Ränder der Gesellschaft zu gehen. ‚Verlasst eure Nester und geht an die Peripherie der

Männer und Frauen von heute', sagte er. Das Evangelium, das den Orden immer wieder neue Frische geben könne, müsse dazu in tägliche Taten übersetzt werden. ‚Weckt die Welt auf, so Franziskus.‘<sup>1</sup>

„Der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, sagte in München, mit Blick auf die Zukunft der Kirche habe er große Erwartungen an die Orden. An ihnen liege es, die Menschen wachzurütteln und den Weg der Kirche lebendig zu machen, sagte Marx in der Jesuitenkirche Sankt Michael. Es sei wichtig, dass die ganze Kirche mit Wertschätzung auf das in gewisser Weise ‚beunruhigende‘ und ‚verstörende‘ Leben der Ordensgemeinschaften schaue. Zu hoffen sei, dass auch neue Orden entstehen.“<sup>2</sup>

Das klingt nach hohen Erwartungen an die Ordensgemeinschaften und das in einer Zeit, wo in vielen Orden eher interne Themen angesagt sind. Wenn wir heute an diesem Studientag zum Jahr der Orden verschiedene Facetten beleuchten, die sich mit der Neubeschreibung des Verhältnisses von Bischöfen und Ordensleuten in der gemeinsamen Sendung beschäftigen, dann ist es sicher sinnvoll auch über die „Voraussetzungen für die Freisetzung ordensspezifischer Beiträge zur Sendung der Kirche“ nachzudenken. Die nachfolgenden Anregungen in Form der Beschreibung einzelner Voraussetzungen aus einer pastoraltheologische Perspektive können eine zusätzliche Hilfe in diesem Prozess sein.

Betrachten wir die Themenstellung etwas näher, so scheint es zunächst sinnvoll, eine Begriffsklärung vorzunehmen und den Rahmen für diese Überlegungen abzustecken. Unter „Voraussetzun-

gen“ ist ein „Zustand oder eine Eigenschaft gemeint, die erfüllt sein muss, bevor ein anderer Zustand oder Vorgang, eine andere Eigenschaft oder ein Prozess möglich ist.“<sup>3</sup>

Synonyme zum Begriff „Freisetzung“ lassen im Duden zunächst den Blick in eine hier wohl nicht gemeinte Richtung zu „Entlassung Kündigung Rauschmiss“<sup>4</sup>; Das Verb „freisetzen“ hingegen bietet in seinen Beispielsangaben laut Duden eine vielleicht für unsere Fragestellung treffendere Möglichkeit an: Energie, Kräfte freisetzen.<sup>5</sup>

Es geht also um Voraussetzungen, Prämissen, die erfüllt sein müssen, damit etwas anderes erst beginnen kann. Damit fällt der Blick auf personelle, strukturelle, spirituelle und pastorale Gegebenheiten, die geklärt sein müssen, um neue Energie und Kräfte in den Ordensgemeinschaften freizusetzen.

Lohnt sich dieser Aufwand, mag sich jetzt vielleicht der eine oder die andere fragen. Tun wir dies nicht schon die ganze Zeit? Ohne Zweifel geschieht vieles an zahlreichen Orten und dies gilt anerkannt und geschätzt zu werden. Nur mag die Frage erlaubt sein: Woran wird gearbeitet? An mehr oder weniger kurzfristigen Problemlösungen? Steht reaktives Handeln im Vordergrund oder gibt es ein gemeinsam abgestimmtes Vorgehen?

Die nachfolgenden Überlegungen fragen nach den Voraussetzungen, die geklärt sein sollten, um die zentralen Fragen auf einer anderen Basis angehen zu können.

Was ist dabei das Ziel? Es geht um eine Intensivierung oder zumindest das „Sich-bewusst-werden“ über die ordensspezifischen Beiträge zur Sendung der Kirche. Dies geschieht vor dem Hin-

tergrund einer sich verändernden Gesellschaft, in der Kirche und damit auch die Orden ihre Identität und Rolle immer mehr plausibel machen müssen. Dies geschieht vor dem Hintergrund kirchenrechtlicher Bestimmungen, die das Zusammenleben von Kirche und Orden im diözesanen Bereich regeln und das nicht immer von Kooperation und gegenseitiger Wertschätzung bestimmt zu sein scheint. Und es geschieht vor dem Hintergrund eines Auftrages, den bereits Papst Paul VI. der von ihm gegründeten Kommission *Iustitia et Pax* gegeben hat: „im ganzen Volk die Einsicht zu wecken, welche Aufgaben die Gegenwart von ihm fordert: die Entwicklung der armen Völker vorantreiben, die soziale Gerechtigkeit zwischen den Nationen fördern; den weniger entwickelten Nationen zu helfen, dass sie selbst und für sich selbst an ihrem Fortschritt arbeiten können“.<sup>6</sup>

Dies unterstreicht auch Papst Franziskus, wenn er „von den Ordensleuten nicht weniger als ‚wagemutige große Visionen (fordert): Sie sollen die Türen ihrer Klöster öffnen, hinausgehen zu den Menschen, insbesondere zu den Notleidenden. Und sie sollen in ihrem Gemeinschaftsleben ein Beispiel von Kommunikation und echten Beziehungen geben.“<sup>7</sup>

Die Frage ist also: was muss geschehen, damit es zu diesen Visionen und dem gewünschten Handeln kommen kann. Was sind also die Faktoren, die angegangen werden müssen, die Voraussetzungen für die neue Energie, die neuen Visionen?

Ich möchte versuchen, einige Voraussetzungen zu benennen oder kurz aufscheinen zu lassen. Dabei stehen individuelle und gemeinschaftliche, spiri-

tuelle wie strukturelle Faktoren im Vordergrund, die mir dazu nicht unwichtig erscheinen.

### **Erste Voraussetzung: Individuelle und gemeinschaftliche Identitätsvergewisserung**

Sich seiner eigenen Identität bewusst zu sein, bedarf einiger Anstrengungen. Es geht dabei, vertraut man den verschiedenen Identitätsmodellen sozialwissenschaftlicher Überlegungen, um den Erwerb und den dauerhaften Erhalt eines Lebenswissens und einer Lebenspraxis. Der Erwerb einer Identität im Ordensleben baut auf den zuvor als überzeugend erlebten und verinnerlichten Erfahrungen auf. Waren in früheren Jahren die Kandidaten und Kandidatinnen doch relativ jung, wenn sie sich für den Ein-

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

tritt in eine Gemeinschaft entschieden, so hat sich dies heute geändert. Die, die kommen, haben in ihrer Biografie viel Lebenswissen erworben, das nun in einer besonderen Weise in der Konfrontation mit dem Evangelium und der Ordensidentität sich erweitern muss. Die Chance, die darin liegt: Diese Ordensmitglieder bringen eine Vielzahl von Sichtweisen, Verhaltensmöglichkeiten und Kenntnissen ein. Sie verfügen über

unterschiedliche Kompetenzen, die zu einer Bereicherung der Gemeinschaft führen können. Geht es aber nur um eine reine Integration in ein bestehendes System, gehen vieler dieser Kompetenzen und Wissensschätze verloren. Ein fataler Austausch mit schwerwiegenden Folgen, der auf Integration in ein System abzielt und die Christusnachfolge unter dem ordensspezifischen Proprium hintan stellt. Identitätsvergewisserung aller Mitglieder, also die Bereitschaft der „Alten“ sich dem Wissen der „Neuen“ zu stellen und gemeinsam zu suchen, setzt neue Perspektiven frei. Die gemeinsame Konfrontation mit dem Evangelium und dem Ordenswissen schafft eine Basis der Erneuerung. So ist die Identitätsvergewisserung eine wesentliche Voraussetzung für innovative Prozesse; oder im Bild gesprochen: Das Basiccamp für den neuen Aufstieg.

### **Zweite Voraussetzung: Wirklichkeitserkundung**

Wo stehen wir heute? Joachim Schmiedl hat in einem kleinen Beitrag auf meines Erachtens wichtige Aspekte hingewiesen.<sup>8</sup> Unter dem Titel „Orden – Kirche mit Profil“ macht er auf die kulturprägende Kraft der Orden im Laufe der Geschichte aufmerksam, skizziert die Leistungen der Orden und Gemeinschaften wie Bildung und Sozialleistungen für alle Schichten der Gesellschaft sowie die Emanzipation der Frau. Anhand der Kongregationen, die sich der Krankenpflege und Sozialarbeit sowie der Erziehung, also der christlichen Barmherzigkeit, im 19. Jahrhundert kümmerten, macht er drei Faktoren fest. Am Anfang steht eine „Funktionalisierung für eine

bestimmte Aufgabe“, um so im aktiven Apostolat konkreten Notständen entgegen zu treten<sup>9</sup>. Dabei ging es den neuen Gemeinschaften nicht so sehr um die Suche nach einer spezifischen Spiritualität mit eigenen Ausprägungsformen. Die Schwestern und Brüder im Dienst an Kranken und Kindern waren in einer zunehmend laizistischen Welt wertvolle Sperrstangen zur Aufrechterhaltung eines katholischen Milieus. Sie spielten mit ihren zahllosen kleinen Einheiten in der Fläche eine wesentliche Rolle in den pastoralen Konzepten der Diözesen, zumal viele der Gemeinschaften diözesanen Rechts waren. Ob sie die Wertschätzung auch dafür erhielten, ist eine andere Frage und vielleicht auch ein Aspekt in der Verhältnisbestimmung zwischen Orden und Diözesen bis heute.

Schmiedl verweist sodann darauf hin, das im Laufe der Entwicklung aus diesen kleinen Anfängen mittelgroße Wirtschaftsbetriebe wurden, die aber selbst nicht mehr in der Lage waren, die den neuen Bedürfnissen entsprechenden Fachleuten aus den eigenen Reihen zur Verfügung zu stellen. Er bezeichnet dies als „Funktionsüberforderung“. Spätestens mit dem Aufkommen staatlicher Sozial- und Erziehungssysteme entstand für viele Kongregationen eine Krise, denn von nun an übernahmen immer mehr Frauen und Männer außerhalb einer kirchlichen Institution „ihre“ Aufgaben, die doch zum Wesensbestand der eigenen Identität gehörte. Schmiedl bezeichnet dies als „Funktionsverlust“<sup>10</sup> und verweist darauf, dass Schwerpunktverlagerungen von der eigentlichen Ordensbestimmung zu neuen Tätigkeitsfeldern in den Gemeinschaften die Folge waren. Damit ging aber auch oft ein Verlust des eigenen Profils einher.

Wirklichkeitserkundung und Identitätsvergewisserung auf dem Hintergrund der eigenen Ordensbiografie ist eine zweite wesentliche Voraussetzung, um den eigenen Standort zu erkennen. Was wir waren, was wir sind – das ist keine Geschichte des Niedergangs, auch wenn sie so oft zu klingen droht, sondern ein Anerkennen von Wirklichkeit. Oder im Bild gesprochen: Im Basicamp müssen die Wegstrecken nach vorne neu an den Möglichkeiten und Gefahren ausgerichtet werden.

### **Dritte Voraussetzung: Ehrliche Bestandsaufnahme und professionelles Führen**

Eine bedeutsame Tätigkeit eines Seelersorgers ist es, Trauernde zu trösten und Menschen auf ihrem letzten Weg zu begleiten. Was wir tagtäglich verkünden, darf im Ordensalltag nicht unberücksichtigt bleiben. Viel zu oft bleibt man hängen an Einrichtungen, die nicht mehr lebensfähig sind, aber immer noch von Schwestern und Brüdern festgehalten werden. Vertrauen wir in diesen Situationen nicht der Verheißung Jesu? Auch wenn das Wissen vorhanden ist, dass es ein „Weiter so!“ nicht mehr geben wird, dauert es manchmal einfach zu lange, bis aus dem Wissen Wirklichkeit wird. Bernhard A. Eckerstorfer OSB (Kremsmünster) plädiert für eine „Kultur des Aufhören-Könnens“, die den Freiraum schafft, Neues zu entdecken.<sup>11</sup> Eine solche Kultur zu schaffen ist zunächst ein spirituelles Thema. Es bedeutet, Jesus Christus deutlicher in den Vordergrund zu stellen und auf die Wirkkraft des Geistes Gottes zu vertrauen. Es ist sodann ein Leitungsthema. Sind die Leitungsstruk-

turen und die darin handelnden Personen für einen solchen Prozess vorbereitet? Verstehen sie sich als Verwalter des Bestehenden oder sind sie in der Lage, die Voraussetzungen zu schaffen, die für Innovation notwendig sind? Ehrliche Bestandsaufnahme der Wirklichkeit und die Anerkennung derselben ist eine wesentliche Voraussetzung für Veränderung. Es verlangt eine hohe spirituelle Kompetenz der Handelnden und eine professionelle Leitungs- und Führungskultur. Im Bild gesprochen: Im Basicamp muss überprüft werden, was man wirklich braucht. Wer ist für welche Touren geeignet, wie sieht die Motivation aus, was brauche wir dafür?

### **Vierte Voraussetzung: Anregungen gewinnen durch die Situation vor Ort**

Der derzeit laufenden Reformbewegungen in der bundesdeutschen Kirche bedeuten eine gewaltige Veränderung. Dabei fällt auf, dass sich anfangs der Transformationsprozess hauptsächlich in der Entwicklung neuer Strukturpläne und gesamtpastoraler Konzepte für eine jeweilige Diözese erschöpfte. Die derzeit laufenden Folgeprojekte wählen hingegen oftmals einen anderen Standpunkt: Sie schauen auf kleinteiligere Einheiten, in denen konkrete Menschen in unterschiedlichen Milieus mit differenzierten Bedarfen und Bedürfnissen leben. Sozialwissenschaftliche Methoden konkretisieren die Sozialräume und analysieren, welche Angebote von welchen Trägern vorhanden sind und was ausbaufähig ist. Ein solches Vorgehen ist mühsamer, als am grünen Tisch Gesamtkonzepte zu entwickeln, aber auch effektiver. Denn ein solches Herangehen macht deutlich,

wie unterschiedlich Regionen sind, welche Gemeinsamkeiten dennoch wichtig sind, was an neuen Orten anders oder neu angeboten werden kann. Für die Pastoral ist dies der einzig mögliche Zugang, will sie sich nicht nur in der Spendung der Sakramente erschöpfen. Eine am Menschen ausgerichtete Diakonie, Martyrie und Liturgie setzt bei dem an, was vorhanden ist und nicht bei dem, was das bisherige Angebot zu vermitteln meinte. Es geht dabei um mehr als nur um einen Perspektivwechsel; es geht um das Aufgreifen der jesuanischen Sichtweise, der den ganzen Menschen in den Blick nimmt und ihn fragt „Was soll ich dir tun?“<sup>12</sup> Und dies immer wieder, konkret dort vor Ort, wo sein Leben stattfindet.

Sich in diese Haltung begeben zu können, ist eine weitere wesentliche Voraussetzung für das Freisetzen von Kräften. Sind denn die Orte unserer klösterlichen Niederlassungen Heimatorte für die Menschen, die in dieser Region leben? Werden die Menschen mit ihren Bedarfen ernst genommen, finden sie Antworten auf die Fragen, die sie interessieren? Kennen wir die „Lage vor Ort“, erforschen wir die Sozialräume oder glauben wir, wir wissen, was die Menschen brauchen? Im Bild gesprochen: Um neue Touren vom Basiscamp aus zu starten, müssen vorab die Gegebenheiten erkundet werden.

#### **Fünfte Voraussetzung: Die Qualität des Ortes als Daseinskriterium**

In der Biografie eines Menschen zählen wir die Orte auf, an denen ein Mensch gewirkt hat. Wir haben unseren Lieblingsort, wenn es um Urlaub und Frei-

zeit geht. Wir machen unsere Herkunft an einem Ort fest und kennen besondere Orte, an denen wir fast den Himmel erkennen können.

Orte haben eine prägende Kraft, wenn sie etwas ausstrahlen, was scheinbar so ganz anders ist, als wie ich es sonst erlebe. Aber was ist der Grund dafür? Sicherlich spielen verschiedene Aspekte hier eine Rolle: die Umgebung, die Ausstattung, die Dienstleistungsangebote, die Freundlichkeit in der Begegnung, das Bereitstellen verschiedener Angebot für Leib und Seele. Sicherlich steigen jetzt bei Ihnen Bilder auf von bedeutsamen Klöstern, vielleicht sogar von Ihrem?

Nun, das ist die eine Seite der Medaille, die andere zeigt vielleicht die kleine Einrichtung am Rand der Stadt, da, wo es landschaftlich nicht so schön ist, wo nicht die Oberschicht ihre Häuser aufbaut, dort, wo Not konkret erfahrbar ist. Vielleicht zeigt die andere Seite die Pfarrei, in der die Ordensleute leben, stets eine offene Tür haben, zu Gesprächen bereit stehen, neue Angebote für Kinder und ihre Familien entwickeln, weil dies in diesem schicken Stadtteil eine besondere Herausforderung darstellt. Oder, oder, oder...

Alles sind konkrete Orte, an denen das Daseinskriterium sich aus der Bereitschaft ableiten lässt, ob dies ein Ort der Diakonie, der Martyrie und der Liturgie ist, ob hier eine Communio entsteht, die sich nicht aus Abgrenzung gegenüber anderen Angeboten definiert, sondern seinen eigenen Platz im Bemühen aller vor Ort darstellt, die als Kirche unterwegs sind. Diözesane Anliegen und ordensspezifische Charismen fließen hier ein und werden regelmäßig gemeinsam überprüft. Ein abgesteckter finanzieller Rahmen schafft Voraussetzungen für

ein gutes Miteinander, ist aber nur die Basis für die gemeinsamen Wege. Solange dieser Ort ein Ort ist, wo Gott bei den Menschen erfahren werden kann, hat dieser Ort seine Bedeutung – ob nun in der Idylle oberbayrischer Kulturlandschaft oder in der Einrichtung im Brennpunkt.

Wie wird Verortung in den Leitungsstrukturen der Orden und der Diözesen verstanden? Was sind die wirklichen Orte, wo Gott unter den Menschen wohnt? Wo sollten solche Orte entstehen? Um hier eine Antwort finden zu können, muss die Verortung unserer Sendung überprüft werden und mit Kriterien versehen werden. Eine notwendige Voraussetzung, um nicht vorschnell zu schließen oder etwas wegzugeben, was wichtig wäre. Im Bild gesprochen: Das Basiccamp bleibt nur so lange unser Basiccamp, als es uns und anderen hilfreich beim Suchen und Gehen neuer Wege ist.

### **Sechste Voraussetzung: Vernetzung als Beginn von Synergien**

Bei einem Ordensstreifen vor einiger Zeit, wurde ich von zwei jungen Menschen angesprochen, die zufällig die beträchtliche Gruppe von Ordensfrauen und Ordensmännern beobachtet hatten: „Was ist denn hier heute los? Feiert das Altenheim Fasching – so wie ihr alle verkleidet seid?“

Natürlich ist dies nur ein despektierlicher Ausspruch zweier junger Menschen, den ich selbstverständlich sofort richtig gestellt habe, aber dennoch hat mich dieses Wort nachdenklich gestimmt. Was hatten die jungen Leute gesehen? Frauen und Männer in ihren

Ordenskleidern; die meisten von ihnen schon im fortgeschrittenen Alter. Wenn das nun auch nichts mit Fasching und Altenheim zu tun hat, so spiegelt dies angesichts der aktuellen Zahlen über Ordensmenschen in Deutschland doch auch etwas Wahres wider: „Die Zahl der Frauen und Männer, die sich einem ‚geweihten Leben‘ in Armut, Keuschheit und Gehorsam verschrieben haben, sinkt in Deutschland stetig. In den Frauengemeinschaften hat sich die Mitgliederzahl innerhalb von 20 Jahren halbiert. Auf 1.000 Todesfälle kommen pro Jahr gegenwärtig gerade einmal 60 Neueintritte. 84 Prozent der Schwestern befinden sich im Rentenalter. Manche Gemeinschaft hat seit Jahrzehnten keine Novizin mehr aufnehmen können. Bei den Männern sieht es nicht viel anders aus.“<sup>13</sup>

Nun wissen Sie alle um diese Zahlen und erfahren es tagtäglich. Was sind die Konsequenzen, die sich daraus ableiten? Ein Geschäftsführer eines großen Dienstleisters in Deutschland hat zu diesem Thema mich einmal gefragt: „Warum fusioniert ihr denn eigentlich nicht. Fusionieren heißt doch nicht, dass ihr alles aufgeben müsstet. Ihr habt doch alle gut funktionierende Marken, seid in vielen Kreisen gut bekannt und steht in der Regel für vertrauensvolle Produkte. Denkt darüber doch mal nach!“

Darf man denn darüber nachdenken, habe ich mich gefragt. Es stimmt schon, dass gerade bei den Kongregationen aus dem 19. Jahrhundert in der Aufgabenstellung zahlreiche Übereinstimmungen liegen. Die diakonische Ausrichtung als Wesensmerkmal hat nach wie vor eine hohe Akzeptanz und die real existierende Not in der Gesellschaft kann längst

nicht mehr durch staatliche oder kommunale oder Wohlfahrtsträger aufgefangen werden. Ist das die Stunde für neue Formen der Kooperationen, die nicht aus Angst vorm Weiterbestehen, sondern aus der Ausrichtung auf die Menschen und dem, „was wir ihnen tun können“ entstehen können? Oder im Bild gesagt: Brauchen wir verschiedene und vernetzte Basis Camps, um gemeinsam die Wege zu gehen, die zu einem Ziel führen?

**Siebte Voraussetzung:  
Lernbereitschaft,  
kommunikative Kompetenz  
und Dialogbereitschaft**

Der Geist Gottes weckt die Charismen der einzelnen, er provoziert im wahren Sinne des Wortes und führt sie neu zusammen, dass so eine neue Gemeinschaft entsteht, die vorher nicht gedacht wurde oder nur im Reich der Utopie möglich erschien. Viele biblische Zeugnisse verdeutlichen uns diese mächtige Wirkkraft Gottes. Die neu entstehenden Gemeinschaften sind jedoch nicht voller Harmonie und Eindimensionalität – also ohne Probleme und Auseinandersetzung. Dies war aber schon in der Urgemeinde in Jerusalem bei jeder Wirklichkeit, denn die Gemeinde musste die Witwen- und Waisenversorgung regeln, die Interpretation der Gesetze vornehmen, die Frage der Zugehörigkeit klären. Dabei kam es zu kniffligen Augenblicken, in denen sich sogar Heilige in unterschiedlichen Positionen gegenüberstanden und es sogar darum ging, „dem anderen im Angesicht zu widerstehen“. Von Beginn an ist das ehrliche Ringen um die Wahrheit und die Gemeinschaft ein Wesenskenn-

zeichen der *Communio* gewesen, die schon immer unterschiedliche Ausprägungen und Berufungen, eben Charismen kannte. „Eine uniforme Einmütigkeit dagegen wäre Zeichen tödlicher Geistlosigkeit“<sup>14</sup>

Kommunikative Kompetenz und Dialogbereitschaft, die aus dem Wirken des Heiligen Geistes entsteht, ist die Voraussetzung für einen Zukunftsprozess, an dem alle Mitglieder dieser *Communio* beteiligt sein müssen. In den Diözesen gilt es, die „Ressource Orden“, wie es Ulrich Engel OP ausdrückt, zu erkennen und wertzuschätzen. Dabei geht es nicht um eine Leistungsschau, die sich aus dem Rückspiegel der Geschichte ergibt – auch dies muss berücksichtigt werden – sondern um die Möglichkeiten, Kirche für Menschen erlebbar zu machen. Dabei geht es nicht um „Rettung von Gebäuden vor dem Zugriff falscher Käufer“, sondern um das gemeinsame Nachdenken darüber, ob und wie eine Zukunft möglich ist. Hier erkenne ich in jüngster Zeit gute Ansätze, denn wer offenen Auges durch die Regionen geht, sieht, erkennt, was es bedeutet, wenn erst mal Ordensorte umgewidmet sind. Gleichsam geht es um eine Dialogbereitschaft in den Orden selbst. Eine Haltung, die dem kirchlichen Gegenüber zunächst immer weniger vertraut als dem ausstrahlungstarken vermeintlichen „Retter“, der letztlich sich doch nur als Wolf im Schafspelz entlarvt, ist keineswegs zukunftsweisend. Es geht auch nicht um Macht und Güter, die auf der Verhandlungstafel verteilt werden. Wer so – egal von welcher Seite – an die Problemsituation herantritt, disqualifiziert sich per se.

Es geht um eine von christlichem Vertrauen auf die Kraft des Geistes Gottes

getragene Dialogbereitschaft, die trotz strategischer, wirtschaftlicher und personeller Fragen das Ziel miteinander ins Auge nimmt: Christus den Menschen zu zeigen, Orte zu finden, wo Begegnung mit ihm und untereinander möglich ist. Deshalb sind kommunikative Kompetenz und Dialogbereitschaft eine so wesentliche Voraussetzung, damit Neues entstehen kann. Dies kommt aber nicht von ungefähr. Ein lebenslanges Lernen ist dafür die Voraussetzung. Das Sich-Auseinandersetzen mit den Fortschrittsthemen unserer Zeit, das Sich-in-Frage-stellen-lassen, um im gemeinsamen Reflektieren Schritte zu Antworten zuerkennen. Das verstärkte Bemühen um Qualifikation in der Ausbildung und in regelmäßig wiederkehrenden Zeiten der Fortbildung, die Spezialisierung in den Themenbereichen, die für die Gemeinschaft von besonderer Bedeutung sind, das Suchen nach kompetenten Fachleuten, mit denen gemeinsam der Weg gestaltet werden kann – all das gehört zu den wesentlichen Voraussetzungen, um sich für die Zukunft aufzustellen.

Im Bild gesprochen: Wer im Basiccamp nicht mit anderen kommunizieren kann, wer sich nicht spezialisiert und neue Erkenntnisse unberücksichtigt lässt, der wird nur schwerlich die Perspektiven beschreiben können, die für den Aufstieg wichtig sind.

## Nachklang

Wir haben über Voraussetzungen nachgedacht, die in der Lage sind, neue Energien für unseren gemeinsamen Dienst in der Kirche freizusetzen. Dabei geht es um „das Wesen und Wirken der Kirche in der Welt... Dem Wesen nach

missionarisch sein heißt ein Doppeltes: Die Sendung, die die Kirche ist und darstellt, sollte in immer authentischeren Formen zum Ausdruck kommen; und alles, was sie ist, lehrt und bewirkt, wird dann von diesem Missionsgeist belebt sein. Dabei geht es hauptsächlich um das Jesu-Jüngerwerden. Das besteht darin, dass man erstens in der Glaubenswelt seiner Lehre zuhause ist und dass man zweitens alles lehrt, was Jesus gelehrt hat.“<sup>15</sup>

Um diesem Verständnis gerecht zu werden, bedarf es einer zunehmend gemeinsamen Ausrichtung aller Handelnden in der Kirche. Der offene Dialog muss sich an der Zielperspektive orientieren, die nur heißen kann, Menschen zu Christus zu führen. Aus dieser Überzeugung leitet sich jeder Dienst an den Schwestern und Brüdern ab, unter unterschiedlichen Vorzeichen und Ausprägungen, an verschiedenen Orten durch Menschen, die ihrem Charisma folgen. Die koordinierende Perspektive der Verantwortlichen in den Diözesen und Ordensgemeinschaften hat sich daran zu orientieren.

Wenn es dauerhaft dazu kommen soll, muss auf den Seiten aller Handelnden Voraussetzungsarbeit geleistet werden. Denn die hier ausgeführten Gedanken gelten sicher in übertragener Weise auch für die Diözesen. Und wie spannend und geistreich wäre es, wenn dies auch in einem abgestimmten und gemeinsamen Prozess gelingen würde, sprich, wenn also auf allen Seiten diese Voraussetzungen geklärt würden:

1. Voraussetzung: Individuelle und gemeinschaftliche Identitätsvergewisserung vornehmen
2. Voraussetzung: Wirklichkeitserkundung durchführen

3. Voraussetzung: Ehrliche Bestandsaufnahme und professionelles Führen verankern
4. Voraussetzung: Anregungen gewinnen durch die Situation vor Ort
5. Voraussetzung: Die Qualität des Ortes als Daseinskriterium erkennen
6. Voraussetzung: Vernetzung als Beginn von Synergien vorantreiben
7. Voraussetzung: Lernbereitschaft, kommunikative Kompetenz und Dialogbereitschaft als Prinzipien des Miteinanders erkennen.

Oder im Bild gesprochen: Die unterschiedlichen Basicamps haben sich verständigt, Ressourcen neu aufgeteilt, gemeinsame Ziele vor Augen und gehen auf unterschiedlichen Wegen mit den Menschen, um gemeinsam das Reich Gottes zu leben.

.....

- 1 KNA Meldung vom 29. November 2014. Papst an Orden: Seid zuversichtlich für Herausforderungen.
- 2 KNA Meldung vom 30. November 2014. Jahr der Orden im Vatikan eröffnet – Marx: Menschen wachrütteln.
- 3 Vgl. Wikipedia, Stichwort Voraussetzung.

- 4 <http://www.duden.de/rechtschreibung/Freisetzung>.
- 5 <http://www.duden.de/rechtschreibung/freisetzen>.
- 6 Motu Proprio Catholicam Ecclesiam von 1967.
- 7 Ende und Anfang. Deutsche Ordensleute sind auf der Suche nach ihrer Bestimmung. Von Christoph Renzikowski (KNA).
- 8 Joachim Schmiedl ISch, Orden – Kirche mit Profil, in: Lebendige Seelsorge 2/2013, 90-93.
- 9 Schmiedl, ebd., 93.
- 10 Schmiedl, ebd., 93.
- 11 Bernhard A. Eckerstorfer OSB, Wie können sich Orden weiter-entwickeln? Lebendige Seelsorge 2/2013, 107.
- 12 Die Heilung des blinden Bartimäus bei Jericho, Mk 10,46-52.
- 13 Ende und Anfang. Deutsche Ordensleute sind auf der Suche nach ihrer Bestimmung. Von Christoph Renzikowski (KNA).
- 14 Ulrich Engel OP, Orden – eine vernachlässigte Ressource für die Kirchenentwicklung, in: Lebendige Seelsorge 2/2013, 80-84.
- 15 Francis X D'Sa, Die Sicht anderer Religionen. In Erich Garhammer, Ecclesia semper reformanda. Kirchenreform als bleibende Aufgabe. Würzburg 2006, 231-248, hier 234.

**Laetitia Röckemann OP**

Sr. Laetitia Röckemann OP war über 30 Jahre Provinz- und später Generalsekretärin der Dominikanerinnen von Bethanien-Venlo. Von 1997 bis 1999 nahm sie an der von der VOD initiierten Ausbildung zur Begleitung von Kapiteln und Veränderungsprozessen in Ordensgemeinschaften teil. Seit 2011 ist sie für diese Tätigkeit der Begleitung von ihrer Gemeinschaft frei gestellt. 2012 erlangte sie zudem an der FernUniversität Hagen den Abschluss „Master of Mediation“.



Laetitia Röckemann OP

## Die Letzten lassen das Licht an\*

Ordensgemeinschaften in der Vollendungsphase

Der nebenstehende Text entstand als Vortrag bei einem Treffen der Ordens-Christen, die in den Häusern der Seniorenhaus GmbH der Cellitinnen zur hl. Maria, Köln, leben und arbeiten. 80 Ordensmänner und -frauen waren am 5. Dezember 2014 der Einladung ins Mutterhaus der Cellitinnen gefolgt.

Was meinen Sie, welches Satzzeichen gehört hinter den Satz „Die Letzten lassen das Licht an“?

Das einfachste wäre wohl: einfach einen Punkt zu setzen. Und dann wäre die Aussage „Die Letzten lassen nun mal das Licht an –das ist eben so.“ Aber

das ist bei uns Ordensleuten ganz gewiss nicht der Normalfall, denn wir sind ja sparsam und machen das Licht aus, wenn wir gehen.

Setzen wir ein Ausrufezeichen hinter den Satz, dann ist es eine Aufforderung an die Letzten, das Licht anzulassen. Das ist für uns ungewöhnlich, es entspricht – wie gesagt – nicht unseren Gepflogenheiten. Natürlich wäre auch zu fragen „Warum sollen die Letzten denn das Licht anlassen?“ Nun, dafür könnte man schon einen Sinn oder besser eine Hoffnung benennen: Wir hoffen, dass wir eben nicht die Letzten sind, sondern dass nach uns noch jemand kommt, dem das Licht, das unser Leben erhellt hat, auch leuchten kann.

Richtig herausfordernd wird es aber, wenn wir den Satz mit einem Fragezeichen beenden. Dann lautet die Botschaft: Hinterlassen die Letzten wohl etwas, das anderen Licht sein kann? Ja, das wollen wir natürlich! Wir wollen etwas Leuchtendes hinterlassen, etwas, was anderen gut tut, sie vielleicht auch noch eine Weile an uns denken lässt – jedenfalls etwas, das eine Bedeutung hat für das Reich Gottes. Und dann wird der Satz im Handumdrehen zu einer Art Gewissensfrage: Hinterlassen wir Licht?

Nun liebe ich es nicht, wenn man mir Gewissensfragen stellt, und ich gehe davon aus, dass das bei Ihnen ähnlich ist. Gewissensfragen lasse ich lieber in einer stillen Stunde in mir aufkommen und versuche dann, mich ihnen zu stellen. – Für jetzt finde ich es dagegen interessanter, sich zu fragen, für was das Licht steht, was denn das Licht symbolisiert, das die Letzten anlassen sollen oder vielleicht sogar anlassen wollen.

Sie, die Sie in den Seniorenhäusern der Stiftung der Cellitinnen zur hl. Maria leben, haben die längste Zeit Ihres Lebens hinter sich, Sie stehen mehr oder weniger in der Abrundungsphase Ihres persönlichen Ordenslebens. Bei vielen Ordensgemeinschaften in Deutschland fällt derzeit die persönliche mit der gemeinschaftlichen Lebensabrundung zusammen. Das mögliche Ende des eigenen Ordensinstituts kommt in Sicht:

- Es hat schon länger keine Eintritte mehr gegeben von Brüdern oder Schwestern, die zur ewigen Profeß gelangten und die noch im Orden sind.
- Das Durchschnittsalter steigt und steigt, die Kräfte und die Vitalität nehmen im selben Maße ab.

- Die Aufgaben des Alltags wie auch der Leitung und Verwaltung konzentrieren sich auf immer weniger Schultern, die unter diesem Druck nicht breiter sondern immer gebeugter werden.

Dies alles kennen Sie – aus der eigenen Kongregation oder aus dem, was man in der deutschen Ordenslandschaft derzeit miterleben kann. Ob wir nun selbst unmittelbar von dieser Entwicklung betroffen sind oder ob es der eigenen Kongregation derzeit noch relativ zufrieden stellend geht, die Gesamtsituation rund ums Ordensleben macht betroffen. Es gibt derzeit, viele, die wohl die Letzten ihrer Gemeinschaft sind.

Zurück zum Symbolwort „Licht“ – da denkt so mancher an die Vergangenheit, die persönliche und die gemeinschaftliche: als wir noch jung und tatkräftig waren, voller Ideen und Elan. Licht – das ist für uns aber auch (vielleicht in erster Linie) unser Lebenszeugnis, nämlich unsere Grundentscheidung zum geweihten Leben und das noch vor allem, was wir dann getan und geleistet haben.

Dieses Licht unserer grundsätzlichen Lebensentscheidung wird nicht heller durch großartige Dienste, an denen wir beteiligt waren oder die wir geleistet haben, und es wird auch nicht dunkler durch die unausbleiblichen Leiden, Enttäuschungen und Verletzungen, die es auf jedem Lebensweg, auch im Orden, gibt.

Das Licht unserer grundsätzlichen Lebensentscheidung zum Ordensleben, haben wir nicht selbst angezündet, sondern es wurde uns geschenkt in jener schwer zu erklärenden Erfahrung, die wir „Berufung“ nennen. Durch unsere Berufung hat sich uns der Lebenssinn erhellt, haben wir Klarheit über unseren

Weg gewonnen. Und die Erinnerung an jene Erfahrung hat uns geholfen, auch dunkle Zeiten durchzustehen.

Wenn es heute so wenig Ordensnachwuchs gibt, dann schmerzt uns nicht nur, dass damit das Ende unserer eigenen Gemeinschaft in den Bereich des Möglichen rückt, sondern es schmerzt uns vor allem, dass das Licht der Berufung, das wir vor Jahrzehnten erfahren haben, heute anscheinend weniger hell leuchtet, zumindest weniger Widerschein im Leben jüngerer Menschen zu haben scheint.

Allerdings: Bei ehrlicher Betrachtung des eigenen und gemeinschaftlichen Lebens ist uns auch ganz klar, dass das Licht, das wir in unserer Ordensberufung erfahren haben, nicht nur am Anfang geschenkt war, sondern dass es auch ein unverdientes Geschenk ist, wenn es uns erhalten blieb. Wenn unser Leben in irgendeiner Weise Ausstrahlung hat, so erfahren wir das nicht als unsere eigene Leistung, sondern auch als Geschenk, für das wir dankbar sind. Die Ausstrahlung ist sozusagen die Folge unserer Antwort auf den Ruf, den wir verspürten, die Folge unserer Hingabe an Gott, die Gemeinschaft und ihren Auftrag.

Damit sind wir in der Gegenwart angekommen: Die Hingabe an Gott und die Gemeinschaft, die unser Leben prägte durch Jahrzehnte voller Alltag, durch tausende von mehr oder weniger hellen, grauen oder gar dunklen aber eben auch einigen lichtvollen Tagen, diese Hingabe ist das, was in unserem Leben trotz aller Wechselfälle, trotz aller Veränderungen und sogar angesichts aller altersbedingten Minderungen konstant bleibt. Hingabe kann sich im Tätig-sein ausdrücken, das ist aber keineswegs al-

les und auch nicht vorrangig. Hingabe ist die innere Haltung, mit der wir einander, den Menschen unserer Umgebung, der Welt und Gott gegenüber treten. Sie schwingt in allem mit, bestimmt alles und lässt sich dennoch schwer dingfest machen.

Viele Veränderungen haben Sie im Laufe Ihres Lebens schon erfahren dürfen und auch müssen: im Orden, in der Kirche, in der Gesellschaft, in der eigenen Familie und schließlich sogar im eigenen Körper, der zunehmend mehr an Aufmerksamkeit verlangt. Auch Veränderung ist eine konstante Größe in

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

unserem Leben. Eine besonders große Veränderung war für Sie alle vermutlich der Auszug aus dem eigenen vertrauten Kloster ins Seniorenhaus, eine Einrichtung also in der das Leben nach einer eigenen Gesetzmäßigkeit abläuft, auf die Sie wenig Einfluss haben. Das erfordert Anpassung und den Willen, sich innerlich mit der neuen Situation zu arrangieren. Ich denke, dass es hier um eine moderne Variante dessen geht, wie die in der Profeß versprochene Hingabe in einer fortgeschrittenen Lebensphase zu realisieren ist. Und falls Sie nicht in erster Linie selbst auf die Idee gekommen sind, ins Seniorenhaus gehen zu sollen, so hat sich vielleicht der eine

oder die andere mit dem Satz aus dem Johannes-Evangelium getröstet: „Amen, Amen, das sage ich dir: Als du noch jung warst, hast du dich selbst gegürtet und konntest gehen, wohin du wolltest. Wenn du aber alt geworden bist, wirst du deine Hände ausstrecken, und ein anderer wird dich gürtet und dich führen wohin du nicht willst.“ (Joh 21, 18)

Damit teilen Sie auch die Lebenssituation vieler alter Menschen unserer Zeit und Gesellschaft. Was für Sie als Ordenschristen anders ist als für die Männer und Frauen, die mit Ihnen zusammen in den Seniorenhäusern leben, das ist die Tatsache, dass Sie als geistliche Gemeinschaft zusammenleben – wie Sie es ja schon seit Jahrzehnten getan haben. Äußerlich leben Sie weiterhin in Gemeinschaft zusammen, aber bei näherer Betrachtung ist doch ungeheuer vieles anders, ja, unvergleichlich gegenüber dem früheren Zusammenleben im Konvent bzw. im eigenen Kloster.

Ins Auge springend ist da vor allem die Tatsache, dass Sie nun innerhalb Ihrer Gemeinschaft alle im Seniorenalter sind, es gibt kein Zusammenleben der verschiedenen Generationen mehr. – Zum Glück gibt es junges Pflegepersonal. Das tut gut: frische Stimmen, junge Gesichter, moderne Sprache, andere Themen und noch vieles mehr, was die Menschen, die in den Seniorenhäusern arbeiten Ihnen geben, über den eigentlichen Dienst hinaus, zu dem sie dort angestellt sind.

Aber innerhalb der eigenen Gruppe von Ordensleuten fehlt diese Stimulanz. Man hat schon eine jahrzehntelange Geschichte miteinander und kennt sich gut – manchmal sogar zu gut. Alle haben mehr oder weniger mit der Tatsache

zu tun, dass das Abschiednehmen einen breiten Raum einnimmt:

- Der Abschied von früheren Tätigkeiten, der vielleicht noch immer schmerzt.
- Der Abschied von früheren Lebensräumen, der manchmal unfreiwillig war.
- Der Abschied von immer mehr nahen und vertrauten Menschen aus den unterschiedlichen Gründen.
- Der Abschied von den eigenen Kräften – des Körpers, des Geistes und auch der Seele, wenn die Spannkraft nachlässt.
- Und schließlich kommt der endgültige Abschied von diesem Leben deutlich näher – begleitet von sehr unterschiedlichen, mitunter auch widersprüchlichen Gefühlen.

Im Volksmund wird diese Lebensphase manchmal etwas salopp umschrieben mit „Es geht bergab.“ Wenn man nicht in der Vorstellung lebt, dass Oben-Sein das allein Seligmachende ist, dann ist es nicht abwertend, festzustellen, dass es bergab geht. Ich finde sogar, dass es ein hilfreiches Bild sein kann für dass, was wir individuell und auch als Gemeinschaft im Alter oder besser als alternde Gemeinschaft miteinander erfahren. Wir sind, was das Thema Abstieg betrifft, auch in sehr guter Gesellschaft, wie wir ja ein Leben lang gebetet und mit dem Philipperbrief meditiert haben: „Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus entspricht: ER war Gott gleich, hielt aber nicht daran fest, wie Gott zu sein, sondern ER entäußerte sich und wurde wie ein Sklave und den Menschen gleich. Sein Leben war das eines Menschen: ER erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz.“

Wenn es also um den Abstieg im guten, ja im geistlichen Sinne geht, so können wir noch etwas in dem Bilde bleiben und uns fragen, wie der Abstieg nicht nur für die einzelne Person, sondern für die alternde Gemeinschaft zu bewältigen ist. Ich möchte es folgendermaßen formulieren: Den Abstieg den Abhang hinab, bewältigt man nicht im Kolonnenmarsch und nicht im Gleichschritt, sondern nur einzeln. Jede und jeder für sich und mit genügend Abstand zu den anderen, damit man ständig das eigene Gleichgewicht ausbalancieren und neu finden kann. Das Dasein der anderen, die dasselbe zu bewältigen haben, kann dabei eine große Sicherheit und Beruhigung bedeuten.

Was ergibt sich aus der Übertragung dieses Bildes in die Realität einer alten Ordensgemeinschaft bzw. eines Konventes mit an Lebensjahren alten Mitgliedern? Die Wortwahl kann im Bild und in der Realität durchaus gleichlautend sein.

- Der Abstieg vermittelt mitunter das Gefühl der Einsamkeit. Jede struchelt, stolpert, rutscht, fällt – und zwar jede für sich alleine! Nur sehr selten und meist nur kurzfristig hat man Halt und Hilfe aneinander. Es gibt keinen Gleichschritt und keine Vergleichbarkeit mehr. Was für die eine gut ist, ist für die andere hinderlich. Was dem einen im Wege steht, gibt dem anderen Halt. Die Erfahrungen und ihre Deutungen scheinen sich nicht mehr auf dieselbe, gemeinsame Wirklichkeit zu beziehen, sondern fallen extrem auseinander z.B. zwischen Sympathie und Anti-

pathie, Vertrauen und Misstrauen, Hoffnung und Resignation, Aktivismus und Starre ...

- Man darf sich gegenseitig nicht zu nahe kommen, sonst verliert man das Gleichgewicht oder steht einander im Wege (wie oben bereits angedeutet) auch im übertragenen Sinne, wenn z.B. persönliche Beziehungen die Bindung an die Gemeinschaft relativieren oder auch umgekehrt, wenn die Gemeinschaft persönliche Freundschaften beeinträchtigt. Man muss sich auf sich selbst und auf die je eigene Situation konzentrieren. Man kann sich kaum noch auf die Wahrnehmung und Richtungsweisung, auf die Ratschläge oder Empfehlungen anderer Personen verlassen, sondern ist zurückgeworfen auf sich selbst und die eigene Einschätzung. Jede bzw. jeder hat ihre bzw. seine Perspektive, ihren / seinen eigenen Erfahrungshorizont und kann nur für sich und in dieser Situation entscheiden (z.B. Kann ich es mir jetzt zumuten, mit in den großen Saal unter die vielen Menschen zu gehen? Schaffe ich heute den Weg bis in die Pfarrkirche und zurück?)
- Alle Formen der Gereiztheit und nervlichen Anspannung nehmen zu. Und: So widersprüchlich es scheinen mag, ist dabei gleichzeitig auch immer wieder besonders viel hilfloser „guter Wille“ spürbar: Man möchte einander nicht zur Last werden und spürt doch, dass es kaum zu vermeiden ist. Diese Erfahrung ist zwar nicht neu und bekannt aus früheren Lebensphase, wiegt jetzt im Zustand der allgemeinen Belastung durch die altersbedingte Entwicklung aber schwerer als früher.

- Man hat ein unterschiedliches Tempo, legt den Weg (insbesondere den inneren Weg) in unterschiedlichen Etappen zurück und kommt unterschiedlich gut oder mühsam voran. Es entsteht eine Ungleichzeitigkeit: Während die bzw. der eine eine Phase hat, in der es relativ gut geht, hat die/ der andere eine Phase großer Mühsal. Das gab es zwar früher auch, wurde aber aufgrund der unterschiedlichen Lebensalter anders erfahren und leichter toleriert. Jetzt scheint aufgrund des ähnlichen Lebensalters bedrohlich die Versuchung zum Vergleich.
- Außerdem wird es – aus unterschiedlichen Gründen – immer schwieriger gemeinsame Absprachen einzuhalten, gemeinsame Regeln zu finden und schließlich auch fast unmöglich, ihre Einhaltung voneinander zu fordern. Vieles ist eben „tagesformbedingt“, wie man das heute nennt. Da ist viel gegenseitige Toleranz gefragt.
- Die Kommunikation untereinander kann durch die oben genannten Erfahrungen problematischer werden (mangelndes Verständnis füreinander, die Gefahr der Schuldzuweisungen, die Situation der Ungleichzeitigkeit usw. s.o.), ganz abgesehen von den Einschränkungen der Kommunikation aufgrund von Schwerhörigkeit, Müdigkeit und altersbedingten Veränderungen. Manchmal werden Gespräche auch flacher, weil man nicht das Risiko eingehen möchte, sich gegenseitig zu verletzen oder selbst verletzt zu werden durch eine verständnislose Reaktion. Schlichter werden Gespräche auch manchmal aufgrund von Rücksichtnahme, so das das „Sprechen um der Kommunikation selbst willen“ nicht in jedem Falle als negativ zu werten ist, denn es zeigt den Wunsch an, weiterhin miteinander im Gespräch, im Kontakt zu sein und zu bleiben, auch da wo keine Diskussion oder Kommunikation im Sinne von Auseinandersetzung und Meinungsbildung mehr möglich ist.
- Missstimmungen können aus unerklärlichen Gründen aufkommen. Und dabei spielt es dann in der spontanen emotionalen Reaktion keine Rolle, dass das eigentliche Problem ist, sich in dieser Lebenslage behaupten zu müssen, und nicht sich gegenüber einer Mitschwester bzw. einem Mitbruder behaupten zu müssen (denn die stehen ja in derselben Problemsituation). „Kommunikative Kurzschlüsse“ dieser Art kommen häufiger vor als früher. Die Möglichkeiten einander als Personen zu sehen und zu verstehen, kann sich immer mehr einschränken aufgrund eingespielter Verhaltensmuster mit leicht aggressivem Unterton. Rekreationen können mühsam werden, statt entspannend zu sein.
- Schließlich muss die individuelle wie die gemeinschaftliche Trauer (siehe oben Thema „Abschied“) Raum haben und zur Sprache kommen können bzw. dürfen. Mit Trauer hat jeder Mensch seine eigenen Erfahrungen und seine eigene Art des Umgangs. Jetzt aber wird die Situation dadurch verkompliziert, dass sie sich in dieser komplexen Situation auf recht Unterschiedliches beziehen kann, und die individuelle Trauerbewältigung dadurch möglicherweise erschwert und gegenseitig behindert wird, da andere das Gleiche anders erleben,

z.B. die Gewohnheiten in einem Seniorenhaus. Wenn die Trauer nicht durchlebt und ausgetauscht wird (z.B. im Rahmen von Besinnungstagen, in nonverbaler, kreativer nicht nur gedanklicher Form), man sie von einander in der Unterschiedlichkeit nicht akzeptiert und annehmen kann, so kann das zu einer Hypothek im weiteren Miteinander werden. Eine grundlegende Erfahrung wird dann nicht geteilt bzw. konnte durch diverse Einschränkungen nicht geteilt werden und der einzelne bleibt bei sich, statt sich als Glied einer Gemeinschaft zu erfahren. – Manchmal wird man das allerdings, wenn auch bedauernd, als Tatsache hinnehmen müssen.

Meine Darstellung dessen, was geschehen kann, wenn man als Gemeinschaft bergab geht, wirkt ernüchternd und düster und es stellt sich die Frage Gibt es Überlebensstrategien? Natürlich gibt es die und sie sind Ihnen aus dem eigenen Alltag und dem langen gelebten Ordensleben vermutlich auch sehr vertraut.

Zunächst muss – wie auch in den Jahrzehnten zuvor – jede einzelne Person ihre eigenen Überlebensstrategien für die jeweilige Situation entwickeln. Das kann für das Gemeinschaftsleben natürlich auch gefährlich sein – aber es bleibt ein unvermeidbares Risiko.

Daneben muss es aber auch Strategien geben, die es der Gemeinschaft als solcher erlauben, zumindest innerlich, d.h. als geistliche Gemeinschaft zu überleben, wenn sie vielleicht auch in der Wirklichkeit in einigen Jahren aufhören muss zu bestehen.

Und schließlich findet sich in der spirituellen Tradition unserer Religion eine Fülle von allgemeinen geistlichen Über-

lebensstrategien, die auch in der Situation der alternden Gemeinschaft bzw. der Gemeinschaft in der Vollendungsphase ihre Geltung haben.

Dabei ist allerdings wiederum zu bedenken und sorgfältig zu beobachten, dass es kaum oder keine Vergleichbarkeit gibt. Beispielsweise: Es ist nicht klar und eindeutig, ob jemand „nur“ angemessen für sich selbst sorgt in dieser Krisenphase – was ja nötig ist – oder ob sich jemand isoliert, vereinzelt, privatisiert, vereinsamt. Es ist auch nicht klar, wo die Grenzen liegen zwischen Nötigem und Unnötigem. Es ist zudem bei jedem anderes. Es fehlen allgemein die Beurteilungskriterien in dieser komplizierten Situation. Ein hohes Maß an Toleranz und Spannkraft ist von jedem einzelnen gefragt, damit es in und als „geistliche Gemeinschaft“ weitergehen kann. Dass diese Spannkraft bei steigendem Durchschnittsalter immer schwerer aufzubringen und durchzuhalten ist, ist bekannt – aber es ist doch wohl nicht unmöglich, wie Beispiele zeigen.

Für die gemeinschaftlichen Überlebensstrategien in der Krise beim Abstieg erachte ich folgendes als unerlässlich für das Leben als geistliche Gemeinschaft:

- Nicht so viel soziale Kontrolle, einander frei lassen, aber ohne das Interesse aneinander zu verlieren.
- Nicht so viele Verbindlichkeiten, jeder/jedem ihre/seine Gangart und ihre/seine Art der Reaktion und Verarbeitung zugestehen.
- „Weniger ist mehr.“ – Kleine Schritte schätzen und überhaupt erstmal wahrnehmen, einander echte Anerkennung und Dank aussprechen (auch für anscheinend Selbstverständliches), keine Ansprüche anein-

ander und an das Zusammenleben stellen, auch nicht zwischen den Zeilen oder nonverbal.

- Über das, was gelingt und gut ist, sich aufrichtig freuen, wie über ein Geschenk und es nicht für selbstverständlich nehmen – und das dann auch gelegentlich aussprechen, miteinander teilen.
- Kein Moralin – in keinerlei Erscheinungsform! Sondern praktischer Glaube an den gemeinsamen Weg im Tun und ohne Worte!

Sowohl für die einzelne Person als auch für die geistliche Gemeinschaft als Ganze gilt, dass Selbstsicherheit und Selbstvertrauen aus der lebendigen und bleibenden Verwurzelung in der Berufung, eben aus der überzeugten Lebenshingabe erwachsen. Der existenzielle Glaube an den Sinn der *vita consecrata apostolica*, die Sie gewählt haben, als Sie jung waren, ermöglicht das Suchen nach Perspektiven und Sinndeutungen, selbst wenn das irdische Ende der Gemeinschaft nahe scheint. Diese sichere Überzeugung vom Sinn der eigenen Lebenswahl ist jenes Licht, das die Letzten anlassen können und sollen und wohl auch wollen.

Aus der reichen Fülle der christlichen spirituellen Tradition seien hier nur einige wenige geistliche Überlebensstrategien angeführt.

- Zunächst scheint es besonders wichtig zu sein, die Gewissheit nicht zu verlieren, dass jedes überzeugte und im Glauben treu gelebte Leben einen Sinn und Wert in sich darstellt und Ausstrahlung, also Bedeutung auch für andere hat noch über jede erkennbare Wirksamkeit hinaus.
- Die amerikanische Benediktinerin Joan Chittister<sup>1</sup> erklärt, dass „Gries-

hog“ möglicherweise der wichtigste Sinn einer gewissen Phase, einer Zeit oder Epoche (*das könnte unsere heutige sein*) des Ordenslebens sein kann. „Grieshog“ meint, das Feuer so unter der Asche zu bewahren, dass es von einer neuen Generation direkt neu entfacht werden kann. – Dies ist vor allem für Gemeinschaften von Bedeutung, die in anderen Ländern noch mehr Zukunftschancen erfahren.

- In einem Spielfilm antwortet eine im KZ inhaftierte Ordensfrau auf die Frage, woher sie die Kraft nehme, dies alles durchzustehen und weiter zu kämpfen: „Ich kämpfe nicht! Ich lasse mich nur nicht vom Sturm umwehen!“ Standhalten, Beharrlichkeit, wie man früher sagte – Perseverantia.
- Die Kraft, die aus der Versöhnung wächst ist beim Abrunden einer Lebensphase, eines Lebens und auch beim Zu-Ende-gehen einer Gemeinschaft von großer Bedeutung: Ehrlich und mit Mut das Gewesene in Augenschein nehmen, sich mit Gelungenem und Mangelhaftem, ja Unvollkommenem oder gar Gescheitertem konfrontieren und dann alles in Gottes Hand legen: Versöhnung mit sich und der eigenen Geschichte; mit der eigenen Gemeinschaft und den Erfahrungen, die man in ihr und mit ihr machte, sowie Versöhnung mit den unerfüllten Hoffnungen und auch mit den Menschen, die dabei eine Rolle spielten.
- Schließlich ist es hilfreich sich in der Phase des Abstiegs von den Mystikern leiten zu lassen, die davon sprechen, dass man ganz leer werden müsse, ohne eigenes Wünschen und

Wollen, wenn Gott in einem Raum nehmen soll; dass man alles loslassen, sich lösen und aufgeben, ganz unabhängig sein müsse, um von Gott ergriffen werden zu können.

Nun spreche ich hier zu Ordensleuten, die Bewohner und Bewohnerinnen von Seniorenhäusern sind. Ist diese Situation nun hilfreich für die Bewältigung der Vollendungsphase der eigenen Gemeinschaft und der Abrundung des eigenen Lebens? Ich denke ja! Durch die Entlastung von den Sorgen der Alltagsorganisation kommt Freiraum für die Innenwelt – die individuelle wie auch die gemeinschaftliche. Vielleicht ist das nicht immer und von selbst so.

Man wird aber wohl etwas dafür tun müssen, dass die Chancen der Situation sich auch voll auswirken können. Es kann sein, dass gelegentlich sogar so etwas wie ein „Akt der Selbstverteidigung“ nötig ist, wenn z.B. die gut ausgebildeten und wohlmeinenden jungen Pflegekräfte besorgt sind, Ordensmänner oder Ordensfrauen könnten vereinsamen, wenn sie alleine auf ihrem Zimmer sind und auch stundenlang dort bleiben wollen – ohne erkennbare Beschäftigung. Sie wollen sie dann aktivieren, wie man ihnen das in der Ausbildung beigebracht hat. Dann muss diesen gutwilligen Menschen erklärt und ausgelegt werden, dass die Ordensleute nur das tun, was sie ein Leben lang getan haben oder doch tun wollten: In der Stille bei sich und bei Gott sein, einfach da sein ohne Tätigkeit, ohne Beschäftigung, ohne Ablenkung.<sup>2</sup> Sie realisieren und spüren hier in einer schlichten aber umfassenden Weise jene Hingabe, die sie gelobt haben.

Es ist sicherlich nötig diese für Ordensleute selbstverständliche, für andere al-

te Menschen vielleicht – aber eben nur vielleicht (!) – fragwürdige Verhaltensweise Jüngeren zu erklären. Und wenn das gelingt, diese Erklärung, durch das, was ich salopp als einen Akt der Selbstverteidigung bezeichnet habe, dann ist das auch so eine Gelegenheit, wo die Letzten das Licht anlassen, ja vielleicht sogar erst anmachen bei jenen jüngeren Menschen, die den Wert der Stille, des ruhigen Seins vor Gott und des Beisich-selbst-zuhause-seins noch nicht selber erfahren haben. Jüngere Menschen müssen erfahren, dass dies tröstliche und stärkende Erleben nicht durch eigenes angestregtes Mühen gelingt, sondern ein Geschenk ist, für das es im Alter eine besondere Empfänglichkeit gibt.

Wenn es gelingt, im Alter und als alternde Gemeinschaft im Seniorenhaus jene Sinndeutung aufscheinen zu lassen, die Hingabe weiterhin in einer angepassten Weise zu leben, die das ganze aktive Leben prägte und voranbrachte, dann bleibt das Licht an nicht nur im eigenen Leben und in der von zunehmender Schwäche gekennzeichneten eigenen Gemeinschaft, sondern dann strahlt dieses Licht des gefundenen Lebenssinns auch auf alle aus, mit denen die Ordensleute es zu tun haben. Wenn Menschen an ihrem Leben und Zusammenleben erkennen können, dass es Wert und Sinn gibt, die nicht einfach vor der Hand liegen, sondern in einer Einstellung zum Leben und Vergehen begründet sind, die einem ganzen Jahrzehntelangen Einsatz Kraft gaben, dann strahlt Gott auf, auch und gerade in der Vollendungsphase einer Gemeinschaft. Dann steht das Licht auf dem Leuchter und leuchtet allen im Haus. (vgl. Mt 5,15)

- .....
- \* Zu dem Sprichwort „Die letzte(n) macht bzw. machen das Licht aus.“ brachte Sr. Katharina Kluitmann OFM in ihrer Untersuchung über junge Ordensleute die Abwandlung: Die Letzte macht das Licht an.
- 1 Joan Chittister „Unter der Asche ein heimliches Feuer – spiritueller Aufbruch heute“ (für Ordensleute geschrieben), Don Bosco Verlag, München © 2000, 1995  
Veröffentlichung des amerikanischen Originals.

- 2 Ein anderes Beispiel ist die „Aktivierung“: Wenn Ordensleute in ihrer Gemeinschaft leben und soweit möglich an den Abläufen der geistlichen Gemeinschaft (Gebet, Mahlzeiten, Rekreation, Meditation, Gespräch) teilnehmen, so umfasst dies alles, was das Anliegen der „Aktivierung“ für Senioren beinhaltet.

»Wenn es gelingt, im Alter  
und als alternde Gemeinschaft  
im Seniorenhaus  
jene Sinndeutung aufscheinen zu lassen,  
die Hingabe weiterhin in einer  
angepassten Weise zu leben,  
die das ganze aktive Leben prägte  
und voranbrachte, ... dann strahlt  
dieses Licht des gefundenen Lebenssinns  
auch auf alle aus,  
mit denen die Ordensleute  
es zu tun haben.«

Laetitia Röckemann OP

**M. Diethilde Bövingloh**

Sr. M. Diethilde Bövingloh wurde im April 2014 vom Essener Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck zur Generaloberin der Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth in Essen ernannt. Sie selbst gehört der Gemeinschaft der Franziskanerinnen in Münster St. Mauritz an.



M. Diethilde Bövingloh

## Herausforderungen, die eine zu Ende gehende Gemeinschaft zu bewältigen hat

Dargestellt am Beispiel der Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth zu Essen

Fährt man vom Ruhrtal in Werden nach Essen, dann fällt der Blick auf ein stattliches weißes Kloster am Berghang. Es beherbergt seit 1936 das Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth, deren Geschichte eng mit der Stadt Essen verknüpft ist. Als die Kongregation 1843 gegründet wurde, zählte die Stadt 43.000 Einwohner, heute sind es 580.000. Die Zahl der Schwestern ist über lange Zeit mit der Industriestadt gewachsen. Auf ihrem Höhepunkt waren es 900 Schwestern, heute sind es noch 44.

Die caritativ tätige Ordensgemeinschaft wurde in Essen mit dem Ziel gegründet, die soziale Not der Menschen in dem aufstrebenden Industriegebiet zu lin-

dern. Die Schwestern errichteten das erste Essener Krankenhaus, pflegten die Menschen zuhause in ihren Wohnungen, nahmen sich der Waisenkinder an und später auch der alleinlebenden alten Menschen. Ihr Ruf wurde bald über die Stadt hinaus bekannt, allerdings beschränkten die Schwestern ihren Dienst immer auf Essen und die nähere Umgebung. In fast jedem Stadtteil hatten die Schwestern Niederlassungen, immer an die Erfordernisse der jeweiligen Zeit und die sozialen Nöte angepasst. Noch heute, wo die Schwestern sich aus Altersgründen zurückziehen mussten, sind sie als die Barmherzigen Schwestern bekannt. In einem Leserbrief der örtlichen Tageszeitung, der

sich mit der Rückkehr der Schwestern in ihr früheres Kloster Emmaus in Essen-Schönebeck befasst, heißt es: „Zig Generationen sind mit dem Kloster und den Ordensschwestern groß geworden. Es kam vor, dass die Einheimischen, wenn sie von den Schwestern sprachen, von ‚unseren Pinguinen‘ redeten. Wenn Sie heute Schönebecker nach dem Kloster Emmaus fragen, kommen folgende Aussagen: Wir sind mit dem Kloster und mit den Schwestern groß geworden. Wir hatten in unserer Klasse Waisenkinder aus dem Kloster Emmaus. Ich war bei den Schwestern im Kindergarten. Meine Eltern wurden von den Schwestern aus dem Kloster betreut. Viele Kinder haben in der Klosterkapelle Kommunionunterricht gehabt. Wir haben sonntags den Schwestern bei der Essensausgabe geholfen.“ (WAZ, 17.06.2014)

### **Rechtliche und spirituelle Verortung**

Die Kongregation ist bischöflichen Rechts und untersteht dem Bischof von Essen, der seine Aufsichtspflicht wahrnimmt durch Weihbischof Ludger Schepers; er ist u.a. Bischofsvikar für die Orden und Geistlichen Gemeinschaften. Der Bischof von Essen genehmigt die Konstitutionen und Statuten der Gemeinschaft und leitet die Wahlkapitel der Kongregation. Als Rechtsform haben die Schwestern einen eingetragenen Verein gewählt. Die Vereinssatzung unterliegt der Genehmigung des Bischofs.

Die Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth zu Essen leben nach der Dritten Regel des hl. Franziskus. Die hl. Elisabeth von Thüringen ist die Ordens-

patronin. In ihrem Dienst lassen sie sich leiten von der barmherzigen Liebe Gottes zu den Menschen. Dieser Liebe möchten sie ein konkretes Gesicht geben.

### **Personelle Situation heute**

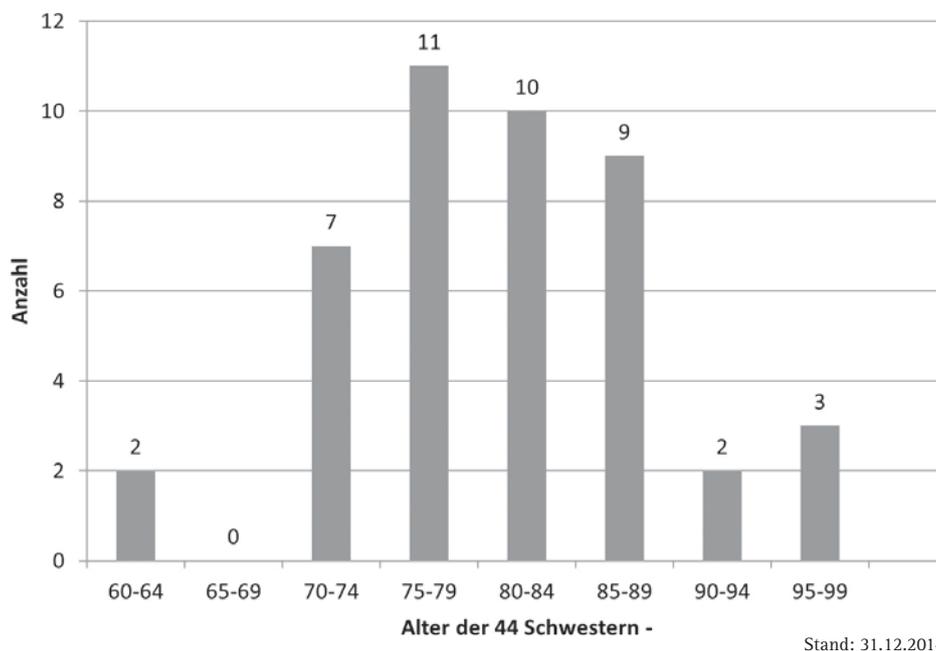
Wie in vielen sozial-caritativ tätigen Orden, die im 19. Jahrhundert gegründet wurden, scheint deren ursprüngliche Aufgabe heute erledigt zu sein. Ihre Einrichtungen werden von Nicht-Ordensmitgliedern weitergeführt und ausgebaut und es sind neue soziale Einrichtungen entstanden, die vom Staat und von der Kirche gefördert werden. Sie

### **Autoreninfo**

Siehe gedruckte Ausgabe.

übernehmen die Aufgaben der Schwestern, die diese aus Altersgründen nicht mehr leisten können. Es ist an der Zeit, wahrscheinlich schon fünf vor zwölf, sich diesen Realitäten zu stellen und die Zukunft zu gestalten. Dabei spielt das hohe Alter der Schwestern eine große Rolle. Die Gegenwart ist realistisch und ungeschminkt anzuschauen, auch wenn es schwerfällt und wehtut.

Die Situation der Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth aus Essen stellt sich so dar: Ihre Mitgliederzahl ist auf 44 zurückgegangen. Der Altersdurchschnitt liegt bei fast 83 Jahren.



18 Schwestern leben im Mutterhauskonvent, 12 in der Krankenabteilung des Mutterhauses, 10 in zwei Filiationen in der Stadt und 3 Schwestern leben alleine.

Nach der Heubeckschen Statistik werden in 10 Jahren (2024) nur noch 16 Schwestern leben und in 20 Jahren (2034), 2 Schwestern, die dann 80 Jahre alt sind.

### Leitung der Kongregation

Die Generaloberin leitet die Gemeinschaft gemeinsam mit ihrem Rat. Die Generalassistentin ist ihre Stellvertreterin. Die wirtschaftlichen Belange regelt die Generalökonomin.

Das Generalkapitel stand im Sommer 2013 vor der Aufgabe, eine neue Generaloberin zu wählen. Die amtierende Oberin konnte nach drei Amtszeiten nicht wiedergewählt werden. Die Schwestern waren für diese Situation

nicht vorbereitet. Sie wählten ohne große Diskussionen die Assistentin zur Generaloberin, weil das immer so üblich gewesen war. Die neue Generaloberin wurde bereits vier Wochen nach der Wahl ernsthaft krank und hat ihr Amt an den Bischof zurückgegeben. Da das Kapitel bereits abgeschlossen war, setzte der Bischof die neue Generalassistentin als kommissarische Generaloberin ein. Sie musste ebenfalls nach einigen Wochen das Amt krankheitsbedingt aufgeben.

Diese Situation stürzte die Gemeinschaft in eine tiefe Krise. Nun lag die Leitung auf den Schultern der beiden Generalrätinnen. Darauf waren die 72 und 82-jährigen Schwestern nicht eingestellt. Es entstand ein Leitungsvakuum, das zur großen Verunsicherung aller Schwestern führte. Das erfuhr der Weihbischof in seiner ganzen Tiefe und Breite, als er mit allen Schwestern ein Visitationsgespräch führte. Für den

Übergang stellten Weihbischof Scheppers, seine persönliche Referentin für die Orden Marie Luise Langwald und die Kapitelsbegleiterin Schwester Laetitia Röckemann OP den Schwestern der Geralleitung ihre fachliche Beratung und Begleitung zur Verfügung. Alle drei Wochen tagten sie gemeinsam, um die brennenden Themen zu bearbeiten und Problemlösungswege zu suchen. Es war für die Außenstehenden sehr schwierig, die für die Schwestern richtigen und angemessenen Antworten zu finden. Die Ratsschwestern, die die Beschlüsse in die Gemeinschaft tragen und umsetzen sollten, hatten große Schwierigkeiten, sie in die Gemeinschaft hinein zu kommunizieren, da die Schwestern bislang nur auf die Person der Generaloberin fokussiert waren.

In mehreren Gesprächen wurden die Schwestern dafür sensibilisiert, sich Hilfe von Schwestern einer anderen Ordensgemeinschaft zu holen. Je mehr die Führungsdefizite schmerzlich erfahren wurden, umso größer wurde die Bereitschaft, sich Schwestern von außen anzuvertrauen.

### **Externe Ordensleitung**

Im Herbst 2013 fanden sich zwei Franziskanerinnen von Münster – St. Maurit in Absprache mit ihrer Ordensleitung dazu bereit, die Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth bis zum nächsten Generalkapitel zu begleiten. Durch die Vakanz des Amtes der Generaloberin war es spätestens im April 2014 einzuberufen.

Der Bischof von Essen betraute die beiden Franziskanerinnen gemeinsam mit den Ratsschwestern mit der Leitung der Kongregation, ausgestattet mit allen

Handlungsvollmachten, die zur Ausübung des Dienstes erforderlich sind.

In einem Vespertagesdienst wurden die Franziskanerinnen am 3. November 2013 den Schwestern vorgestellt und in ihr Amt eingeführt. Die Elisabeth-Schwestern traten ihnen offen gegenüber und erhofften sich, dass die Gemeinschaft wieder in ruhigeres Fahrwasser gelangen würde. Das Amt der Generaloberin sollte bewusst bis zum nächsten Kapitel nicht besetzt werden. Schwester Antonia Kaminski, die jüngere Rätin wurde zur Generalassistentin und damit zur stellvertretenden Generaloberin ernannt.

Die beiden Franziskanerinnen haben ihre Aufgaben so verteilt, dass Schwester Diethilde Bövingloh nach Essen gezogen ist, um bei den Schwestern zu wohnen, ohne allerdings aus ihrem eigenen Konvent in Münster auszusteigen. Sie übernahm die Vertretung nach innen und außen, sorgte für die Organisation und das interne Leben der Gemeinschaft. Außerdem war sie federführend bei der Entwicklung der Strategien, die die Gemeinschaft in eine gute Zukunft führen sollen. Schwester Birgitte Herrmann kam in regelmäßigen Abständen, um die Schwestern zu begleiten und den Prozess zu unterstützen, sich auf eine neue noch unklare Zukunft einzustellen und um die Unsicherheiten abzubauen, die das Leben der Schwestern in den letzten Monaten geprägt hatten. Außerdem hat sie die Nöte und Sorgen der Schwestern angehört und aufgenommen. So konnten viele Wunden geheilt werden.

Gemeinsam mit den Elisabeth-Schwestern haben die beiden Franziskanerinnen den Blick in die Zukunft gerichtet und mit den Schwestern gearbeitet. In einem Fragebogen haben die Schwes-

tern sich dazu geäußert, wo ihr zukünftiges Mutterhaus sein könnte, denn das derzeitige Haus ist schon jetzt für sie viel zu groß geworden und es besteht ein erheblicher Investitionsbedarf, wenn es auf Dauer für die Belange der Schwestern umgebaut werden sollte. Außerdem liegt es fünf Kilometer entfernt von den Hausärzten, von den Apotheken, den Krankenhäusern, von der Pfarrkirche usw. Schon heute muss jede Schwester mit dem Auto gefahren werden, wenn sie das Kloster verlassen will. Außerdem ist das Haus nicht für die zunehmende Pflegebedürftigkeit der Schwestern eingerichtet.

Die Schwestern waren sich sehr schnell darin einig, dass sie ihr geliebtes Mutterhaus verlassen müssen, und ein neues Kloster bauen, in Verbindung mit einem Seniorenstift, das für sie die Pflege übernehmen kann. Einen solchen Beschluss hatten sie bereits in einem früheren Kapitel gefasst, aber nie die Kraft, ihn umzusetzen. Die Akzeptanz wuchs sehr langsam, aber kontinuierlich. Eine Schwester sagte: „Lassen Sie doch noch zehn Jahre alles beim Alten, dann bin ich tot“. Diese Haltung hilft der Gemeinschaft leider nicht. Sie ist auch inzwischen einer neuen Aufbruchsstimmung gewichen.

### Vorbereitung des Generalkapitels 2014

Als Moderatorin und Prozessbegleiterin konnte Schwester Laetita Röckemann OP erneut gewonnen werden. Sie hat bereits das Kapitel der Elisabeth-Schwestern im Juni 2013 begleitet und ist mit den Schwestern vertraut.

Zuerst mussten neue Delegierte gewählt werden, deren Zahl im letzten Kapitel

von zwölf auf neun herabgesetzt worden war. Neben den Delegierten und den drei Kapitularinnen von Amts wegen hatten auch die beiden Franziskanerinnen ein vom Bischof übertragenes Stimmrecht, das sie allerdings bei den Wahlen nicht ausgeübt haben. Es wurde schon früh klar, dass das neue Kapitel ein reines Wahlkapitel werden würde, da die erforderlichen Sachbeschlüsse bereits 2013 gefasst worden waren. Sie bedurften nur noch der Umsetzung.

Zu drei vorbereitenden Treffen in Form eines Vorkapitels, oder aus franziskanischer Sicht, eines Mattenkapitels, waren alle Schwestern eingeladen. Von den damals noch 50 Schwestern haben 41 ganz oder teilweise teilgenommen.

Beim zweiten Treffen stellte sich heraus, dass die Schwestern keine geeignete Kandidatin für das Amt der Generaloberin in ihren eigenen Reihen sahen. Das hatte eine schriftliche Umfrage unter allen Schwestern ergeben. Von einigen wurde das bereits vorausgesehen, für andere war es eine harte Erkenntnis, unter der sie still gelitten haben.

Schnell zeichnete sich ab, dass nur die Franziskanerin Schwester Diethilde Bövingloh die nächste Generaloberin werden konnte. In einer geheimen Wahl haben elf der zwölf Kapitularinnen für diese externe Lösung votiert. Die Schwestern konnten die Wahl dieser Generaloberin nicht selbst tätigen. Das sahen die Konstitutionen nicht vor. Eine externe Oberin kann nur durch den Bischof von Essen ernannt werden.

Die Generalassistentin Schwester Antonia Kaminski hat den Bischof im Namen und Auftrag der Kapitularinnen und der gesamten Gemeinschaft schriftlich darum gebeten, den entsprechen-

den Artikel der Generalkonstitutionen außer Kraft zu setzen, nach dem nur eine Schwester zur Generaloberin gewählt werden kann, die der Kongregation seit zehn Jahren als Professe angehört. Außerdem bat sie ihn, die Franziskanerin Schwester Diethilde Bövingloh für drei Jahre zur Generaloberin der Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth zu ernennen.

Der zuständige Weihbischof hat nach Rücksprache mit der Kandidatin die Erlaubnis der Provinzleitung der Franziskanerinnen von Münster St. Mauritz eingeholt, Schwester Diethilde Bövingloh zur Generaloberin zu ernennen. Der Bischof von Essen hat diese Ernennung am 13. März 2014 vorgenommen. In dem Dekret heißt es u.a.: Schwester Diethilde übernimmt die Leitung der Kongregation und wird mit allen Rechten ausgestattet, die erforderlich sind, die Ordensgemeinschaft kirchen- und zivilrechtlich zu vertreten. Gleichzeitig wird sie Mitglied des zivilrechtlichen Vereins: Barmherzige Schwestern von der hl. Elisabeth e.V. zu Essen. Schwester Diethilde bleibt Mitglied ihrer Ordensgemeinschaft.

Im Anschluss an die Ernennung hat das Generalkapitel drei Generalrätinnen gewählt, die in ihrem Amt und ihrer Stellung gleichrangig sind. Es wurde auf die Wahl einer Generalassistentin verzichtet, die gleichzeitig die ständige Vertreterin der Generaloberin geworden wäre. Begründung: Wenn die Gemeinschaft keine Generaloberin in ihren eigenen Reihen hat, dann hat sie auch keine Schwester, die diese Aufgabe bei längerer Vakanz übernehmen kann. Der Bischof von Essen behält sich vor, in diesem Fall eine Regelung zu treffen, die dann in Kraft tritt.

Die langjährige Generalökonomin konnte von der neuen Leitung aus Altersgründen nicht wieder in dieses Amt eingesetzt werden. Da auch hier keine geeignete Kandidatin zur Verfügung stand, bleibt das Amt bis auf weiteres vakant, denn das Kirchenrecht sieht vor, dass nur ein Mitglied der Ordensgemeinschaft mit diesem Amt betraut werden kann. Die Vermögensverwaltung übernimmt jetzt ein Verwaltungsfachmann ehrenamtlich für die Schwestern. Er ist der Generalleitung gegenüber berichtspflichtig und weisungsgebunden. Der wirtschaftliche Jahresabschluss wird von einer Wirtschaftsprüfungsgesellschaft geprüft und testiert.

Inzwischen hat die neue Generalleitung sich etabliert und die Aufgaben untereinander aufgeteilt. Das war für die Schwestern eine große Umstellung, da bis zum letzten Jahr fast alles in der Hand der Generaloberin lag. Sie war auch die Mutterhausoberin und für alle Belange der Schwestern zuständig.

Damit sieht sich die externe Generaloberin überfordert, zumal sie die Schwestern mit ihrer Biographie und ihren besonderen Charismen zu wenig kennt. Außerdem kommt so nicht das Gefühl auf, dass die Schwestern nur von einer Schwester abhängig sind, die nicht ihrer Gemeinschaft angehört.

### **Das Besondere einer externen Generaloberin**

1. Sie kann von den Schwestern nicht gewählt werden, sondern muss vom Bischof eingesetzt werden. Dafür sind die Konstitutionen entsprechend anzupassen.
2. Sie vertritt die Gemeinschaft, ohne selbst Mitglied zu sein. Das bedarf

einer hohen Identifikation mit der neuen Gemeinschaft.

3. Sie ist dazu berechtigt, für die Gemeinschaft Verträge zu schließen und Geschäfte zu tätigen. Dazu ist es ratsam, festzulegen, dass bei Vertrags- und Kaufgeschäften das Vier-Augen-Prinzip gewahrt wird, also immer ein Ratsmitglied aus der Gemeinschaft mit unterschreibt. Für die externe Oberin sollte eine D&O-Versicherung (Vermögensschadenshaftpflichtversicherung) abgeschlossen werden, damit die eigene Gemeinschaft nicht für eventuelle Fehler haften muss.
4. Die entsendende Gemeinschaft erhält ein Gestellungsgeld für die Schwester, die sie für einen längeren Zeitraum freigibt. Damit wird auch deutlich, dass die entsandte Schwester Mitglied ihrer Gemeinschaft bleibt und von ihr getragen wird. Das gibt ihr Rückhalt und Sicherheit.
5. Die Schwestern sind durch die Gelübde der Generaloberin zum Gehorsam verpflichtet. Das bedeutet dass sie eine sehr große Verantwortung für die ihr anvertrauten Menschen übernimmt, mit der sie sehr sorgsam umzugehen hat.

### Aufgaben der neuen Generalleitung

Die große Herausforderung der nächsten drei Jahre liegt darin, neue Strukturen zu schaffen, die dem zunehmenden Alter der Schwestern gerecht werden.

#### 1.

Es muss ein neues Mutterhaus gebaut werden, das den kommenden Bedürfnissen der Schwestern entspricht. Die

Schwestern haben sich dafür entschieden, ein neues, kleines Haus zu bauen, das im Erdgeschoss das Mutterhaus beherbergt, die Kapelle, Versammlungsräume, Büros für die Generalleitung und einen Erinnerungsraum. Hierhin sollen alle Schwestern jederzeit kommen können. Hier finden sie Raum und Menschen, die ihnen zuhören, mit denen sie ihre Gemeinschaft leben und feiern können. Exerzitienkurse werden demnächst in ein anderes Haus verlegt werden müssen. In der ersten und zweiten Etage werden je zwölf Schwestern leben und wohnen können. Die Zimmer werden behinderten- und pflegegerecht ausgestattet und haben eine Verbindung zum benachbarten Seniorenheim, das den Schwestern früher gehörte und das ihnen deshalb gut bekannt ist. Die Pflege werden Mitarbeiter/innen der Pflegeeinrichtung übernehmen. Das soll, je nach Bedarf, sehr flexibel gehandhabt werden. Wenn die Schwestern ihre Räume nicht mehr gebrauchen, können sie von dem Seniorenstift belegt werden. Damit sind die Schwestern einverstanden, denn sie wurden intensiv mit in die Planung einbezogen. In das neue Haus werden Gegenstände wie Bilder, Statuen und schöne Möbel mitgenommen, die den Schwestern vertraut sind. Das soll ihnen helfen, bald wieder heimisch zu werden.

#### 2.

Die Barmherzigen Schwestern haben ihre Institutionen, auch ihr geliebtes Elisabeth-Krankenhaus in Essen im Jahr 2006 in die neu gegründete Contilia GmbH gegeben, da sie schon damals die Leitung nicht mehr sicherstellen konnten. Die jeweilige Generaloberin ist Mitglied des Aufsichtsrates der Contilia

und hat somit weiterhin Einfluss auf die Entwicklung der Einrichtungen. Die Contilia hat auch das Seniorenstift Kloster Emmaus von den Schwestern übernommen, an das sie jetzt das neue Mutterhaus anbauen möchten. Die Contilia wird auch Trägerin des neuen Mutterhauses. Die Schwestern übernehmen die Baukosten, um ihre Pläne und Ideen realisieren zu können. Dafür werden sie lebenslang mietfrei wohnen. Ein Betreuungsvertrag ist mit dem Träger gesondert abzuschließen.

Die Verwaltungsgeschäfte, einschließlich der Personalverwaltung, übernimmt die Contilia und die Schwestern können auch über sie einkaufen. Schon heute werden sie von dort aus mit dem Essen versorgt. Es ist daran gedacht, dass die Schwestern beim Umzug in das neue Mutterhaus ihre jetzigen Mitarbeiter/innen in die Contilia überführen und sie von dort nach Bedarf leasen. Damit fällt auch die Verantwortung für das Personal weg.

### 3.

Ad Leys, der Sekretär der holländischen Orden machte in einem gemeinsamen Gespräch im Bischöflichen Ordinariat darauf aufmerksam, dass man bei der Zukunftsplänen so weit gehen muss, dass schon heute festgelegt wird, wer die letzte Schwester beerdigt. Eine starke, aber realistische Aussage. Bestehende Grabstätten werden überprüft, wie lange die Schwestern dort ein Ruhe-recht haben. Danach werden sie aufgegeben, da die Gefahr besteht, dass niemand sie mehr entsprechend betreuen kann. Die Grabstellen auf zwei Essener Friedhöfen, mit denen die Elisabeth-Schwestern sehr verbunden sind, sollen beibehalten werden. Die Gräber werden

heute schon für so lange Zeit gekauft, wie es möglich ist. Außerdem wird eine Stele aufgestellt, die an die Schwestern erinnert, deren Gräber nicht mehr ausgewiesen sind. Diese Art des Gedächtnisses pflegen die Schwestern bereits heute auf dem Mutterhausgelände. Für die lebenden Schwestern werden Verträge abgeschlossen, die Modalitäten für den Tod und das Begräbnis regeln.

### 4.

Es ist absehbar, dass es keine Schwestern mehr gibt, die den Verein der Barmherzigen Schwestern von der hl. Elisabeth als deren Rechtsträger vertreten kann. Anfangs wurde daran gedacht, alle Immobilien des Ordens zu veräußern, damit die Schwestern keine Last mehr mit der Verwaltung haben und nur noch ein Barvermögen managen müssen, das so angelegt wird, dass für die materiellen Belange der Schwestern langfristig gesorgt ist. Bei den heutigen Marktbedingungen ist das sehr schwer zu realisieren. Inzwischen wird ein anderes Ziel verfolgt. Der Verein soll in die von den Schwestern gegründete Elisabeth-Stiftung integriert werden. Die Stiftung übernimmt die Aufgaben des Vereins und trägt so Sorge für die Schwestern bis über ihren Tod hinaus. Da beide Institutionen unter der Aufsicht des Bischofs von Essen stehen, hat dieser der Lösung zugestimmt. Die Umsetzungsschritte werden zurzeit erarbeitet.

## Fazit

### 1.

Es kann nicht früh genug damit begonnen werden, das würdevolle Ende einer Ordensgemeinschaft zu gestalten, wenn sich abzeichnet, dass keine jungen Mit-

glieder mehr eintreten. Wenn die Schwestern so alt sind, dass die Verantwortung ihnen zur Bürde wird und sie vielleicht schon nicht mehr die Kraft haben, ihre Entscheidungen verantwortungsbewusst zu treffen und umzusetzen, dann ist es eigentlich zu spät, denn sie sind auf Hilfe von außen angewiesen, die sie nicht mehr selbst steuern können.

2.

Es ist erforderlich, dass die Ordensgemeinschaften auch weiterhin eine klar definierte Leitungsstruktur haben und dass die Leitung aktiv wahrgenommen wird. Sonst entsteht eine große Unsicherheit unter den Mitgliedern die zu Reibungsverlusten führt und das gemeinsame Leben erschwert. Es ist möglich, dass die Leitung von Personen anderer, möglichst spirituell verwandter Ordensgemeinschaften, wahrgenommen wird, wenn alle bereit sind, sich darauf einzulassen. In einem nächsten

Schritt werden auch Nicht-Ordensmitglieder die Leitung übernehmen müssen, z.B. assoziierte Laien oder die Leiter/innen der Pflegeheime, in denen die Ordensmitglieder ihren Lebensabend verbringen. Dazu ist es angebracht, dass sie eine gute Vorbereitung bekommen und mit den Besonderheiten des Ordenslebens vertraut gemacht werden.

Schließlich ist es wichtig, dass die Ordensmitglieder sich aktiv mit dem Prozess des eigenen Alterns und des Endes ihrer Gemeinschaft auseinandersetzen. Es gilt, schon früh die ‚ars moriendi‘ die ‚Kunst des Sterbens‘ einzuüben. Dann übernehmen die Gemeinschaften auch in dieser Phase noch eine große Aufgabe für die Kirche und die Gesellschaft, nämlich: den Menschen zu zeigen, wie christliches Leben bis zuletzt gelingen kann, wenn man das Sterben und den Tod nicht negiert, sondern als feste Größe annimmt und aus dem Geiste Christi gestaltet.



## ... Dokumentation

### Anordnung über den kirchlichen Datenschutz – KDO (Ordensversion)

Neufassung gemäß dem Beschluss  
der Mitgliederversammlung der DOK vom 4.6.2014\*

#### Präambel

Aufgabe der Datenverarbeitung im kirchlichen Bereich ist es, die Tätigkeit der Dienststellen und Einrichtungen der Katholischen Kirche zu fördern. Dabei muss gewährleistet sein, dass der Einzelne durch den Umgang mit seinen personenbezogenen Daten in seinem Persönlichkeitsrecht geschützt wird. Aufgrund des Rechtes der Katholischen Kirche, ihre Angelegenheiten selbst zu regeln, wird zu diesem Zweck die folgende Anordnung erlassen:

#### § 1 Zweck und Anwendungsbereich

(1) Zweck dieser Anordnung ist es, den Einzelnen davor zu schützen, dass er durch den Umgang mit seinen personenbezogenen Daten in seinem Persönlichkeitsrecht beeinträchtigt wird.

(2) Diese Anordnung gilt für die Erhebung, Verarbeitung und Nutzung personenbezogener Daten durch:

Ordensgemeinschaften und selbständige Klöster päpstlichen Rechts und die von ihnen ganz oder mehrheitlich getragenen Werke und Einrichtungen ohne Rücksicht auf ihre zivile Rechtsform.

(3) Soweit besondere kirchliche oder staatliche Rechtsvorschriften auf personenbezogene Daten einschließlich deren Veröffentlichung anzuwenden sind, gehen sie den Vorschriften dieser Anordnung vor. Die Verpflichtung zur Wahrung des Beicht-

und Seelsorgegeheimnisses, anderer gesetzlicher Geheimhaltungspflichten oder von anderen Berufs- oder besonderen Amtsgeheimnissen, die nicht auf gesetzlichen Vorschriften beruhen, bleibt unberührt.

## § 2 Begriffsbestimmungen

(1) Personenbezogene Daten sind Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse einer bestimmten oder bestimmbarer natürlicher Person (Betroffener).

(2) Automatisierte Verarbeitung ist die Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten unter Einsatz von Datenverarbeitungsanlagen. Eine nicht automatisierte Datei ist jede nicht automatisierte Sammlung personenbezogener Daten, die gleichartig aufgebaut ist und nach bestimmten Merkmalen zugänglich ist und ausgewertet werden kann.

(3) Erheben ist das Beschaffen von Daten über den Betroffenen.

(4) Verarbeiten ist das Speichern, Verändern, Übermitteln, Sperren und Löschen personenbezogener Daten. Im Einzelnen ist, ungeachtet der dabei angewendeten Verfahren,

1. Speichern das Erfassen, Aufnehmen oder Aufbewahren personenbezogener Daten auf einem Datenträger zum Zwecke ihrer weiteren Verarbeitung oder Nutzung,
2. Verändern das inhaltliche Umgestalten gespeicherter personenbezogener Daten,
3. Übermitteln das Bekanntgeben gespeicherter oder durch Datenverarbeitung gewonnener personenbezogener Daten an einen Dritten in der Weise, dass
  - a) die Daten an den Dritten weitergegeben werden oder
  - b) der Dritte zur Einsicht oder zum Abruf bereitgehaltene Daten einsieht oder abrufen,
4. Sperren das Kennzeichnen gespeicherter personenbezogener Daten, um ihre weitere Verarbeitung oder Nutzung einzuschränken,
5. Löschen das Unkenntlichmachen gespeicherter personenbezogener Daten.

(5) Nutzen ist jede Verwendung personenbezogener Daten, soweit es sich nicht um Verarbeitung handelt.

(6) Anonymisieren ist das Verändern personenbezogener Daten derart, dass die Einzelangaben über persönliche oder sachliche Verhältnisse nicht mehr oder nur mit einem unverhältnismäßig großen Aufwand an Zeit, Kosten und Arbeitskraft einer bestimmten oder bestimmbarer natürlicher Person zugeordnet werden können.

(7) Pseudonymisieren ist das Ersetzen des Namens und anderer Identifikationsmerkmale durch ein Kennzeichen zu dem Zweck, die Bestimmung des Betroffenen auszuschließen oder wesentlich zu erschweren.

(8) Verantwortliche Stelle ist jede Person oder Stelle, die personenbezogene Daten für sich selbst erhebt, verarbeitet oder nutzt oder dies durch andere im Auftrag vornehmen lässt.

(9) Empfänger ist jede Person oder Stelle, die Daten erhält. Dritter ist jede Person oder Stelle außerhalb der verantwortlichen Stelle. Dritte sind nicht der Betroffene

sowie diejenigen Personen und Stellen, die im Geltungsbereich dieser Anordnung personenbezogene Daten im Auftrag erheben, verarbeiten oder nutzen.

(10) Besondere Arten personenbezogener Daten sind Angaben über die rassische und ethnische Herkunft, politische Meinungen, religiöse oder philosophische Überzeugungen, Gewerkschaftszugehörigkeit, Gesundheit oder Sexualleben. Dazu gehört nicht die Zugehörigkeit zu einer Kirche oder sonstigen Religionsgemeinschaft.

(11) Mobile personenbezogene Speicher- und Verarbeitungsmedien sind Datenträger,

1. die an den Betroffenen ausgegeben werden,
2. auf denen personenbezogene Daten über die Speicherung hinaus durch die ausgebende oder eine andere Stelle automatisiert verarbeitet werden können und
3. bei denen der Betroffene diese Verarbeitung nur durch den Gebrauch des Mediums beeinflussen kann.

(12) Beschäftigte sind insbesondere

1. Kleriker, Kandidaten für das Priesteramt oder in einem kirchlichen Beamtenverhältnis stehende Personen, mit Ausnahme der Ordensangehörigen der eigenen Ordensgemeinschaft,
2. Ordensangehörige, soweit sie auf einer Planstelle in einer Einrichtung der eigenen Ordensgemeinschaft oder aufgrund eines Gestellungsvertrages tätig sind,
3. in einem Arbeitsverhältnis stehende Personen,
4. zu ihrer Berufsbildung tätige Personen mit Ausnahme der Postulanten und Novizen,
5. Teilnehmende an Leistungen zur Teilhabe am Arbeitsleben sowie an Abklärungen der beruflichen Eignung oder Arbeitserprobungen (Rehabilitationen),
6. in anerkannten Werkstätten für behinderte Menschen tätige Personen,
7. nach dem Bundesfreiwilligendienstgesetz oder in vergleichbaren Diensten tätige Personen,
8. Personen, die wegen ihrer wirtschaftlichen Unselbstständigkeit als arbeitnehmerähnliche Personen anzusehen sind; zu diesen gehören auch die in Heimarbeit Beschäftigten und die ihnen Gleichgestellten,
9. sich für ein Beschäftigungsverhältnis Bewerbende sowie Personen, deren Beschäftigungsverhältnis beendet ist.

## § 2a Datenvermeidung und Datensparsamkeit

Die Erhebung, Verarbeitung und Nutzung personenbezogener Daten und die Auswahl und Gestaltung von Datenverarbeitungssystemen sind an dem Ziel auszurichten, so wenig personenbezogene Daten wie möglich zu erheben, zu verarbeiten oder zu nutzen. Insbesondere sind personenbezogene Daten zu anonymisieren oder zu pseudonymisieren, soweit dies nach dem Verwendungszweck möglich ist und der Aufwand nicht außer Verhältnis zum angestrebten Schutzzweck steht.

### § 3 Zulässigkeit der Datenerhebung, -verarbeitung oder -nutzung

(1) Die Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten ist nur zulässig, soweit

1. diese Anordnung oder eine andere kirchliche oder eine staatliche Rechtsvorschrift sie erlaubt oder anordnet oder
2. der Betroffene eingewilligt hat.

(2) Wird die Einwilligung bei dem Betroffenen eingeholt, ist er auf den Zweck der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung sowie, soweit nach den Umständen des Einzelfalles erforderlich oder auf Verlangen, auf die Folgen der Verweigerung der Einwilligung hinzuweisen. Die Einwilligung ist nur wirksam, wenn sie auf der freien Entscheidung des Betroffenen beruht. Sie bedarf der Schriftform, soweit nicht wegen besonderer Umstände eine andere Form angemessen ist. Soll die Einwilligung zusammen mit anderen Erklärungen schriftlich erteilt werden, ist die Einwilligungserklärung im äußeren Erscheinungsbild der Erklärung hervorzuheben.

(3) Im Bereich der wissenschaftlichen Forschung liegt ein besonderer Umstand im Sinne von Absatz 2 Satz 3 auch dann vor, wenn durch die Schriftform der bestimmte Forschungszweck erheblich beeinträchtigt würde. In diesem Fall sind der Hinweis nach Absatz 2 Satz 1 und die Gründe, aus denen sich die erhebliche Beeinträchtigung des bestimmten Forschungszweckes ergibt, schriftlich festzuhalten.

(4) Soweit besondere Arten personenbezogener Daten (§ 2 Absatz 10) erhoben, verarbeitet oder genutzt werden, muss sich die Einwilligung darüber hinaus ausdrücklich auf diese Daten beziehen.

(5) Soweit automatisierte Verarbeitungen besondere Risiken für die Rechte und Freiheiten der Betroffenen aufweisen, unterliegen sie der Prüfung vor Beginn der Verarbeitung (Vorabkontrolle). Eine Vorabkontrolle ist insbesondere durchzuführen, wenn

1. besondere Arten personenbezogener Daten (§ 2 Absatz 10) verarbeitet werden oder
2. die Verarbeitung personenbezogener Daten dazu bestimmt ist, die Persönlichkeit des Betroffenen zu bewerten einschließlich seiner Fähigkeiten, seiner Leistung oder seines Verhaltens,

es sei denn, dass eine gesetzliche Verpflichtung oder eine Einwilligung des Betroffenen vorliegt oder die Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung für die Begründung, Durchführung oder Beendigung eines rechtsgeschäftlichen oder rechtsgeschäftsähnlichen Schuldverhältnisses mit dem Betroffenen erforderlich ist.

(6) Zuständig für die Vorabkontrolle ist der betriebliche Datenschutzbeauftragte; soweit kein betrieblicher Datenschutzbeauftragter bestellt ist, ist für die Vorabkontrolle der Ordensdatenschutzbeauftragte zuständig.

#### § 3a Meldepflicht und Verzeichnis

(1) Die in § 1 Absatz 2 genannten Stellen sind verpflichtet, Verfahren automatisierter Verarbeitung vor Inbetriebnahme dem Ordensdatenschutzbeauftragten zu melden.

(2) Die Meldung hat folgende Angaben zu enthalten

1. Name und Anschrift der verantwortlichen Stelle,
2. Vorstände, Geschäftsführer oder sonstige gesetzliche oder nach der Verfassung der Stelle berufene Leiter und die mit der Leitung der Datenverarbeitung beauftragten Personen,
3. Zweckbestimmungen der Datenerhebung, -verarbeitung oder -nutzung,
4. eine Beschreibung der betroffenen Personengruppen und der diesbezüglichen Daten oder Datenkategorien,
5. Empfänger oder Kategorien von Empfängern, denen die Daten mitgeteilt werden können,
6. Regelfristen für die Löschung der Daten,
7. eine geplante Datenübermittlung ins Ausland,
8. eine allgemeine Beschreibung, die es ermöglicht, vorläufig zu beurteilen, ob die Maßnahmen nach § 6 KDO zur Gewährleistung der Sicherheit der Bearbeitung angemessen sind,
9. zugriffsberechtigte Personen.

(3) Die Meldepflicht entfällt, wenn für die verantwortliche Stelle ein betrieblicher Datenschutzbeauftragter nach § 20 bestellt wurde. Sie entfällt ferner, wenn die verantwortliche Stelle personenbezogene Daten für eigene Zwecke erhebt, verarbeitet oder nutzt, hierbei in der Regel höchstens zehn Personen ständig mit der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten beschäftigt und entweder eine Einwilligung des Betroffenen vorliegt oder die Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung für die Begründung, Durchführung oder Beendigung eines rechtsgeschäftlichen oder rechtsgeschäftsähnlichen Schuldverhältnisses mit dem Betroffenen erforderlich ist.

(4) Die Angaben nach Absatz 2 sind von der kirchlichen Stelle in einem Verzeichnis vorzuhalten. Sie macht die Angaben nach Absatz 2 Nr. 1 bis 7 auf Antrag jedermann in geeigneter Weise verfügbar, der ein berechtigtes Interesse nachweist.

## **§ 4 Datengeheimnis**

Den bei der Datenverarbeitung tätigen Personen ist untersagt, personenbezogene Daten unbefugt zu erheben, zu verarbeiten oder zu nutzen (Datengeheimnis). Diese Personen sind bei der Aufnahme ihrer Tätigkeit auf das Datengeheimnis schriftlich zu verpflichten. Das Datengeheimnis besteht auch nach Beendigung ihrer Tätigkeit fort.

## **§ 5 Unabdingbare Rechte des Betroffenen**

(1) Die Rechte des Betroffenen auf Auskunft (§ 13) und auf Berichtigung, Löschung oder Sperrung (§ 14) können nicht durch Rechtsgeschäft ausgeschlossen oder beschränkt werden.

(2) Sind die Daten des Betroffenen automatisiert in einer Weise gespeichert, dass mehrere Stellen speicherungsberechtigt sind, und ist der Betroffene nicht in der

Lage, festzustellen, welche Stelle die Daten gespeichert hat, so kann er sich an jede dieser Stellen wenden. Diese ist verpflichtet, das Vorbringen des Betroffenen an die Stelle, die die Daten gespeichert hat, weiterzuleiten. Der Betroffene ist über die Weiterleitung und jene Stelle zu unterrichten.

### **§ 5a Beobachtung öffentlich zugänglicher Räume mit optisch-elektronischen Einrichtungen**

(1) Die Beobachtung öffentlich zugänglicher Räume mit optisch-elektronischen Einrichtungen (Videoüberwachung) ist nur zulässig, soweit sie

1. zur Aufgabenerfüllung oder zur Wahrnehmung des Hausrechts oder
2. zur Wahrnehmung berechtigter Interessen für konkret festgelegte Zwecke erforderlich ist und keine Anhaltspunkte bestehen, dass schutzwürdige Interessen der Betroffenen überwiegen.

(2) Der Umstand der Beobachtung und die verantwortliche Stelle sind durch geeignete Maßnahmen erkennbar zu machen.

(3) Die Verarbeitung oder Nutzung von nach Absatz 1 erhobenen Daten ist zulässig, wenn sie zum Erreichen des verfolgten Zwecks erforderlich ist und keine Anhaltspunkte bestehen, dass schutzwürdige Interessen der Betroffenen überwiegen.

(4) Werden durch Videoüberwachung erhobene Daten einer bestimmten Person zugeordnet, ist diese über eine Verarbeitung oder Nutzung entsprechend § 13 a zu benachrichtigen.

(5) Die Daten sind unverzüglich zu löschen, wenn sie zur Erreichung des Zwecks nicht mehr erforderlich sind oder schutzwürdige Interessen der Betroffenen einer weiteren Speicherung entgegenstehen.

### **§ 5b Mobile personenbezogene Speicher- und Verarbeitungsmedien**

(1) Die Stelle, die ein mobiles personenbezogenes Speicher- und Verarbeitungsmedium ausgibt oder ein Verfahren zur automatisierten Verarbeitung personenbezogener Daten, das ganz oder teilweise auf einem solchen Medium abläuft, auf das Medium aufbringt, ändert oder hierzu bereithält, muss den Betroffenen

1. über ihre Identität und Anschrift,
  2. in allgemein verständlicher Form über die Funktionsweise des Mediums einschließlich der Art der zu verarbeitenden personenbezogenen Daten,
  3. darüber, wie er seine Rechte nach den §§ 13 und 14 ausüben kann und über die bei Verlust oder Zerstörung des Mediums zu treffenden Maßnahmen
- unterrichten, soweit der Betroffene nicht bereits Kenntnis erlangt hat.

(2) Die nach Absatz 1 verpflichtete Stelle hat dafür Sorge zu tragen, dass die zur Wahrnehmung des Auskunftsrechts erforderlichen Geräte oder Einrichtungen in angemessenem Umfang zum unentgeltlichen Gebrauch zur Verfügung stehen.

(3) Kommunikationsvorgänge, die auf dem Medium eine Datenverarbeitung auslösen, müssen für den Betroffenen eindeutig erkennbar sein.

## **§ 6 Technische und organisatorische Maßnahmen**

Kirchliche Stellen im Geltungsbereich des § 1 Absatz 2, die selbst oder im Auftrag personenbezogene Daten erheben, verarbeiten oder nutzen, haben die technischen und organisatorischen Maßnahmen zu treffen, die erforderlich sind, um die Ausführung der Vorschriften dieser Anordnung, insbesondere die in der Anlage zu dieser Anordnung genannten Anforderungen zu gewährleisten. Erforderlich sind Maßnahmen nur, wenn ihr Aufwand in einem angemessenen Verhältnis zu dem angestrebten Schutzzweck steht.

## **§ 7 Einrichtung automatisierter Abrufverfahren**

(1) Die Einrichtung eines automatisierten Verfahrens, das die Übermittlung personenbezogener Daten durch Abruf ermöglicht, ist zulässig, soweit dieses Verfahren unter Berücksichtigung der schutzwürdigen Interessen der Betroffenen und der Aufgaben oder Geschäftszwecke der beteiligten Stellen angemessen ist. Die Vorschriften über die Zulässigkeit des einzelnen Abrufes bleiben unberührt.

(2) Die beteiligten Stellen haben zu gewährleisten, dass die Zulässigkeit des Abrufverfahrens kontrolliert werden kann. Hierzu haben sie schriftlich festzulegen:

1. Anlass und Zweck des Abrufverfahrens,
2. Dritte, an die übermittelt wird,
3. Art der zu übermittelnden Daten,
4. nach § 6 erforderliche technische und organisatorische Maßnahmen.

(3) Über die Einrichtung von Abrufverfahren ist der Ordensdatenschutzbeauftragte unter Mitteilung der Festlegungen des Absatz 2 zu unterrichten.

(4) Die Verantwortung für die Zulässigkeit des einzelnen Abrufs trägt der Dritte, an den übermittelt wird. Die speichernde Stelle prüft die Zulässigkeit der Abrufe nur, wenn dazu Anlass besteht. Die speichernde Stelle hat zu gewährleisten, dass die Übermittlung personenbezogener Daten zumindest durch geeignete Stichprobenverfahren festgestellt und überprüft werden kann. Wird ein Gesamtbestand personenbezogener Daten abgerufen oder übermittelt (Stapelverarbeitung), so bezieht sich die Gewährleistung der Feststellung und Überprüfung nur auf die Zulässigkeit des Abrufes oder der Übermittlung des Gesamtbestandes.

(5) Die Absätze 1 bis 4 gelten nicht für den Abruf allgemein zugänglicher Daten. Allgemein zugänglich sind Daten, die jedermann, sei es ohne oder nach vorheriger Anmeldung, Zulassung oder Entrichtung eines Entgelts nutzen kann.

## **§ 8 Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten im Auftrag**

(1) Werden personenbezogene Daten im Auftrag durch andere Stellen erhoben, verarbeitet oder genutzt, ist der Auftraggeber für die Einhaltung der Vorschriften dieser Anordnung und anderer Vorschriften über den Datenschutz verantwortlich. Die in § 5 genannten Rechte sind ihm gegenüber geltend zu machen.

(2) Der Auftragnehmer ist unter besonderer Berücksichtigung der Eignung der von ihm getroffenen technischen und organisatorischen Maßnahmen sorgfältig auszuwählen. Der Auftrag ist schriftlich zu erteilen, wobei insbesondere im Einzelnen festzulegen sind:

1. der Gegenstand und die Dauer des Auftrages,
2. der Umfang, die Art und der Zweck der vorgesehenen Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung von Daten, die Art der Daten und der Kreis der Betroffenen,
3. die nach § 6 zu treffenden technischen und organisatorischen Maßnahmen,
4. die Berichtigung, Löschung und Sperrung von Daten,
5. die Pflichten des Auftragnehmers, insbesondere die von ihm vorzunehmenden Kontrollen,
6. die etwaige Berechtigung zur Begründung von Unterauftragsverhältnissen,
7. die Kontrollrechte des Auftraggebers und die entsprechenden Duldungs- und Mitwirkungspflichten des Auftragnehmers,
8. mitzuteilende Verstöße des Auftragnehmers oder der bei ihm beschäftigten Personen gegen Vorschriften zum Schutz personenbezogener Daten oder gegen die im Auftrag getroffenen Festlegungen,
9. der Umfang der Weisungsbefugnisse, die sich der Auftraggeber gegenüber dem Auftragnehmer vorbehält,
10. die Rückgabe überlassener Datenträger und die Löschung beim Auftragnehmer gespeicherter Daten nach Beendigung des Auftrags.

Der Auftraggeber hat sich zu Beginn der Datenverarbeitung und sodann regelmäßig von der Einhaltung der beim Auftragnehmer getroffenen technischen und organisatorischen Maßnahmen zu überzeugen. Das Ergebnis ist zu dokumentieren.

(3) Der Auftragnehmer darf die Daten nur im Rahmen der Weisungen des Auftraggebers erheben, verarbeiten oder nutzen. Ist er der Ansicht, dass eine Weisung des Auftraggebers gegen diese Anordnung oder andere Vorschriften über den Datenschutz verstößt, hat er den Auftraggeber unverzüglich darauf hinzuweisen.

(4) Die Absätze 1 bis 3 gelten entsprechend, wenn die Prüfung oder Wartung automatisierter Verfahren oder von Datenverarbeitungsanlagen durch andere Stellen im Auftrag vorgenommen wird und dabei ein Zugriff auf personenbezogene Daten nicht ausgeschlossen werden kann.

## § 9 Datenerhebung

(1) Das Erheben personenbezogener Daten ist zulässig, wenn ihre Kenntnis zur Erfüllung der Aufgaben der verantwortlichen Stellen erforderlich ist.

(2) Personenbezogene Daten sind beim Betroffenen zu erheben. Ohne seine Mitwirkung dürfen sie nur erhoben werden, wenn

1. eine Rechtsvorschrift dies vorsieht oder zwingend voraussetzt oder
2. a) die zu erfüllende Aufgabe ihrer Art nach eine Erhebung bei anderen Personen oder Stellen erforderlich macht oder  
b) die Erhebung beim Betroffenen einen unverhältnismäßigen Aufwand erfordern würde

und keine Anhaltspunkte dafür bestehen, dass überwiegende schutzwürdige Interessen des Betroffenen beeinträchtigt werden.

(3) Werden personenbezogene Daten beim Betroffenen erhoben, so ist er, sofern er nicht bereits auf andere Weise Kenntnis erlangt hat, von der verantwortlichen Stelle über

1. die Identität der verantwortlichen Stelle,
2. die Zweckbestimmung der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung und
3. die Kategorien von Empfängern nur, soweit der Betroffene nach den Umständen des Einzelfalles nicht mit der Übermittlung an diese rechnen muss,

zu unterrichten. Werden sie beim Betroffenen aufgrund einer Rechtsvorschrift erhoben, die zur Auskunft verpflichtet, oder ist die Erteilung der Auskunft Voraussetzung für die Gewährung von Rechtsvorteilen, so ist der Betroffene hierauf, sonst auf die Freiwilligkeit seiner Angaben hinzuweisen. Soweit nach den Umständen des Einzelfalles erforderlich oder auf Verlangen ist er über die Rechtsvorschrift und über die Folgen der Verweigerung von Angaben aufzuklären.

(4) Werden personenbezogene Daten statt beim Betroffenen bei einer nichtkirchlichen Stelle erhoben, so ist die Stelle auf die Rechtsvorschrift, die zur Auskunft ermächtigt, sonst auf die Freiwilligkeit ihrer Angaben hinzuweisen.

(5) Das Erheben besonderer Arten personenbezogener Daten (§ 2 Absatz 10) ist nur zulässig, soweit

1. eine Rechtsvorschrift dies vorsieht oder dies aus Gründen eines wichtigen öffentlichen Interesses zwingend erforderlich ist,
2. der Betroffene nach Maßgabe des § 3 Absatz 4 eingewilligt hat,
3. dies zum Schutz lebenswichtiger Interessen des Betroffenen oder eines Dritten erforderlich ist, sofern der Betroffene aus physischen oder rechtlichen Gründen außerstande ist, seine Einwilligung zu geben,
4. es sich um Daten handelt, die der Betroffene offenkundig öffentlich gemacht hat oder es zur Geltendmachung, Ausübung oder Verteidigung rechtlicher Ansprüche vor Gericht erforderlich ist,
5. dies zur Abwehr einer erheblichen Gefahr für die öffentliche Sicherheit erforderlich ist oder dies zur Abwehr erheblicher Nachteile für das Gemeinwohl oder zur Wahrung erheblicher Belange des Gemeinwohls zwingend erforderlich ist,
6. der Auftrag der Kirche oder die Glaubwürdigkeit ihres Dienstes dies erfordert,
7. dies zum Zweck der Gesundheitsvorsorge, der medizinischen Diagnostik, der Gesundheitsversorgung oder Behandlung oder für die Verwaltung von Gesundheitsdiensten erforderlich ist und die Verarbeitung dieser Daten durch ärztliches Personal oder durch sonstige Personen erfolgt, die einer entsprechenden Geheimhaltungspflicht unterliegen,
8. dies zur Durchführung wissenschaftlicher Forschung erforderlich ist, das wissenschaftliche Interesse an der Durchführung des Forschungsvorhabens das Interesse des Betroffenen an dem Ausschluss der Erhebung erheblich überwiegt und der Zweck der Forschung auf andere Weise nicht oder nur mit unverhältnismäßigem Aufwand erreicht werden kann,
9. dies zur Eingehung, Durchführung, Beendigung oder Abwicklung des Dienst- oder Arbeitsverhältnisses erforderlich ist.

## § 10 Datenspeicherung, -veränderung und -nutzung

(1) Das Speichern, Verändern oder Nutzen personenbezogener Daten ist zulässig, wenn es zur Erfüllung der in der Zuständigkeit der verantwortlichen Stelle liegenden Aufgaben erforderlich ist und es für die Zwecke erfolgt, für die die Daten erhoben worden sind. Ist keine Erhebung vorausgegangen, dürfen die Daten für die Zwecke geändert oder genutzt werden, für die sie gespeichert worden sind.

(2) Das Speichern, Verändern oder Nutzen für andere Zwecke ist nur zulässig, wenn

1. eine Rechtsvorschrift dies vorsieht oder zwingend voraussetzt und kirchliche Interessen nicht entgegenstehen,
2. der Betroffene eingewilligt hat,
3. offensichtlich ist, dass es im Interesse des Betroffenen liegt, und kein Grund zu der Annahme besteht, dass er in Kenntnis des anderen Zwecks seine Einwilligung verweigern würde,
4. Angaben des Betroffenen überprüft werden müssen, weil tatsächliche Anhaltspunkte für deren Unrichtigkeit bestehen,
5. die Daten allgemein zugänglich sind oder die verantwortliche Stelle sie veröffentlichen dürfte, es sei denn, dass das schutzwürdige Interesse des Betroffenen an dem Ausschluss der Zweckänderung offensichtlich überwiegt,
6. es zur Abwehr einer Gefahr für die öffentliche Sicherheit oder erheblicher Nachteile für das Gemeinwohl oder zur Wahrung erheblicher Belange des Gemeinwohls erforderlich ist,
7. es zur Verfolgung von Straftaten oder Ordnungswidrigkeiten, zur Vollstreckung oder zum Vollzug von Strafen oder Maßnahmen im Sinne des § 11 Absatz 1 Nr. 8 des Strafgesetzbuches oder von Erziehungsmaßnahmen oder Zuchtmitteln im Sinne des Jugendgerichtsgesetzes oder zur Vollstreckung von Bußgeldentscheidungen erforderlich ist,
8. es zur Abwehr einer schwerwiegenden Beeinträchtigung der Rechte einer anderen Person erforderlich ist oder
9. es zur Durchführung wissenschaftlicher Forschung erforderlich ist, das wissenschaftliche Interesse an der Durchführung des Forschungsvorhabens das Interesse des Betroffenen an dem Ausschluss der Zweckänderung erheblich überwiegt und der Zweck der Forschung auf andere Weise nicht oder nur mit unverhältnismäßigem Aufwand erreicht werden kann.
10. der Auftrag der Kirche oder die Glaubwürdigkeit ihres Dienstes dies erfordert.

(3) Eine Verarbeitung oder Nutzung für andere Zwecke liegt nicht vor, wenn sie der Wahrnehmung von Aufsichts- und Kontrollbefugnissen, der Rechnungsprüfung oder der Durchführung von Organisationsuntersuchungen für die verantwortliche Stelle dient. Das gilt auch für die Verarbeitung oder Nutzung zu Ausbildungs- und Prüfungszwecken durch die verantwortliche Stelle, soweit nicht überwiegende schutzwürdige Interessen des Betroffenen entgegenstehen.

(4) Personenbezogene Daten, die ausschließlich zu Zwecken der Datenschutzkontrolle, der Datensicherung oder zur Sicherstellung eines ordnungsgemäßen Betriebes einer Datenverarbeitungsanlage gespeichert werden, dürfen nur für diese Zwecke verwendet werden.

(5) Das Speichern, Verändern oder Nutzen von besonderen Arten personenbezogener Daten (§ 2 Absatz 10) für andere Zwecke ist nur zulässig, wenn

1. die Voraussetzungen vorliegen, die eine Erhebung nach § 9 Absatz 5 Nr. 1 bis 6 oder 9 zulassen würden oder

2. dies zur Durchführung wissenschaftlicher Forschung erforderlich ist, das kirchliche Interesse an der Durchführung des Forschungsvorhabens das Interesse des Betroffenen an dem Ausschluss der Zweckänderung erheblich überwiegt und der Zweck der Forschung auf andere Weise nicht oder nur mit unverhältnismäßigem Aufwand erreicht werden kann.

Bei der Abwägung nach Satz 1 Nr. 2 ist im Rahmen des kirchlichen Interesses das wissenschaftliche Interesse an dem Forschungsvorhaben besonders zu berücksichtigen.

(6) Die Speicherung, Veränderung oder Nutzung von besonderen Arten personenbezogener Daten (§ 2 Absatz 10) zu den in § 9 Abs. 5 Nr. 7 genannten Zwecken richtet sich nach den für die in § 9 Abs. 5 Nr. 7 genannten Personen geltenden Geheimhaltungspflichten.

### **§ 10a Datenerhebung, -verarbeitung und -nutzung für Zwecke des Beschäftigungsverhältnisses**

(1) Personenbezogene Daten eines Beschäftigten einschließlich der Daten über die Religionszugehörigkeit, die religiöse Überzeugung und die Erfüllung von Loyalitätsobligationen dürfen für Zwecke des Beschäftigungsverhältnisses erhoben, verarbeitet oder genutzt werden, wenn dies für die Entscheidung über die Begründung eines Beschäftigungsverhältnisses oder nach Begründung des Beschäftigungsverhältnisses für dessen Durchführung oder Beendigung erforderlich ist. Zur Aufdeckung von Straftaten dürfen personenbezogene Daten eines Beschäftigten dann erhoben, verarbeitet oder genutzt werden, wenn zu dokumentierende tatsächliche Anhaltspunkte den Verdacht begründen, dass der Betroffene im Beschäftigungsverhältnis eine Straftat begangen hat, die Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung zur Aufdeckung erforderlich ist und das schutzwürdige Interesse des Beschäftigten an dem Ausschluss der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung nicht überwiegt, insbesondere Art und Ausmaß im Hinblick auf den Anlass nicht unverhältnismäßig sind oder eine Rechtsvorschrift dies vorsieht.

(2) Absatz 1 ist auch anzuwenden, wenn personenbezogene Daten erhoben, verarbeitet oder genutzt werden, ohne dass sie automatisiert verarbeitet oder in oder aus einer nicht automatisierten Datei verarbeitet, genutzt oder für die Verarbeitung oder Nutzung in einer solchen Datei erhoben werden.

(3) Die Beteiligungsrechte nach der jeweils geltenden Mitarbeitervertretungsordnung bleiben unberührt.

## § 11 Datenübermittlung an kirchliche und öffentliche Stellen

(1) Die Übermittlung personenbezogener Daten an Stellen im Geltungsbereich des § 1 ist zulässig, wenn

1. sie zur Erfüllung der in der Zuständigkeit der übermittelnden Stelle oder der empfangenden kirchlichen Stelle liegenden Aufgaben erforderlich ist und
2. die Voraussetzungen vorliegen, die eine Nutzung nach § 10 zulassen würden.

(2) Die Verantwortung für die Zulässigkeit der Übermittlung trägt die übermittelnde Stelle. Erfolgt die Übermittlung auf Ersuchen der empfangenden kirchlichen Stelle, trägt diese die Verantwortung. In diesem Falle prüft die übermittelnde Stelle nur, ob das Übermittlungsersuchen im Rahmen der Aufgaben der empfangenden kirchlichen Stelle liegt, es sei denn, dass besonderer Anlass zur Prüfung der Zulässigkeit der Übermittlung besteht. § 7 Absatz 4 bleibt unberührt.

(3) Die empfangende kirchliche Stelle darf die übermittelten Daten für den Zweck verarbeiten oder nutzen, zu dessen Erfüllung sie ihr übermittelt werden. Eine Verarbeitung oder Nutzung für andere Zwecke ist nur unter den Voraussetzungen des § 10 Absatz 2 zulässig

(4) Für die Übermittlung personenbezogener Daten an öffentliche Stellen und an kirchliche Stellen außerhalb des Geltungsbereichs des § 1 gelten die Absätze 1-3 entsprechend, sofern sichergestellt ist, dass bei dem Empfänger ausreichende Datenschutzmaßnahmen getroffen werden.

(5) Sind mit personenbezogenen Daten, die nach Absatz 1 übermittelt werden dürfen, weitere personenbezogene Daten des Betroffenen oder eines Dritten in Akten so verbunden, dass eine Trennung nicht oder nur mit unververtretbarem Aufwand möglich ist, so ist die Übermittlung auch dieser Daten zulässig, soweit nicht berechnete Interessen des Betroffenen oder eines Dritten an deren Geheimhaltung offensichtlich überwiegen; eine Nutzung dieser Daten ist unzulässig.

(6) Absatz 5 gilt entsprechend, wenn personenbezogene Daten innerhalb einer kirchlichen Stelle weitergegeben werden.

## § 12 Datenübermittlung an nicht kirchliche und nicht öffentliche Stellen

(1) Die Übermittlung personenbezogener Daten an nicht kirchliche Stellen, nicht öffentliche Stellen oder Personen ist zulässig, wenn

1. sie zur Erfüllung der in der Zuständigkeit der übermittelnden Stelle liegenden Aufgaben erforderlich ist und die Voraussetzungen vorliegen, die eine Nutzung nach § 10 zulassen würden, oder
2. der Dritte, an den die Daten übermittelt werden, ein berechtigtes Interesse an der Kenntnis der zu übermittelnden Daten glaubhaft darlegt und der Betroffene kein schutzwürdiges Interesse an dem Ausschluss der Übermittlung hat. Das Übermitteln von besonderen Arten personenbezogener Daten (§ 2 Absatz 10) ist abweichend von Satz 1 Nr. 2 nur zulässig, wenn die Voraussetzungen

vorliegen, die eine Nutzung nach § 10 Absatz 5 und 6 zulassen würden oder soweit dies zur Geltendmachung, Ausübung oder Verteidigung rechtlicher Ansprüche erforderlich ist.

(2) Die Verantwortung für die Zulässigkeit der Übermittlung trägt die übermittelnde Stelle.

(3) In den Fällen der Übermittlung nach Absatz 1 Nr. 2 unterrichtet die übermittelnde Stelle den Betroffenen von der Übermittlung seiner Daten. Dies gilt nicht, wenn damit zu rechnen ist, dass er davon auf andere Weise Kenntnis erlangt, wenn die Unterrichtung wegen der Art der personenbezogenen Daten unter Berücksichtigung der schutzwürdigen Interessen des Betroffenen nicht geboten erscheint, wenn die Unterrichtung die öffentliche Sicherheit gefährden oder dem kirchlichen Wohl Nachteile bereiten würde.

(4) Der Dritte, an den die Daten übermittelt werden, darf diese nur für den Zweck verarbeiten oder nutzen, zu dessen Erfüllung sie ihm übermittelt werden. Die übermittelnde Stelle hat ihn darauf hinzuweisen. Eine Verarbeitung oder Nutzung für andere Zwecke ist zulässig, wenn eine Übermittlung nach Absatz 1 zulässig wäre und die übermittelnde Stelle zugestimmt hat.

### **§ 13 Auskunft an den Betroffenen**

(1) Dem Betroffenen ist auf Antrag Auskunft zu erteilen über:

1. die zu seiner Person gespeicherten Daten, auch soweit sie sich auf die Herkunft dieser Daten beziehen,
2. die Empfänger oder Kategorien von Empfängern, an die die Daten weitergegeben werden, und
3. den Zweck der Speicherung.

In dem Antrag soll die Art der personenbezogenen Daten, über die Auskunft erteilt werden soll, näher bezeichnet werden. Sind die personenbezogenen Daten weder automatisiert noch in nicht automatisierten Dateien gespeichert, wird die Auskunft nur erteilt, soweit der Betroffene Angaben macht, die das Auffinden der Daten ermöglichen und der für die Erteilung der Auskunft erforderliche Aufwand nicht außer Verhältnis zu dem vom Betroffenen geltend gemachten Informationsinteresse steht. Die Leitung der Ordensgemeinschaft/des Klosters bestimmt das Verfahren, insbesondere die Form der Auskunftserteilung.

(2) Absatz 1 gilt nicht für personenbezogene Daten, die nur deshalb gespeichert sind, weil sie aufgrund gesetzlicher, satzungsgemäßer oder vertraglicher Aufbewahrungsvorschriften nicht gelöscht werden dürfen oder ausschließlich Zwecken der Datensicherung oder der Datenschutzkontrolle dienen und eine Auskunftserteilung einen unverhältnismäßigen Aufwand erfordern würde.

(3) Die Auskunftserteilung unterbleibt, soweit

1. die Auskunft die ordnungsgemäße Erfüllung der in der Zuständigkeit der verantwortlichen Stelle liegenden Aufgaben gefährden würde,
2. die Auskunft dem kirchlichen Wohl Nachteile bereiten würde,
3. die Auskunft die öffentliche Sicherheit oder Ordnung gefährden würde,

4. die Daten oder die Tatsache ihrer Speicherung nach einer Rechtsvorschrift oder ihrem Wesen nach, insbesondere wegen der überwiegenden berechtigten Interessen eines Dritten, geheim gehalten werden müssen und deswegen das Interesse des Betroffenen an der Auskunftserteilung zurücktreten muss.

(4) Die Ablehnung der Auskunftserteilung bedarf einer Begründung nicht, soweit durch die Mitteilung der tatsächlichen oder rechtlichen Gründe, auf die die Entscheidung gestützt wird, der mit der Auskunftsverweigerung verfolgte Zweck gefährdet würde. In diesem Fall ist der Betroffene darauf hinzuweisen, dass er sich an den Ordensdatenschutzbeauftragten wenden kann.

(5) Wird dem Betroffenen keine Auskunft erteilt, so ist sie auf sein Verlangen dem Ordensdatenschutzbeauftragten zu erteilen, soweit nicht die Leitung der Ordensgemeinschaft/des Klosters im Einzelfall feststellt, dass dadurch das kirchliche Wohl beeinträchtigt wird. Die Mitteilung des Ordensdatenschutzbeauftragten an den Betroffenen darf keine Rückschlüsse auf den Erkenntnisstand der verantwortlichen Stelle zulassen, sofern diese nicht einer weitergehenden Auskunft zustimmt.

(6) Die Auskunft ist unentgeltlich.

### **§ 13a Benachrichtigung**

(1) Werden Daten ohne Kenntnis des Betroffenen erhoben, so ist er von der Speicherung, der Identität der verantwortlichen Stelle sowie über die Zweckbestimmungen der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung zu unterrichten. Der Betroffene ist auch über die Empfänger oder Kategorien von Empfängern von Daten zu unterrichten, soweit er nicht mit der Übermittlung an diese rechnen muss. Sofern eine Übermittlung vorgesehen ist, hat die Unterrichtung spätestens bei der ersten Übermittlung zu erfolgen.

(2) Eine Pflicht zur Benachrichtigung besteht nicht, wenn

1. der Betroffene auf andere Weise Kenntnis von der Speicherung oder der Übermittlung erlangt hat,
2. die Unterrichtung des Betroffenen einen unverhältnismäßigen Aufwand erfordert oder
3. die Speicherung oder Übermittlung der personenbezogenen Daten durch eine Rechtsvorschrift ausdrücklich vorgesehen ist.

(3) § 13 Absatz 2 und 3 gelten entsprechend.

### **§ 14 Berichtigung, Löschung oder Sperrung von Daten; Widerspruchsrecht**

(1) Personenbezogene Daten sind zu berichtigen, wenn sie unrichtig sind. Wird festgestellt, dass personenbezogene Daten, die weder automatisiert verarbeitet noch in nicht automatisierten Dateien gespeichert sind, unrichtig sind, oder wird ihre Richtigkeit von dem Betroffenen bestritten, so ist dies in geeigneter Weise festzuhalten.

(2) Personenbezogene Daten, die automatisiert verarbeitet oder in nicht automatisierten Dateien gespeichert sind, sind zu löschen, wenn

1. ihre Speicherung unzulässig ist oder
  2. ihre Kenntnis für die verantwortliche Stelle zur Erfüllung der in ihrer Zuständigkeit liegenden Aufgaben nicht mehr erforderlich ist.
- (3) An die Stelle einer Löschung tritt eine Sperrung, soweit
1. einer Löschung gesetzliche, satzungsmäßige oder vertragliche Aufbewahrungsfristen entgegenstehen,
  2. Grund zu der Annahme besteht, dass durch eine Löschung schutzwürdige Interessen des Betroffenen beeinträchtigt würden oder
  3. eine Löschung wegen der besonderen Art der Speicherung nicht oder nur mit unverhältnismäßig hohem Aufwand möglich ist.
- (4) Personenbezogene Daten, die automatisiert verarbeitet oder in nicht automatisierten Dateien gespeichert sind, sind ferner zu sperren, soweit ihre Richtigkeit vom Betroffenen bestritten wird und sich weder die Richtigkeit noch die Unrichtigkeit feststellen lässt.
- (5) Personenbezogene Daten dürfen nicht für eine automatisierte Verarbeitung oder Verarbeitung in nicht automatisierten Dateien erhoben, verarbeitet oder genutzt werden, soweit der Betroffene dieser bei der verantwortlichen Stelle widerspricht und eine Prüfung ergibt, dass das schutzwürdige Interesse des Betroffenen wegen seiner besonderen persönlichen Situation das Interesse der verantwortlichen Stelle an dieser Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung überwiegt. Satz 1 gilt nicht, wenn eine Rechtsvorschrift zur Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung verpflichtet.
- (6) Personenbezogene Daten, die weder automatisiert verarbeitet noch in einer nicht automatisierten Datei gespeichert sind, sind zu sperren, wenn die verantwortliche Stelle im Einzelfall feststellt, dass ohne die Sperrung schutzwürdige Interessen des Betroffenen beeinträchtigt würden und die Daten für die Aufgabenerfüllung der Behörde nicht mehr erforderlich sind.
- (7) Gesperrte Daten dürfen ohne Einwilligung des Betroffenen nur übermittelt oder genutzt werden, wenn
1. es zu wissenschaftlichen Zwecken, zur Behebung einer bestehenden Beweisnot oder aus sonstigen, im überwiegenden Interesse der verantwortlichen Stelle oder eines Dritten liegenden Gründen unerlässlich ist und
  2. die Daten hierfür übermittelt oder genutzt werden dürften, wenn sie nicht gesperrt wären.
- (8) Von der Berichtigung unrichtiger Daten, der Sperrung bestrittener Daten sowie der Löschung oder Sperrung wegen Unzulässigkeit der Speicherung sind die Stellen zu verständigen, denen im Rahmen einer Datenübermittlung diese Daten zur Speicherung weitergegeben wurden, wenn dies keinen unverhältnismäßigen Aufwand erfordert und schutzwürdige Interessen des Betroffenen nicht entgegenstehen.

## § 15 Anrufung des Ordensdatenschutzbeauftragten

- (1) Wer der Ansicht ist, dass bei der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung von personenbezogenen Daten durch Stellen gemäß § 1 Absatz 2 gegen Vorschriften dieser

Anordnung oder gegen andere Datenschutzvorschriften verstoßen worden ist oder ein solcher Verstoß bevorsteht, kann sich unmittelbar an den Ordensdatenschutzbeauftragten wenden.

(2) Auf ein solches Vorbringen hin prüft der Ordensdatenschutzbeauftragte den Sachverhalt. Er fordert die betroffene kirchliche Dienststelle zur Stellungnahme auf, soweit der Inhalt des Vorbringens den Tatbestand einer Datenschutzverletzung erfüllt.

(3) Niemand darf gemäßregelt oder benachteiligt werden, weil er sich im Sinne des Absatzes 1 an den Ordensdatenschutzbeauftragten gewendet hat.

## § 16 Bestellung des Ordensdatenschutzbeauftragten

(1) Der Ordensobere bestellt für seinen Jurisdiktionsbereich einen Ordensdatenschutzbeauftragten; die Bestellung erfolgt für die Dauer von mindestens vier, höchstens acht Jahren. Die mehrmalige erneute Bestellung ist zulässig. Die Bestellung als Datenschutzbeauftragter für mehrere Ordensgemeinschaften ist zulässig.

(2) Zum Ordensdatenschutzbeauftragten darf nur bestellt werden, wer die zur Erfüllung seiner Aufgaben erforderliche Fachkunde und Zuverlässigkeit besitzt. Er soll die Befähigung zum Richteramt gemäß § 5 Deutsches Richtergesetz haben und muss der Katholischen Kirche angehören. Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist auf die gewissenhafte Erfüllung seiner Pflichten und die Einhaltung des kirchlichen und des für die Kirchen verbindlichen staatlichen Rechts zu verpflichten. Anderweitige Tätigkeiten dürfen das Vertrauen in die Unabhängigkeit und Unparteilichkeit des Ordensdatenschutzbeauftragten nicht gefährden. Dem steht eine Bestellung als Ordensdatenschutzbeauftragter für mehrere Ordensgemeinschaften nicht entgegen.

(3) Die Bestellung kann vor Ablauf der Amtszeit widerrufen werden, wenn Gründe nach § 24 Deutsches Richtergesetz vorliegen, die bei einem Richter auf Lebenszeit dessen Entlassung aus dem Dienst rechtfertigen, oder Gründe vorliegen, die nach der Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse in der jeweils geltenden Fassung eine Kündigung rechtfertigen. Auf Antrag des Beauftragten nimmt der Ordensobere die Bestellung zurück.

## § 17 Rechtsstellung des Ordensdatenschutzbeauftragten

(1) Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist in Ausübung seiner Tätigkeit an Weisungen nicht gebunden und nur dem kirchlichen Recht und dem für die Kirchen verbindlichen staatlichen Recht unterworfen. Die Ausübung seiner Tätigkeit geschieht in organisatorischer und sachlicher Unabhängigkeit. Die Dienstaufsicht ist so zu regeln, dass dadurch die Unabhängigkeit nicht beeinträchtigt wird.

(2) Das der Bestellung zum Ordensdatenschutzbeauftragten zugrunde liegende Dienstverhältnis kann während der Amtszeit nur unter den Voraussetzungen des § 16 Absatz 3 beendet werden. Dieser Kündigungsschutz wirkt für den Zeitraum von einem Jahr nach der Beendigung der Amtszeit entsprechend fort, soweit ein kirchliches Beschäftigungsverhältnis fortgeführt wird oder sich anschließt.

(3) Dem Ordensdatenschutzbeauftragten wird die für die Erfüllung seiner Aufgaben angemessene Personal- und Sachausstattung zur Verfügung gestellt. Er verfügt über einen eigenen jährlichen Haushalt.

(4) Sofern Personal notwendig ist, wählt dies der Ordensdatenschutzbeauftragte aus, das von einer kirchlichen Stelle angestellt wird. Die vom Ordensdatenschutzbeauftragten ausgewählten und von dieser kirchlichen Stelle angestellten Mitarbeiter unterstehen der Dienst- und Fachaufsicht des Ordensdatenschutzbeauftragten und können nur mit seinem Einverständnis von der kirchlichen Stelle gekündigt, versetzt oder abgeordnet werden.

(5) Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist oberste Dienstbehörde im Sinne des § 96 Strafprozessordnung. Er trifft die Entscheidung über Aussagegenehmigungen für seinen Bereich in eigener Verantwortung. Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist oberste Aufsichtsbehörde im Sinne des § 99 Verwaltungsgerichtsordnung.

(6) Der Ordensdatenschutzbeauftragte bestellt im Einvernehmen mit dem Ordensoberen einen Vertreter, der im Fall seiner Verhinderung die unaufschiebbaren Entscheidungen trifft. Für den Vertreter gilt § 16 Absatz 2 entsprechend.

(7) Der Ordensdatenschutzbeauftragte ist, auch nach Beendigung seines Auftrages, verpflichtet, über die ihm in seiner Eigenschaft als Ordensdatenschutzbeauftragtem bekannt gewordenen Angelegenheiten Verschwiegenheit zu bewahren. Dies gilt nicht für Mitteilungen im dienstlichen Verkehr oder über Tatsachen, die offenkundig sind oder ihrer Bedeutung nach keiner Geheimhaltung bedürfen.

(8) Der Ordensdatenschutzbeauftragte darf, auch wenn sein Auftrag beendet ist, über solche Angelegenheiten ohne Genehmigung des Ordensoberen weder vor Gericht noch außergerichtlich Aussagen oder Erklärungen abgeben. Die Genehmigung, als Zeuge auszusagen, wird in der Regel erteilt. Unberührt bleibt die gesetzlich begründete Pflicht, Straftaten anzuzeigen.

## **§ 18 Aufgaben des Ordensdatenschutzbeauftragten**

(1) Der Ordensdatenschutzbeauftragte wacht über die Einhaltung der Vorschriften dieser Anordnung sowie anderer Vorschriften über den Datenschutz. Er kann Empfehlungen zur Verbesserung des Datenschutzes geben. Des Weiteren kann er die Leitung der Ordensgemeinschaft/des Klosters und der abhängigen Einrichtungen in Fragen des Datenschutzes beraten. Auf Anforderung der Leitung der Ordensgemeinschaft/des Klosters hat der Ordensdatenschutzbeauftragte Gutachten zu erstellen und Berichte zu erstatten.

(2) Die in § 1 Absatz 2 genannten Stellen sind verpflichtet, den Ordensdatenschutzbeauftragten bei der Erfüllung seiner Aufgaben zu unterstützen. Ihm ist dabei insbesondere

1. Auskunft zu seinen Fragen sowie Einsicht in alle Unterlagen und Akten zu gewähren, die im Zusammenhang mit der Verarbeitung personenbezogener Daten stehen, namentlich in die gespeicherten Daten und in die Datenverarbeitungsprogramme,

2. während der Dienstzeit Zutritt zu allen Diensträumen, die der Verarbeitung und Aufbewahrung automatisierter Dateien dienen, zu gewähren, soweit nicht sonstige kirchliche Vorschriften entgegenstehen.
- (3) Der Ordensdatenschutzbeauftragte erstellt jährlich einen Tätigkeitsbericht, der dem Ordensoberen vorgelegt und der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird. Der Tätigkeitsbericht soll auch eine Darstellung der wesentlichen Entwicklungen des Datenschutzes im nichtkirchlichen Bereich enthalten.
- (4) Der Ordensdatenschutzbeauftragte wirkt auf die Zusammenarbeit mit den kirchlichen Stellen, insbesondere mit den Diözesandatenschutzbeauftragten und den Ordensdatenschutzbeauftragten, hin.
- (5) Zu seinem Aufgabenbereich gehört die Zusammenarbeit mit den diözesanen und staatlichen Beauftragten für den Datenschutz.

## § 19 Beanstandungen durch den Ordensdatenschutzbeauftragten

- (1) Stellt der Ordensdatenschutzbeauftragte Verstöße gegen die Vorschriften dieser Anordnung oder gegen andere Datenschutzbestimmungen oder sonstige Mängel bei der Verarbeitung personenbezogener Daten fest, so beanstandet er diese unter Setzung einer angemessenen Frist zur Behebung gegenüber der betroffenen kirchlichen Dienststelle.
- (2) Wird die Beanstandung nicht fristgerecht behoben, so verständigt der Ordensdatenschutzbeauftragte die Aufsicht führende Stelle und fordert sie zu einer Stellungnahme auf.
- (3) Der Ordensdatenschutzbeauftragte kann von einer Beanstandung absehen oder auf eine Stellungnahme der Aufsicht führenden Stelle verzichten, wenn es sich um unerhebliche Mängel handelt, deren Behebung mittlerweile erfolgt ist.
- (4) Mit der Beanstandung kann der Ordensdatenschutzbeauftragte Vorschläge zur Beseitigung der Mängel und zur sonstigen Verbesserung des Datenschutzes verbinden.
- (5) Die gemäß Abs. 2 abzugebende Stellungnahme soll auch eine Darstellung der Maßnahmen enthalten, die aufgrund der Beanstandung des Ordensdatenschutzbeauftragten getroffen worden sind.
- (6) Zur Gewährleistung der Vorschriften dieser Anordnung und anderer Vorschriften über den Datenschutz kann der Ordensdatenschutzbeauftragte gegenüber der betroffenen Dienststelle Maßnahmen zur Beseitigung festgestellter Verstöße bei der Erhebung, Verarbeitung oder Nutzung personenbezogener Daten oder technischer und organisatorischer Mängel anordnen. Wird diese Anordnung nicht fristgemäß umgesetzt, hat sich der Ordensdatenschutzbeauftragte an die Aufsicht führende Stelle zu wenden, die zeitnah über die notwendigen Maßnahmen entscheidet.

## § 20 Betrieblicher Beauftragter für den Datenschutz

- (1) Kirchliche Stellen im Sinne des § 1 Absatz 2, die personenbezogene Daten automatisiert erheben, verarbeiten oder nutzen, können einen betrieblichen Datenschutzbeauftragten schriftlich bestellen.

(2) Sind mit der automatisierten Datenerhebung, -verarbeitung oder -nutzung mehr als zehn Personen befasst, so soll ein betrieblicher Datenschutzbeauftragter bestellt werden.

(3) Zum betrieblichen Datenschutzbeauftragten darf nur bestellt werden, wer die zur Erfüllung seiner Aufgaben erforderliche Fachkunde und Zuverlässigkeit besitzt. Mit dieser Aufgabe kann auch eine Person außerhalb der kirchlichen Stelle betraut werden. Ein betrieblicher Datenschutzbeauftragter kann von mehreren kirchlichen Stellen bestellt werden.

(4) Der betriebliche Datenschutzbeauftragte ist dem Leiter der kirchlichen Stelle unmittelbar zu unterstellen. Er ist in Ausübung seiner Fachkunde auf dem Gebiet des Datenschutzes weisungsfrei. Er darf wegen der Erfüllung seiner Aufgaben nicht benachteiligt werden.

(5) Die kirchlichen Stellen haben den betrieblichen Datenschutzbeauftragten bei der Erfüllung seiner Aufgaben zu unterstützen. Betroffene können sich jederzeit an den betrieblichen Datenschutzbeauftragten wenden.

(6) Ist ein betrieblicher Beauftragter für den Datenschutz bestellt worden, so ist die Kündigung seines Arbeitsverhältnisses unzulässig, es sei denn, dass Tatsachen vorliegen, welche die verantwortliche Stelle zur Kündigung aus wichtigem Grund ohne Einhaltung der Kündigungsfrist berechtigen. Nach der Abberufung als betrieblicher Beauftragter für den Datenschutz ist die Kündigung innerhalb eines Jahres nach der Beendigung der Bestellung unzulässig, es sei denn, dass die verantwortliche Stelle zur Kündigung aus wichtigem Grund ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist berechtigt ist.

(7) Zur Erhaltung der zur Erfüllung seiner Aufgaben erforderlichen Fachkunde hat die verantwortliche Stelle dem betrieblichen Beauftragten für den Datenschutz die Teilnahme an Fort- und Weiterbildungsveranstaltungen in angemessenem Umfang zu ermöglichen und deren Kosten zu übernehmen.

(8) Im Übrigen findet § 16 entsprechende Anwendung.

(9) Sind mit der automatisierten Datenerhebung, -verarbeitung oder -nutzung weniger als elf Personen befasst, kann die Erfüllung der Aufgaben des betrieblichen Datenschutzes in anderer Weise geregelt werden.

## **§ 21 Aufgaben des betrieblichen Datenschutzbeauftragten**

(1) Der betriebliche Datenschutzbeauftragte wirkt auf die Einhaltung dieser Anordnung und anderer Vorschriften über den Datenschutz hin. Zu diesem Zweck kann er sich in Zweifelsfällen an den Ordensdatenschutzbeauftragten gemäß § 16 KDO wenden. Er hat insbesondere

1. die ordnungsgemäße Anwendung der Datenverarbeitungsprogramme, mit deren Hilfe personenbezogene Daten verarbeitet werden sollen, zu überwachen; zu diesem Zweck ist er über Vorhaben der automatisierten Verarbeitung personenbezogener Daten rechtzeitig zu unterrichten,
2. die bei der Verarbeitung personenbezogener Daten tätigen Personen durch geeignete Maßnahmen mit den Vorschriften dieser Anordnung sowie anderer

Vorschriften über den Datenschutz und mit den jeweiligen besonderen Erfordernissen des Datenschutzes vertraut zu machen.

(2) Dem betrieblichen Datenschutzbeauftragten ist von der verantwortlichen Stelle eine Übersicht nach § 3a Absatz 2 zur Verfügung zu stellen.

(3) Der betriebliche Datenschutzbeauftragte macht die Angaben nach § 3a Absatz 2 Nr. 1 bis 7 auf Antrag jedermann in geeigneter Weise verfügbar, der ein berechtigtes Interesse nachweist.

## § 22 Ermächtigungen

Die zur Durchführung dieser Anordnung erforderlichen Regelungen trifft der Ordensobere. Er legt insbesondere fest:

- a) den Inhalt der Meldung gemäß § 3a
- b) den Inhalt der schriftlichen Verpflichtungserklärung gemäß § 4 Satz 2,
- c) die technischen und organisatorischen Maßnahmen gemäß § 6 Satz 1,
- d) die Erfüllung der Aufgaben des betrieblichen Datenschutzes gemäß § 20 Absatz 9.

## § 23 Schlussbestimmung

Diese Anordnung tritt am [...] in Kraft.

Gleichzeitig tritt die Anordnung über den kirchlichen Datenschutz – KDO vom [...] außer Kraft.

.....  
\* Auf der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonferenz (DOK) am 4. Juni 2014 beschlossen und den Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts zur Inkraftsetzung empfohlen. Redaktionell durch das DOK-Generalsekretariat überarbeitete Fassung (Stand: 20.02.2015).

### Gisela Fleckenstein OFS

Dr. Gisela Fleckenstein OFS, geboren 1962 in Ludwigshafen, studierte Geschichte und Germanistik und absolvierte eine Ausbildung zur Archivarin. Seit 2009 ist sie am Historischen Archiv der Stadt Köln und nebenamtlich für die Archive im Haus der Orden tätig. Sie ist Mitbegründerin des „Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ und Mitglied der Franziskanischen Gemeinschaft.



Gisela Fleckenstein OFS

## Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./ 20. Jahrhundert

15. Wissenschaftliche Fachtagung am Institut für Theologie und Geschichte religiöser Gemeinschaften der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar vom 30. Januar bis 1. Februar 2015

An der Hochschule in Vallendar trafen sich 35 an der modernen Ordensgeschichte Interessierte aus Deutschland, Österreich, Schweiz, Belgien und den Niederlanden zu einer Tagung, in deren Mittelpunkt wiederholt das Agieren und Reagieren von Ordensgemeinschaften im Ersten Weltkrieg stand. Aufgrund der zahlreich vorliegenden Beiträge wurde das Thema nochmals aufgegriffen. Die Tagung stand unter der Leitung von Prof. Dr. Joachim Schmiedl und Dr. Gisela Fleckenstein.

Der Ordensgründer der Herz-Jesu-Priester, P. Léon Dehon, erlebte den Krieg bis 1917 im Mutterhaus seiner Gemeinschaft im belgischen St. Quen-

tin, das mitten im Besatzungsgebiet lag. Im Haus lebten Mitglieder seiner Gemeinschaft. Hinzu kamen deutsche Militärpfarrer, darunter auch ein Franziskaner. Die verschiedenen Nationen angehörigen Herz-Jesu-Priester standen sich an den Fronten zum Teil gegenüber. *Dr. David Neuhold* (Fribourg) zeigte auf, dass in vielen Briefen an den Ordensoberen der Kriegsalltag mit seinen Problemen deutlich wurde und sich zum Teil bei den Ordensleuten auch Persönlichkeitsveränderungen durch die Kriegsgeschehnisse bemerkbar machten. Dehon selbst, der aufgrund seines fortgeschrittenen Alters keinen Militärdienst mehr leisten musste, führ-

te in den Kriegsjahren ein später für die Mitbrüder zum Lesen bestimmtes Tagebuch, in dem er über den Krieg auch aus theologischer Sicht reflektierte. Der Krieg wurde für Frankreich als Strafe Gottes gesehen und als Herausforderung auf einem künftigen Weg der Buße. Die Deutschen brachten – in Frankreich waren Kirche und Staat seit 1905 getrennt – wieder religiöse Symbole in die Öffentlichkeit. Dieses Tagbuch wird demnächst online unter [www.dehondocs.it](http://www.dehondocs.it) veröffentlicht. Für die Herz-Jesu-Priester, die auch in der Mission tätig waren, hatte der Verlust von Kolonien große Auswirkungen. Ein Forschungsdesiderat ist der Blick auf diese Gemeinschaft aus einer transnationalen Perspektive. Dehon selbst war auf einen nationalen Ausgleich bedacht, der für die Kongregation zukunftsweisend werden sollte.

Die Alexianer, früher auch Celliten genannt, blicken auf eine lange Tradition in der Armen- und Krankenpflege zurück. *Dr. Wolfgang Schaffer* (Köln) wertete ca. 1.500 Feldpostbriefe aus dem Archiv des Mutterhauses der Aachener Alexianer zwischen 1914-1916 aus. Es sind Briefe der Brüder an den Generalrektor. Im Mutterhaus wurden die Kriegsbriefe gesammelt und jahrgangsweise auch als „Kriegsaufzeichnungen“ auszugsweise veröffentlicht. Die Brüder waren überwiegend an der Westfront und meist in Lazaretten tätig. Die zunächst euphorischen Briefe mit viel patriotischer Begeisterung wurden zunehmend desillusionierter. Tristes Leben in den Schützengräben, Fronteinsätze, Tod, Zerstörung, das Gebet um eine gute Sterbestunde und die Hoffnung auf ein Kriegsende wurden thematisiert. Von Mutterhaus aus wurden die Alexia-

ner und besonders die Novizen, immer wieder zu einem regeltreuen Ordensleben ermahnt. Die exemplarische Auswertung machte deutlich, dass diese Feldpostbriefe eines geschlossenen Personenkreises eine hochrangige Quelle für den Kriegsalltag und die Kommunikation mit der Heimat, in diesem Fall dem Mutterhaus, sein können. Viele Brüder traten nach dem Krieg aus der Gemeinschaft der Alexianer aus.

Mit zunächst patriotischer Begeisterung zogen die deutschen Franziskaner in den Krieg und tauschten den Ordenshabit gegen die Uniform. *Dr. Gisela Fleckenstein* (Köln/Brühl) untersuchte – ausgehend von einem 1926 in Werl errichteten Denkmal für die im Ersten Weltkrieg gefallenen Franziskaner – die Kriegsbeteiligung der Franziskaner und die Auswirkungen auf das Leben in den Provinzen. Viele Patres waren als Militärseelsorger tätig – u.a. in St. Quentin – und die Laienbrüder und Novizen wurden zum Dienst mit der Waffe einberufen. Eine große Zahl von Brüdern war in der freiwilligen Kriegsrankenpflege in Front- und Heimatlazaretten eingesetzt. Der Einsatz wurde über die Rheinische Maltesergenossenschaft organisiert. Die Brüder außerhalb der Klöster wurden immer wieder zur Einhaltung der Ordensregel ermahnt, was aber im Felde schwer möglich war. Im Krieg konnte das Geldverbot der Regel endgültig nicht mehr eingehalten werden, da die Franziskaner mit Bargeld umgehen mussten. Der Dienst für Kaiser und Vaterland wurde nicht kritisch hinterfragt und fand seinen Ausdruck auch in franziskanisch-patriotischer Kriegsliteratur. Während der Kriegszeit war der Kontakt zum Generalat nach Rom unterbrochen und ebenso in die Missions-

gebiete Brasilien, China und Japan. Die Verbindung zwischen Heimat und Front wurde über regelmäßig erscheinende Zeitschriften und Rundbriefe der Provinzialate gehalten. Das Provinzialat war der Sammelpunkt für Nachrichten. Nach Kriegsende traten überwiegend Laienbrüder aus dem Orden aus, die sich nicht mehr in das geregelte Klosterleben einfügen konnten. In der Friedensbewegung engagierten sich die Franziskaner erst ab 1926, in dem Jahr, in dem der 700. Todestag des Heiligen Franziskus gefeiert wurde.

Der Pfarrer von Koblenz-Arenberg, Johannes Kraus, suchte für die Pflege der von ihm eingerichteten Wallfahrtsstätten, darunter einen Bibelgarten, eine Gemeinschaft. 1868 übernahmen dies Dominikanerinnen, die im Bildungs- und Caritasbereich tätig waren. Arenberg wurde zum Mutterhaus. *Prof. Dr. Wolfgang Schmid* (Trier) schilderte aus landeshistorischer Sicht die Aktivitäten auf dem Arenberg. Das Kloster wurde mit Kriegsbeginn Lazarett und die Schülerinnen der Haushaltungsschule wurden deswegen nach Hause geschickt. Die Dominikanerinnen hatten sich über die Maltesergenossenschaft vertraglich verpflichtet, in zwölf Lazaretten tätig zu sein. Die Haushaltungsschule nahm aber trotz der Kriegszeit ihrer Tätigkeit wieder auf und gab seit Oktober 1916 die Zeitschrift „Bergesklänge“ heraus, die über Aktivitäten aktueller und ehemaliger Schülerinnen berichtete. Das Periodikum enthielt auch Berichte über vaterländische Feiern, Kriegssammlungen, Lazaretteinsätze, kulturelle Ereignisse und die Sehnsucht nach einem baldigen Frieden. Auf dem Arenberg unterhielten die Dominikanerinnen seit 1908 ein Kinderhaus

und im Caritashaus St. Elisabeth auf den Arenberg wurden ab 1910 junge Frauen als Krankenbesucherinnen für die Landkrankenpflege ausgebildet. Die Kurse wurden angeregt von Matthias Kinn, dem Hausgeistlichen der Dominikanerinnen und Initiator der Dorfc Caritas. Für den Lazarettendienst waren die Krankenbesucherinnen allerdings nicht geeignet, weil dort Fachpersonal benötigt wurde.

Die Entstehung der Schönstatt-Bewegung fällt in die Zeit des Ersten Weltkriegs. *Sr. Dr. M. Doria Schlickmann* (Schönstatt) referierte über den Pallottinerpater Josef Kentenich, der 1912 zunächst als Lehrer, dann als Spiritual an das Jungeninternat nach Vallendar kam. Ziel der Schule war die Ausbildung von jungen Leuten für die Kamerun-Mission der Pallottiner. Am 19. April 1914 hielt P. Kentenich eine Gründungsansprache für eine Marianische Kongregation. Kentenich wollte die Jungen zu einer Vertiefung ihres Glaubens bringen, indem sie ihr eigenes Leben einer Beobachtung aus der Glaubensperspektive unterziehen sollten. Zum geistigen Mittelpunkt der Apostolischen Bewegung von Schönstatt wurde die ehemalige Friedhofskapelle (heute Urheiligtum) des vormaligen Klosters der Augustinnerinnen in Schönstatt. Das Internat wurde im Krieg Lazarett und einige Wochen nach Kriegsbeginn liefen Schulbetrieb und Lazarett mehr oder weniger gut nebeneinander. Aus den älteren Klassen wurden Schüler zum Militär einberufen. P. Kentenich hielt sie an, mit ihm und untereinander brieflich Kontakt zu halten und im Austausch über Lebensfragen zu stehen. P. Kentenich gründete im Krieg die Zeitschrift „Mater ter admirabilis“, worin

Briefausschnitte aus Feldpostbriefen und Berichte über Ereignisse in Schönstatt abgedruckt waren. Die Zeitschrift fand weite Verbreitung und die Soldaten der Marianischen Kongregation fanden im Krieg unter Soldaten schnell Gleichgesinnte, so dass die spätere Schönstatt-Bewegung ständig wuchs. *Dr. Relinde Meiwes* (Berlin) nahm eine traditionsreiche und zu Kriegsbeginn international verbreitete Gemeinschaft in den Blick. Die Katharinenschwestern mit dem Generalmutterhaus in Braunsberg, waren zu Kriegsausbruch direkt mit Kriegshandlungen in ihrer unmittelbaren Umgebung konfrontiert. Die Gemeinschaft hatte seit 1866 in Lazaretten gewirkt und 1905 Vereinbarungen mit der Schlesischen Maltesergenossenschaft getroffen, im Kriegsfall ihre Häuser zur Verfügung zu stellen. Die Katharinenschwestern waren professionelle Krankenschwestern und nahmen ab 1915 Novizinnen, Postulantinnen und Kandidatinnen zusammen mit erfahrenen Schwestern mit in die Lazarette, so vor allem nach dem schlesischen Brieg. In Brieg wirkten 18 Schwestern mit 31 Novizinnen. Die klösterliche Ausbildung erfolgte gleichzeitig mit dem Hilfsdienst bei den Verwundeten. Alle Novizinnen blieben nach dem Krieg im Orden. In den Lazaretten wurden Soldaten aller Nationen versorgt. England mussten die Katharinenschwestern 1915 aufgrund der politischen Umstände verlassen. In Brasilien wurden die Niederlassungen eigenständiger, weil aus Braunsberg kriegsbedingt keine neuen Schwestern kommen konnten. Man kann hier von einer „Brasilianisierung“ der Konvente sprechen. In Litauen, was noch Teil des Zarenreiches war, mussten die Schwes-

tern die Klöster vorübergehend verlassen. Es entstanden neue Kontakte nach Braunsberg, was dann zu einer Erweiterung der Tätigkeiten bei den litauischen Schwestern führte (Lockerung der Klausur) und damit den Ersten Weltkrieg zu einem massiven Einschnitt in der Kongregationsgeschichte machte. Kontakte mit Brasilien konnten vom Generalmutterhaus erst 1919 wieder aufgenommen werden.

### Kontakt

Siehe gedruckte Ausgabe.

Wie haben die Zisterzienserklöster den Ersten Weltkrieg erlebt? *P. Dr. Hermann Josef Roth OCist* (Bonn) klärte zunächst die Schwierigkeit, über Zisterzienser allgemein zu sprechen. Das 1869 zusammengetretene erste Generalkapitel der Zisterzienser nach der Französischen Revolution wählte einen Generalabt. Am Generalkapitel nehmen alle Äbte und Äbtissinen des Ordens teil. In den Blick genommen wurden die deutschsprachigen Männerklöster. Seit 1892 teilen sich die Zisterzienser in zwei Familien, in Zisterzienser der allgemeinen Observanz und in Zisterzien-

ser von der strengen Observanz (Trappisten). Im Ersten Weltkrieg wurde das festungsmäßig ausgebaute elsässische Kloster Oelenberg völlig zerstört. Die 70 Mönche gingen nach Österreich, Freiburg und Mühlhausen. Westmalle in Belgien wurde 1914 teilweise zerstört und deutsche Truppen beschlagnahmten die zum Bierbrauen benutzten Kupferkessel. Die österreichischen Zisterzienserklöster überstanden den Krieg relativ unbeschadet. Zum Hauptproblem wurden in der Nachkriegszeit die von den Klöstern gezeichneten nicht unerheblichen Kriegsanzahlungen, die nun zur Finanznot führten. Das bis heute erfolgreichste Kloster ist Heiligenkreuz, welches im Ersten Weltkrieg zum Teil als Rekonvaleszentenheim für das Rote Kreuz diente und kriegswichtige Baustoffe für das Militär herstellte. Einen Einschnitt in den Lebensstil der Stifte brachte 1915 der Zusammenschluss zur österreich-ungarischen Zisterzienserkongregation unter Generalvikar Abt Gregor Pöck. Vom Krieg direkt betroffen waren in allen Klöstern die Laienbrüder, die Militärdienst leisten mussten. Die Zisterzienserklöster konnten während und nach dem Krieg Beständigkeit beweisen, was sicherlich mit ihrer Ordensregel zusammenhängt, welche die *Stabilitas loci* enthält, die die benediktinischen Orden wesentlich von anderen Orden unterscheidet.

Die Diskussion der Referate machte deutlich, dass bei weiteren Untersuchungen der Orden im Ersten Weltkrieg eine neue Perspektive eingenommen werden muss. Eine transnationale Perspektive würde Zusammenhänge deutlicher machen. Ebenso interessant wäre es, den Blick einmal auf einen Lazarettstandort zu richten und das Wirken der

verschiedenen Ordensgemeinschaften in einer Gesamtschau zu betrachten. Dazu böte sich St. Quentin an. Aus den ersten Referaten ergaben sich solche Zusammenhänge über in Briefen erwähnte Militärseelsorger aus dem Franziskanerorden. Im Verlauf der Tagung wurden viele Fotos von verschiedenen Kriegseignissen präsentiert. Eine Analyse dieser Fotos als Quelle und nicht nur zur Illustration könnte ebenfalls zu neuen Ergebnissen führen, zumal Fotos zu dieser Zeit nicht spontan entstanden, sondern geplant werden mussten.

Über das zentrale Tagungsthema hinaus gab es zwei weitere Beiträge. *Dr. Clemens Brodkorb* (München) beschäftigte sich anlässlich des 70. Todestages von P. Alfred Delp SJ am 2. Februar 2015 mit dessen in der Berliner Haft verfassten *Kassibern*. Diese waren an Verwandte, Freunde und Mitbrüder im Jesuitenorden gerichtet. Marianne Harpig, Fürsorgerin am Berliner St. Hedwigs-Krankenhaus und Marianne Pünder, Juristin und Dozentin an der katholischen sozialen Frauenschule in Berlin, halfen vielen inhaftierten Angeklagten des Volksgerichtshofs und versorgten sie in der Haft. Den „beiden Mariannen“ ist es zu verdanken, dass die *Kassiber* Delps meist die ihnen zugedachten Empfänger erreichten. Delp hatte seit 1942 Kontakt zum Kreisauer Kreis und wurde nach dem misslungenen Umsturzversuch vom 20. Juli 1944 festgenommen und vom Volksgerichtshof zum Tode verurteilt. Delp wurde ausdrücklich aufgrund seiner Mitgliedschaft im Jesuitenorden verurteilt. In der Haft in Berlin-Tegel hatte er am 8. Dezember 1944 die letzten Ordensgelübde abgelegt. Zwischen seiner Verurteilung und der Hinrichtung in Plötzensee lagen fast zwei Wochen,

in denen Delp Abschiedsbriefe schrieb und intensiv über seinen Glauben und sein Leben reflektierte. Die Briefe – die ediert vorliegen – sind tiefe Glaubenszeugnisse. Für P. Delp wurde bisher keine Seligsprechung angestrebt. Für die Ordensgründerin der Caritas-schwester vom göttlichen Kinderfreund, Sr. Theresia Albers (1872-1949) wurde ein Seligsprechungsverfahren angestrebt, aber 2012 aufgrund der wenig verbreiteten Verehrung der Gründerin, auf bischöfliche Weisung hin aufgegeben. Prof. Dr. Reimund Haas (Köln/Münster) stellte Theresia Albers vor, die sich im Raum Hattingen ihr Leben lang um Benachteiligte der Gesellschaft kümmerte. Sie nahm sich geistig behinderter Kinder und Jugendlicher an, gründete Bildungseinrichtungen für Mädchen sowie Heime für alte, kranke und behinderte Menschen. 1926 gründete sie die Kongregation, die 1962 unter Ruhrbischof Franz Hengsbach eine neue Regel und den Namen „Schwestern zum Zeugnis der Liebe Christi“ er-

hielt. In den 1930er Jahren erreichte die Gemeinschaft mit 120 Schwestern den Höchststand ihrer Mitglieder. Seit 1987 sind Schwestern der Ursuline Franciscan Congregation aus Mangalore/ Indien mit in den Einrichtungen tätig; die Schwestern zum Zeugnis der Liebe Christi haben aktuell noch zehn Mitglieder. Die Werke der Schwestern wurden 1996 in die Theresia-Albers-Stiftung eingebracht, die das Lebenswerk der Ordensgründerin weiterführen will. Aktuell wird von Papst Franziskus die Caritas stark betont, aber offensichtlich hat ein caritativ tätiger Orden, der seine Wirksamkeit zu dem auf eine Diözese beschränkt, keine Zukunft mehr. An der ursprünglichen Gründung war der Franziskaner P. Rupert Müller, aus der Sächsischen Franziskanerprovinz mitbeteiligt.

*Die nächste Tagung des Arbeitskreises Ordensgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts findet vom 29. – 31. Januar 2016 in Vallendar statt.*

## Aus Rom und dem Vatikan

### Franziskus: Ordensleute sind Pioniere der Ökumene

Ordensleute sollten nach den Worten von Papst Franziskus „Pioniere der Ökumene“ sein. „Das geweihte Leben hat eine besondere Berufung dazu, sich mit dem ökumenischen Dialog auseinanderzusetzen“, sagte der Papst Ende Januar im Vatikan vor Teilnehmern eines ökumenischen Treffens von Ordensleuten. Viele „Pioniere der Ökumene“ seien Ordensleute gewesen. Vor allem durch das Gebet könnten diese in besonderer Weise Menschen „zur Einheit mit Gott“ hinführen“.

Diese Einheit der Christen könne nur durch „ein offenes Herz“ geschehen, sagte Franziskus in seiner Ansprache weiter. „Wir müssen uns gegenseitig so anschauen, dass wir im Nächsten das Abbild Gottes sehen“. Dazu gehöre auch, sich in den anderen hineinzuversetzen und sich gegenseitig verzeihen zu können. Organisator des ökumenischen Treffens war die vatikanische Ordenskongregation. (kna/dok)

### Neue vatikanische Webseite enthält Archiv des Kirchenrechts

Kirchenrechtlern steht ein neues Online-Instrument zur Verfügung: Eine Internetseite des Päpstlichen Rates für die Interpretation der Gesetzestexte ist seit Dezember 2014 freigeschaltet. Un-

ter <http://www.delegumtextibus.va/> finden sich unter anderem Meldungen über die Aktivitäten dieses päpstlichen „Justizministeriums“ sowie ein historisches Archiv, das die Revisionen des Kirchenrechts seit 1969 nachvollziehbar macht. Die Webseite erklärt auch die Zuständigkeiten und die Geschichte des Päpstlichen Rates. (rv)

### Vatikan stellt Untersuchungsbericht zu Ordensfrauen in den USA vor

Der Vatikan hat in einem Untersuchungsbericht über Frauenorden in den Vereinigten Staaten Defizite bemängelt, sich jedoch insgesamt positiv geäußert. Die Orden müssten, „ihre spirituelle Praxis und ihren Dienst sorgfältig prüfen, um sicherzustellen, dass sie in Einklang mit der katholischen Lehre über Gott, die Schöpfung sowie Menschwerdung und Auferstehung“ stünden, heißt es in dem Bericht, der am 16. Dezember 2014 im Vatikan vorgestellt wurde. Zugleich werden die Orden für engagierte Glaubensverkündigung, ihren Einsatz für Arme und Außenseiter sowie ihre Bildungsarbeit gelobt. Viele der Ordensfrauen in den Vereinigten Staaten hätten Befürchtungen und Misstrauen gehabt, der Bericht sei jedoch von einem „ermutigenden und realistischen Ton“ geprägt, stellte die Präsidentin des LCWR, eines der Dachverbände der Ordensoberinnen in den USA, Schwester Sharon Holland

im Anschluss fest. Das zehnteilige Schreiben ist in einem auffallend konzilianten Ton verfasst und verzichtet weitgehend auf eine konkrete Benennung von Kritikpunkten. Es wirbt für einen weiteren Dialog zwischen dem Vatikan und den Frauenorden in den USA. „Es geht uns nicht darum, jemanden bloßzustellen, sondern auf die Stärke des Ordenslebens hinzuweisen“, betonte der Sekretär der vatikanischen Ordenskongregation, Erzbischof Jose Rodriguez Carballo OFM. Die Untersuchung von

341 Einrichtungen mit insgesamt 50.000 Ordensfrauen war 2009 von der vatikanischen Ordenskongregation unter ihrem damaligen Leiter, Kardinal Franc Rode, angeordnet und 2012 abgeschlossen worden. Geleitet wurde die Visitation von der US-amerikanischen Ordensfrau Mary Clare Millea. Es handelte sich um die bis dahin größte Untersuchung dieser Art. Im gleichen Jahr leitete die vatikanische Glaubenskongregation parallel eine Untersuchung des LCWR ein, die noch anhält. (kna/dok)

## Brief von Papst Franziskus anlässlich der Tagung der Kinderschutzkommission im Vatikan vom 6. bis 7. Februar 2015

An die Vorsitzenden der Bischofskonferenzen und die Oberen der Institute des geweihten Lebens sowie die Gemeinschaften apostolischen Lebens, Im März vergangenen Jahres habe ich die bereits im Dezember 2013 angekündigte Päpstliche Kommission für den Schutz der Minderjährigen eingerichtet, mit dem Ziel, Vorschläge und Initiativen anzubieten, um die Normen und das Verfahrensrecht zum Schutz aller Minderjährigen und der schutzbedürftigen Erwachsenen zu verbessern. In diese Kommission habe ich hochqualifizierte Persönlichkeiten berufen, die für ihr Engagement in diesem Bereich bekannt sind. Im darauffolgenden Juli gab mir die Begegnung mit einigen Menschen, die von Priestern sexuell missbraucht wurden, die Gelegenheit, mit Betroffenheit direkter Zeuge ihres tiefen Leids und

ihres starken Glaubens zu sein. Das hat mich noch mehr in der Überzeugung bestärkt, dass wir weiterhin alles in unserer Macht Stehende tun müssen, um die Geißel des sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen aus der Kirche auszumerzen und einen Weg der Versöhnung und der Heilung für diejenigen zu eröffnen, die missbraucht worden sind. Aus diesem Grund habe ich der Kommission im vergangenen Dezember einige neue Mitglieder hinzugefügt, die die Teilkirchen in der ganzen Welt repräsentieren. In einigen Tagen werden alle Mitglieder zum ersten Mal in Rom zusammenkommen. In diesem Kontext sehe ich die Kommission als neues, geeignetes und effizientes Mittel, um mir zu helfen, dem Engagement der ganzen Kirche – auf den verschiedenen Ebenen: Bischofskonferenzen, Diözesen, Institute des

geweihten Lebens und Gesellschaften apostolischen Lebens, etc. – Impulse zu geben und es zu unterstützen, um so die zur Gewährleistung des Schutzes der Minderjährigen und der schutzbedürftigen Erwachsenen notwendigen Maßnahmen umzusetzen und gerechte und barmherzige Antworten zu geben.

Die Familien müssen wissen, dass die Kirche nicht an Kräften spart, um deren Kinder zu schützen, und dass sie das Recht haben, sich voller Vertrauen an sie zu wenden, weil sie ein sicherer Ort ist. Daher darf anderen Überlegungen niemals Priorität eingeräumt werden, welcher Art auch immer sie sein mögen – wie zum Beispiel der Wunsch, einen Skandal zu vermeiden –, denn im kirchlichen Dienstausschuss ist absolut kein Platz für diejenigen, die Kinder missbrauchen. Außerdem ist aufmerksam auf die volle Umsetzung des Rundschreibens zu achten, das am 3. Mai 2011 von der Kongregation für die Glaubenslehre erlassen wurde, um den Bischofskonferenzen zu helfen, Leitlinien für die Behandlung von Fällen sexuellen Missbrauchs von Minderjährigen durch Kleriker zu erstellen. Es ist wichtig, dass die Bischofskonferenzen mit einem Instrument zur regelmäßigen Überprüfung der Normen und deren Umsetzung ausgestattet sind. Die Diözesanbischöfe und die Ordensoberen haben die Aufgabe sicherzustellen, dass in den Pfarreien und anderen Einrichtungen der Kirche die Sicherheit der Minderjährigen und der schutzbedürftigen Erwachsenen gewährleistet ist. Als Ausdruck der Pflicht der Kirche, das Mitleid Jesu den Opfern von sexuellem Missbrauch und ihren Familien gegenüber zum Ausdruck zu bringen, sind die Diözesen und die Institute des geweihten Lebens und die

Gesellschaften apostolischen Lebens aufgerufen, Programme pastoralen Beistands auszuarbeiten, die auch den Beitrag psychologischer und geistlicher Dienste einbeziehen können. Die Hirten und die Verantwortlichen der Ordensgemeinschaften sollen zur Begegnung mit den Opfern und ihren Angehörigen bereit sein: es handelt sich um wertvolle Gelegenheiten des Zuhörens und der Bitte um Vergebung gegenüber denen, die viel gelitten haben.

Aus all diesen Gründen bitte ich um eure volle und aufmerksame Zusammenarbeit mit der Kommission für den Schutz der Minderjährigen. Die der Kommission von mir anvertraute Arbeit umfasst auch die Hilfestellung für euch und eure Bischofs- und Ordenskonferenzen durch den Austausch über eine bewährte Praxis und über Erziehungs-, Ausbildungs- und Unterrichtsprogramme hinsichtlich einer Antwort auf den sexuellen Missbrauch.

Jesus, der Herr, möge einem jeden von uns Amtsträgern der Kirche jene Liebe und Vorliebe für die Kleinen einflößen, die seine Gegenwart unter den Menschen geprägt hat und die in einer besonderen Verantwortung für das Wohl der Minderjährigen und der schutzbedürftigen Erwachsenen zum Ausdruck kommt. Die allerseligste Jungfrau Maria, Mutter der Zärtlichkeit und der Barmherzigkeit, möge uns helfen, großherzig und entschlossen unsere Pflicht zu erfüllen, demütig das Unrecht der Vergangenheit anzuerkennen, es wiedergutzumachen und stets der Aufgabe treu zu sein, diejenigen zu beschützen, die Jesus besonders liebt.

Aus dem Vatikan, am 2. Februar 2015,  
Fest der Darstellung des Herrn

Franziskus

## Aus der Weltkirche

### Europa

Der Orden der Barmherzigen Brüder erhält den „Europäischen Bürgerpreis“ für das Jahr 2014. Die Verleihung der undotierten Auszeichnung ist für den 25. Februar in Brüssel geplant. Neben dem Generalprior P. Jesus Etayo Arrondo OH, der den Preis entgegennehmen wird, sollen unter anderem auch der deutsche Europabeauftragte des Hospitalordens und Erster Generalrat seines Ordens, Fr. Rudolf Knopp OH, an der Preisverleihung teilnehmen. Mit der Auszeichnung ehrt das EU-Parlament jedes Jahr Einzelpersonen oder Institutionen, die in besonderer Weise das Zusammenleben und die Integration zwischen den Völkern der EU durch konkrete Aktionen gefördert haben. Dabei sollen sie die Werte der menschlichen Würde, der Solidarität und der Toleranz in die Praxis umgesetzt haben. Außerdem werden besonders verdienstvolle Aktionen in Betracht gezogen, die von Bürgern oder Organisationen der EU für Drittländer durchgeführt wurden. Mit dem Bürgerpreis soll vor allem der Einsatz der Brüder und ihrer Mitarbeiter im Kampf gegen die Ebola-Epidemie in Westafrika gewürdigt werden.

(baj/bma/joh/kna/dok)

### Schweiz

Die Stiftsbibliothek im schweizerischen Sankt Gallen soll zum nationalen Kompetenzzentrum für Kloster- und Schriftgeschichte werden. Das fordern drei Vertreter der Kantone St. Gallen und

Appenzell Innerrhoden. Die Stiftsbibliothek solle Expertenwissen im Bereich der Konservierung und Ausstellungstechnik sammeln, weitergeben und der Öffentlichkeit vermitteln. Die Forschungs- und Vermittlungsarbeit solle erweitert und modernisiert werden. Die Stiftsbibliothek sei eines der wenigen Kulturgüter der Schweiz mit Weltrang und eines der meistbesuchten Museen des Landes, begründeten sie ihr Anliegen.

Der Abt des Benediktinerklosters Engelberg, Christian Meyer OSB, hat den Churer Bischof Vitus Huonder zum Rücktritt aufgefordert. Anlass war das Vorgehen Huonders gegen einen katholischen Pfarrer, der ein homosexuelles Paar gesegnet und damit nach Darstellung des Bistums „über die Landesgrenzen hinaus Aufsehen erregt und bei vielen Gläubigen Ärgernis ausgelöst“ hatte. „Wäre ein Ärgernis über die Landesgrenze hinaus ein Argument, hätte der Bischof schon mehrmals zurücktreten müssen“, sagte Meyer Mitte Februar. Es sei für ihn „nicht akzeptabel, wie man mit einem Seelsorger, der gute Arbeit geleistet hat, umgeht“, sagte der Abt. Er vermutete, die Sanktionen gegen den Geistlichen sollten andere Seelsorger abschrecken, die Segnungen homosexueller Paare bereits praktizierten.

(kna)

### Südafrika – Swaziland – Botswana

Die Bischöfe der Southern African Catholic Bishop's Conference (in der sich

die Bischöfe von Südafrika, Swaziland und Botswana zusammenschließen) haben in einem Hirtenbrief zum Jahr der Orden allen verstorbenen Ordensleuten, die sich in jenen Ländern auf vielfältige Art und Weise in den Dienst der Menschen gestellt und viele Pfarreien neugegründet hätten, ihren Dank ausgesprochen. „Wir schätzen alle Ordensleute, die unter uns alt geworden sind und ein beispielhaftes Leben gelebt und damit Zeugnis abgelegt haben“, heißt es in dem Dokument. Die Bischöfe erinnern zudem daran, dass die Verkündigung des Evangeliums Pflicht der Ordensleute sei und betonen dabei den Reichtum, den die Präsenz von Ordensleuten aus aller Welt mit sich bringt. (fides/dok)

### Irak / Syrien

Exemplarisch für die drastischen Zerstörungen im syrischen Bürgerkrieg steht ein weiteres Kloster, das unlängst den Kämpfen zum Opfer gefallen ist: Anfang Februar 2015 ist ein Franziskanerkloster in der Altstadt von Damaskus durch Bombenangriffe schwer beschädigt worden. Bei den Explosionen in der Nähe der Klosteranlage kamen mindestens ein Dutzend Menschen ums Leben. Rund dreißig Menschen wurden verletzt.

Indes setzt sich das internationale katholische Hilfswerk „Kirche in Not“ für die irakischen Schwestern vom Heiligsten Herzen Jesu ein, die vor den IS-Milizen fliehen mussten, nachdem ihr Kloster in Mossul Ende November 2014 gesprengt wurde. Die 21 Mitglieder zählende Ordensgemeinschaft lebt inzwischen in Ankawa, einem christlichen Stadtteil von Erbil, der Hauptstadt des kurdischen Autonomiegebiets im Irak.

Wie „Kirche in Not“ mitteilte helfe sie, dass die Schwestern wieder zu einem geregeltes Ordensleben zurückkehren können. Außerdem habe das Hilfswerk eine provisorische Schule für christliche Flüchtlingskinder errichtet. Die Schwestern unterrichteten dort und nähten Messgewänder für Priester, die auf der Flucht ihren ganz Besitz zurücklassen mussten. (fides/kna)

### Indien / Afghanistan

Der von den Taliban entführte Jesuit P. Alexis Prem Kumar SJ ist wieder frei. Er sei nach acht Monaten wieder auf freien Fuß gesetzt worden und in Neu Dehli eingetroffen, gab der Jesuitenorden am 22. Februar 2015 bekannt. Der Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes (JRS) in Afghanistan war acht Monate zuvor nach einem Besuch einer Schule für zurückgekehrte Flüchtlinge in der Nähe der Provinzhauptstadt Herat von Unbekannten entführt worden. „Sie können sich unsere Erleichterung darüber, dass er zuhause, sicher und gesund ist, nicht vorstellen“, sagte der Internationale Direktor des JRS, der deutsche P. Peter Balleis SJ. (pm/dok)

### Sri Lanka

Die katholische Kirche in Sri Lanka leidet nach Worten des Medienwissenschaftlers P. Benedict Joseph OSB unter vielen staatlichen Repressalien. „Ich würde uns Katholiken vor dem Gesetz bestenfalls als geduldete Religion bezeichnen“, sagte der Dekan der Medienfakultät am katholischen Aquinas University College in Colombo, Mitte Januar in einem KNA-Interview. So sei die Gründung kirchlicher Organisatio-

nen kaum möglich und der Neubau von Kirchen untersagt. Konversion werde nicht geduldet, obwohl die Kirche gar keine „aktive Missionierung betreibt“. Als Ursache für die Missstände benannte Joseph den Einfluss nationalistisch-buddhistischer Kräfte in Gesellschaft und Politik. Die katholische Kirche gelte für sie immer noch als europäischer Fremdkörper, der die Identität des Insellandes bedrohe. In der Tat habe die Kirche mit ihren Einrichtungen eine hohe Anziehungskraft, so der Benediktiner weiter. Auch gäben kirchliche Hilfsinitiativen ein Vorbild für soziale Fürsorge, die der Staat nicht bieten könne. Die katholischen Schulen seien die besten Bildungsstätten des Landes und stünden jedem offen. (kna)

## Brasilien

Die Präsidentin der Brasilianische Ordenskonferenz CRB, Sr. Maria Ines Ribeiro, forderte von ihrem Land mehr Anstrengungen im Kampf gegen Armut und für mehr Bildung. Brasilien habe in den vergangenen Jahren „zwei Schritte vorangemacht und einen zurück“, sagte sie in einem KNA-Interview. Die Regierung gehe zwar vor allem im Sozialbereich den angekündigten Reformweg, allerdings „nur sehr vorsichtig“. Ribeiro erinnerte daran, dass in Brasilien immer noch zehn Millionen Menschen unterhalb der Armutsgrenze lebten. Es brauche mehr Anerkennung für die Indigenen, die Afro-Brasilianer und für die Armen. (kna/dok)

## Kolumbien

Erstmals nahm mit der Ordensfrau Gloria Cecilia Londono auch eine Vertrete-

rin der katholischen Kirche an den Friedensgesprächen zwischen der kolumbianischen Regierung und der Guerilla-Organisation FARC teil. Londono reiste im Rahmen der letzten Delegation von Opfern des Konflikts zu den Verhandlungen, die im Dezember 2014 in der kubanischen Hauptstadt Havanna stattfanden. Sie war Mitarbeiterin der 2001 von Paramilitärs ermordeten Ordensfrau Yolanda Ceron; diese setzte sich in der südkolumbianischen Diözese Tumaco besonders für Rechte der afrokolumbianischen Bevölkerung ein. Die katholische Kirche hatte in den Monaten zuvor gemeinsam mit der Nationaluniversität Kolumbiens und den Vereinten Nationen insgesamt 60 Opfervertreter ausgewählt, die ihre Perspektive in die Friedensgespräche einbringen sollten. (kna)

## Peru

Eine vom Forschungszentrum Jose Pio Aza der Dominikaner herausgegebene umfassende Studie, deren Veröffentlichung vom Missionssekretariat „Selvas Amazonicas“ der in Peru tätigen Orden unterstützt wurde, hat die Auswirkungen des Abbaus der natürlichen Ressourcen im Südosten Perus untersucht. Umweltschäden, Ausschluss der Indio-völker und Menschenhandel seien nur einige der Folgen. Im Mittelpunkt der Studie des Forschungszentrums steht die Analyse der Auswirkungen unter sozio-kulturellen und wirtschaftlichen Aspekten und die Analyse Auswirkungen des Rohstoffabbaus auf die Umwelt. Dabei erläutern die Missionsorden und der Orden der Dominikaner das Phänomen von einem kritischen Standpunkt aus. (fides)

## Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

### Personelles

Neue Oberin des Klosters der Kapuziner Terziarinnen in Köln ist seit dem 1. Oktober 2014 *Sr. Ursula Leuffen*. Sie übernimmt die Leitung der Gemeinschaft in Deutschland von *Sr. Iris Peters*. Die bisherige Delegatur der Gemeinschaft in Deutschland wurde zum Jahresende 2014 aufgelöst. Das Kloster in Köln – das einzige der Gemeinschaft in Deutschland – gehört nun zur europäischen Provinz Nazareth, die ihren Sitz in Madrid hat.

Im Rahmen des Generalkapitels der Beuronener Benediktinerkongregation, das vom 16. bis 23. Oktober 2014 in der Erzabtei Beuron stattfand, wurde *Abtpräses Dr. Albert Schmidt OSB* am 20. Oktober für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren wiedergewählt.

*Sr. Mechtild Mai OSU*, langjährige Oberin des Ursulinenklosters Köln, ist aus Altersgründen von ihrem Amt zurückgetreten. Sie hat sich gemäß den Statuten der Föderation deutschsprachiger Ursulinen an die Präsidentin der Föderation, *Sr. Cäcilia Fernholz OSU*, gewandt, da der Konvent aus seinen eigenen Reihen keine Oberin mehr stellen kann. Am 22. Oktober 2014 hat diese *Sr. Ursula Klautky OSU* (Ursulinen-Kongregation Düsseldorf) als Oberin für das Ursulinenkloster Köln delegiert.

*P. Dr. Johannes Römelt C.Ss.R.* ist Anfang November 2014 als Provinzial der Redemptoristenprovinz St. Clemens für eine weitere Amtszeit von vier Jahren wiedergewählt worden.

Das Kapitel der Föderation deutschsprachiger Ursulinen hat *Sr. Cäcilia Fernholz OSU* am 15. November 2014 für weitere drei Jahre zur Präsidentin wiedergewählt.

Die Ursulinen des Klosters Duderstadt haben am 10. Dezember 2014 *Sr. Barbara Wien OSU* zur neuen Oberin gewählt. Sie löst in diesem Amt *Sr. M. Ingeborg Wirz OSU* ab.

Am 15. Dezember 2014 hat das Generalkapitel der Kongregation der Elisabethinerinnen (Neuburg) *Sr. Maria Goretta Böck* für eine dritte Amtszeit als Generaloberin wiedergewählt.

Am 8. Januar 2015 wurde *Sr. Maria Thoma Dikow SMMP* im Rahmen des Generalkapitels ihrer Kongregation zur Generaloberin der Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel gewählt. Sie folgt im Amt *Sr. Aloisia Höing SMMP*, die 18 Jahre lang Generaloberin der Gemeinschaft war. *Sr. Maria Thoma* ist zurzeit noch Schulleiterin des Walburgisgymnasiums in Menden. Sie ge-

hörte bereits zuvor dem Generalrat der Gemeinschaft an. Die Vorgängerin Sr. Aloisia war Gründungsvorsitzende der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK), sie hatte von 2006 bis 2010 das Amt der 1. Vorsitzenden der DOK inne.

Das Kapitel der Deutschen Provinz der Claretiner hat am 8. Januar 2015 *P. Calistus Joseph CMF* für eine Amtszeit von sechs Jahren zum neuen Provinzial gewählt. Mit ihm ist erstmals ein Ordensmann aus Sri Lanka, das zur Deutschen Provinz gehört, Höherer Oberer der Provinz. Nach seiner Zeit am Pastoraltheologischen Institut in Friedberg war P. Joseph fünf Jahre im Südsudan tätig. Er koordinierte dort die Entwicklungsprojekte von „Solidarität mit dem Südsudan“, einem Zusammenschluss von über 200 Ordensgemeinschaften, der Land und Menschen auf dem Weg zur Unabhängigkeit im Jahr 2011 begleitete und sich danach für Frieden und Entwicklung engagierte.

In der ersten Sitzung des Provinzkapitels der neuen Redemptoristenprovinz Wien-München haben die Kapitularer Mitte Januar 2015 in Cham einstimmig *P. Alfons Jestl C.Ss.R.* zum ersten Provinzoberen gewählt. Er wurde 1956 in Oberloisdorf (Burgenland) geboren. 1975 trat er in die Ordensgemeinschaft der Redemptoristen ein und wurde 1981 zum Priester geweiht. Als Seelsorger war er an verschiedenen Orten in Österreich sowie in Kopenhagen in der damaligen Vizeprovinz Dänemark tätig. Sitz des Provinzials der neu errichteten Provinz ist München.

*Sr. Charlotte Schulze Bertelsbeck* wurde beim Generalkapitel der Barmherzigen

Schwestern von der allerseligsten Jungfrau und schmerzhaften Mutter Maria (Clemensschwwestern) am 15. Januar 2015 als Generaloberin für weitere sechs Jahre wiedergewählt.

Die Franziskanerinnen von Maria Stern in Augsburg haben im Rahmen ihres Generalkapitels am 21. Januar 2015 eine neue Generalleitung gewählt. Neue Generaloberin ist *Sr. M. Sofia Salanga OSF*. Sie übernimmt das Amt von *Sr. M. Theophila Kilgenstein OSF*.

Die Mönche des Benediktinerpriorats Nütschau haben am 27. Januar 2015 *P. Johannes Tebbe OSB* (41) zum neuen Prior gewählt. Er tritt die Nachfolge von *P. Leo Overmeyer* (75) an, der die Gemeinschaft 20 Jahre lang geleitet hat und mit Erreichen der Altersgrenze von seinem Amt zurückgetreten ist. Der neue Prior *P. Johannes* stammt aus Vechta im Bistum Münster. Er leitete bislang das Jugendhaus des Klosters.

Die Alexianerbrüder haben am 30. Januar 2015 *Br. Dominikus Seeberg CFA* zum neuen Provinzial der St. Alexius Provinz in Deutschland gewählt. Er folgt *Br. Benedikt M. Ende CFA*, dessen dritte Amtszeit am 28. Februar endet.

Die Schwestern des Zisterzienserinnenpriorats Helfta haben am 31. Januar 2015 *Sr. Christiane Hansen* aus der Abtei Seligenthal zu ihrer neuen Priorin gewählt. Sie folgt in diesem Amt Mutter *Agnes Fabianek*, die kurz zuvor verstarb.

*Äbtissin Elisabeth Kralemann OSB* wurde am 3. Februar 2015 in ihrem Amt als Äbtissin der Benediktinerinnenabtei Kloster Engelthal in Altenstadt bestätigt.

Am 10. Februar 2015 hat der Konvent der Benediktinerabtei Sankt Bonifaz in München und Andechs *Abt Johannes Eckert OSB* für weitere zwölf Jahre in seinem Dienst bestätigt.

Die Dominikaner in Süddeutschland und Österreich haben *P. Thomas Gabriel Brogl OP (37)* zu ihrem neuen Provinzial gewählt. Er folgt Pater Christophe Holzer OP und wird das Amt für die nächsten vier Jahre ausüben. Der in Donauwörth geborene Brogl hat in Augsburg, Rom und Freiburg Theologie studiert und 2004 seine Gelübde abgelegt. Der neue Provinzial war nach der Übernahme der Pfarrei St. Martin in Freiburg Ausbildungsleiter und Finanzverwalter in Wien. Er leitet die neu errichtete „Schule christlicher Spiritualität“ im Wiener Dominikanerkloster.

Der Konvent der Prämonstratenserabtei Hamborn hat am 24. Februar 2015 *Abt Albert Dölken O.Praem.* auf zehn Jahre erneut zum Abt gewählt.

Am 14. November 2014 hat der neue Vorstand der Arbeitsgemeinschaft der Ökonominen (AGÖ) in seiner konstituierenden Sitzung *Sr. M. Josefine Lampert ISA* erneut zur AGÖ-Vorsitzenden gewählt.

### AudioVisueller Ordenstreff wird Arbeitsgemeinschaft Public Relations

Die bisherige Medienarbeitsgruppe der DOK, der AudioVisuelle Ordenstreff (AVO), ist in eine neue Arbeitsgemeinschaft Public Relations (AGPR) überführt worden. Die Neukonstituierung fand im Rahmen des AVO-Jahrestref-

fens vom 5. bis 7. November 2014 statt. Mitglieder der neuen Arbeitsgruppe sind neben an der Medienarbeit interessierten Ordensleuten insbesondere die Public Relations Beauftragten der Ordensgemeinschaften. Ein Jahrestreffen soll auch weiterhin dazu dienen, die Vernetzung und Kommunikation untereinander zu fördern. Darüber hinaus sollen Schulungsangebote für Neueinsteiger in der Öffentlichkeitsarbeit der Orden angeboten werden, um Kompetenzen zu stärken und die Professionalisierung der Public Relations zu fördern. Zur Vorsitzenden der AGPR wählte das neue Koordinatorenteam Frau Verena Bauwens, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit der Armen-Schwestern vom hl. Franziskus (Aachen).

### DOK richtet Gemeinsamen Ordensdatenschutzbeauftragten (GDSB DOK) ein

Mit Wirkung zum 1. Januar 2015 hat die Deutsche Ordensobernkonzferenz die Einrichtung des Gemeinsamen Ordensdatenschutzbeauftragten der DOK (GDSB DOK) geschaffen. Hierdurch sollen die im Vorjahr geänderten Vorschriften des kirchlichen Datenschutzes umgesetzt werden, die vorsehen, dass die Aufgaben des Ordensdatenschutzbeauftragten zukünftig durch einen externen katholischen Volljuristen (Befähigung zum staatlichen Richteramt) ausgeübt werden (vgl. § 16 KDO, in diesem Heft S. 72-91). Das DOK-Generalsekretariat stellt den teilnehmenden Gemeinschaften päpstlichen Rechts zwei Personen zur Verfügung, die diese Aufgabe für die jeweilige Gemeinschaft ausüben. Da keine Anstellung im jeweiligen Ordensrechtsträger erforderlich

ist, wird hierdurch die vom EuGH und der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO) geforderte vollständige Unabhängigkeit des Datenschutzbeauftragten in besonderer Weise gewährleistet. Durch diese gemeinsam getragene Einrichtung soll insbesondere (aber nicht ausschließlich) kleineren Gemeinschaften die Möglichkeit gegeben werden, einen Ordensdatenschutzbeauftragten zu bestellen, was ansonsten Aufgabe einer jeden einzelnen Ordensgemeinschaft gewesen wäre.

### V.K.I.T. verabschiedet Qualitätskriterien

Auf seiner diesjährigen Mitgliederversammlung hat der Verband katholischer Internate und Tagesinternate (V.K.I.T.) Mitte Februar in Würzburg Qualitätskriterien für seine Einrichtungen verabschiedet. Die Qualitätskriterien sollen Standards für das pädagogische Handeln in den Internaten und Tagesinternaten setzen und einen Orientierungsrahmen darstellen, in dem sich künftige Qualitätsentwicklungsprozesse ausrichten können. An dem zweijährigen Entwicklungsprozess der Qualitätskriterien waren Einrichtungsträger und Leitungen, Mitarbeiter, Experten und sogar Eltern und Schüler beteiligt.

### Neues Forschungsprojekt des Institut M.-Dominique Chenu

Das Institut M.-Dominique Chenu (IMDC), ein eigenständiges philosophisch-theologisches Forschungszentrum in Trägerschaft des Dominikanerordens mit Sitz in Berlin, hat in diesem Jahr ein neues zweijähriges For-

schungsprogramm begonnen. Das Programm mit dem Titel „Gemeinschaft und Individualisierung. Was hält Gesellschaft, Kirche und Orden zusammen?“ wird auf unterschiedlichen Ebenen (Forschung, Kongresse, Workshops, Publikationen) der entsprechenden Thematik nachgehen. Es folgt dem im letzten Jahr abgeschlossenem Forschungsprojekt zur „Glaubensvermittlung in gesellschaftlichen Transformationsprozessen“ und wird wieder in Kooperation mit der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster durchgeführt.

### „Ökumenischer Pilgerweg für Klimagerechtigkeit“

Im September 2015 soll ein „Ökumenischer Pilgerweg für Klimagerechtigkeit“ (Arbeitstitel) von Flensburg über Trier nach Paris gehen. Ein aus Süddeutschland kommender Zulauf soll sich mit ihm verbinden. Das Projekt steht im thematischen Zusammenhang mit der Weltklimakonferenz, die vom 30. November bis 11. Dezember 2015 in der französischen Hauptstadt abgehalten werden soll. Die Initiative kommt von der Klimaplattform der Kirchen, Entwicklungsdienste und Missionswerke. Auf katholischer Seite sind u. a. mehrere Hilfswerke, Verbände und Diözesen beteiligt. Auf Vorschlag der Konferenz der missionierenden Orden (KMO) ist auch die DOK Mitglied des Trägerkreises. Die Koordination innerhalb der katholischen Beteiligten liegt bei Misereor. Inhaltlich möchte der Pilgerweg spirituelle Besinnung und politisches Engagement verbinden. Dazu sollen auf dem Weg Orte aufgesucht werden, die als Modelle für einen ver-

antwortlichen Umgang mit der Schöpfung stehen können und „Schmerzpunkte“, die sichtbar machen, wo weiter intensive Bemühungen zum Klimaschutz nötig sind.

## Zukunft des Klosters Steinfeld gesichert

Nach einiger Zeit der Ungewissheit über die Zukunft des Salvatorianerklosters Steinfeld konnte die Ordensleitung Mitte Dezember 2014 den dauerhaften Fortbestand des Klosters in der Eifel verkünden. Zur künftigen Nutzung der Anlage über die Belange der Gemeinschaft hinaus wurde gemeinsam mit einem externen Unternehmer die „Kloster Steinfeld Verwaltungs GmbH“ gegründet. Der Vertrag sieht ab Januar 2015 zunächst eine Sanierung des früheren Internats vor. Dort sollen 60 komfortable Einzel- und Doppelzimmer für Tagungsgäste entstehen. In einem zweiten Schritt soll das bestehende Gästehaus der Salvatorianer mit zurzeit 45 Betten um- und ausgebaut sowie zeitgemäßen Standards angepasst werden. Zentrales Anliegen ist es, das Kloster als geistliches und geistiges Zentrum zu stärken.

(WochenSpiegel/dok)

## Eröffnung des Neuzeller Klostermuseums

Das im Jahr 1817 säkularisierte Zisterzienserkloster Neuzelle kann vom 21. März 2015 an mit einem besonderen Kleinod aufwarten: In der Form eines Barocktheaters hatten die Neuzeller Mönche um 1750 prachtvolle Passionsdarstellungen anfertigen lassen. Nach jahrelanger Restaurierung der Bühnenbilder und Figuren sind diese nun erst-

mals wieder fast vollständig in der Öffentlichkeit zu sehen. Dazu wurde auf dem Klosterglände eigens ein Museum gebaut. Dort wird in Zukunft die Dauerausstellung „Himmlisches Theater – Die Neuzeller Passionsdarstellungen vom Heiligen Grab“ präsentiert. Die Ausstellung steht unter der Obhut der Stiftung Stift Neuzelle. Diese Form der Passionsdarstellung gilt europaweit nach Umfang, Größe und künstlerischer Qualität als sensationell. Erstmals seit über 150 Jahren sind auch die beiden Szenen „Judaskuss“ und „Kreuztragung“ mit 86 Figuren und Tafeln wieder zugänglich. Insgesamt umfassen die Passionsdarstellungen heute noch 220 Einzelteile, die sich von den ursprünglichen 240 Figuren und Tafeln erhalten haben.

## Internetseite [orden.de](http://www.orden.de) überarbeitet – social-media- Kampagne im Jahr der Orden

Die Internetseite [www.orden.de](http://www.orden.de) präsentiert sich zum Jahr der Orden in einem komplett erneuerten Erscheinungsbild. Neben der optischen Neugestaltung wird sie nun, nach der Freischaltung am 21. November 2014, auch aktuellen technischen Anforderungen gerecht. So passt sich die neue Seite neben der traditionellen Bildschirmansicht auch der Ansicht von Smartphones und Tablets automatisch an. Neu ist unter anderem ein „Presseraum“ auf der rechten Seite, der Materialien für Journalisten bereitstellt. Neben aktuellen Nachrichten und Materialien zum Jahr der Orden findet sich ein Veranstaltungskalender mit einer Vielzahl an Terminen von Ordensgemeinschaften, Diözesen und Verbände in ganz Deutschland zu diesem Themenjahr.

Am 11. Februar 2015 startete zudem eine Kampagne zum Jahr der Orden in den sozialen Netzwerken. Sie wurde im Auftrag der DOK-Arbeitsgemeinschaft Public-Relations (AGPR) konzipiert: Ausgehend vom Slogan des Logos zum Jahr der Orden „Für Gott. Für die Menschen“ soll die Kampagne die direkte Ansprache von Menschen durch das Schlagwort „Für Dich“ ermöglichen. Die Botschaft: Das Ordensleben ist dialogisch und den Menschen zugewandt. Es bietet jedem etwas, es hat etwas zu bieten, auch „Für Dich“. Der sogenannte Hashtag (Vorschlagwortung in den sozialen Netzwerken) #fürdich soll zum Bindeglied der SocialMedia Aktivitäten bzw. zur Botschaft der Ordensgemeinschaften in Deutschland zum Jahr der Orden werden. Die Subdomain fuerdich.orden.de bündelt die unterschiedlichsten Beiträge von Ordensleuten in den Sozialen Netzwerken Facebook, Twitter und Instagram.

### Deutsches Martyrologium in sechster Auflage erschienen

Die Deutsche Bischofskonferenz hat die sechste, erheblich erweiterte und aktualisierte Auflage des „Deutschen Martyrologiums“ präsentiert. In Zusammenarbeit mit Ordensgemeinschaften und Bistümern haben Fachleute Lebensbilder von 900 katholischen Märtyrern und Märtyrerinnen erarbeitet. Buchinformationen: Helmut Moll (Hg.), Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts, Paderborn 2015.

### DOK-Kooperationen bei Buchprojekten im Jahr der Orden

In Zusammenarbeit mit der Deutschen Ordensobernkonferenz ist im Paderborner Bonifatius Verlag das Buch Gott suchen. Männerorden in Deutschland von Alfred Hermann erschienen. Erstmals seit einem längst vergriffenen Werk von 1984 gibt damit wieder ein Buch einen umfassenden Überblick über die aktuelle Ordenslandschaft in Deutschland, wenn auch zunächst nur in Bezug auf die Männerorden.

Mit dem Bändchen Aus der Stille leben ist im Leipziger Benno Verlag eine Sammlung von Impulsen von Ordensleuten zum Kirchenjahr veröffentlicht worden. Die Texte dieses Buches sind ursprünglich als Impulse für die Internetseite orden.de entstanden. Ordensleute aus ganz unterschiedlichen Gemeinschaften und Ordenstraditionen kommen darin zu Wort. So schöpft das Buch aus den geistlichen Quellen und der Vielfalt der Orden. Ebenfalls mit beratender Unterstützung der DOK ist bei Benno das Buch Lieber ungewöhnlich leben. Lebenszeugnisse gewöhnlicher Ordensleute, 2014 erschienen.

In einer Reihe weiterer Verlage sind Publikationen zum Jahr der Orden erschienen, so etwa bei Butzon & Bercker, Echter und EOS und Don Bosco. Letzterer Verlag verbindet die Thematik mit dem Jubiläum „200. Geburtstag Don Boscos“.



## ... Neue Bücher

Markus Büning

### Alles dem Herzen Jesu

Leben und Frömmigkeit der seligen Maria Droste zu Vischering.

Mit einem Vorwort von S.E. Erzbischof Wolfgang Haas,

Erzbischof von Vaduz.

Kisslegg-Immenried: Christiana-Verlag 2014. – 105 S.

Markus Büning, Theologe und Jurist, legt eine Lebensbeschreibung der Münsterländer Ordensfrau vor, auf die die Weihe der Welt an das Heiligste Herz Jesu durch Papst Leo XIII. im Jahr 1899 zurückgeht. Immer wieder mit aktuellen „Ermahnungen“ versehen, ist seine Darstellung zweigeteilt. Im ersten Teil schildert er das Leben der seligen Maria Droste zu Vischering. Aus einer alten Adelsfamilie des Münsterlandes stammend, wurde die Cousine des späteren Bischofs Clemens August Graf von Galen im Jahr 1863 geboren. Sie wuchs mit ihrem Zwillingenbruder Max in Darfeld auf, besuchte das Internat in Riedenburg bei Bregenz. 1888 trat sie in die Kongregation der Schwestern vom Guten Hirten in Münster ein. Nach kurzer Zeit als Oberin wurde sie 1894 nach Portugal entsandt, wo sie die Leitung des Klosters in Porto übernahm. Am 08. Juni 1899, dem Tag vor dem Herz-Jesu-Fest, verstarb sie. 1975 wurde Maria Droste von Papst Paul VI. seliggesprochen.

Im zweiten Teil charakterisiert Büning die Spiritualität von Maria Droste zu Vischering. Im Zentrum steht ihre Verehrung des Herzens Jesu, einer der zentralen Frömmigkeitsformen des 19. Jahrhunderts. Bereits als Jugendliche hatte sie eine besondere Beziehung zu ihrem „göttlichen Bräutigam“. Volksfromme Handlungen, wie das Aufstellen einer Herz-Jesu-Statue im Kloster zu Porto oder die „Ehrenwache des Göttlichen Herzens“, wurden bei ihr mit theologischer Klarheit unterfüttert: Liebe, Opfer und Sühne waren dafür die Stichworte. Maria Droste drängte mehrfach Leo XIII., die Welt dem Herzen Jesu zu weihen, was dieser auch wenige Tage vor ihrem Tod in der Enzyklika „Annum sacrum“ vollzog. Drostes Frömmigkeit war ausgehend von ihrer Beziehung zum Herzen Jesu auch sehr eucharistisch und auf die Passion ausgerichtet sowie in paralleler Ausprägung auch auf das Herz Marias.

Büning bietet eine knappe Hinführung zu Leben und Spiritualität der seligen Maria Droste zu Vischering. So sehr man sich an manchen Stellen eine weniger paränetische Sprache gewünscht hätte, so positiv sind die vielen Originalzitate, mit denen die Selige ausführlich zu Wort kommt.



ISBN 978-3-7171-1236-5.

€ 6.95.

Joachim Schmiedel ISCh

Wolfram Hoyer (Hg.)

## Gott loben, segnen, verkündigen

75 Jahre Dominikanerprovinz des hl. Albert in Süddeutschland und Österreich.

Freiburg: Herder 2014. 742 S.

Erst seit 75 Jahren besteht die süddeutsch-österreichische Dominikanerprovinz auf einem Territorium, in dem seit 1221 Dominikaner wirkten. Im Mittelpunkt der zu diesem kleinen Jubiläum herausgegebenen umfangreichen Festschrift steht die Geschichte der Provinz, von Wolfram Hoyer OP aus den Quellen erarbeitet. Geprägt in den Anfangsjahren von Einschränkungen durch den Nationalsozialismus und die Kriegswirren, galt es in den zwei Nachkriegsjahrzehnten, die Niederlassungen zu vermehren und zu konsolidieren. Nach dem Konzil machte sich der bis heute andauernde Nachwuchsmangel drastisch bemerkbar, zumal der Mitgliederbestand der Provinz von 145 (Höchststand 1966) auf 82 im Jahr 1984 zurückging. „Aus ihrer daraus resultierenden Depression wurde die Provinz durch Impulse von außen gerissen“ (S. 729), vor allem durch den Ordensmeister. Ende der 1970-er Jahre kam wieder Aufbruchsstimmung auf. Doch die Umsetzungen ließen auf sich warten. Das betraf nicht nur geplante, aber nicht durchgeführte Schließungen von Konventen, sondern auch den Wechsel der Studienhäuser (Augsburg, Freiburg, Wien). Die weitere Schrumpfung der Provinz führte seit den 1990-er Jahren zur Übernahme von Konventen durch auswärtige Provinzen und zu einer Konzentration auf fünf Klöster in vier Städten: Freiburg im Breisgau, Augsburg, München und Wien. Der historische Rückblick (S. 405-730) wird eingeleitet von Einzelstudien. Ein erster Teil „Dominikanische Theologie und Philosophie“ (S. 19-167) konzentriert sich auf die Bedeutung des Thomas von Aquin für heutiges Denken und erörtert unter anderem die Frage nach einer Theologie der Geschichte, der Rolle der Philosophie im Orden, das Verhältnis von Wort und menschlicher Vernunft, den Dialog mit dem Islam, kulturelle Identität und einen dominikanischen Zugang zur Heiligen Schrift. Im Abschnitt „Seelsorge“ (S. 169-197) wird neben der seelsorglichen Haltung auf zwei Arbeitsgebiete eingegangen: die Propagierung des Rosenkranzgebets und die Hochschulseelsorge. Die dominikanische Familie besteht auch aus „Schwestern, Nonnen und Laiengemeinschaften“ (S. 199-246). In diesem Abschnitt kommen Dominikanerinnen zu Wort und erörtern die kontemplative Dimension des Lebens, Maria von Magdala als Modell dominikanischer Verkündigung sowie eine Darstellung der dominikanischen Laiengemeinschaft.



ISBN 978-3-451-33336-1.  
€ 32.00.

Ein weiterer Abschnitt der Festschrift „Porträts“ (S. 247-401) widmet sich einzelnen „Karrieren“ im Orden. Donatus Leicher OP war Künstler und Bildhauer. Christoph Schönborn OP ist Mitglied der Provinz des hl. Albert und „Kardinal im Dominikanerhabit“ (S. 284). Die Sozialwissenschaftler Arthur F. Utz OP und Franz-Martin Schmözl OP leisteten Beiträge zu einer Nachkriegsordnung in Europa. Paul Heribert Welte OP blickt auf seine Jahrzehnte in der einzigen Mission der Provinz in Taiwan zurück. Und ein längerer Beitrag ist den Bibelwissenschaftlern gewidmet, die zur süddeutsch-österreichischen Provinz gehörten bzw. im Provinzgebiet tätig waren und sind.

Die süddeutsch-österreichischen Dominikaner haben eine monumentale Festschrift zu ihrem Jubiläum vorgelegt. Den meisten Platz nimmt dabei der geschichtliche Rückblick ein. Er ist an das Ende des Buches gerückt – vielleicht ein Zeichen für die gegenwärtige Situation. Eine glorreiche Vergangenheit wurde abgelöst durch Krisen, Neuausrichtungen und Nachwuchsmangel, der zwar im letzten Jahrzehnt etwas ausgesetzt werden konnte, aber nach wie vor die Möglichkeiten stark einschränkt. Der Titel der Festschrift greift das Motto des Ordens auf: „Gott loben, segnen, verkündigen“ (Deum laudare, benedicere, praedicare). Wolfram Hoyer weist am Ende seiner ausführlichen Provinzgeschichte darauf hin, dass wohl eher die äußeren Aspekte im Vordergrund der Ausführungen standen, die innere Ausrichtung auf das Gotteslob vorausgesetzt werden müsse – zumal die Pfarrseelsorge in fast jeder Niederlassung einen zentralen Platz einnahm und einnimmt. Nach 75 Jahren stellt sich für die süddeutsch-österreichischen Dominikaner jedoch wie für fast alle Ordensgemeinschaften im mitteleuropäischen Raum die Frage nach den spezifischen Apostolatsfeldern. Diese sind, wie gerade die „Porträts“ eindrucksvoll zeigen, abhängig von den Charismen und Fähigkeiten der Brüder (und Schwestern). Die Dominikaner, die sich als Personalverband verstehen, der erst in zweiter Linie territorial aufgebaut ist, sind dafür besser gerüstet als Orden, für die der lokale Bezug einen größeren Stellenwert hat.

Joachim Schmiedl ISch

Thomas M. Schimmel

## Auf dem Weg zur Vereinigung

Die Arbeit des Kooperationsrates der vier deutschen Franziskanerprovinzen in den Jahren 2004 bis 2010.

Franziskanische Forschungen, Band 53.

Münster: Aschendorff Verlag 2014. – 244 S.

Thomas M. Schimmel gibt dem Leser seiner Dissertation ein Versprechen: „Die Ergebnisse dieser Analyse zeigen Strategien auf, mit denen Organisationen schnelle und tragfähige Entscheidungen treffen können.“ So steht es in der Zusammenfassung seiner Dissertationsschrift.

Damit trifft er genau eine der großen Fragestellungen, denen sich Leitungen religiöser Gemeinschaften heute gegenübergestellt sehen. Wie können, angesichts schwindender Mitgliederzahlen und materieller Ressourcen, Weichen gestellt werden, die nachhaltig zur Bestandssicherung beitragen und weitgehend innergemeinschaftlich akzeptiert sind?

Schimmel analysiert für eine Beantwortung dieser Fragestellung den Kooperations- und Vereinigungsprozess der Franziskaner-Provinzen in Deutschland mithilfe der Theorien Karl W. Deuschs zur Kybernetik.

Vorweg sei gesagt, es handelt sich bei der vorliegenden Untersuchung um eine politikwissenschaftliche Prozessanalyse. Das sei deshalb ausdrücklich erwähnt, um eine leicht mögliche Verwechslung mit der Kybernetik, die in kirchlichen Kreisen als die etwas angestaubte Wissenschaft der kirchlichen Leitungskunst verstanden werden kann, auszuschließen. Schimmel gründet seine Untersuchung vielmehr auf Deuschs Theorie, dass „die Informations-, Kommunikations- und Lernfähigkeit von politischen Entscheidungssystemen messbar und dass diese Fähigkeiten maßgeblich für die Steuerungsfähigkeit eines Regierungssystems sind.“ (S. 17).

Die Untersuchung lebt von Schimmels tiefer Detailkenntnis des Vereinigungsprozesses der Franziskaner-Provinzen, die er in seiner Zeit als hauptamtlich angestellter Projektmanager dieses Prozesses sammeln konnte. Rund ein Zehntel der Untersuchung konzentriert sich auf die Analyse der Berichte, die die jeweiligen Provinzialminister auf den Provinzkapiteln zwischen 2001 und 2010 gaben. Dabei arbeitet Schimmel heraus, wie der Gedanke der Kooperation und schließlich der Vereinigung der Provinzen über die Jahre langsam wächst.

Der interessanteste Teil der Arbeit ist in der Tat jener, der die Entwicklung einer Untersuchungskonzeption zur Beurteilung des Erfolgs eines Fusionsmanagements beschreibt. Mit K. W. Deuschs kybernetischen Modellen „ist es möglich, den Prozess, der



ISBN: 978-3-402-18689-3.  
€ 42.00.

zu einer Entscheidung führt, quantitativ zu betrachten und den Entscheidungsprozess nicht nur nach seiner politischen Wirksamkeit zu bewerten.“ (S. 124). Folglich definiert er das Ziel seiner Arbeit als die Ermittlung, unter welchen Voraussetzungen nachhaltige Entscheidungen getroffen werden, welche Strukturen sich dabei als effektiv und sinnvoll erweisen und ob der franziskanische Prozess auch modellhaft für andere Gemeinschaften sein könne (vgl. S. 17).

Schimmel zieht die Grenze seiner Untersuchung klar: „Ob dabei der Vereinigungsprozess sozial und ökonomisch geglückt ist, ob die Mitglieder der verschiedenen Provinzen das Gefühl haben, nun in einer gemeinsamen Provinz zu leben (...), ist nicht Gegenstand dieser Untersuchung.“ (S. 32). Die individuelle Beurteilung des Vereinigungsprozesses durch die Franziskaner hat Schimmel dennoch durch eine Befragung ermittelt. Die Auswertung des Fragebogens bildet einen weiteren Schwerpunkt der Arbeit.

Eine Antwort auf das abgegebene Versprechen, Strategien zur schnellen und tragfähigen Entscheidungsfindung zu benennen, bleibt Schimmel nicht schuldig. Er nennt fünf „erfolgreiche Strategien“: 1) zu Beginn eines Entscheidungsprozesses eine Strategie und einen Fahrplan entwickeln, 2) während des Entscheidungsprozesses auf frühere Erfahrungen zurückgreifen, 3) verschiedene Alternativen erwägen, 4) freie Ressourcen schaffen oder auf vorhandene zurückgreifen und 5) im Laufe des Entscheidungsprozesses kreativ bleiben und offen sein für Veränderungen (vgl. S. 214). Auch auf die Probleme und Herausforderungen während des Prozesses geht Schimmel in seiner Untersuchung ein und diskutiert diese.

Thomas M. Schimmel legt in seiner Prozessanalyse eine gut verständliche Untersuchung des Fusionsprozesses der Franziskaner-Provinzen in Deutschland vor. Er schildert detailliert und kenntnisreich die Herangehensweise der Leitungen an dieses Projekt. Positive und negative Aspekte des Prozesses werden aufgezeigt und konstruktiv kritisiert. Die Auswahl von drei Entscheidungsprozessen zur exemplarischen Verdeutlichung des kybernetischen Modells von Deutsch bietet ein großes Potential an Lernmöglichkeiten für andere Gemeinschaften, die auf einem ähnlichen Weg sind, da die aufgezeigten Probleme und Fehler im Prozess nicht singular franziskanische Herausforderungen waren, sondern strukturell in jedem ähnlichen Prozess anzutreffen sind.

Steffen Brühl SAC

Donatian De Clerck unter Mitarbeit von Gabriel Wolf (Hg.)

## Hagiologion

Lebensbilder der Heiligen, Seligen und großen Gestalten des Prämonstratenser-Ordens. – Erweiterte Neuauflage  
Windberg: Poppe-Verlag 2013. – XVIII + 434 S.

In seinem Vorwort zur erweiterten Neuauflage des Hagiologions des Prämonstratenserordens mit seinen Lebensbildern der Heiligen, Seligen und großen Gestalten der Ordensgemeinschaft des heiligen Norbert schreibt Generalabt Thomas Handgrätinger OPraem: „Dieses Buch ist ein Segen für alle, die damit arbeiten und umgehen, weil es einen wichtigen Teil unserer Ordensgeschichte erschließt“, dadurch, dass es dem Leser das „kanonikale Ideal“ vor Augen stellt, das die genannten Personen in ihrem Glaubensleben und geistlichen Streben in herausragender Weise verwirklicht haben. In der Tat ist die Geschichte des Prämonstratenserordens von einer erfreulichen Vielzahl heiliger und heiligmäßiger Frauen und Männer geprägt, welche den Ordensangehörigen bis heute leuchtendes Beispiel sein können. Die überschaulichen Kurzbiographien dieses Hagiologions laden zur Betrachtung und ebenso zum Kennenlernen der Spiritualität des Ordens ein; sie sind eine echte Hilfe, dem Ordensideal der lebenslangen „conversio“, der Bekehrung des Herzens und der Vervollkommnung, zu entsprechen. Den Herausgebern Donatian De Clerck und Gabriel Wolf ist es mit dieser wesentlich erweiterten Neuauflage gelungen, nicht nur neues Interesse für die Heiligen des Prämonstratenserordens, sondern für das Ordensleben selbst zu wecken. Die zahlreichen Lebensbilder aus deutschen Klöstern und Abteien, aber ebenso aus den übrigen Ländern Europas sind nach den einzelnen Monaten des Jahres geordnet, wobei fast jeder Tag mit einer Persönlichkeit und oft sogar mit mehreren Lebensbildern besetzt ist. Ein ausgeprägter Anhang mit sieben Kategorien, darunter historischen Hintergrundinformationen zu verschiedenen Jahrhunderten – beginnend mit dem 13. Jahrhundert bis hin zum 20. Jahrhundert, einem alphabetischen und einem chronologischen Verzeichnis, einer Auflistung der Abteien und Klöster sowie einem Verzeichnis aller im Hagiologion genannten Personen nach Ämtern, Tätigkeiten und Lebensalter bietet einen zusätzlichen und äußerst informativen Überblick.

Aus dem deutschsprachigen Raum finden sich zahlreiche Prämonstratenser im Hagiologion, hier eine Auswahl (angefangen mit den offiziell kanonisierten Prämonstratensern): Hl. Gottfried von Cappenberg (+1127), hl. Norbert von Xanten – Gründer des



ISBN 978-3-932931-94-9.  
€ 50.00.

Ordens und Erzbischof von Magdeburg (+1134), hl. Evermod – Bischof von Ratzeburg (+1178), hl. Isfried – Bischof von Ratzeburg (+1204), hl. Hermann-Josef von Steinfeld (+1241), hl. Ludolph – Bischof von Ratzeburg (+1259), sel. Gertrud – Tochter der Hl. Elisabeth von Thüringen (+1297), sel. Jakob Kern von Geras (+1924), zudem bekannte Namen wie Anselm von Havelberg (+1158), Gebhard von Windberg (+1191), Wilhelm Eiselin von Roth (+1588), Friedrich Herlet von Oberzell (+1718), Leonhard Goffiné von Steinfeld (+1719), Sebastian Sailer von Obermarchtal (+1777), Georg Lienhardt von Roggenburg (+1783), Karl Adalbert von Beyer von Hamborn (+1842) oder Werenfried van Straaten – Gründer des Hilfswerkes „Kirche in Not“ (+2003).

Das Werk kann für die hagiographische Tätigkeit, aber ebenso für das Kennenlernen des Prämonstratenserordens und seiner Geschichte als wegweisend gelten und daher bestens empfohlen werden; eine Publikation, die man gerne zur Hand nimmt und anderen Ordensgemeinschaften zur Nachahmung empfohlen werden kann.

Georg Schwager

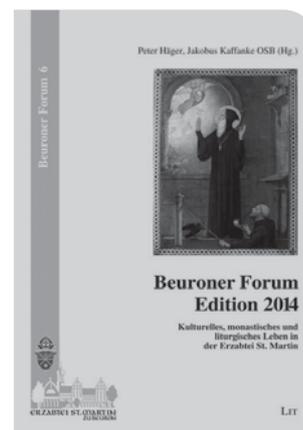
Peter Häger / Jakobus Kaffanke OSB (Hg.)

## Beuroner Forum. Edition 2014

Kulturelles, monastisches und liturgisches Leben in der Erzabtei St. Martin.  
Band 6.

Münster: LIT Verlag 2014. – 221 S.

Vom vielfältigen Leben in der hohenzollerischen Benediktinerabtei gibt das Beuroner Forum Zeugnis. Neben Predigten, die im Verlauf des Jahres 2013 gehalten wurden, Meditationen, Buchbesprechungen und Nekrologen sind die Beiträge zu erwähnen, die aus dem kulturellen Engagement der Abtei erwachsen sind. Über den von der orthodoxen Kirche als Märtyrer heiliggesprochenen Alexander Schmorell, Mitglied der Widerstandsgruppe „Weiße Rose“, schreibt Detlef Bald. Der baden-württembergische Landtagspräsident Guido Wolf reflektiert in gut Böckenförderscher Manier über das Verhältnis von Politik und Kirche im 21. Jahrhundert. Für eine spirituelle Erneuerung Europas spricht sich am Beispiel seiner Patronin Edith Stein die Politikerin Annette Schavan aus. Dem ambivalenten Verhältnis von Christentum und Islam geht der Mediävist Klaus Herbers nach, indem er



ISBN 978-3-643-12442-5.  
€ 19.90.

die Entstehung des Jakobuskults in Santiago de Compostela analysiert. Der Baugeschichte des Klosters Beuron „zwischen Denkmalschutz und zeitgemäßer Funktionalität“ spürt Agnes Moschkon nach. Eingeleitet wird der Band mit der Edition von vier kritisch-depressiven Abschiedsbriefen der Gründerin, Fürstin Katharina von Hohenzollern, bekannt durch Hubert Wolfs „Die Nonnen von Sant’Ambrogio“, die 1890 Beuron verlassen hatte.

Joachim Schmiedl ISch

Daniela Müller

## Ketzer und Kirche

Beobachtungen aus zwei Jahrtausenden.

Christentum und Dissidenz. Band 1.

Münster: LIT Verlag 2014. – 365 S.

Das Forschungsgebiet der Nijmegener Kirchenhistorikerin Daniela Müller sind die Menschen und Gruppierungen am Rand der katholischen Kirche. In einer eigens begründeten Reihe sollen diese Dissidenten, die von den Großkirchen oft in theologische Schubladen geschoben wurden und deren Anliegen oft erst nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten Beachtung gefunden hatten, in den Mittelpunkt gerückt werden. Der erste Band versammelt Beiträge Müllers zur Ketzergeschichte, die als die „Anderen“ die eigene Identität der Christen mit bestimmen. Sie beginnt in der Antike mit den Konzepten von „Heiden“ und „Häresie“. Der Schwerpunkt der Untersuchungen liegt im Mittelalter bei den „erfundenen Katharern“, deren Lehre die Autorin aus den Ketzerprozessen zu rekonstruieren sucht. Im Zusammenhang mittelalterlicher „Häretiker“ spielen die Bettelorden auf beiden Seiten eine Rolle – die Franziskaner besonders in der Form des Dritten Ordens als skeptisch beäugte Laienbewegung, die Dominikaner als päpstlich bestellte Inquisitoren. Gerade die Dominikaner stehen am Anfang der strafrechtlichen Fixierung des Ketzerprozesses, der zu seiner Zeit wegen der klaren Prozessführung und ihrer Dokumentation einen wesentlichen Fortschritt gegenüber Gottesurteilen darstellte. Interessant sind die Ausführungen über die Spiritualität der Inquisitoren, die Anfeindungen gegen ihre Person als Teil des Martyriums deuteten, das sie für die Wahrheit der christlichen Lehre zu erdulden hatten. Entlarvend sind die letzten Bemerkungen zur Forschungsgeschichte und die Zusammenhänge zwischen Katharertum und Nationalsozialismus, aber auch zur touristischen Auswertung mittelalterlicher Phänomene.



ISBN 978-3-643-12271-1.  
€ 49.90.

Joachim Schmiedl ISch

Jürgen Bärsch / Konstantin Maier (Hg.)  
**Johannes Eck (1486-1543)**

Scholastiker – Humanist – Kontroverstheologe.  
Eichstätter Studien. Neue Folge. Band 70.  
Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014. – 168 S.

Die Zahl der Neuerscheinungen zum Zeitalter der Reformation wird im Vorfeld des Gedenkjahrs 2017 immer unübersichtlicher. Dabei wird einerseits die Person Martin Luthers neu bewertet und manche dunkle Seite seiner Person und seines Wirkens ehrlich angeschaut (z.B. sein Grobianismus und sein Antisemitismus), andererseits aber auch deutlicher, dass Luther im Kontext einer Veränderung der spätmittelalterlichen Frömmigkeit und Theologie nur eine Stimme unter mehreren war. In diesem Zusammenhang ist auf einen Tagungsband hinzuweisen, der facetten- und kenntnisreich aus Anlass des 500-jährigen Amtsantritts als Professor an der Universität Ingolstadt den theologischen Gegenspieler Luthers in den Blick nimmt.

Johannes Eck machte in jungen Jahren bereits kirchliche Karriere. An seinen Studienorten Heidelberg, Tübingen und Freiburg kam er mit dem Humanismus und einer erneuerten scholastischen Theologie in Berührung. Mit der Professur an der bayerischen Landesuniversität Ingolstadt übernahm Eck auch eine Stelle im Eichstätter Domkapitel, war mehrfach Rektor der Universität und Pfarrer an den beiden Hauptkirchen der Stadt. Erste Meriten erwarb sich Eck im so genannten oberdeutschen Zinsstreit, in dem er die Position vertrat, dass ein Zinssatz von 5 % auf die Aufnahme von Handelskapital auch für Christen zu rechtfertigen sei. Die meisten späteren Reformatoren widersprachen ihm, weil sie darin eine Förderung kapitalistischer Monopole sahen (Johann Peter Wurm, S. 41-55). Eck hatte damit eine Flanke für spätere Gegnerschaften und satirische Anspielungen geboten. Im Streit um die Ablassthesen Luthers bezog Eck schon früh die Gegenposition. Er war es auch, der nach der Leipziger Disputation (1519) in Rom die Bannandrohungsbulle erwirkte und sie im Reich verkündete. Eck leitete auch die erste Bücherverbrennung lutherischer Schriften, sechs Wochen vor der in Wittenberg, und hatte ein ambivalentes Verhältnis zu jüdischen Mitbürgern (Theodor Straub, S. 56-66). Eck fand in seinem antireformatorischen Wirken Unterstützung durch seinen Bischof Gabriel von Eyb, einem kompromisslosen Gegner Luthers (Konstantin Maier, S. 10-26). In Ingolstadt selbst gab es einzelne evangelische Ansätze, doch konnten diese sich nicht durchsetzen (Siegfried Hofmann, S. 27-40). Als Pfarrer an der Münsterkirche Zur



**ISBN 978-3-7917-2538-3.**  
**€ 34.95.**

Schönen Unserer Lieben Frau führte Eck seit 1525 ein Pfarrbuch, das einen detaillierten Überblick über Liturgie und Brauchtum im Jahreslauf bietet und die Stiftungen, das Memorialwesen und die Bruderschaften lebendig werden lässt (Jürgen Bärsch, S. 67-83). Als theologischer Schriftsteller schöpfte Eck aus vielen Quellen, doch zog er die Franziskanertheologie der dominikanischen Scholastik vor. In der Auseinandersetzung um die Immaculata Conceptio schloss er sich dem Franziskaner Johannes Duns Scotus an (Manfred Gerwing, S. 84-105). Die Schriften Ecks sind in genuin humanistischem Stil verfasst; auch die Auseinandersetzung mit Erasmus von Rotterdam zeigt sein Bemühen um eine eigene Position innerhalb der Gelehrtenzirkel. Doch die Auseinandersetzung mit Luther veränderte alles und machte ihn zum Kontroverstheologen (Peter Walter, S. 106-130). Es waren vor allem die Disputationen, die Eck und Luther mit ihrer Prägung durch ähnliche Bildungsbiographien nahe brachte. Auf einen Impuls Ecks geht Luthers Disputation gegen die scholastische Theologie vom 04. September 1517 zurück. Ecks Entgegnungen auf die Ablassthesen radikalisierten Luthers Positionen und provozierten Luther zu einem „Differenzmodell“ mit der ekklesiologischen Konsequenz der Trennung von der unter dem Signum des Antichristen diagnostizierten römischen Kirche. Der evangelische Kirchenhistoriker Volker Leppin (S. 131-160) sieht deshalb in der Leipziger Disputation den eigentlichen Trennungsstrich zur alten Kirche gegeben.

Joachim Schmiedl ISch

Hans-Karl Seeger und Gabriele Latzel (Hg.)

## Karl Leisner

Tagebücher und Briefe. Eine Lebenschronik. Band I-V.  
Kevelaer: Butzon & Bercker 2014. – 4396 S.

Vor 70 Jahren, am 17. Dezember 1944, wurde Karl Leisner im KZ Dachau von einem Mithäftling, Bischof Gabriel Piquet, zum Priester geweiht. Der bereits lungenkrank zunächst ins Lager Sachsenhausen, dann nach Dachau überstellte Diakon wählte als seinen Primizspruch „Victor in vinculis“ (Sieger in Fesseln). Nur ein einziges Mal durfte er die Eucharistie feiern. Kurz nach seiner Entlassung starb er. Als Märtyrer wurde er 1996 von Papst Johannes Paul II. im Berliner Olympiastadion zusammen mit Bernhard Lichtenberg seliggesprochen.

Seit mehr als drei Jahrzehnten beschäftigt sich der Münsteraner Diözesanpriester Hans-Karl Seeger mit den Tagebüchern und Schriften Leisners. Vielfältige Unterstützung erhielt er vom Internationalen Karl-Leisner-Kreis und besonders von Gabriele Latzel, die in akribischer Arbeit allen Spuren des Lebens des Seligen nachgingen. So liegt nun ein monumentales Werk in fünf Bänden vor, das den gesamten schriftlichen Nachlass Leisners dokumentiert, quellenmäßig belegt und kommentiert.

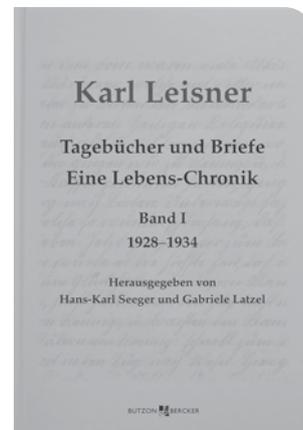
Leisner Tagebücher umfassen den Zeitraum von 1928 bis zu seinem Tod 1945. Die Herausgeber bemühen sich um eine möglichst lückenlose Chronik. Dazu setzen sie die Aufzeichnungen Leisners, aber auch seine erhaltenen Schulaufsätze und Briefe, in den Kontext der Zeitereignisse. Sie ergänzen Leisners Originalton, der immer in kursiver Schrift gedruckt ist, mit Briefen von Freunden, späteren Aussagen aus dem Seligsprechungsprozess oder schriftlichen Mitteilungen an den Herausgeber, mit Informationen über politische, kirchliche und gesellschaftliche Ereignisse, die Leisner in seinen Tagebüchern nur andeutet. Es entsteht ein lebendiges Zeitgemälde.

Karl Leisner war ein begeisterter Jugendführer, Leiter einer Jungkreuzbund-Gruppe (Chronik IV/2871-2913), die in der Tradition der Jugendbewegung stand (IV/2795-2870). Sein Engagement in der Jugendarbeit behielt er bis zu seiner Verhaftung bei. Bischof Clemens August von Galen ernannte ihn zum Diözesanleiter der Jungschar. Die Berichte über seine Jugendarbeit, über Fahrten und Zeltlager, über Gruppenstunden und Besuche bei anderen Gruppen nehmen in der Edition einen breiten Raum ein.

Seit dem Sommersemester 1934 studierte Leisner Theologie an der Universität Münster. Die Herausgeber ergänzen die Aufzeichnungen durch Mitschriften von Vorlesungen. Besonders der Philosophieprofessor Peter Wust hatte es dem Studenten angetan. Doch auch während des Studiums beschäftigten Karl die Fahrten mit Jugendlichen, die sie in jeder verfügbaren Freizeit unternahmen.

In Münster vertiefte sich der Kontakt mit der Schönstatt-Bewegung. Die Gruppe der Theologiestudenten des Apostolischen Bundes in Münster wurde seine neue geistliche Heimat. Hier reifte seine Entscheidung zum Priestertum trotz mancher innerer Krisen heran. Nach der Diakonenweihe brach eine Lungentuberkulose bei Leisner aus, die er in St. Blasien auskurieren sollte. Eine unvorsichtige Äußerung nach dem Attentat auf Hitler im Bürgerbräukeller wurde denunziert und führte zu seiner Verhaftung. Neben den (zensierten) Briefen aus dem Gefängnis und den Konzentrationslagern ziehen die Herausgeber zur Dokumentation der Haftjahre Informationen der Verwandten, besonders des Bruders und Schwagers, sowie seines Freundes, des Jesuitenpaters Otto Pies, heran. Karl Leisner selbst war von Dachau aus je länger desto weniger in der Lage zu schreiben. Erst nach seiner Entlassung nahm er das Schreiben des Tagebuchs wieder auf. Diese letzten Aufzeichnungen aus dem Sanatorium Planegg geben noch einmal wertvolle Einblicke in sein Denken und seine Weltanschauung. Ausführliche Berichte über sein Sterben und seine Beisetzung in Xanten runden den dritten Band ab, der von Band IV über die Jugendbewegung ergänzt wird.

Eine Besonderheit der Edition ist der fünfte Band mit einem extrem ausführlichen Glossar (V/3165-4391). Alle Orte und Personen, die an irgendeiner Stelle der Edition in



ISBN 978-3-7666-1881-8.  
€ 139.00.

den Texten Leisners, den ergänzenden Beiträgen sowie in den kommentierenden Fußnoten zu finden waren, sind erschlossen. Die Lieder und Gebete, die Leisner oft nur abgekürzt zitiert, werden im Volltext wiedergegeben. Das Glossar ist eine quasi uner-schöpfliche Fundgrube zum Umfeld des Seligen.

Ein im wahrsten Sinn schwergewichtiges Werk (sechs Kilo wiegen die fünf Bände im Schuber) haben Seeger und Latzel erarbeitet. Wer Karl Leisners Leben aus seiner Zeit verstehen will, muss sich durch die fast 5000 Seiten durchkämpfen – aber er wird es gern tun.

Joachim Schmiidl ISch

Alberta Campitelli / Roberto Cassanelli / Massimiliano David  
/ Vittorio Franchetti Pardo / Christoph Luitpold Frommel / Paolo Liverani  
/ Gilles Sauron / Gerhard Wiedmann

## Rom von oben

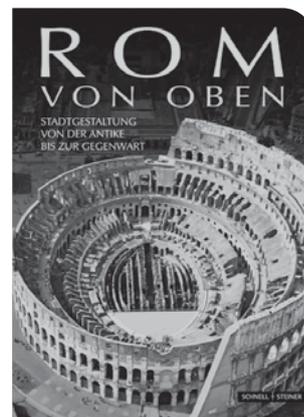
Stadtgestaltung von der Antike bis zur Gegenwart.

Herausgegeben von Roberto Cassanelli.

Regensburg: Schnell & Steiner 2013. – 320 S.

Einen opulenten Bildband legt der renommierte Regensburger Verlag Schnell & Steiner vor. Allen Romreisenden und Kennern der Ewigen Stadt werden neue und überraschende Einsichten geboten. Das großformatige Buch „Rom von oben“ enthält überwiegend ganzseitige Photographien, an denen sich die architektonische und städtebauliche Entwicklung verdeutlichen lässt.

Sieben Perioden machen die Autoren in der Stadtgeschichte Roms aus. In kurzen Essays werden die wichtigsten, im heutigen Stadtbild noch zu identifizierenden Bauten der Epoche vorgestellt. Die Bilder, die aus Hub-schrauberperspektive aufgenommen wurden, lassen die Wachstumsringe der antiken Metropole über das Rom der Päpste bis zur italienischen Hauptstadt erkennen. Eingeleitet werden die Bildkapitel mit einem Essay über den Blickpunkt von oben, der seit der Erzählung von Dädalus und Ikarus zu den großen Sehnsüchten der



ISBN: 978-3-7954-2759-7.  
€ 79.00.

Menschen gehört und seine Realisierung im Christentum gefunden hat: „Das christliche Rom hat diesen in Rom seit der Gründung gepflegten Dialog zwischen Himmel und Erde bis heute fortgesetzt.“ (S. 54)

Die architektonische Zeitreise durch Rom beginnt in Ostia an der Tibermündung. Sie wird fortgesetzt mit den Monumenten des antiken Rom (Foren, Stadtmauer), zu denen sich ab dem vierten Jahrhundert die ersten christlichen Kirchen gesellen. Im Mittelalter, der Zeit des Niedergangs und Bevölkerungsrückgangs Roms, entsteht in Rom „eine von Sakralbauten geprägte Topographie“ (S. 106). Mit der Civitas Leonina und dem Areal um die Lateranbasilika entstehen neue Zentren um die Innenstadt herum. Die bis heute sichtbare Prägung Roms geschieht in der Renaissance durch den Neubau von Sankt Peter und prachtvoller Paläste. Die Barock-Päpste von Sixtus V. bis Benedikt XIV. gestalten die Stadt als großes Theater mit großen Durchgangsstraßen und Plätzen. Orchestriert wird das barocke Rom durch die kunstvolle Anlage von Gartenanlagen, deren Lage mitten in der Stadt durch die Luftaufnahmen zur Geltung kommt. Das Bevölkerungswachstum in den letzten zwei Jahrhunderten von ca. 170.000 auf knapp drei Millionen Einwohnern veränderte auch die Physiognomie der Stadt. Nationale Monumentalbauten stehen neben Neubauvierteln, den Prestigeprojekten der Mussolini-Zeit und den Funktionsbauten der Nachkriegsära. Dazu gehören auch Gottehäuser anderer Religionen.

Allen Rom-Reisenden und solchen, die ihre Erinnerung mit prächtigen Fotos unterstützen wollen, kann „Rom von oben“ nur empfohlen werden.

Joachim Schmiedl ISch

Tobias Keßler (Hg.)

## Migration als Ort der Theologie

Weltkirche und Mission. Band 4.

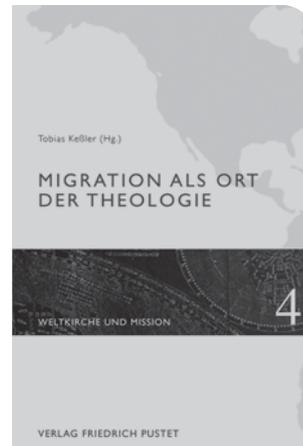
Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014. – 208 S.

Migration ist ein „Zeichen der Zeit“. Das gilt für freiwillige Aus- und Einwanderung ebenso wie für die Katastrophe der Millionen Flüchtlinge als Folge von Krieg, Elend und religiöser Verfolgung weltweit. Dabei kann die Begegnung mit Flüchtlingen auch zu einer Glaubenserfahrung werden, wie die Berliner Caritasdirektorin Kostka beim jüngsten Dialoggespräch in Magdeburg bekannte. Das Frankfurter „Institut für Weltkirche und Mission“ legt dazu einen Band mit Aufsätzen vor, die von der biblischen bis zur systematischen Perspektive Stellung beziehen. Es geht um die „theologische Würdigung von Migration als einem Ort, an dem Gottes Heilsplan – häufig auch inmitten großer Not – sichtbar und erfahrbar wird“ (S. 7).

Ein Erfahrungsbericht von Frido Pflüger über den Jesuiten-Flüchtlingsdienst in Afrika eröffnet die Beiträge. Neun Millionen Flüchtlinge in Ostafrika, die meisten Kinder, bildungshungrig, erleiden von Menschen gemachtes Leid. Stefan Schohe bekräftigt, dass 19 % der Bevölkerung einen Migrationshintergrund haben. Sowohl das Kirchenrecht als auch lehramtliche Schreiben verpflichten die Kirche zur Seelsorge an den Migranten und der Integration in die Ortskirche.

Migration im biblischen Kontext, ausgehend von Abrahams Auszug aus dem Heimatland, nimmt Anna Fumagalli zum Ansatz für eine kontextuelle Bibellektüre, in der eine „Hochschätzung des Migrationsphänomens“ (S. 82) zum Ausdruck kommt. So wird Migration zum „Zeichen der Zeit“ und „Ort der Theologie“; Regina Polak fordert eine „migrationssensible Theologie“, die durch die Erfahrungen des Fremden bereichert und bescheiden wird. Dass die Mobilität der Menschen auch die gläubige Deutung verändert, weist Jorge E. Castillo Guerra in seiner „Theologie der Migration“ auf. Die Transformationen der menschlichen Identität fordern auch eine Veränderung der Gottesbilder, für die der Migrationsweg der Glaubensgemeinschaft hilfreich ist. Der Autor plädiert für eine „Theologie für Fremde und Gäste“ (S. 126).

Was Migration für die Missionswissenschaft bedeutet, fragt Gemma Tulud Cruz. Sie möchte durch die Macht der Begegnung das Bewusstsein verändern, in einem Wortspiel: „Witness as *Withness*“ (S. 149), oder statt Gastfreundschaft gegenüber Fremden eher Gastfreundschaft unter Fremden zu pflegen. Entscheidend für sie ist die zweite Generation, in der Migranten selber zu Trägern der Evangelisierung werden sollen. Noch einmal nach einer „Theologie der Migration“ fragt Gioacchino Campese. Zentrale Themen sind dabei die Globalisierung, Territorialität, Identität und Diversität. Nur egalitäre Beziehungen freilich können die Erlebnisse und Gotteserfahrungen von Migranten für die theologische Reflexion fruchtbar machen. Hans-Joachim Sander geht davon aus, dass Migranten und andere Personengruppen „Menschen im Versteck“ sind. Er möchte „Nicht-Orte“ zu „Anders-Orten“ deuten, in denen der sich verbergende Gott neu ansichtig wird. Der Hinweis auf den Katakombenpakt, in dem sich gegen Ende des Konzils Bischöfe zu einer armen Lebensweise verpflichteten, illustriert diesen Paradigmenwechsel.



ISBN 978-3-7917-2579-6.  
€ 29.95.

Joachim Schmiidl ISch

Thomas Staubli / Silvia Schroer

## Menschenbilder der Bibel

Stuttgart: Patmos Verlag 2014. – 689 S.

„Menschenbilder“ ist der mit ungeheurem Fleiß und großer Sorgfalt zusammengetragene und von den Autoren selbst als *Sachbuch* bezeichnete lexikonähnliche Band betitelt. Bei wahlweisem Durchblättern ist man freilich versucht, etwa „Schnappschüsse von Menschen“ auch für eine zutreffende Bezeichnung zu halten. So sehr erinnern die Darstellungen an die in Pompei ausgegrabenen Figuren, die die Menschen genau in jenen Tätigkeiten zeigen, bei deren Ausübung sie von der Lava des Vulkanausbruchs überrascht wurden. So entfaltet der Band auf mehr als fünfhundert Seiten (wenn man Einleitung und Register nicht mitzählt) zahlreiche Momentaufnahmen von Menschen aus biblischen Zeiten, die mit einer Fülle liebevoll zusammengestellter Einzelheiten und zeitgenössischer Bilddarstellungen angereichert wurden.

Den Einzelthemen voran geht eine allgemeine Einleitung, deren im allgemeinen guter Informationscharakter teilweise durch unnötige polemische Seitenhiebe (z.B. gegen Pröppers Anthropologie, der seinerseits die Exegese weitgehend in Ruhe lässt) gestört wird. Menschen und Dinge nur für sich selbst sprechen zu lassen, wäre eine glücklichere Wahl gewesen. Ein gewisser Bürokratismus macht sich in dem Stil der Kapitel-Überschriften geltend, wenn eine große Reihe von Begriffen durchgängig mit vorangestelltem „von“ hintereinander gereiht werden (am Ende sind es genau 90 an der Zahl, von „Von Hass und Liebe“, S. 39, bis „Von Staunen und Neugier“, S. 568). Dass diese antik anmutende „Adelserhebung“ ausreichend sei, um von den abstrakten Begriffen der gescholtenen Vernunftwissenschaft den Weg zur konkreten Wirklichkeitserfahrung zu finden, darf mit Fug bezweifelt werden. Man kommt sich ein wenig vor wie vor einem Untersuchungsrichter, der die biblische Zeit nach einem vorgefertigten Fragekatalog abtastet, um zu erfahren, wie sie sich wann, wo, wie verhalten hat. Bei mehr Wohlwollen könnte man auch an ein unterhaltsames Memory-Spiel denken, bei dem Begriffe und Inhalte zusammengesucht werden müssen. Bei alledem darf nicht in Abrede gestellt werden, dass es den Autoren auf diese Weise gelingt, ein sehr vielfältiges Panorama vom Alltagsleben des Menschen in früheren Zeiten zu entwerfen. Wer sich an die positiven Aussagen hält und nicht von der äußeren Aufmachung beirren lässt, wird in diesem Band eine Menge guter Anregungen finden können. Hin und wieder bricht sich auch in der Einleitung eine kritischere Einsicht Bahn, der man noch etwas Vertiefung gewünscht hätte. Gegenüber dem angeblichen Misstrauen



ISBN: 978-3- 8436-0444-4.  
€ 35.00.

der Philosophen gegenüber der Körperwelt stellen sie, S. 19, fest: „Andererseits hat die Emanzipation von der Leibfeindlichkeit in den letzten Jahrzehnten einen Pendelschlag in die andere Richtung bewirkt, der ganz andere Probleme generiert. [...] Mit den damit verbundenen Marktinteressen ist eine neue Art von Terror über den menschlichen Leib hereingebrochen.“ Handelt es sich nicht längst schon um einen politischen Terror, bei dem über den Körper auch Geist und Seele des Menschen beherrscht, überwacht und missbraucht werden sollen? Hier werden vielleicht, nicht zuletzt mithilfe der biblischen Sprache und Bilder, noch einmal ganz andere Alternativen notwendig, als die, an welche die Autoren bisher zuerst gedacht zu haben scheinen. Wenn dieselben erst einmal ihre unnötigen Vorbehalte gegen die Philosophie abgelegt haben, wer weiß ob sie nicht noch einmal selbst in der Lage sein werden, die untersuchten Begriffe aus dem „Ghetto“ eines beziehungslosen Neben- und Hintereinanders zu befreien und mithilfe der Dialektik in ein dynamisch sich umschlingendes und wechselseitig bedingendes Ineinander zu überführen. Dann werden die bisherigen Schnappschüsse sich auch zu wirklichen lebens- und seelenvollen „Menschenbildern“ vervollständigen können.

Alban Rüttenauer SAC

Hans Klein

## Zwei intertestamentarische Hymnen im Lukasevangelium

Benediktus und Magnifikat.

Münster: LIT Verlag 2014. – 130 S.

Bei dem gegenwärtigen Vorherrschen eines redaktionskritischen und kanonischen Methodenansatzes ist es jedesmal erfreulich, wenn sich ein Versuch hervorwagt, der den Blick einmal in eine andere Richtung lenkt. Darum ist das neue Werk sehr zu begrüßen, das die als Benediktus (Lk 1,67-79) und Magnifikat (Lk 1,46-55) bekannten psalmenartigen Hymnen des Lukasevangeliums konsequent aus dem Blickwinkel einer bestimmten Überlieferungsgeschichte zu betrachten unternimmt. In seinem Geleitwort verspricht der Autor für das Verständnis dieser Texte eine neue „Tiefenschärfe“ und spricht damit selbst den Maßstab aus, an dem seine Ergebnisse gemessen sein wollen. Als Sitz im Leben glaubt Klein bestimmte Bräuche bei der Geburt von Kindern ausmachen zu können. Für das Benediktus käme noch eine Entstehung in der Makkabäerzeit hinzu. Die Tiefenschärfe in der Auslegung ergibt sich daraus, wie Texte, die ursprünglich für eine allgemeinere menschliche Erfahrung gedacht waren oder aus einer länger zurückliegenden geschichtlichen Epoche stammen, auf ein ganz bestimmtes einzigar-



tiges Ereignis bezogen werden. Nach einem ersten Kapitel über die Einordnung der Hymnen in die lukanische Kindheitsgeschichte und weitere Problemstellungen, erfolgt die Analyse der Hymnen mit vorgeschalteter Übersetzung, dem Aufweis von Spannungen und der Nachzeichnung einer möglichen Entstehungsgeschichte, die jeweils mit der Auslegung des Lukas als letzter Entwicklungsstufe endet. Den Abschluss bildet jeweils eine Zusammenfassung der Ergebnisse. Neben einem Literaturverzeichnis ist das Werk auch mit einem ausführlichen Stellen- und (Autoren-)Namenregister ausgestattet.

Der Autor hält sich viel bei Einzelfragen auf, die sich oft gar nicht oder nur mit unsicheren Vermutungen beantworten lassen. Am Ende ist es müßig zu fragen, ob Lukas vorgefundene Texte mit leichten Änderungen in sein Evangelium eingebaut hat, oder ob er sich von Vorlagen zu freien Neuschöpfungen inspirieren ließ. Der quasi intertestamentarische Charakter der Hymnen bliebe sich in beiden Fällen gleich.

Vom alttestamentlichen Standpunkt lässt sich als Anregung geben: Der Häufung von Infinitiven im Benediktus, für die sich sonst in der Psalmensprache nichts Ähnliches findet, ist immerhin Spr 1,1-4 zu vergleichen, auch wenn es hier nicht um ein Gotteslob, sondern um das Lob der Sprichwörter geht. Für die Verwendung von „Geist“ als Personalpronomen, was den Anfang des Magnifikat so merkwürdig erscheinen lässt, gibt es Anbahnungen im ezechielschen Schrifttum, neben der bekannten Verheißung eines neuen Herzens und Geistes (Ez 11,19 par. 36,26; 18,31) wäre auch an Ez 11,5 und die „aufsteigenden Gedanken in eurem Geist, (also: in euch)“ (bezogen auf eine Verschwörergruppe) zu denken.

Für eine weitere Verstärkung der Tiefenschärfe könnte man sich einladen lassen, noch mehr über die Bedeutung nachzudenken, die Segenswünschen bei Schwangerschaft und Geburt in einer Welt zukamen, die sich noch ganz dem Schicksal ausgeliefert fühlte, weil die heutigen Sicherheiten fehlten, dafür aber einer offeneren Zukunft mit der grenzenlosen Wandelbarkeit von Zeit und Gesellschaft entgegensah. Das könnte vielleicht auch in der Gegenwart vor einer allzu oberflächlichen Heilsgewissheit der Frommen wie einem allzu voreiligen Fortschrittsoptimismus der Weltkinder bewahren.

Alban Rüttenauer SAC



ISBN: 978- 3-643-50612-2.  
€ 19.90.

Colm Tóibín

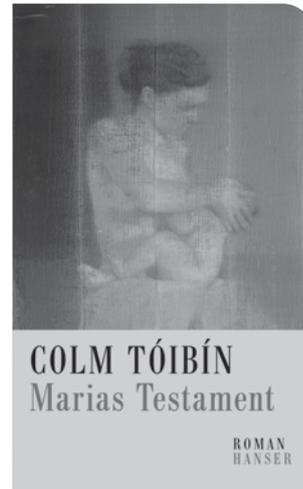
## Marias Testament

München: Hanser Verlag 2014. – 127 S.

Eine „Erschütterung der christlichen Erzählung“ sei Marias Testament, das Colm Tóibín in seinem neuesten Roman vorlegt – so verheißt es der Klappentext. Konziser wäre zu sagen: Wenn diese Erzählung getreu der Bibel hätte erfolgen sollen, ist sie als häretisch zu bewerten, denn: Tóibín erzählt von einer Frau namens Maria, die nicht nur den Tod, sondern auch das Leben ihres Sohnes geradezu erleidet; einem Sohn, dem jeder Mensch nun das ewige Leben verdanke (123). Doch mit dieser Botschaft und auch mit ihrer Wirkung unter den Menschen kann Tóibíns' Maria nichts anfangen. Folgerichtig – und dies markiert zugleich Höhepunkt der Erzählung – hält sie es auch nicht aus, unterm Kreuz zu stehen, um auf die letzten Worte ihres Sohnes zu warten. Nein, für sie ist dies kein besonderer, sondern allein ein schmerzhafter Moment – und deshalb flieht sie. Sie flieht, um sich selbst zu retten (104) und in der Hoffnung, dass das, was geschah, nicht geschehen ist (126). Allein in der Nacht träumt sie nun davon, ihren „zerschlagenen Sohn“ (104) vom Kreuz zu nehmen, festzuhalten und ihm das Blut aus den Haaren zu waschen. Nur im Traum berührt sie die Stellen, an denen die Nägel seine Füße und Hände durchbohrt haben. Doch am Tag sagt sie ganz klar, dass sie es anderen überlassen hätte, ihren Sohn zu bestatten – und sie spricht davon, dass ihr Sohn sich nicht für die Menschen hätte opfern dürfen: „Wenn ihr sagt, dass er die Welt erlöst hat, dann sage ich, dass es das nicht wert war. Das war es nicht wert.“ (125)

Tóibíns Erzählung kommt wortgewaltig und sprachlich ausgefeilt daher. Sie lebt von dichten Beschreibungen, in denen sich kaum Worte, Zuschreibungen und Sätze wiederholen, und sie folgt dem Spannungsbogen der biblischen Geschichte, die ihren Höhepunkt im Kreuzesgeschehen findet. Eindrucksvoll gelingt es Tóibín auf diesem Weg, die Sorge, den Schmerz und auch die Verzweiflung einer Mutter zu spiegeln, die in der „fieberhaften Atmosphäre“ und in der „wachsenden Hysterie“ der Zeit fast schon körperlich merkt, wie „unendlich weit entfernt“ (61) plötzlich ihr eigenes Kind ist, das doch eben noch etwas Zartes, Kindliches an sich hatte. Aber nun gilt es als Heil der Welt, als Insigne aller Erlösungshoffnung. Gleichwohl ist es dadurch nicht geschützt vor Schmerz (93), Zermürbung und Resignation (88), kurz: vor allem, vor dem die Mutter ihr Kind gern bewahren würde, weil sie dies selbst kaum aushält.

In dieser dichten Beschreibung quillt in Tóibíns Maria zudem immer wieder die Wut auf die zwei Beobachter hervor, die ihr nach dem Tod Jesu auf Schritt und Tritt folgen



ISBN: 978-3-446-24484-9.  
€ 14.90.

und sie permanent bitten, von Worten und Taten ihres Sohnes zu berichten. „Meine Aufpasser“ (120) nennt Maria die beiden – und sie ekeln sie an. In diesen Ekel mischt sich ihr Erschrecken, wenn sie an Erlebtes, etwa an Lazarus, denkt. Er war tot – und es war ihr Sohn, der sich mit „hochtrabenden Sprüchen“ (40) am Tod selbst zu schaffen machte und Lazarus auferweckte. Danach sei Lazarus für immer gezeichnet gewesen – und Tóibíns Maria denkt darüber nach, welchem Ort, welcher Dunkelheit er wohl entkommen sei. Welche Worte konnte es für das Wissen geben, das er erlangt hatte? Diese Auseinandersetzung nimmt einen signifikanten Teil des Textes ein – und sie changiert zwischen eigenem Unglauben, staunenden Fragen und aufwallendem Ärger über den eigenen Sohn, der sich nun so angreifbar gemacht hat mit seinem Tun und seinem „geschwollenen“ Reden von „seiner Aufgabe in der Welt“ (59).

Tóibíns Maria ist eine Charakterstudie. Sie kommt einer Frau sehr nahe, die Unglaubliches erlebt hat – und die kaum in Worte zu bringen vermag, was ihr widerfahren ist. Doch ist es eine „Erschütterung der christlichen Erzählung“, dass Maria es ablehnt, sich von den Jüngern in die „Mythenbildung Jesu“ (Klappentext) einbinden zu lassen? Kaum, denn Tóibíns literarische Studie bewegt sich erkennbar jenseits der Plätze, die Jesus, aber auch Maria in der Heilsgeschichte einnehmen. Der Roman indes gehört in den Bereich der Kunst; nicht weniger, aber eben auch nicht mehr.

Nicole Grochowina

### Im nächsten Heft...

greift die Ordenskorrespondenz das Thema „Flüchtlinge in Deutschland“ auf. Wie sehr der Aufruf des Papstes vom September 2013, die Klöster für Flüchtlinge zu öffnen, in den Folgemonaten Relevanz gewinnen sollte, hat damals wohl kaum jemand im Ordensbereich ahnen können. Eineinhalb Jahre später sind viele Ordensgemeinschaften in Deutschland in diesem Anliegen engagiert. Die Ordenskorrespondenz blickt hinter die Kulissen und fragt nach Konzepten, Erfahrungen und auch nach dem politischen Engagement der Orden in dieser Sache.

Im Dokumentationsteil wird Heft 2/2015 exemplarische Beiträge der Internationalen Ordensarchivtagung publizieren, die vom 13. bis 15. April 2015 in Schloss Puchberg bei Wels in Österreich stattfindet. Veranstalter sind die DOK-Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive (AGOA) und das österreichische Referat für die Kulturgüter der Orden.

# ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz



Die Flüchtlinge  
und die  
Ordensgemeinschaften



Internationale  
Ordensarchivtagung



Kirchliche  
Archivordnung  
– Orden (KAO-O)

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkonzferenz



ISSN: 1867-4291

56. Jahrgang 2015, Heft 2

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkonzferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkonzferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Sr. Philippa Rath OSB, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn,  
Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ensding,  
Telefon (09624) 92 01-0, [www.donbosco-druckdesign.de](http://www.donbosco-druckdesign.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

## Vorwort



Vor eineinhalb Jahren war der erste Beitrag des Heftes 4/2013 unserer Zeitschrift überschrieben: „Flüchtlinge und Migranten als Herausforderung für Kirche und Orden“. Der internationale Direktor des Flüchtlingsdienstes der Jesuiten, P. Peter Balleis SJ, schilderte darin das Aufgabenfeld und Selbstverständnis seiner Organisation vor dem Hintergrund der ersten großen Flüchtlingstragödie vor Lampedusa mit mehreren hundert ertrunkenen Menschen. Papst Franziskus hatte kurz darauf - auch davon berichtet P. Balleis - an leere Konvente in Rom erinnert und dazu ermuntert, diese für Flüchtlinge zu öffnen. Die Ordensgemeinschaften haben den Papst beim Wort genommen. Wohl kaum jemand im deutschsprachigen Ordensbereich hat damals geahnt, wie sehr dieser Aufruf des Papstes auch für die Klöster und Ordensgemeinschaften bei uns Relevanz erhalten würde. Die Zahl der Flüchtlinge, die in wackligen Schlauch- und Fischerbooten über das Mittelmeer kommen, ist seither noch einmal deutlich angewachsen und steigt weiterhin. Das Unglück vor Lampedusa hat sich nicht als der Weckruf erwiesen, der es hätte sein können; neuerliche Bootshavarien - kleine und große - haben ungezählte weitere Opfer gefordert. Heute - eineinhalb Jahre nach der Mahnung des Papstes - sind viele Ordensgemeinschaften auch in Deutschland in diesem Anliegen engagiert und die Ordenskorrespondenz greift das Thema erneut auf. Auch in Deutschland ist der Jesuiten-Flüchtlingsdienst eine der markantesten Stimmen weit über den Ordensbereich hinaus zur Flüchtlingsthematik. Dessen deutscher Leiter, P. Pflüger SJ, appelliert in seinem Beitrag für ein Europa der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts für alle, die sich ihm anvertrauen. Über Entscheidungsprozesse und Weichenstellungen, die für die Aufnahme von Flüchtlingen - teils unerwartet schnell und fast überstürzt - notwendig werden können, berichten Sr. Monika Edinger CSR und P. Alfred Tönnis OMI. Das Ordensleben selbst bleibt von solchem Engagement nicht unberührt. Das lässt exemplarisch der Beitrag von Sr. Birgitt Stollhof CJ ahnen. Am Beginn dieses Heftes steht jedoch ein Beitrag aus dem Libanon. Sr. Hanan Youssef RGS berichtet von ihrer Arbeit im Norden von Beirut, wo sie sich um Flüchtlinge aus dem Irak und aus Syrien kümmert - sie ist um so viel näher als wir an jenen Ereignissen, die viele der Flüchtlinge, die auch zu uns kommen, gezwungen haben, ihre Heimat zu verlassen.

Arnulf Salmen

# Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	129
--------------------------	-----

## Ordensleben

Hanan Youssef RGS Flüchtlingshilfe der Schwestern vom Guten Hirten im Libanon	133	Monika Edinger CSR Orden und Flüchtlinge	159
Frido Pflüger SJ „Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.“	140	Birgit Stollhoff CJ Nachbarschaft als Nachfolge	166
Yves Kingata Asyl als ultima ratio und Zuflucht für Menschenwürde	147	Alfred Tönnis OMI Neue Heimat im Kloster Flüchtlingaufnahme im ehemaligen Kloster Oggelsbeuren	169

## Dokumentation

Thomas Prügl  
Ordenstradition  
und theologische Schulen 178

Regina Polak  
„Wir haben es erlebt.“ 191

Kirchliche Archivordnung  
– Orden (KAO-O) 210

Markus Warode / Mareike Gerundt  
Führungskräfte profitieren  
von Franziskus von Assisi 217

## Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 225

Aus der Weltkirche 227

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonzferenz 232

## Neue Bücher

Formation 238

Lateinamerika 240

Lyrische Theologie 244

Zum Jahr der Orden 246

»Denn ich war hungrig  
und ihr habt mir zu essen gegeben;  
ich war durstig  
und ihr habt mir zu trinken gegeben;  
ich war fremd und obdachlos  
und ihr habt mich aufgenommen;  
ich war nackt  
und ihr habt mir Kleidung gegeben;  
ich war krank  
und ihr habt mich besucht;  
ich war im Gefängnis  
und ihr seid zu mir gekommen.«

Mt 25, 35.36

### Hanan Youssef RGS

Sr. Hanan Youssef RGS gehört der Gemeinschaft der Schwestern Unserer Lieben Frau vom Guten Hirten an. Sie leitet eine Medikamentenausgabe / Apotheke in der Krankenstation Saint Antoine in Roueissat el Jdeideh, einem armen Stadtviertel im Norden von Beirut. Dort kümmert man sich vor allem um Flüchtlinge aus dem Irak und aus Syrien, um Christen und Muslime.



Hanan Youssef RGS

## Flüchtlingshilfe der Schwestern vom Guten Hirten im Libanon

Der nebenstehende Text entstand in Vorbereitung auf einen Kongress des Hilfswerks „Kirche in Not“ im März 2015 in Würzburg zum Thema „Arabischer Winter – Islamisierung und „religiöse Säuberung“ des Nahen Ostens“. Sr. Hanan Youssef RGS berichtete dort im Rahmen einer Podiumsdiskussion über ihre Arbeit im Libanon, die finanziell auch durch das Hilfswerk unterstützt wird.

Mein Name ist Sr. Hanan Youssef; ich komme aus dem Libanon. Ich bin eine Schwester Unserer Frau von der Liebe des Guten Hirten [Anm. d. Red: in Deutschland in der Regel „Schwestern vom Guten Hirten“], die sich um Menschen am Rande der Gesellschaft und um verlorene Schafe kümmern.

Ein großes Vorbild für diesen missionarischen Geist ist selige Maria Droste zu Vischering, die 1863 in Deutschland zur Welt kam. Sie ist eine der Schwestern vom Guten Hirten, die von unserem Herrn berufen wurde, in unseren Orden einzutreten und sich so zu ihrer Berufung äußerte: ‚Ich wollte mit Jesus sein, der arm und vergessen war, arm und verachtet. Ich wurde zu einem Orden hingezogen, der im Dienst an den Kranken und für die Erziehung der armen Kinder steht.‘

Gemäß ihrem traditionellen Apostolat kümmern sich die Schwestern vom Guten Hirten früher wie heute hauptsächlich um Frauen und Kinder, die von ihren Lebensverhältnissen sehr verletzt wurden und am Rande der Gesellschaft leben. Sie begleiten die Bedürftigen und arbeiten mit all jenen Gruppen in Netz-

werken zusammen, die an den gesellschaftlichen Ungerechtigkeiten etwas ändern wollen.

### **Die Arbeit der Schwestern vom Guten Hirten im Libanon**

Im Libanon unterhalten die Schwestern zwei große Zufluchtsstätten für Frauen und Kinder, ein vorklinisches Gesundheits- und ein Sozialzentrum. Dort erhalten Flüchtlingsfamilien Unterstützung. Darüber hinaus führen sie einen Kindergarten und eine Oberschule, die der örtlichen Bevölkerung eine hochwertige Schulausbildung zu erschwinglichen, moderaten Kosten anbietet.

Erst kürzlich begannen die Schwestern mit dem Betrieb eines sozialen Zentrums für Kinder und Jugendliche, die eine besondere Unterstützung benötigen. Für uns, die wir im Mittleren Osten leben, sind Gewalt und konfessionelle Konflikte Alltag. In diesem Zusammenhang lassen Sie mich eine persönliche Erfahrung mit Ihnen teilen:

Ich selbst wurde in einem kleinen Dorf im Süden des Libanon geboren. Meine Familie musste das Dorf verlassen als ich neun Jahre alt war, weil die Israelis die Gegend besetzten. Dieser Zustand dauerte bis zum Jahre 2001 an. Es gab sehr viel Leid. Meine Großmutter und eine meiner Tanten wurden von der letzten israelischen Rakete vor der Befreiung getötet. Und dann wurden meine Tante und ihr Sohn von der syrischen Armee umgebracht. Und nun bin ich erstaunlicherweise damit beschäftigt mich um syrische und irakische Flüchtlinge zu kümmern, die in unserem Land gestrandet sind.

1999 wurde ich vom Orden beauftragt in der Region Rueissat, zu arbeiten; die-

se grenzt an den Beiruter Vorort Jdeideh. Diese Gegend ist sehr arm und die Bevölkerung ist konfessionell gemischt. Die Koexistenz von Christen und Muslimen zog mich an. Ich gründete ein Zentrum, das sich auf die Rechte von Kindern und auf ihre Erziehung im Geiste dieser Rechte konzentrierte. Ich wollte den Kindern einen sicheren, einen friedlichen und einen fröhlichen Hafen bieten, in dem sie lernen konnten zusammenzuleben und sich gegenseitig mit ihren Unterschieden anzuerkennen.

### **Der Arzneimitteldienst**

2005 wurde der Orden gebeten, eine Medikamentenversorgung mit einer Art Apotheke, St. Antonius, in diesem Gebiet zu übernehmen, um weiterhin den Armen zu dienen und ich wurde beauftragt diese zu führen.

Im Libanon ist die Gesundheitsversorgung sehr teuer; die Armen können sich keine leisten. Wir Schwestern vom Guten Hirten sind bemüht den Armen Gesundheitsdienste zukommen zu lassen, die so gut wie irgend möglich sind.

Unser Arzneimitteldienst fungiert wie ein einfaches lokales Gesundheitszentrum. Wir mussten allerdings aufgrund der aktuellen Flüchtlingssituation weitere, zusätzliche Aufgaben übernehmen, wie die Versorgung der Älteren und der Babys mit Milch, mit Lebensmitteln, mit Kleidung und mit Windeln. So konnten wir einige wunderbare Erfolge in dieser Region erzielen.

Wer sind nun genau die Menschen, die von unseren Diensten profitieren:

- Flüchtlinge aus Syrien und aus dem Irak
- Kranke ohne Kranken- und Sozialversicherung

- Menschen ohne jegliche Ausbildung und Qualifikationen, die nur in der Miliz aufgewachsen sind, ohne jemals gearbeitet zu haben
- einsame oder verlassene Frauen
- arbeitslose Jugendliche, die auf Abwege geraten sind
- verlassene ältere Menschen
- Kinder ohne jegliche Schulbildung und Erziehung, die arbeiten müssen, um ihre Eltern zu unterstützen.

Eines unserer Ziele ist es, diesen Kindern eine Chance zu geben, ihnen eine Schulbildung zu ermöglichen und ihnen dabei die Erfahrung zu vermitteln, dass es möglich ist mit anderen Kindern aus anderen Kulturen, anderen Religionen und anderen Ländern, friedlich zusammenzuleben. Auf diese Art und Weise erleben sie, dass Gewalt keine Probleme lösen kann, sondern nur der Frieden.

Unsere Medikamentenausgabestelle hat bereits früher Flüchtlinge unterstützt: Im Jahr 2006 während des Krieges mit Israel versorgten wir 5.000 Flüchtlinge aus dem Süden des Libanon. Wir arbeiteten damals rund um die Uhr, um neben der Medikamentenversorgung alle auch mit Nahrung, Kleidung, Unterwäsche, Wasser und Hygieneartikeln usw. versorgen zu können.

Vor fünf Jahren begannen dann irakische Flüchtlinge zu uns zu kommen, hauptsächlich chaldäische Christen. Wären sie im Irak geblieben, wären sie umgebracht worden; so blieb ihnen nur die Flucht.

Einige wurden entführt und nur gegen Lösegeld freigelassen, Mädchen wurden vergewaltigt. Sie flüchteten in den Libanon, der für sie ein sicheres arabisches und auch christliches Land bedeutete.

Dort hofften sie Visa zu bekommen, um den Mittleren Osten ganz verlassen zu können. Manchmal mussten sie zwischen zwei und vier Jahren ausharren, bis sie endlich ihre Visa erhielten. Es scheint, dass die irakischen Christen diese Marter immer wieder aufs Neue erleiden müssen.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

In diesem Jahr zerstörte der ISIS ihr bisheriges Leben; er riss ihr Land und ihre Häuser an sich, hat ganze Dörfer entleert. Sie flüchteten in die Richtung von Erbil. Auf der langen, verlassenen Straße mussten die Schwachen ihren Blutzoll entrichten und starben an Austrocknung, an Unterernährung, an Erschöpfung. Die überlebenden Familienmitglieder konnten ihre Toten nicht begraben; sie blieben einfach dort liegen, wo sie tot umgefallen waren. In Erbil angekommen, blieben einige in Zelten, die für sie aufgestellt worden waren. Diejenigen, die Verwandte oder andere Kontakte in Jordanien oder im Libanon hatten, flohen dorthin weiter. Für Menschen mit Geld ist das Reisen keine Affäre, aber diese Menschen mussten alles verkaufen, was sie hatten, um sich ein Flugticket in den Libanon leisten zu können. Sie kamen in ein fremdes Land ohne einen Pfennig. Wir, in unserem Gesundheitszentrum, hießen sie willkommen, ebenso wie vie-

le andere Nicht-Regierungsorganisationen. Mithilfe des Flüchtlingskommissariats der Vereinten Nationen (UNHCR) unterstützen wir sie mit unseren Gesundheitsdiensten. Mit den Geldern von „Kirche in Not“ versuchen wir sie mit dem Notwendigsten an Nahrung, an Hygieneartikeln, mit Windeln für die Babys usw. zu versorgen.

Wir hören ihren entsetzlichen Fluchtgeschichten zu mit all dem unvorstellbaren Leiden, das die Flüchtlinge erdulden mussten. Da auch ich im Krieg viel erlebt und gelitten habe, kann ich mich sehr gut in ihren Schmerz einfühlen.

### Einige Leidensgeschichten

Einmal betraten zwei junge Männer unser Gesundheitszentrum und riefen: „Wir wollen keine Wohltätigkeit, wir brauchen nur Arbeit!“ und dann brachen sie in Tränen aus. Glauben Sie mir, es ist eine sehr ungewöhnliche und schockierende Erfahrung einen Mann des Mittleren Ostens weinen zu sehen! Es war offensichtlich, dass sie jemanden brauchten, dem sie ihr Herz ausschütten konnten.

Die Eltern hatten für das Flugticket ihrer Söhne nach Beirut alles verkaufen und hergeben müssen, die Aussteuer, das Auto, alle Ersparnisse. Die zwei Brüder waren gezwungen ihre Eltern in einem Land im Belagerungszustand ohne einen Pfennig für sich selbst zurückzulassen. Sie fühlen sich deswegen sehr schuldbeladen und möchten unbedingt Geld verdienen können, um ihre Eltern ebenfalls nach Beirut bringen zu können.

Ein anderes Mal kam ein Vater zu uns mit seiner 16-jährigen, dehydrierten, schwer depressiven Tochter, die auch

noch an einer akuten Magen-Darm-Entzündung erkrankt war. Sie waren erst vor ein paar Tagen im Libanon angekommen und hatten gerade die Ehefrau und Mutter durch eine Hepatitis B Erkrankung verloren. Wir versuchten dem Mädchen so gut wir konnten zu helfen und bemühten uns um einen Krankenhausaufenthalt für sie, aber kein Krankenhaus wollte sie aufnehmen.

Wir versorgten sie mit einer stabilisierenden intravenösen Lösung und hatten große Angst, dass sie in der Nacht sterben könnte, zumal sie auch keinen Lebenswillen mehr zeigte.

Ihr Vater war im Schockzustand; seine Augen waren leer, seine Sprache verwirrt, er verstand nichts, und er war nicht in der Lage situationsgerecht etwas für seine Tochter zu tun. Wir sind dankbar, dass die Tochter dann doch überlebte; wir brachten sie zu einem unserer Psychologen, der versuchte sie in einen gewissen Normalzustand zurückzubringen.

B. K. ist eine 33-jährige Frau aus dem Irak. Sie und ihr Mann gehören verschiedenen Religionen an. Vom ersten Tag ihrer Ehe wurden sie deshalb verfolgt, es wurde ihnen aber kein physisches Leid angetan bis ein naher Verwandter versuchte sie zu ermorden. Da entschlossen sie sich in den Libanon zu fliehen. Das war vor zwei Jahren. B. K. kam mit der Bitte um einen sicheren Aufenthaltsort zu uns. Wir leiteten sie in eine sichere Region weiter, und vermittelten ihr und ihrem Mann soziale und psychologische Unterstützung, denn von all der Verfolgung und dem Elend waren sie sehr depressiv geworden. Heute leben sie in Australien und haben einen kleinen Jungen.

Nun erzähle ich Ihnen von R. N., einer 30-jährigen Frau aus dem Irak: Drei Monate wurden sie, ihr Mann und ihre Kindern verfolgt, eingeschüchtert, mit dem Tode bedroht. Trotzdem entschieden sie sich im Irak zu bleiben bis ihr Sohn entführt wurde. Die Entführer verlangten 20.000\$ Lösegeld. Von ihrem Sohn hatten sie keine Nachrichten bis sie das zusammengesammelte Geld den Entführern übergaben, die zum Glück den Jungen freigaben. Anschließend verließen sie den Irak, um der ständigen Verfolgung zu entgehen und um zu verhindern, dass ein weiteres Kind entführt werden würde. Drei Monate nach ihrer Ankunft im Libanon bat uns R. N. um Hilfe. Wir versorgten sie mit sozialer und psychologischer Unterstützung mithilfe unseres Psychologen und unserer Sozialarbeiter im Zentrum und bei Hausbesuchen. Nach zwei Jahren Aufenthalt im Libanon lebt die Familie heute in den USA.

Als der Krieg in Syrien begann, mussten die Iraker, die dorthin geflohen waren, erneut fliehen. Sie kamen in den Libanon, wo wir sie willkommen hießen und wo wir versuchten sie so gut wie wir konnten, zu unterstützen.

Nach ihnen kamen zwei Millionen syrische Flüchtlinge in einen Libanon, der bereits nicht mehr in der Lage war, seine eigenen Landsleute und die irakischen und palästinensischen Flüchtlinge zu versorgen. Schulen und Krankenhäuser waren überfüllt; darüber hinaus gab es ständig Stromausfälle, Ausfall der Wasserversorgung und eine grassierende Arbeitslosigkeit. Gewalt und Diebstahl nehmen zu, weil alle diese Menschen verzweifelt versuchen ihre einfachsten Grundbedürfnisse zu befriedigen. Andere Staaten haben den Libanon in dieser

Situation nicht unterstützt, und nun kommt es dazu, dass den Menschen im Libanon immer mehr fundamentale Rechte verweigert werden.

Die Flüchtlinge, meistens Syrer, kommen zu unserem Gesundheitszentrum und zögern nicht um Hilfe zu bitten; sie brauchen Lebensmittel, Kleidung und anderes.

Wir haben in unserer Klinik zwei Sozialarbeiter, die die Menschen empfangen, ihnen zuhören und ihnen weiterhelfen, besonders den Frauen. Uns fällt auf, dass viele Frauen sexuell missbraucht worden sind aber es ist ihnen verboten worden darüber zu sprechen. Einige Frauen sind körperlich und seelisch durch diese Erfahrung zerstört; wie eine junge Frau, die von vier Männern vergewaltigt wurde und nun zu traumatisiert ist, um darüber zu sprechen. Eine andere Frau wurde von ihrem Ehemann zur Prostitution gezwungen, um den Unterhalt der Familie zu gewährleisten.

Syrische Mädchen werden zu einem sehr frühen Zeitpunkt, schon ab elf Jahren zur Ehe gezwungen und müssen viele Kinder gebären. Wenn sie dann 30 sind, haben sie oft zwischen sechs und neun Kinder. Einige Mädchen heiraten viel ältere Männer, um auf diese Weise an Geld zu kommen, mit dem sie ihre Herkunftsfamilien unterstützen. Sie sind dann oft nicht fähig sich um ihre eigene Familie zu kümmern und ihre eigenen Kinder angemessen aufzuziehen.

Viele Flüchtlingsfamilien teilen sich den Wohnraum mit anderen Familien; wenn dann 15 und mehr Personen in einem Raum leben, können Sie sich die Probleme, die daraus entstehen, sicherlich vorstellen.

Viele syrische Flüchtlinge respektieren ihre Aufenthaltsorte nicht, sondern zerstören alles, stehlen, erzählen Lügen; dies hilft ihnen aber natürlich nicht weiter, sondern erzeugt nur neue Konflikte mit der ansässigen Bevölkerung, sogar mit den Muslimen.

Ich erzähle Ihnen dies alles, damit Sie ein Gefühl dafür bekommen in welcher Atmosphäre und unter welchen Bedingungen wir leben und arbeiten. Unser Apostolat besteht darin, den Menschen, denen wir helfen wollen, die Barmherzigkeit Gottes sichtbar zu machen, Versöhnung zu ermöglichen, Hoffnung zu stiften trotz einer Umwelt voller Hoffnungslosigkeit.

### **Zwischen Flüchtlingen und libanesischer Bevölkerung**

Mit unserem Gesundheitszentrum bemühen wir uns den Menschen die bestmögliche Unterstützung zu geben, denn wir glauben ja, dass alle Menschen Gottes geliebte Kinder sind. Dadurch sind nun aber ganz neue Probleme entstanden, denn die ansässige libanesisch Bevölkerung glaubt nicht mehr, dass wir weiterhin auch für Sie da sind, wenn sie Hilfe brauchen, sondern sie denken, wir kümmern uns nur noch um Ausländer und Flüchtlinge. Sie verstehen nicht wie und warum es zu dieser Situation gekommen ist; so werden sie uns gegenüber ärgerlich, weil sie sich im eigenen Land wie eine zurückgesetzte, nur zweitklassige Gruppe fühlen.

So ist auch für uns selbst eine unerträgliche, sehr konfliktbeladene Situation entstanden, in der wir ständig versuchen gegensätzliche Standpunkte und Emotionen von undankbaren Flüchtlingen und vorwurfsvoller libanesischer

Bevölkerung miteinander auszugleichen und zu versöhnen.

Die ungeheure Masse von Flüchtlingen überwältigt uns einfach. Der Libanon ist ein sehr kleines Land mit einer sehr kleinen Infrastruktur. Das kleine Land ist nicht in der Lage diese riesige Menge an Flüchtlingen willkommen zu heißen und ihre Bedürfnisse zu befriedigen. Im Libanon sind wir vier Millionen Libanesen; die offiziell registrierte Anzahl der Flüchtlinge beträgt zwei Millionen. Dazu kommt die große Zahl der nicht registrierten Flüchtlinge. Wir haben keine freien Plätze mehr in den Schulen und in den Krankenhäusern; auch nicht für die Schwangeren, von denen es eine große Zahl gibt (seit 2013 wurden ca. 400.000 Babys im Libanon geboren). Oft haben die Mütter keine andere Wahl als ihre Kinder in der Wohnung zur Welt zu bringen ohne jegliche medizinische Hilfe. Sie können sich vorstellen zu welchen Problemen dies führt, wenn es bei der Geburt Komplikationen gibt. In unserer Klinik versuchen wir nach Kräften für jeden Einzelnen da zu sein; es ist eine ganz große Herausforderung für uns. Während der Impfkampagne impften wir in anderthalb Wochen 2.000 Kinder. Es war eine große Herausforderung für das Personal, für die Ärzte, für mich selbst und für die bescheidene Struktur unserer Klinik.

Die syrischen Flüchtlinge sind sogar noch ärmer als die aus dem Irak. Sie leben in Zelten ohne Strom, ohne Wasser und ohne irgendeine primitive Infrastruktur. Ihre Lebensbedingungen sind fatal. Um Ihnen ein Beispiel zu geben: Eines Tages kam eine Mutter mit einem Baby, dessen Ohr infolge der entsetzlichen hygienischen Bedingungen in den Zelten zur Hälfte von einem Tier

abgefressen war. Unter diesen Bedingungen kann wegen der fehlenden Hygiene vielen Krankheiten nicht vorgebeugt werden, vor allem auch nicht der Krätze.

Ansteckende Krankheiten wie die Kinderlähmung und die Masern, die seit einiger Zeit im Libanon „ausgerottet“ waren, kehren nun mit den syrischen Flüchtlingen wieder ins Land zurück. Wir müssen nun auch wieder die ansässige libanesische Bevölkerung gegen diese Krankheiten impfen. Die Regierung stellt uns nur den Impfstoff zur Verfügung, nicht aber das nötige Begleitmaterial wie Nadeln und Handschuhe. Die Situation ist also nicht nur für die Flüchtlinge sehr schwierig, sondern zunehmend auch für die, sie aufnehmenden und willkommen heißen Libanesen.

Möge Gott uns Menschen schicken, die uns helfen können, sonst werden wir diese heilige Mission nicht viel länger durchhalten können. Wir leben nicht nur für und durch den Körper, sondern

auch für und durch die Seele. Nur unser Glauben, dass Gott mit uns ist, hält uns aufrecht, gibt uns Geduld und Entschiedenheit diese Reise fortzusetzen.

Es sieht so aus als bestünde das Schicksal des Libanon darin immer wieder aufs Neue Flüchtlinge aufzunehmen. Es begann mit den Armeniern nach dem türkischen Völkermord und dauert bis heute.

Wir sind uns bewusst, dass auch wir Flüchtlinge auf Erden sind, denn unser wahres Zuhause ist im himmlischen Königreich. Unser Vertrauen in Gott ist unsere einzige Stütze angesichts der täglichen Prüfungen, denen wir mit unserer Flüchtlingsarbeit und in unserem Zusammenleben mit den Syrern ausgesetzt sind.

Wenn wir fortfahren als mitfühlende und tätige Zeugen der Barmherzigkeit Jesu Christi unseren Brüdern und Schwestern in Not beizustehen, sind Ihre Gebete und die Großzügigkeit jedes einzelnen von Ihnen von großem Wert für uns.

»Ein Mensch ist mehr wert  
als die ganze Welt!«

Hl. Maria Eufrosia Pelletier

## Frido Pflüger SJ

P. Frido Pflüger SJ ist Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes Deutschland. Zuvor war er mehrere Jahre Regionaldirektor des Flüchtlingsdienstes in Ostafrika.



Frido Pflüger SJ

„Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.“

Ein Appell für ein Europa der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts – für alle, die sich ihm anvertrauen

Als Organisation, die einzelne Flüchtlinge begleitet und berät und ebenfalls auf der politischen Ebene aktiv ist, hat der Jesuiten-Flüchtlingsdienst täglich mit zwei völlig unterschiedlichen Perspektiven zu tun: Mit der Sehnsucht der Flüchtlinge, die sich ein normales Leben in Frieden wünschen, und mit den Gesetzen und Regelungen, mit denen sie dabei konfrontiert sind. Aus der christlichen Perspektive wäre es einfach, beides zu vereinen: „Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.“ Aber in der Politik sind wir davon weit entfernt – weiter als in vielen Kirchengemeinden. Die Auseinandersetzung um die Berechtigung des Kir-

chenasyls, die von einigen Politikern zwischenzeitlich mit recht schrillen Tönen geführt wurde, macht ebenfalls deutlich, dass gesetzliche Rahmenbedingungen und die Bedürfnisse der Schutzsuchenden auseinanderklaffen. Auf welchen unausgesprochenen Vorannahmen beruhen unsere Entscheidungen, wer hier leben darf? „Ich möchte hier wohnen und arbeiten. Ich finde es schön, dass es hier so friedlich ist.“ Aus dem Mund eines jungen deutschen Berufsanfängers, der gern in Böblingen oder Berlin bleiben möchte, wäre das doch ein sehr bescheidener Wunsch! Wenn aber ein junger Mensch aus Afrika dasselbe über Böblingen

oder Berlin sagt, kommt es vor, dass ein Politiker mit Hinweis auf die gültigen Gesetze kontert, ein solcher Wunsch sei mit der Rechtslage unvereinbar und der Rechtsstaat sei nicht verhandelbar (oder gar erpressbar). Ist dieser Wunsch, der gerade noch bescheiden schien, wirklich so unverschämt? Und ist er für uns wirklich so bedrohlich, wie es uns manche glauben machen wollen?

Täglich umgeben uns (zumeist: negative) Nachrichten über steigende Flüchtlingszahlen und überforderte Kommunen. Erst kürzlich haben wir unser Asylrecht weiter verschärft, um zu verhindern, dass sich Roma aus dem Westbalkan darauf berufen können. Nach Angaben des Flüchtlingswerks der Vereinten Nationen sind derzeit so viele Menschen weltweit auf der Flucht wie seit Ende des Zweiten Weltkriegs nicht mehr: 51 Millionen Flüchtlinge, von denen rund 17 Millionen gezwungen waren, außerhalb ihres Heimatlandes Zuflucht zu suchen. Dass sich diese dramatische Steigerung auch auf Deutschland und Europa auswirkt, ist nicht überraschend. Überraschend ist jedoch, in welchem geringen Maße Menschen überhaupt nach Europa kommen. Die weitaus meisten Menschen werden von Ländern aufgenommen, die sehr viel ärmer sind als die europäischen: Weniger als ein Prozent der Flüchtlinge auf der Welt kamen 2014 nach Europa.

Im Jahr 2014 zählte das zuständige Bundesamt für Migration und Flüchtlinge 173.000 Erstanträge auf Asyl. Während der Libanon mehr als einer Million syrischer Flüchtlinge Zuflucht geboten hat, sind seit 2011 nur etwa 79.000 Syrer in Deutschland aufgenommen worden. Immer wieder kontaktieren uns verzweifelte Angehörige, für

deren Familie es keinen legalen Fluchtweg nach Deutschland gibt – auch nicht, wenn sie es schon aus Syrien hinaus geschafft haben. Auch aus der Türkei oder Ungarn führt so gut wie kein legaler Weg nach Deutschland.

Erstaunlich ist weniger, dass mehr Flüchtlinge nach Deutschland kommen, sondern, dass es über einen langen Zeitraum so wenige waren. Ursächlich für den jahrelangen Rückgang der Asylanträge trotz gleichbleibender oder sogar steigender Not ist eine europarechtliche Absprache. Wo ein Flüchtling Europa erstmals betritt, dort muss er sein Asylverfahren führen. In vielen Fällen hat sich die Zuständigkeit mit einem Blick in die Fingerabdruck-Datei erledigt: Laut Bundesamt wurden 2014 rund 40% der Anträge „formell entschieden“, das heißt, die Zuständigkeit abgelehnt.

Was das bedeutet, erfahren die Seelsorger des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes bei ihren regelmäßigen Besuchen in der Abschiebungshaft. Dort haben sie in den vergangenen Jahren unzählige Kriegsflüchtlinge getroffen. Ein syrisches Geschwisterpaar hatte sich auf eigene Faust nach Deutschland durchgeschlagen, weil sie hier Verwandte haben. Von der Bundespolizei wurden sie aufgegriffen, die Fingerabdrücke wiesen nach Bulgarien, daraufhin wurden sie beide in Abschiebungshaft genommen. Die junge Frau, die sich schon in Sicherheit wähnte, erlitt einen Nervenzusammenbruch in der Haft, sie wurde in eine psychiatrische Klinik gebracht. In der Zwischenzeit wurde ihr Bruder allein nach Bulgarien abgeschoben. Falls er in Bulgarien Asyl erhält, muss er auch danach dort bleiben. Ist das wirklich das Flüchtlingsrecht, das wir uns wünschen?

Dieselbe Regelung führt dazu, dass die EU-Staaten an den Außengrenzen überlastet sind – und sie führt inzwischen dazu, dass einige dieser Länder die Regelung bewusst unterlaufen. Italien hat z.B. aufgehört, Fingerabdrücke von Asylsuchenden zu nehmen, so dass es nicht mehr nachweisbar ist, welcher EU-Staat für sie zuständig ist. Viele der sogenannten „Lampedusa-Flüchtlinge“ in Hamburg oder Berlin haben ihr Asylverfahren in Italien positiv abgeschlossen, sie haben eine humanitäre Aufenthaltserlaubnis, danach aber waren sie der Obdachlosigkeit preisgegeben. Zehntausende Flüchtlinge leben ohne Schutz, Geld und Perspektive auf der Straße. Ob sie das Rom oder in Frankfurt tun, macht für sie wenig Unterschied. Für uns schon: Das Elend in Italien können wir leichter ignorieren. Der Jesuiten-Flüchtlingsdienst spricht mit vielen Flüchtlingen in der Abschiebungshaft, hat zwischen Flüchtlingen und Senat am Berliner Oranienplatz zu vermitteln versucht und hat im vergangenen Jahr rund 70 Kirchenasyle in Bayern mit Rat und Geld unterstützt. Allzuoft begegnen wir Menschen, die Furchtbares erlebt haben, bevor sie nach Europa gekommen sind – und die dann in Europa noch ein jahrelanges Martyrium erleiden. Manchmal denke ich, wer ein bestimmtes Maß an Leiden und Verzweiflung dann auch noch in Europa erlitten hat, der sollte schon dafür hierbleiben dürfen und die Sicherheit finden, nach der er sich so sehnt. Und so denken übrigens immer mehr Menschen in Gemeinden, die sich zum schweren Schritt des Kirchenasyls entschließen. Die Frage, warum jemand aus der Heimat geflohen ist, wird in der Praxis des Helfens zunehmend überla-

gert von dem Entsetzen über das, was Menschen auf ihrer Flucht durch Europa erduldet haben.

Die Flüchtlinge, die uns erstaunt und verstört fragen, warum wir sie wie Verbrecher behandeln, halten uns Europäern einen Spiegel vor. „Ich dachte, in Deutschland werden meine Rechte respektiert. Meine Familie hat mich hierhergeschickt, damit ich hier in Frieden mein Leben führen kann, ich möchte gern eine Ausbildung machen und arbeiten“, hat uns ein Jugendlicher in der Abschiebungshaft erzählt, der schon eine jahrelange Odyssee durch Europa hinter sich hatte. „Aber wir haben uns geirrt. Europa respektiert unsere Rechte nicht. Europa führt einen Krieg gegen uns Flüchtlinge und Migranten.“

In der Abschiebungshaft oder im Kirchenasyl sprechen wir mit Menschen, die die Sahara und das Mittelmeer überlebt haben, die von dem Katzenfutter gelebt haben, das Touristen auf die Straße stellten, die Misshandlungen und Inhaftierung überlebt haben, die gehungert haben – mitten unter uns. Wir hören erschütternde Schilderungen von Menschen, die einen Traum hatten: Europa. Dieser Traum ist nicht materiell. Sie erinnern uns an das Versprechen, das Europa auch sich selbst gegeben hat: „Ein Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts“ zu sein. Weil wir Menschenrechte respektieren, deshalb fliehen Menschen nach Europa. Und nicht nach China oder in den Iran. Denn warum kommen Menschen nach Europa? In all den Jahren, zuvor als Regionaldirektor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes in Ostafrika und jetzt hier, ist mir nicht ein Flüchtling begegnet, der wegen ein bisschen Geld geflohen wäre. Es gibt viele verschiedene Gründe,

warum Menschen ihre Heimat verlassen. Aber sie tun es nicht leichten Herzens. Niemand verlässt seine Familie, sein Zuhause, die Gräber seiner Ahnen und seine religiöse Gemeinschaft für ein paar Euro. (Das gilt übrigens auch für die stets des „Missbrauchs“ verdächtigten Roma. Sie kommen nicht, weil es in unseren Fußgängerzonen so schön wäre, sondern weil es für viele Zuhause unerträglich ist.) Wer von uns würde Heimat, Familie, Sprache, Wohnung und Nachbarn verlassen, um in der Fremde untätig herumzusitzen und in einer aufgezwungenen Abhängigkeit von Sozialleistungen dahinzuvegetieren? Niemand. Und doch schreit uns diese welt- und lebensferne Unterstellung aus unzähligen Schlagzeilen an, und keineswegs nur in Boulevardblättern.

Aber auch, wer das Asylverfahren in Deutschland führen kann – zum Beispiel, weil er im Kirchenasyl ausharrte, bis Deutschland von seinem Selbsteintrittsrecht Gebrauch macht – oder später zumindest geduldet wird, bleibt zum Leben in der Warteschleife und zur Untätigkeit verurteilt, dafür sorgen die Residenzpflicht – die in Form von Wohnsitzauflagen auch künftig im Kern erhalten bleibt –, Arbeitsverbote und immense bürokratische Hürden für Arbeitgeber. Es ist, als würden wir alles wegwerfen, was uns ein Freund mitgebracht hat, und ihm dann vorwerfen, dass er uns ausnutzt.

„Wir mussten fliehen, weil wir die Demokratie lieben. Wir sind Demokraten! Genau deshalb sind wir hier. Warum werden wir wie Verbrecher und Terroristen behandelt?“, fragt ein junger Mann, der aus einer Diktatur geflohen ist. „Warum werden wir jeden Tag behandelt, als wären wir weniger wert,

weil unsere Haut schwarz ist? Unser Blut ist so rot wie eures. Warum dürfen wir nicht arbeiten? Warum müssen wir in den Flüchtlingslagern ausharren, in zu engen Räumen – das gibt Konflikte. Wir dürfen nichts anderes tun als nur essen und schlafen, essen und schlafen – jahrelang. Wir wollen doch leben, wir wollen etwas einbringen, warum verbietet ihr uns sogar, die Talente zu nutzen, die wir schon mitbringen?“

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Wie groß die Verzweiflung ist, zeigen die Formen des Protests. Hungerstreik ist eine radikale, eine verzweifelte Form des Protests, aber keine, die anderen Menschen Gewalt antut. Die Flüchtlingsproteste, die jetzt von Bayern bis Hamburg und Berlin gehen, kontrastieren das Europa, das wir sein wollten mit dem, das wir geworden sind. Sie zwingen uns, das Europa anzusehen, mit dem Flüchtlinge konfrontiert sind.

Einige der Fragen, die uns die protestierenden Flüchtlinge stellen, betreffen uns als Einzelne ebenso wie unsere Gesellschaft:

- Warum wollt ihr unbedingt verhindern, dass ich komme?
- Warum seid ihr davon überzeugt, dass ich komme, um euch etwas wegzunehmen? Warum verbietet ihr mir lieber, meine Talente einzubringen, als sie zum Gewinn für alle zu nutzen?

- Warum wollt ihr nicht, dass ich bleibe?
  - Wovor habt ihr eigentlich Angst?
- Angesichts der wohl noch Jahre andauernden Konflikte im Nahen Osten und am Horn von Afrika, im Kongo und in Zentralafrika, des Massensterbens im Mittelmeer, unmenschlicher Lebensbedingungen für Flüchtlinge in Europa, und Plänen des Innenministeriums, in Zukunft womöglich mehr Asylsuchende inhaftieren zu können, stellen uns diejenigen, die es hierher schaffen, noch eine andere Frage:
- Woher nehmt ihr das Recht, uns zu verbieten, was ihr so selbstverständlich für euch in Anspruch nehmt: Hier in Frieden zu leben – während Ihr es gleichzeitig ganz selbstverständlich findet, in ein anderes Land zu ziehen, wenn es Euch gefällt?

Ich fürchte, wir nehmen uns dieses Recht nur deshalb, weil wir können. Dieses Recht verteidigen wir, auch wenn wir dafür eine historische Amnesie in Kauf nehmen müssen. Ein Beispiel ist der jüngste Bundesratsentschluss zum Asylrecht, der Serbien, Mazedonien und Bosnien-Herzegowina zu sicheren Herkunftsländern erklärt hat. Tatsächlich sieht das Asylrecht infolge einer EU-Richtlinie seit Dezember 2013 auch in Deutschland vor, dass auch diejenigen Schutz erhalten, die durch eine Vielzahl von Diskriminierungen unter einer schweren Menschenrechtsverletzung leiden. In Deutschland haben wir dieses Recht in der bisherigen Rechtssprechungspraxis fast durchgängig ignoriert: Roma, die von einer alle Lebensbereiche erfassenden Diskriminierung ihrer Ethnie fliehen, hätten dadurch einen Schutzanspruch gehabt. Ihretwegen haben wir jetzt unser Asylrecht geän-

dert. Wir haben ein Menschenrecht der politischen Beliebigkeit geopfert – und das wegen ein paar Zehntausend Anträgen aus Serbien im Jahr 2014.

Ähnlich ahistorisch verhalten wir uns gegenüber den Menschen, die zu uns fliehen, weil koloniale Unterdrückung und Entscheidungen von damals bis heute einen blutigen Tribut fordern. Wir ignorieren häufig, dass viele dieser Flüchtlinge vor Waffen fliehen, die in Deutschland hergestellt wurden und die Teil unseres Wohlstands sind. Gleiches gilt für eine selbstbezogene Handelspolitik – die Fischereirechte seien als beliebiges Beispiel genannt –, die Menschen außerhalb der EU zugunsten unsers Wohlstands die existenzielle Lebensgrundlage entzieht – Menschen, die wir dann als „Wirtschaftsflüchtlinge“ diffamieren, für die wir nicht zuständig seien.

Was wir uns als Leitlinie unserer Gesetzgebung wünschen, haben wir ins Grundgesetz geschrieben – ein Text, dessen Schönheit Navid Kermani, dessen Eltern aus dem Iran kamen, kürzlich gewürdigt hat. „Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt.“ Ein gutes Ziel! Es verspricht die Gleichwertigkeit aller Menschen. Betrachten wir jedoch die Vorschriften, mit denen wir Flüchtlinge maßregeln, sind sie getragen von Abwertung, Abwehr und Angst – drei Triebkräften des Rassismus. Solche Gesetze kommen auch deshalb zustande, weil Flüchtlinge keine Stimme haben, wenn Flüchtlingsrecht kodifiziert wird. Es gibt wohl kaum einen Bereich, in dem das nackte Recht des Stärkeren deutlicher zum Tragen kommt als hier. Die Flüchtlinge, die uns mit Hilfe von



Hungerstreiks zwingen wollen, uns mit der europäischen Wirklichkeit auseinanderzusetzen, erinnern uns daran, was Europa sein wollte. Es ist übrigens keine naive Träumerei, sondern unsere Realität, dass die Zeit vorbei ist, in der Politik in der Übersichtlichkeit der eigenen Grenzen stattfand. Längst lässt sich das Finanz- und Wirtschaftswesen nicht mehr nationalstaatlich regeln, es übersteigt auch Europa. Auf Dauer werden wir unsere Privilegien nicht auf Kosten Dritter sichern und uns zugleich gegen das mitverschuldete Elend abschotten können – auch wenn wir gerade heute im wortwörtlichen Sinne dabei sind, die Gräben um Europa noch tiefer und die Stacheldrahtzäune noch höher zu ziehen. Zeitgemäße Politik wäre eine Politik, die angesichts der globalisierten Welt auch das „Weltwohl“ im Blick hat: Gut gehen kann es uns auf Dauer nur, wenn es allen gut geht.

Von unserem reichen und einflussreichen Land würde ich mir wünschen, dass wir nicht nur das Minimum tun – selbst das bleiben wir derzeit schuldig – sondern nach dem *magis* streben, nach dem „Mehr“. Wir hätten die Möglichkeit supererogatorischen Handelns, wie es aus dem Beispiel des barmherzigen Samariters spricht: Er tut *mehr* als das, was der Anstand und die Mitmenschlichkeit gebieten, indem er den Verletzten am Wegesrand nicht nur unmittelbar versorgt und in die Herberge bringt, sondern auch die Übernahme eventuell anfallender Mehrkosten zugesagt, damit er ganz sicher gesund gepflegt wird. Wir wären in der Lage, Menschen nicht nur notdürftig aufzunehmen, sondern ihnen aufzuhelfen in ein neues Leben. Ich bin sicher, am Ende würden alle einen Gewinn davon

tragen – bei weitem nicht nur materiell. Bisher aber hasten wir zu oft an unseren Nächsten vorbei und setzen darauf, dass jemand anders (Ungarn, Malta oder Italien zum Beispiel) schon das Allernötigste tun werde.

Die Erfolge des Kirchenasyls im vergangenen Jahr zeigen doch zweierlei: Es geht nach unserer Erfahrung den Gemeinden, die einen Flüchtling oder eine Familie ins Kirchenasyl aufnehmen, nicht darum, das europäische Asylrecht zu bekämpfen. Es geht ihnen darum, die konkreten Menschen, zu denen sie eine Beziehung aufgebaut haben und deren Leid sie mitfühlen, zu schützen. Die Politik hat beklagt, dass die Zahl der Kirchenasyle so weit nach oben gegangen sei, und Missbrauch vermutet. Wir ziehen einen anderen Schluss: Die hohe Zahl der Kirchenasyle ist zum einen ein Zeichen für gelebte Nächstenliebe und gelebtes Evangelium. Auf der systemischen Ebene aber ist es auch ein Zeichen dafür, dass das europäische Asylrecht nicht einige wenige, sondern offenbar viele humanitäre Notlagen produziert. Wir müssen uns aber in der Tat fragen, ob ein Rechtssystem, das derart viele Härten und Leid verursacht, nicht dringend reformbedürftig ist. Wir denken, ja. Deshalb werden wir auch weiterhin durch Stellungnahmen und im Gespräch mit Politikern auf die Änderung des Asylsystems drängen – während wir gleichzeitig Gemeinden unterstützen, die einem ganz bestimmten Flüchtling ein weiteres Hin- und Hergeschiebe, womöglich zurück in Länder, in denen er bereits Obdachlosigkeit und Gewalt erfahren hat, ersparen wollen.

In seiner Botschaft zum Weltflüchtlingstag hat Papst Franziskus gefordert, auf die Globalisierung der Migration

mit der Globalisierung der Nächstenliebe zu antworten und deutlich gemacht, dass die Zeiten der nationalstaatlichen Abschottung vorbei sind: „Mit der Solidarität gegenüber Migrantinnen und Flüchtlingen müssen der Mut und die Kreativität verbunden werden, die wir brauchen, um weltweit eine gerechtere und angemessenere Wirtschafts- und Finanzordnung zu entwickeln.“ Die Politik des Misstrauens, die sich so deutlich in der Asylpolitik durchsetzt, ist tödlich für viele Menschen, die Europa beim Wort genommen und auf die Versprechen von Menschenrechten und Frieden vertraut haben. Eine solche Politik schadet allen – auch ökonomisch

ist es unsinnig, den anderen mit seinen Gaben als Belastung statt als Bereicherung zu betrachten. Umso ermutigender ist es, dass so viele Willkommensinitiativen und Gemeinden sich dem Misstrauen und der Abschottung entgegenstellen, dass sie mit der Bereitschaft zur herzlichen Aufnahme und mit Nächstenliebe auf Flüchtlinge zugehen. Es wäre zum Besten aller, wenn wir bald die Solidarität, den Mut und die Kreativität aufbringen, unsere Gesetze an dem auszurichten, was Europa in seinen eigenen Worten sein wollte: Ein Raum der Freiheit, der Sicherheit und des Rechts – für alle, die sich ihm anvertrauen.

## Yves Kingata

Dr. iur. can. Yves Kingata gehört zum Klerus des Bistums Kenge in der Demokratischen Republik Kongo. Das Studium des Kirchenrechts absolvierte er am Klaus-Mörsdorf-Studium für Kanonistik der LMU München. Seit Oktober 2012 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Kirchenrecht, insbesondere Verwaltungsrecht sowie kirchliche Rechtsgeschichte. Neben dieser Tätigkeit ist er seit September 2013 Spiritual im Herzoglichen Georgianum München.



Yves Kingata

## Asyl als ultima ratio und Zuflucht für Menschenwürde

Eine Herausforderung für Staat und Kirche

Caia<sup>1</sup> ist 21 Jahre alt und arbeitet seit November 2014 als Sanitäter in der Münchener Erstaufnahmeeinrichtung für Flüchtlinge. Er hat mir einen kleinen Einblick in seinen Einsatz für hilfsbedürftige Menschen gegeben. Der 21jährige berichtet unter anderem über Personen, die mit gebrochener Hüfte, Bombensplittern im Auge und eitrigen Wunden angekommen sind, denen geholfen worden ist und die dafür außerordentlich dankbar sind. Caia geht außerdem auf die obligatorischen ärztlichen Untersuchungen und die Behandlung von Läusen ein. Letztere wird mithilfe eines besonderen Sprays rasch erledigt, durch welches das Team vor Ort die Betroffenen von den Blutsaugern innerhalb einer Stunde befreien kann. Ferner erwähnt Caia akute Fälle,

die in Krankenhäuser überwiesen werden mussten, aber zurückkamen, weil die meisten medizinisch überlastet sind. Allerdings berichtet er auch von Asylsuchenden, die nicht dazu bereit sind, ärztliche Untersuchungen über sich ergehen zu lassen oder das Eincremen gegen Masern sowie die Haarbehandlung gegen Läuse ablehnen und deshalb für andere eine gewisse Gefahr darstellen. Hinzu kommt die erste Barriere, nämlich die Frage, in welcher Sprache sich Mitarbeiter und Flüchtlinge verständigen sollen bzw. können. Die Einrichtung selbst basiert auf unsicheren Rechtsnormen, weil immer noch diskutiert wird, ob sie sinnvoll ist oder nicht. Bei der gesamten Situation handelt es sich grundsätzlich um eine Herausforderung für alle Beteiligten.

Diese Darstellungen sind jedoch leider kein Einzelfall, denn in den Medien finden sich immer häufiger Berichte darüber, dass weite Teile der Weltbevölkerung in Bewegung geraten sind. „Flüchtlinge in Deutschland“, „Flucht und Asylnmigration“, „Asyl-Missbrauch blockiert Flüchtlingsunterkünfte“, „Bischöfe halten an Kirchenasyl fest“, „Wirtschaftsflüchtlinge“<sup>2</sup> und vieles mehr sind Schlagzeilen, die im Alltag begegnen. Den politischen Diskussionen zu diesem Thema liegt ein vielschichtiges Phänomen zugrunde, das die Komplexität des Asylrechts als eine Herausforderung für Staat und Kirche aufzeigt. Zutreffend bezeichnet der Päpstliche Rat der Seelsorge für die Migranten und Menschen unterwegs die heutigen Migrationsbewegungen als ein Erscheinungsbild, das die strukturelle Wirklichkeit unserer Gesellschaft verwandelt und aus sozialer, kultureller, politischer, religiöser, wirtschaftlicher und pastoraler Sicht ein immer verflochteneres Problem darstellt.<sup>3</sup> Die katholische Kirche in Deutschland hat sich zu diesem Thema in den vergangenen Jahrzehnten mehrfach geäußert.<sup>4</sup> Es sei hier unter anderem auf die von der Deutschen Bischofskonferenz am 9. März 1995 abgegebene „Erklärung zu Entwicklungen in der Flüchtlings- und Asylpolitik“<sup>5</sup> verwiesen, die den Gesetzgeber aufforderte, die Asylrechtsreform in den wesentlichen Punkten wie Drittstaatenregelung oder Flughafenverfahren rückgängig zu machen. Am 14. Mai 1996 wies das Bundesverfassungsgericht (BVerfG) in seinen Grundsatzurteilen die Kritik der katholischen Kirche an der Asylrechtsreform mit klaren Worten zurück.<sup>6</sup> Aber die Entwicklung ging weiter.

Seitdem das Bundesamt für Migration und Flüchtlinge Ende Januar 2015 Überlegungen bezüglich einer Verschärfung des Kirchenasyls und eines schnelleren Verfahrens hinsichtlich der Flüchtlingspolitik angestellt hat, gibt es heftige Diskussionen. Die neue Handhabung stößt seitens der Kirchen und der Ökumenischen Bundesarbeitsgemeinschaft (BAG) auf stürmische Kritik. Den Kirchen ist daran gelegen, dass das Kirchenasyl in seiner bisherigen Form erhalten bleibt. So haben sie am 27. Februar dieses Jahres die Kurskorrektur begrüßt.<sup>7</sup> Angesichts der aktuellen Debatte stellt sich daher die berechtigte Frage, wie der Staat, die Kirchen und die gesamte Gesellschaft mit dieser Flüchtlingssituation im Allgemeinen umgehen. Wie weit reicht der Einfluss der katholischen Kirche und welchen Sinn macht es, wenn sie sich an die gesellschaftliche Öffentlichkeit und die Politik wendet? Die folgenden Ausführungen sollen anhand einer kurzen rechtshistorischen Untersuchung die Komplexität des (deutschen) Asylrechts veranschaulichen.

## I. Begriffsklärung

Der Ausdruck „Asyl“ kennzeichnet einen zentralen Begriff der übergreifenden Thematik Religion und Recht. Grundsätzlich bedeutet Asyl „die Gewährung von Schutz vor Verfolgung aufgrund besonderer, zumeist persönlicher oder räumlicher Bedingungen“<sup>8</sup>. Der Ursprung dieses Verständnisses liegt im vorchristlichen religiösen Ethos. Der Begriff „Asyl“ entstammt dem griechischen Kulturraum und bezeichnet unter anderem „Freistätte“, „Zufluchtsstätte“, „Heim“ oder „Status

der Unverletzlichkeit“. Ein „Asylos topos“ war ein Ort, von dem es verboten war, Personen oder Sachen wegzuführen. Eine Verletzung dieses Verbots war nicht nur gesetzwidrig, sondern religiöser Frevel.

Unter dem Begriff „Asylant(in)“ versteht man eine Person, die Asyl beantragt oder erhalten hat. Der Ausdruck ist allerdings umgangssprachlich negativ besetzt und juristisch ungebräuchlich. In rechtlicher Hinsicht ist zwischen Asylbewerbern, Asylberechtigten, Kontingentflüchtlingen und De-facto-Flüchtlingen zu unterscheiden.<sup>9</sup>

- a) Asylbewerber sind Ausländer in der Zeit zwischen Asylantragstellung und der rechtskräftigen Entscheidung.
- b) Als Asylberechtigte werden Ausländer bezeichnet, die rechtskräftig als politisch verfolgt anerkannt wurden.
- c) Der Begriff „Kontingentflüchtlinge“ bezeichnet jene Ausländer, die als Gruppe („Kontingent“) aufgenommen worden sind.
- d) De-facto-Flüchtlinge sind Ausländer, die keinen Asylantrag gestellt haben oder deren Asylantrag rechtskräftig abgelehnt wurde, die jedoch aus rechtlichen, humanitären oder sonstigen Gründen „de facto“ nicht abgeschoben werden (können).<sup>10</sup>

## II. Das Asylrecht in der Bundesrepublik Deutschland

Die Asylthematik hat im Zusammenhang mit den zur Zeit weltweiten Flüchtlingsbewegungen und den diesbezüglichen Maßnahmen einiger Staaten an Aktualität gewonnen. Besonders in den Blick zu nehmen sind hierbei die

Diskussionen im Bundestag. Von der Aufnahme von Flüchtlingen, über deren Unterkünfte bis zur Gewährung des Rechtes auf Asyl<sup>11</sup> wird zunehmend heftig diskutiert. Allmählich durchdringt diese Debatte alle Schichten der deutschen Gesellschaft. In Bezug auf die globale Flüchtlingsproblematik bezieht die Bundesrepublik Deutschland eine Haltung, die sich maßgeblich von Art. 1 und 16a GG sowie deren Auslegung her bestimmen lässt. Diese lauten: Art. 1: „(1) Die Würde des Menschen ist unantastbar. Sie zu achten und zu schützen ist Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. (2) Das deutsche Volk bekennt sich darum zu unverletzlichen und unveräußerlichen Menschenrechten als Grundlage jeder menschlichen Gemeinschaft, des Friedens und der Gerechtigkeit in der Welt.“. Art. 16a I: „Politisch Verfolgte genießen Asylrecht.“. „Politische Verfolgung ist nach ständiger Rechtsprechung nur staatliche oder dem Staat zurechenbare Verfolgung“<sup>12</sup>. Daher wären jene vom Asylrecht ausgeschlossen, die z. B. Opfer von Bürgerkriegen sind, weil es in einer Bürgerkriegssituation keinen Staat mehr gibt, dem man die Verfolgung zurechnen könnte.<sup>13</sup> Das heißt, prinzipiell haben Bürgerkriegsflüchtlinge keinen Anspruch auf Asyl. Gleiches gilt für Opfer von Folter (zu der auch die Genitalverstümmelung von Frauen zählt) oder anderen Menschenrechtsverletzungen (wie Übergriffe auf Religions- und Meinungsfreiheit usw.), wenn die Verbrechen der Täter nicht dem Staat zurechenbar sind, sondern es sich z. B. um Exzesse einzelner Amtsträger, Guerrillas, paramilitärischer Einheiten handelt.<sup>14</sup> Menschen, die politisch verfolgt sind und sich auf das Asylrecht berufen

können, als auch solchen, die aufgrund einer Kriegs- oder Bürgerkriegssituation ihre Heimat verlassen mussten, ist jedoch gleichermaßen Schutz zu gewähren, da der Rahmen des deutschen Asylrechts weitere Schutzinstrumente vorsieht, die seitens der zuständigen Behörde gewährt werden können. So sieht das deutsche Recht neben dem Asylrecht weitere Abschirmungsinstrumente vor, die dieser Personengruppe Sicherheit gewähren könnten.

In § 51 Absatz 1 AuslG ist eine Verpflichtung aus der Genfer Flüchtlingskonvention verankert, die verfügt: „Ein Ausländer darf nicht in einen Staat abgeschoben werden, in dem sein Leben oder seine Freiheit wegen seiner Rasse, Religion, Staatsangehörigkeit, seiner Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Gruppe oder wegen seiner politischen Überzeugung bedroht ist.“<sup>15</sup> Hierbei handelt es sich aufgrund des hohen Schutzstandards um das sogenannte „Kleine Asyl“. Das BVerfG „vertritt die Auffassung, dass für die Gewährung des Schutzes nach § 51 Abs. 1 AuslG in Hinblick auf die politische Verfolgung dieselben Kriterien wie beim Asylrecht erfüllt sein müssen. Das Merkmal politische Verfolgung wird somit in den Tatbestand von § 51 Abs. 1 AuslG gewissermaßen hineinkopiert, so dass er in aller Regel Opfern nichtstaatlicher Verfolgung keinen Schutz gewährt.“<sup>16</sup> In der Praxis aber erhalten Opfer nichtstaatlicher Verfolgung aufgrund der Genfer Flüchtlingskonvention eine Duldung (vgl. §§ 55, 56 AuslG), die eben kein rechtmäßiger Aufenthaltstitel ist, sondern bei Vorliegen eines Duldungsgrundes nur bewirkt, dass der Vollzug der Abschiebung zeitweise ausgesetzt wird (§ 54 Abs. 1 AuslG).<sup>17</sup> Diese

Duldung wird meistens nur für kurze Zeiträume erteilt, auch wenn sie nicht selten immer wieder verlängert wird.

### III. Die Begründung der kirchlichen Appelle an das ethische Bewusstsein von Politikern und Bevölkerung

Grundsätzlich gibt es für die katholische Kirche im Zusammenhang mit der Asyl- und Flüchtlingspolitik drei wiederkehrende Argumente, die immer betont werden. Zunächst bekennt sich die Kirche als das Volk Gottes, das in Kontinuität zum Volk Israel in seiner Pilgerschaft die Erinnerungsgemeinschaft derer lebendig hält, die an Jesus Christus glauben. Die Idee des Asyls beruht damit auf der christlichen Forderung der *misericordia* und der Sündenvergebung.<sup>18</sup> Ferner wird auf die Würde der menschlichen Person hingewiesen, die der Schöpfungsgeschichte folgend nach Gottes Ebenbild und Gleichnis geschaffen ist. Schließlich wird die Solidarität der einen Menschennatur in der Welt betont.

#### 1. Elemente des kirchlichen Asylrechts in der israelitischen Tradition des AT

Neben vielen Belegen für ein Ortsasyl finden sich in der israelitischen Tradition auch solche, die ein der Person geltendes Asylrecht bezeugen.<sup>19</sup> Zahlreich sind die Gesetze, Bräuche und Ritualvorschriften über die Unverletzlichkeit des Menschen. Das örtliche Asyl war immer zugleich persönliches Asyl. Die lokalen Asylstätten und das auf die Person bezogene Asylrecht schützten vor privater Rache und willkürlicher Vergeltung einer Straftat, gewährten aber

auch Sklaven, Fremden und Rechtlosen Rechtsschutz. Auf diese Weise diente das religiöse Asylrecht einer geregelten Rechtspflege innerhalb des israelitischen Volkes. Dieses lebte aus der Erfahrung, dass Gott es aus der Gefangenschaft und Sklaverei errettet hatte, und erkannte den Willen Gottes unter anderem in dem Gebot der Fremdenliebe: „Wenn bei dir ein Fremder in eurem Lande lebt, sollt ihr ihn nicht unterdrücken. Der Fremde, der sich bei euch aufhält, soll euch wie ein Einheimischer gelten, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen. Ich bin der Herr, euer Gott.“ (Lev 19, 33f.). Der Rechtsschutz eines Asylsuchenden wurde im AT auch mit der Pflicht zur Gastfreundschaft (Dtn 23, 16–17; Gn 19, 6–9) und zur Rechtsbeihilfe vor Gericht oder vor dem Herrscher (2 Sam 14, 5–17.45) verbunden. In Kontinuität dazu formuliert Jesus seine eschatologisch begründete Liebesforderung in Mt 5, 44f.

## 2. Die Grundlagen für ein kirchliches Asylrecht im Frühmittelalter

Die Entwicklung hin zu einem eigenen kirchlichen Asylrecht begann in der Regierungszeit der christlichen römischen Kaiser, als die Kirche den Schutz der staatlichen Gewalt erlangte und die moralisch-geistige Grundlage für das kaiserliche Imperium und seine Einheit bildete.<sup>20</sup> Im 7. Canon des Konzils von Sardica (343) wurde deutlich der Anspruch formuliert, die Intervention zugunsten von Asylsuchenden unabhängig von der Kirchenflucht zu gewähren.<sup>21</sup> Neben diesem Canon lässt sich keine weitere kirchenrechtliche Ausformung des Asylrechts feststellen, sodass sich erst im Konzil von Orange

(441) wieder eine das Asyl betreffende Bestimmung (vgl. cc. 5 und 7) findet, die dann eindeutig auf die Kirche als Ort des Asyls verweist.<sup>22</sup> Die Position der Kirche kann für die Anfangszeit also nur aus erzählendem Quellenmaterial erschlossen werden. In einem Brief von Augustinus an den kaiserlichen Statthalter Macedonius in Afrika wird deutlich, dass die Bischöfe es als ihre Pflicht ansahen, Menschen, die in ihren Kirchen Asyl gesucht hatten, durch ihre „intercessio“ rechtlichen Beistand zu gewähren.<sup>23</sup> Viele diesem Brief vorausgegangene kaiserliche Gesetze verdeutlichen, dass man dieses Interzessionsrecht der Bischöfe staatlicherseits nicht anerkannte.<sup>24</sup> Personen, die gegenüber dem christlichen Staat oder im privaten Bereich Verpflichtungen zu erfüllen hatten, sollten nicht durch die Kirche geschützt, sondern vielmehr ausgeliefert werden. Daraufhin beauftragte die Synode von Karthago im Jahr 399 eine Gesandtschaft, die den Kaiser bitten sollte, dass die Auslieferung von Personen, unabhängig von ihren Verfehlungen, staatlicherseits nicht erzwungen werden sollte.<sup>25</sup> Diese Bestätigung erfolgte erstmalig für das weströmische Reich in einem kaiserlichen Gesetz aus dem Jahr 419, in dem allerdings nur der Asylbereich festgelegt wird, nämlich für Kirchengebäude und auf eine Entfernung von 50 Schritten vor der Kirchentüre.<sup>26</sup> Für das oströmische Reich wurde 431 ein Gesetz erlassen, das den Asylbereich auf alle kirchlichen Gebäude und Plätze innerhalb einer Mauer festlegt<sup>27</sup> und die Verletzung mit der Todesstrafe geahndet wissen will.<sup>28</sup>

Die Kirche beanspruchte für die in ihr Asyl Geflüchteten nicht die generelle Ausnahme von der weltlichen Gerichts-

barkeit, sondern nur die Möglichkeit zur Gewährung von Rechtsschutz und Rechtsbeistand. Das Erreichen des Asylortes allein begründete für sie noch keinen Anspruch auf den bischöflichen Beistand, vielmehr musste der Bischof auch bereit sein, sich ihrer anzunehmen<sup>29</sup>.

Für die Kirche wurde das Asyl erst allmählich zu einem eigenen Rechtsinstitut, dessen Rechtsinhalte sie selbst, in Abgrenzung zu anderen Vorstellungen, prägte. Der Kirche ging es primär darum, verfolgten Personen Rechtsschutz zu gewähren, und sie beanspruchte dazu die ihr genuin zukommende Vollmacht.

### 3. Das von der Kirche allgemein kodifizierte Asylrecht

Im 20. Jahrhundert geriet das Asylrecht in den Konflikt, denn es musste einerseits auf die Zunahme der Flüchtlingsbewegungen und der politischen Verfolgungen antworten, andererseits aber die nationalstaatliche Souveränität und das Nichteinmischungsgebot bewahren. Wenn das Asylrecht allgemein und historisch das Recht auf Schutz vor politisch motivierter Verfolgung bedeutet, geben die auf Völkerrechtsebene unterzeichneten Regelungen<sup>30</sup> dem Einzelnen kein Recht dazu, in einem Staat seiner Wahl Zuflucht zu suchen. Das Völkerrecht garantiert jedoch den Staaten das Recht, Asyl zu gewähren, sei es auf ihrem Territorium (territoriales Asyl) oder in ihren Auslandsvertretungen (diplomatisches Asyl). Kein Staat darf, weder seinen Bürgern noch Fremden, die Ausreise verweigern oder die Gewährung von Asyl als unfreundlichen Akt werten. Außerdem unterliegt kein Staat der Pflicht, Fremde aufzunehmen oder aus-

zuliefern. Ein Menschenrecht auf Asyl ist völkerrechtlich nicht anerkannt, wohl aber zunehmend das Verbot, den Asylsuchenden durch Abweisung oder Abschiebung in eine lebensbedrohliche Situation zu bringen (Art. 3 EMRK; Art. 33 GFK).<sup>31</sup>

#### a) Die Rechtslage nach dem CIC/1917

Der CIC/1917 verfügt in c. 1179: „Die Kirche erfreut sich des Asylrechts in der Weise, dass zu ihr geflüchtete Straftäter ohne Zustimmung des Ordinarius oder wenigstens des Kirchenrektors dort nicht herausgeholt werden dürfen, es sei denn, es besteht dazu eine dringende Notwendigkeit“. Der Sinn dieser Vorschrift war weniger die Rechtsschutzgewährleistung für verfolgte Personen durch die Kirche als vielmehr ein Einschreiten gegen die Verletzung kirchlicher Hoheit und gegen die Nichtbeachtung des sakralen Charakters kirchlicher Stätten durch staatliche Gewalt. Diese Bestimmung galt vor allem der „*reverentia loci*“ in dem Sinn, dass jede Art von Schändung einer Kirche, was gemäß c. 2325 als Sakrileg strafbar war, verhindert werden sollte (vgl. c. 1172). Das Gesetz galt aber auch i. V. m. c. 1160, wonach Kirchengebäude als heilige Stätten von der weltlichen Hoheit ausgenommen waren.

#### b) Rechtsschutz des Asyls im CIC/1983

Die am 1. August 1952 von Pius XII. veröffentlichte Apostolische Konstitution *Exsul Familia* wird als die *magna charta* des Denkens der Kirche über die Migration angesehen. In diesem ersten offiziellen Dokument des Heiligen Stuhls wird die Seelsorge für die Migranten in globaler und systematischer Weise aus historischer und kirchen-

rechtlicher Sicht entfaltet. Auf eine umfassende historische Analyse folgt ein im eigentlichen Sinn normativer, stark gegliederter Teil. Es wird dort die primäre Verantwortlichkeit des Bischofs der örtlichen Diözese für die Seelsorge der Migranten betont.<sup>32</sup> Den ausschlaggebenden Impuls für die Seelsorge der Emigranten und der Menschen unterwegs stellt das Zweite Vatikanische Konzil dar, indem es besonderes Gewicht auf die Bedeutung der Mobilität und der Katholizität legt sowie auf den Stellenwert der Teilkirchen, auf den Sinn der Pfarrei und auf die Sicht der Kirche als Geheimnis der Gemeinschaft.<sup>33</sup> Die Aufnahme des Fremden bleibt ein dauerhaftes Siegel der Kirche Gottes und gehört gleichsam zum Wesen der Kirche selbst. Sie bezeugt dadurch ihre Treue zum Evangelium.<sup>34</sup> In Fortführung und Ausführung der Lehre des Konzils hat Papst Johannes Paul II. in seinem Rundschreiben an die Bischofskonferenzen „Chiesa e mobilità umana“ (Kirche und Menschen unterwegs) eine auf den aktuellen Stand der Zeit gebrachte Lesart des Migrationsphänomens zur Verfügung gestellt. Es wird dabei die Notwendigkeit einer innerkirchlichen Zusammenarbeit im Blick auf eine Pastoral ohne Grenzen unterstrichen sowie bei der Aufnahme der Migranten durch die Ortskirche die besondere Rolle der Laien und der Ordensleute hervorgehoben. Im geltenden kirchlichen Gesetzbuch besagt c. 1213 CIC, dass die kirchliche Autorität ihre Vollmachten und Aufgaben an „heiligen Orten“ frei ausübt. Heilige Orte sind gemäß c. 1205 CIC kirchliche Stätten, die für gottesdienstliche Handlungen bestimmt sind. In der Regel handelt es sich also um Altäre,

Kirchen, Kapellen und Friedhöfe. Nach c. 1210 CIC sind sie dem profanen Gebrauch entzogen. Es gibt also im Zusammenhang mit den Rechtsbestimmungen zu den heiligen Orten keine Anspruchsgrundlage zur Verwendung dieser als Asyl. In diesem Sinn ist das Kirchenasyl nicht mehr Bestandteil des Kirchenrechts.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die katholische Kirche hat den im eigenen Recht verankerten Anspruch aufgegeben, heilige Orte als Asylstätten zur Verfügung zu stellen, mit dem Ziel, keine Ausnahme vom staatlichen Rechtsvollzug zu erwirken. Hiermit hat sie eine Rechtsbestimmung aufgegeben, die ihr aus einem polarisierten Verhältnis von Staat und Kirche zugewachsen war. Mit der Streichung dieser Bestimmung hat die katholische Kirche eingeräumt, dass sich ihr Verhältnis dem Staat gegenüber grundlegend geändert hat. Sie bedarf einer solchen Bestimmung nicht mehr, weil sie in anderer Weise den Rechtsschutz für Asylanten gewährleisten kann.

Heute ist das Recht auf Asyl vornehmlich Bestandteil der weltlichen Rechtsordnungen. In der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte<sup>35</sup>, im Völkerrecht<sup>36</sup> und im Verfassungsrecht von Staaten<sup>37</sup> gilt das Asyl als Grund-

und Menschenrecht, das von souveränen Staaten Menschen aus anderen Ländern unter bestimmten Bedingungen gewährt wird.

Das Zweite Vatikanische Konzil hat das grundsätzlich veränderte Verhältnis der Kirche zum Staat bestätigt, wenn es in GS 76 heißt: „Die politische Gemeinschaft und die Kirche sind auf je ihrem Gebiet voneinander unabhängig und autonom. Beide aber dienen, wenn auch in verschiedener Begründung, der persönlichen und gesellschaftlichen Berufung der gleichen Menschen. Diesen Dienst können beide zum Wohl aller umso wirksamer leisten, je mehr und besser sie rechtes Zusammenwirken miteinander pflegen (...) Die Kirche aber, in der Liebe des Erlösers begründet, trägt dazu bei, dass sich innerhalb der Grenzen einer Nation und im Verhältnis zwischen den Völkern Gerechtigkeit und Liebe entfalten.“

Auch wenn der geltende Codex keinen eigenen thematischen Abschnitt über das Verhältnis von Staat und Kirche enthält, verdeutlicht er aber in einigen Canones, dass Kirche und Staat selbstständige Gemeinschaften mit je eigenem, voneinander unabhängigem Recht sind und beiden, in ihren je eigenen Bereichen, höchste Souveränität zukommt.<sup>38</sup> Im Sinne konkordatärer Vereinbarungen räumt die Kirche im c. 3 CIC dieser Rechtsbestimmung gegenüber ihren eigenen Rechtsvorschriften Vorrang ein. Soweit das Kirchenasyl in Konkordaten zwischen Kirche und Staat vereinbart ist, hat es weiterhin seine Geltung. Wo hingegen keine solchen völkerrechtlichen Verträge abgeschlossen wurden, obliegt es der Kirche, ihr Interzessionsrecht gegenüber dem Staat in anderer Weise geltend zu machen.

Der CIC/1983 hat die allgemeine sittliche Pflicht zum Aufbau einer internationalen Ordnung in einigen Bestimmungen zur Rechtspflicht werden lassen. Im Katalog der Grundrechte und Grundpflichten, wie er erstmalig in einem Gesetzbuch der Kirche normiert wurde, werden alle Christgläubigen darauf verpflichtet, nach ihrer je eigenen Stellung in der Kirche, die Ordnung der zeitlichen Dinge im Geiste des Evangeliums zu gestalten und bei der Ausübung der weltlichen Aufgaben Zeugnis für Christus abzulegen (c. 225 § 2 CIC). In einem weiteren Canon in diesem Katalog (c. 222 § 1 CIC) werden sie zur Förderung der sozialen Gerechtigkeit verpflichtet.

Gemäß c. 383 § 4 CIC werden die Diözesanbischöfe in besonderer Weise aufgefordert, Zeugen der Liebe Christi in der Welt zu sein und dafür Sorge zu tragen, dass der Geist karitativer Diakonie als Teil der Heilssendung der Kirche in geeigneter Weise ausgeübt wird (c. 394 § 1 CIC). Bei den Rechtspflichten des Pfarrers nennt der CIC/1983 in c. 529 § 1 CIC neben anderen Hilfsbedürftigen ausdrücklich auch die aus ihrer Heimat Vertriebenen, denen der Pfarrer seine Aufmerksamkeit und Zuwendung geben soll. Es wäre zwar zu wünschen gewesen, dass der Gesetzgeber deutlicher die Verpflichtung zur Rechtsschutzgewährleistung gegenüber jedem Menschen als Rechtspflicht aller Christgläubigen und der verantwortlichen Hirten im Besonderen festgelegt hätte. In c. 747 § 2 CIC aber wurde die Anspruchsgrundlage für die bleibende Gültigkeit eines Interzessionsrechtes der Kirche innerhalb der weltlichen Ordnung deutlich aufrechterhalten, wenn es dort heißt: „Der Kirche kommt es zu, immer und überall die sittlichen Grund-

sätze auch in Hinblick auf die soziale Ordnung zu verkündigen wie auch über menschliche Dinge jedweder Art zu urteilen, insoweit die Grundrechte der menschlichen Person oder das Heil der Seelen dies erfordern.“

#### IV. Abschließende Bemerkungen

Heute ist ein im Kirchenrecht selbst verankertes Kirchenasyl zurückgetreten zugunsten einer nicht polarisierten Verbindung von Kirche und Welt. Auch wenn das Asyl im kirchlichen Recht nicht mehr ausdrücklich erwähnt wird, bedeutet dies nicht, dass die Bischöfe auf diese Form des karitativen Dienstes der Kirche verzichtet haben. Die Kirche bringt ihr Rechtsverständnis durch andersgeartete Einlassungen in ethische und juristische Belange der Gesellschaft zum Ausdruck. Aufgrund des für die Kirche zentralen Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe tritt sie ein für den Rechtsschutz von Fremden, Heimatlosen, Verfolgten, Armen und Unglücklichen.<sup>39</sup> Dieser Beistand ist ein Teil ihrer universalen Heilssendung, die sie nicht nur durch die Verkündigung des Wortes Gottes und die Feier der Sakramente wahrnimmt, sondern ebenso durch den karitativen Liebesdienst, der gleichermaßen Grundfunktion der Kirche ist.<sup>40</sup> Als Anwältin der Betroffenen geht es der Kirche vor allem um die Gewährleistung des Lebens- und Rechtsschutzes für alle Menschen gleichermaßen. Deswegen lohnt es sich, am Kirchenasyl festzuhalten und in Absprache mit dem Staat jene Menschen zu schützen, denen nur das Asyl als die ultima ratio geblieben ist und die daher um dieses bitten. Dies entspricht der Sendung der Kirche und dem Ursprung dieses Rechtsinstituts.

- .....
- 1 Der Name wurde geändert.
  - 2 Joachim Frank, Bischöfe greifen Regierung scharf an, in: <http://www.fr-online.de/politik/kirchenasyl-bischoefe-greifen-regierung-scharf-an,1472596,29969704.html> [10.4.2015]; Bischöfe halten an Kirchenasyl fest, in: <http://www.faz.net/aktuell/politik/inland/deutsche-bischofskonferenz-haelt-an-kirchenasyl-fest-13449694.html> [10.4.2015]; Union kritisiert Kirchenasyl – Bischofskonferenz widerspricht, in: <http://www.kath.net/news/49341> [10.4.2015]; Matthias Benkenstein, Miguel Sanches, Flüchtlingswelle: Rekord bei illegalen Einreisen nach Deutschland, in: <http://www.tlz.de/web/zgt/politik/detail/-/specific/Fluechtlingswelle-Rekord-bei-illegalen-Einreisen-nach-Deutschland-1659625271> [10.4.2015]; Asyl-Missbrauch blockiert Flüchtlingsunterkünfte, in: <http://www.heute.de/bayern-richtet-asyl-krisenstab-ein-innenminister-herrmann-sagt-asyl-missbrauch-blockiert-fluechtlingsunterkuenfte-35441232.html> [10.4.2015]; Flucht und Asylumigration, in: [http://www.bpb.de/themen/JBXZHI,,0,Flucht\\_und\\_Asymigration.html](http://www.bpb.de/themen/JBXZHI,,0,Flucht_und_Asymigration.html) [10.4.2015]; Wirtschaftsflüchtlinge. Die Angst vor den Armen, in: <http://www.zeit.de/politik/deutschland/2013-10/armutsfluechtlinge> [10.4.2015]; Flüchtlinge in Deutschland: De Maizière rügt Kirchenasyl, in: <http://www.spiegel.de/politik/deutschland/thomas-de-maiziere-kritisiert-kirchenasyl-a-1015933.html> [10.4.2015].
  - 3 Päpstlicher Rat der Seelsorge für die Migranten und Menschen unterwegs, Instruktion *Erga migrantes caritas Christi* vom 3. Mai 2004, in: AAS 156 (2004) 762–822, Nr. 1; DBK, Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 165, Nr. 1.
  - 4 Vgl. Deutsche Bischofskonferenz (DBK), Unsere Verantwortung für Flüchtlinge. Hirtenwort, Fulda 1986; Erklärung vom 26. November 1992 zur Aufnahme von Flüchtlingen und zum Asylrecht, hg. v. der Deutschen Bischofskonferenz und der Rat der Evangelische Kirche in Deutschland, Bonn 1992; Kommissariat der Deutschen Bischöfe, Stellungnahme zum Entwurf

- eines Gesetzes zur Neuregelung der Leistungen an Asylbewerber, Bonn 1993; Gemeinsames Wort der Kirchen zu den Herausforderungen durch Migration und Flucht, hg. v. Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland und dem Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in Deutschland, Bonn / Frankfurt am Main / Hannover 1997.
- 5 Vgl. Pressemitteilung der Deutschen Bischofskonferenz vom 9.3.1995 (PRDD95-001), „Erklärung der Deutschen Bischofskonferenz zu Entwicklungen in der Flüchtlings- und Asylpolitik“.
  - 6 BVerfGE 94, 49, 115, 166. Vgl. hierzu Martin Schelter, Hans Georg Maaßen, Das deutsche Asylrecht nach der Entscheidung von Karlsruhe, in: ZRP 1996, 408; Hans Georg Maaßen, Johann Christian Edzard de Wyl, Folgerungen aus dem Asylurteil des Bundesverfassungsgerichts vom 14. Mai 1996 zur Drittstaatenregelung, in: ZAR 1996, 158; dies., Folgerungen aus den Asylurteilen des Bundesverfassungsgerichts vom 14. Mai 1996 zur Herkunftsstaaten- und Flughafenregelung, in: ZAR 1997, 7.
  - 7 Das Bundesinnenministerium hat nämlich die Einführung einer verschärften Fristenregelung beim Kirchenasyl aufgeschoben, in: [http://de.radiovaticana.va/news/2015/02/27/d\\_kurskorrektur\\_bei\\_kirchenasyl/1125996](http://de.radiovaticana.va/news/2015/02/27/d_kurskorrektur_bei_kirchenasyl/1125996) [10.4.2015].
  - 8 Uwe Kai Jacobs, Kirchliches Asylrecht. Aspekte zu seiner geschichtlichen und gegenwärtigen Gestaltungskraft, in: ZEvKR 35 (1990) 25–43, 25.
  - 9 Vgl. Hermann Uihlein, Asylant, in: LThK Bd. 1, 1119–1120.
  - 10 Vgl. ebd.
  - 11 Im Dargelegten geht es nur darum, einen kleinen Überblick über das deutsche Recht zu verschaffen.
  - 12 BVerfGE 54, 342; 76, 143; 80, 315; BVerwGE 95,42.
  - 13 Vgl. Ricarda Dill, Juristische und ethische Aspekte der Zuwanderungsdiskussion, in: Kirche und Recht (KuR) 2002, 23–40, 27.
  - 14 Vgl. ebd., 28.
  - 15 Ebd., 28.
  - 16 BVerwG EZAR 231 Nr. 2,3, EZAR 201 Nr. 24.
  - 17 Vgl. Dill, Juristische und ethische Aspekte der Zuwanderungsdiskussion (Anm. 13), 29.
  - 18 Vgl. Miriam Czock, Gottes Haus. Untersuchungen zur Kirche als heiligem Raum. Von der Spätantike bis ins Frühmittelalter, Berlin 2012, 43. In der Tat befindet sich die erste schriftliche Erwähnung von Freistätten und Asylgesetzen nicht in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen von 1948 oder in der Genfer Flüchtlingskonvention von 1951, sondern im Buch Numeri 35, 6–8.10–15. Dort heißt es: „Unter den Städten, die ihr ihnen (Levitern) abgebt, sollen sechs Asylstädte sein, die ihr als Zufluchtsorte für den bestimmt, der einen Menschen erschlagen hat. Außerdem sollt ihr ihnen weitere zweiundvierzig Städte geben. Im Ganzen sind es achtundvierzig Städte samt ihren Weideflächen, die ihr den Leviten abgeben sollt. Die Zahl der Städte, die ihr vom Landbesitz der Israeliten abgebt, sollt ihr bei einem großen Stamm höher, bei einem kleinen niedriger ansetzen; jeder Stamm soll von seinen Städten den Leviten so viele abgeben, wie es der Größe seines eigenen Erbbesitzes entspricht (...). Wenn ihr den Jordan überschritten und Kanaan betreten habt, dann sollt ihr einige Städte auswählen, die euch als Asylstädte dienen. Dorthin kann einer fliehen, der einen Menschen ohne Vorsatz erschlagen hat. Die Städte sollen euch als Asyl vor dem Bluträcher dienen, so dass der, der getötet hat, nicht sterben muss, bevor er vor dem Gericht der Gemeinde stand. Von den Städten, die ihr abgebt, sollen euch sechs als Asylstädte dienen. Drei dieser Städte sollt ihr jenseits des Jordan und drei in Kanaan bestimmen; sie sollen Asylstädte sein. Den Israeliten, auch den Fremden und den Halbbürgern bei euch, sollen diese sechs Städte als Asyl zur Verfügung stehen; dorthin kann jeder fliehen, der ohne Vorsatz einen Menschen erschlagen hat“. Der Rechtsschutz des Asyls hatte somit nicht eine theologische Begründung in der Numinosität eines Ortes,

sondern in der Zuwendung Jahwes, der als der eigentliche Gastgeber und Rechtsbeistand galt.

- 19 Vgl. Zeev W. Falk, *Asylrecht II*, in: TRE Bd. IV, Berlin-New York 1979, 318–319.
- 20 Vgl. Ilona Riedel-Spangenberg, *Der Rechtsschutz des Asyls im Kirchenrecht*, in: *Trierer theologische Zeitschrift* 100 (1991), 126–142, 131.
- 21 Vgl. Karl Joseph von Hefele, *Konziliengeschichte*, Bd. I, Freiburg 1873, 585.
- 22 Vgl. Karl Joseph von Hefele, *Konziliengeschichte*, Bd. II, Freiburg 1875, 293; Christian Traulsen, *Das sakrale Asyl in der Alten Welt. Zur Schutzfunktion des Heiligen von König Salomon bis zum Codex Theodosianus*, Tübingen 2004, 292.
- 23 Vgl. Ep. 115 (PL 33, 430).
- 24 Vgl. Hans Ingo von Pollern, *Das moderne Asylrecht. Völkerrecht und Verfassungsrecht der Bundesrepublik Deutschland*, Berlin 1980, 381–382.
- 25 Vgl. Paul Hinschius, *Kirchenrecht*, Bd. IV, § 221, 1988 (ND Graz 1950), 381–382.
- 26 Es handelt sich um die Konstitution von Ravenna, die im Jahr 419 das Asyl im Kirchengebäude erstmals in positiver Weise beschrieb, vgl. *Constitutiones Sirmondiane* 13, 917, hg. v. Anne Ducloux, *Ad ecclesiam confugere. Naissance du droit d'asile dans les églises (IVè-milieu du Vè s.)*, Paris 1994, 206–211; Traulsen, *Das sakrale Asyl* (Anm. 22), 283–288. In der merowingischen Zeit ist die Begrenzung des Asyls über das eigentliche Kirchengebäude hinaus weiterhin üblich. Die Gewährung des Asyls begründet die Konstitution nicht mit der Heiligkeit des Kirchengebäudes, sondern der Humanität der gesetzgebenden Herrscher Honorius und Theodosius. Gleichzeitig verbürgt sie einen den eigentlichen Kirchenraum überschreitenden Schutzraum, indem sie die Ausweitung der Heiligkeit der kirchlichen Verehrungswürdigkeit auf 50 Fuß vor die Kirchtüren vornimmt. Die Ausdehnung des Asylsraums über das Kirchengebäude hinaus liegt primär in dem Wunsch begründet, es dem Asylanten zu ermöglichen, das Licht des Tages zu erblicken (vgl. *Constitutiones Sirmondianae* 13, 917: Lateinischer Text). Das Kirchengebäude wurde unantastbar, da die Kaiser festlegten, dass derjenige ein Sakrileg begeht, der einen Asylanten aus dem Asyl holt. Durch die Kennzeichnung des Verbrechens als Sakrileg reiht man den Asylbruch in die Religionsvergehen ein. Die Kaiser Theodosius und Valentinian erließen im Jahr 432 die wohl einflussreichste und sehr viel ausführlichere Konstitution in der Osthälfte des Reiches als Reaktion auf die Kirchenflucht einiger Sklaven in die Hagia Sophia, die mit dem Tod eines Klerikers und der Selbsttötung der Sklaven endete, vgl. *Cod. Theod.* 9, 45, 4, 520; Traulsen, *Das sakrale Asyl* (Anm. 22), 288–293; ders., *Barmherzigkeit und Buße. Zum christlichen Gehalt des spätantiken Kirchenansyls*, in: *Zeitschrift der Savigny-Stiftung für Rechtsgeschichte, Kanonistische Abt.* 93 (2007) 128–153, 138. In diesem Gesetzestext erstreckt sich das Asyl auf den gesamten Kirchengebäudekomplex und macht ihn dadurch zu einer staatlich verankerten Schutzzone mit einer sakralen Dimension, vgl. Gerhard Franke, *Das Kirchenasyl im Kontext sakraler Zufluchtnahmen der Antike. Historische Erscheinungsformen und theologische Implikationen in patristischer Zeit*, Frankfurt a. M. 2003, 525; Peter Landau, *Asylrecht*, in: TRE Bd. IV, Berlin 1979, 319–327, 320.
- 27 Vgl. ebd. 320.
- 28 Vgl. ebd., 321.
- 29 Vgl. G. Robbers, *Kirchliches Asylrecht?*, in: *AöR* 113 (1988) 30–51, 33.
- 30 Vgl. *Allgemeine Erklärung der Menschenrechte der Vereinten Nationen vom 10. 12. 1948* (Art. 13 u. 14), *Genfer Flüchtlingskonvention (GFK) von 1951 mit dem Zusatzprotokoll von 1967*, *Protokolle Nr. 4 und Nr. 7 zur „Europäischen Konvention zum Schutz der Menschenrechte“ (EMRK) von 1963 und 1984*, *die Amerikanische Konvention vom 22. 11. 1969* (Art. 22 VII) und *die Afrikanische Menschenrechtskonvention vom 27. 6. 1981* (Art. 12 III).

- 31 Vgl. Uihlein, *Asylant* (Anm. 9), 1120.
- 32 Vgl. Pius XII., *Exsul Familia*, vom 1. 8. 1952, in: AAS 44 (1952) 649–704.
- 33 Vgl. Päpstlicher Rat für die Migranten und Menschen unterwegs, Instruktion *Erga Migrante* (Anm. 3), Nr. 22.
- 34 Vgl. ebd.
- 35 Vgl. Allgemeine Erklärung der Menschenrechte durch die Vereinten Nationen am 10. 12 1948, Art. 14: „(1) Jeder Mensch hat das Recht, in anderen Ländern vor Verfolgung Asyl zu suchen und zu genießen. (2) Dieses Recht kann jedoch im Falle einer Verfolgung wegen nichtpolitischer Verbrechen oder wegen Handlungen, die gegen die Ziele und Grundsätze der Vereinten Nationen verstoßen, nicht in Anspruch genommen werden“.
- 36 Vgl. Pollern, *Das moderne Asylrecht* (Anm. 24), 48–198.
- 37 Vgl. Art. 16a I GG.
- 38 Vgl. Riedel-Spangenberg, *Der Rechtsschutz des Asyls im Kirchenrecht* (Anm. 20), 140.
- 39 Vgl. *Die Kirche und die Menschenrechte*. Ein Arbeitspapier der Päpstlichen Kommission *Justitia et Pax*, München–Mainz 1976; Mt 22, 34ff.; Mk 12, 28ff.; Lk 20, 40ff.; Mt 25, 31–46.
- 40 Vgl. Riedel-Spangenberg, *Der Rechtsschutz des Asyls im Kirchenrecht* (Anm. 20), 129.

### Monika Edinger CSR

Sr. Monika Edinger CSR, geboren 1966 in Schefflenz (Neckar-Odenwald-Kreis), ist studierte Pädagogin und war elf Jahre in der Kinder- und Familienpastoral der Geistlichen Jugend- und Familienbegegnung Wirbelwind in Bad Kissingen tätig. Sie übernahm ab dem Jahr 2000 die Aufgabe der Dekanatsfamilienseelsorgerin im dortigen Dekanat. Seit 2013 ist sie Generaloberin ihrer Kongregation.



Monika Edinger CSR

## Orden und Flüchtlinge

### Ein Erfahrungsbericht

März 2014 – wir deutschen Mitglieder der Generalleitung und Führungskräfte aus unserer Dienstgemeinschaft kamen mit externer Begleitung zusammen zu einer Zukunftswerkstatt. Der Blick auf die Realität unserer Kongregation – besonders hinsichtlich der Altersstruktur – stellt uns vor viele Fragen. Wie geht es mit unseren Einrichtungen und Trägerschaften weiter? Was heißt Apostolat heute?

Gespräche – Austausch – Überlegungen. Schwanken zwischen Ideal und Realität. Auch der Blick in die Konstitutionen fehlte natürlich nicht, schließlich haben wir sie erst neu überarbeitet. Hier steht es schwarz auf weiß, was unser Leben im Apostolat bedeutet: „In der Nachfolge Jesu Christi des Erlösers wissen wir uns berufen und gesandt, dem Reich Gottes zu dienen. Unsere Aufgabe ist es, die Liebe zu leben und das Evangelium in Wort und Tat zu verkünden. Wir suchen in den Zeichen der Zeit

nach Gottes Willen, üben uns in der Unterscheidung der Geister und treffen mutige Entscheidungen im Glauben. Wir sehen unsere Sendung darin, den Menschen die liebende und heilende Gegenwart Jesu Christi des Erlösers sichtbar zu machen. So erfüllen wir den Auftrag der Kirche, erlösend zu wirken. Als internationale Kongregation achten wir unsere kulturellen Unterschiede und erfreuen uns am Reichtum ihrer Vielfalt. In der Internationalität erfahren wir Weltkirche und sensibilisieren uns für die weltweiten Nöte der Menschen.“ Und weiter ging's: Infotag für unsere Schwestern und wieder die Frage: „Wie geht es weiter mit uns?“ Zwei Gruppen hatten sich damit beschäftigt, die Nöte der Zeit herauszufinden: Leistungsdruck, Heimat- und Sinnlosigkeit, Einsamkeit, fehlende Perspektiven, Zeit- und Termindruck, fehlende Menschlichkeit, und das war noch nicht alles. Fazit: „Was brauchen und suchen

die Menschen?“ Antwort: „Beziehung und Sinn des Lebens.“ Zustimmendes Nicken im Kreis der Schwestern.

Da saßen wir also mit unseren Fragen, den Nöten der Zeit und mit der Sehnsucht im Herzen, anzupacken und loszulegen. Da saßen sie, meine Schwestern mit ihren 70 und 80 und 90 Lebensjahren, die eine mit Gehstock, die andere mit Rollator, die eine fragte bei der anderen nach, weil sie nicht alles verstanden hatte, einige waren auch eingeschlafen, andere mit hellwachem Blick. Ja, beten werden und wollen alle und unterstützen soweit es geht. Aber reicht das aus?

**Donnerstag, 28. August 2014**

Gespräch mit Nachbarn eines unserer Anwesen, das wir an eine Asylantenfamilie vermietet haben. Das schien den Nachbarn nun doch unangebracht. Wir hätten wohl für unser Haus einen besseren „Zweck“ finden können. Erklärungen – Beschwichtigungen. Vielleicht war es die ruhige Art der kurdischen Frau, die ohne ein Wort zu sprechen (der deutschen Sprache ist sie nicht mächtig) Spezialitäten aus ihrer Heimat auf den Tisch stellte. Vielleicht war es der junge Vater, der seine Geschichte erzählte. Vielleicht war es die alte Frau mit ihrem Kopftuch, die wenige Wochen zuvor ihren Mann verloren hatte oder es waren die beiden Kinder, 3 Jahre und 8 Monate, die eine Veränderung bewirkten. Am Ende gab es Händedruck und das Angebot, für die junge Mutter Sprachhilfe zu geben. Freilich nicht alle gingen beruhigt nach Hause.

**Freitag, 29. August 2014, 10:00 Uhr**

Zwei Vertreter der Regierung hatten um ein Gespräch gebeten. Die Flüchtlingswelle in Deutschland steigt immer mehr

an. Zierndorf platzt aus allen Nähten. Alle Regierungsbezirke sind aufgefordert, Notunterkünfte zur Verfügung zu stellen. Ob wir nicht Räume frei hätten? Nun freie Zimmer gibt es durchaus in unserem großen Mutterhaus – doch sie sind nicht so leicht zugänglich. Gänge – Innenhöfe – Häusertrakte sind miteinander verbunden und von außen nicht einfach so zu erreichen. Das muss schon gut überlegt werden. Schließlich fanden wir doch eine Lösung: wir stellen unsere neun Gästezimmer zur Verfügung, es ist ja nur für den Notfall. Während wir die Zimmer in Augenschein nahmen, erhielt einer der Beamten einen Anruf, es war in der Zwischenzeit 11:00 Uhr. Der Anruf kam aus Zierndorf: heute Nachmittag gegen 16:00 Uhr wird ein Bus mit Flüchtlingen in Würzburg eintreffen. „Freitagnachmittag 16:00 Uhr – wo sollen wir so schnell am Wochenende 50 Betten her bekommen – und die Betten sind ja nicht alles – die Menschen müssen ja versorgt werden,“ der Regierungsbeamte war ratlos. Mit einem Mal waren wir mittendrin im Flüchtlingsgeschehen. Mit einem Mal waren wir selbst betroffen. Es wäre sicher ein Leichtes gewesen, die Beiden mit dem Wunsch für einen guten Erfolg bei der „Bettensuche“ zu verabschieden. Doch ganz so leicht konnten und wollten wir es uns doch nicht machen. Wir hätten ihn durchaus ignorieren können, den Gedanken an unsere „Geistliche Jugend- und Familienbegegnung Wirbelwind“ mit knapp 40 Betten. Was tun? Schweigen – Ignorieren – Handeln?

**Freitag, 29. August, 13:00 Uhr**

mit den beiden Regierungsbeamten saß ich im Wirbelwind – die Einrichtung

passt perfekt als Notunterkunft. Die Schwestern und Mitarbeiterinnen waren informiert. Überrascht zwar – doch bereit. Das Küchenpersonal, Flexibilität und Spontanität gewohnt, ist durchaus in der Lage, 50 Menschen auch kurzfristig am Wochenende mit zu versorgen. Wir saßen gerade bei einer Tasse Kaffee, denn zum Mittagessen war noch keine Zeit gewesen, um alles zu besprechen, da kam wieder ein Anruf: Entwarnung – Fehlinformation – der Bus kommt heute doch nicht.

Nun, jetzt waren wir also bereit und standen auf der Liste für Notunterkünfte. Gott sei Dank, blieb uns etwas Zeit, um alle Schwestern und Mitarbeiter/innen zu informieren. Und dann tat sich erst mal gar nichts. Es kamen keine Flüchtlinge, so dass sowohl Schwestern als auch Mitarbeiter/innen immer wieder fragten: „Wann kommen sie denn nun unsere Flüchtlinge?“ Als ich das hörte dachte ich: „Wenn sie doch diesen Satz hören könnten, die Menschen, die irgendwo in Flüchtlingslagern oder Rettungsbooten sitzen. Wenn sie wüssten, dass wir sie erwarten...“ Nachfragen bei der Regierung ergaben, dass die Flüchtlinge immer noch in Zierndorf bzw. München „festsitzen“, da zu wenig Personal vorhanden sei, um eine schnelle „Weiterführung“ zu ermöglichen. So blieben also unsere Notunterkünfte leer bzw. wurden von uns selbst wie zuvor auch benutzt.

**Mittwoch, 1. Oktober 2014, 15:00 Uhr**

Während der Einführung unserer neuen Chefärztin in unserem Krankenhaus erhielt ich einen Anruf der Regierung von Unterfranken, mit der dringenden Bitte um ein baldmöglichstes Gespräch.

**19:00 Uhr**

Gespräch mit zwei Vertretern der Regierung. Die Flüchtlingssituation hat sich zugespitzt. Zierndorf und München fassen den Flüchtlingsstrom nicht mehr. Drastische Maßnahmen sind bereits getroffen worden. Überbelegungen in den Erstaufnahmeeinrichtungen. Das Ende ist nicht abzusehen.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Der Regierungsbeschluss, dass in mehreren Regierungsbezirken Erstaufnahmeeinrichtungen errichtet werden müssen, kann in der Kürze der Zeit nicht umgesetzt werden. Die Suche nach Ausweichmöglichkeiten laufen auf Hochtouren. Die zuständigen Beamten und Mitarbeiter sehen sich kaum noch durch. Ob sie ihre Überstunden noch zählen können, bleibt dahingestellt. Nun saßen wir also in meinem Büro, die beiden Regierungsvertreter und wir zwei Mitglieder der Generalleitung. „Können Sie uns helfen? Gebraucht werden Räumlichkeiten für 100 Flüchtlinge als Erstaufnahme-Notunterkunft. Ab wann? Nächste Woche, vermutlich Freitag...“

Wenn wir heute zurückdenken, scheint es uns „ver-rückt“. Und so war es im wahrsten Sinne des Wortes – es verrückte Vieles und Vieles musste verrückt werden. Drei Stunden saßen wir zusammen.

Fragen – Abwägen – Ungewöhnliches denken – Ja, aber – und dazwischen tauchten sie immer wieder auf, die Bilder aus den Medien – Flüchtlinge in Booten – in überfüllten Zelten – angst-erfüllte Kinderaugen... Fragen – Abwägen – Ungewöhnliches denken – Ja, aber – und dazwischen ein Satz, der mir „einfach so“ durch den Kopf geht „...sie legten ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war.“ Ja, aber – wie soll das geschehen? Warum bei uns – was bedeutet das – was kommt da auf uns zu?

#### Donnerstag, 2. Oktober 2014

Der Terminkalender war eh schon voll, doch was nun begann entzieht sich aller Beschreibung. Gespräche mit der Kommunitätsleiterin und ihrer Assistentin – mit Ökonomin und Verwaltung – das Telefon läuft heiß. Wir müssen eine Entscheidung vorbereiten – woran muss gedacht werden? Rückfrage an die Regierung. Besprechung mit dem Küchenchef.

*Innehalten: Herr was willst du? Was willst du uns sagen? Was sollen wir tun?*

Vorgespräche mit der Diözese. Telefonate mit der Regierung. Und dazwischen das „Tagesgeschäft“. Und wieder läuft das Telefon heiß.

*Innehalten: Herr was willst du? Wie soll das geschehen?*

Und dazwischen die Bilder in den Nachrichten – Fürbitte für die Flüchtlinge ... Und dann rufen wir die Schwestern zusammen und schildern einfach was gestern Abend geschah: von den beiden

Regierungsvertretern, der Anspannung, der vorsichtigen beinahe beschämenden Anfrage „Können Sie uns helfen?“

Wir berichten von den Vorgesprächen, von den bisherigen Gedanken und Überlegungen. Noch wissen wir nicht, ob unsere Räumlichkeiten überhaupt in Frage kommen. Erst am Montag kann eine Begehung stattfinden. Doch wichtiger: Was sagen wir? Was hören wir? Erste spontane Reaktionen einiger Schwestern: „Ich war auch Flüchtling.“ „Bei uns im Dorf und in der Familie waren auch Flüchtlinge einquartiert.“ Und daneben viele Fragen.

*Innehalten: Herr was willst du?*

Wir vereinbaren, „ins Gebet zu gehen“ – zu hören – uns zu fragen – Fragen zuzulassen. Informationen abzuwarten.

#### Freitag, 3. Oktober 2014

Tag der deutschen Einheit – ob das ein Zufall ist? Keine Telefonanrufe von der Regierung – es ist schließlich Feiertag. Und bei uns? Weitere Vorgespräche und „rauchende Köpfe“. Mir sitzt die Zeit im Nacken – am Freitag kommen Flüchtlinge nach Würzburg – wohin auch immer – am Freitag muss ich nach Tansania fliegen zu unseren Schwestern, der Flug ist schon lange gebucht – am Freitag noch sieben Tage...

*Innehalten: Wie soll das geschehen? Herr was willst du? Was werden unsere Schwestern sagen?*

#### Samstag, 4. Oktober 2014

Wenn wir uns für die Flüchtlinge entscheiden wird das nicht so „nebenbei“ gehen. Was heißt das? Wir brauchen verantwortliche Schwestern, wir brau-

chen Schwestern, die da sind. Eine leichte Ahnung, wie „das so läuft“ haben wir jetzt. Überraschendes – Unvorhergesehenes – Unplanbares – je nach Persönlichkeitsstruktur könnte man sagen an Chaos Grenzendes.

Erste Überlegungen: welche Schwestern können wir anfragen? „Frei“ ist keine und doch müssen wir zwei freistellen. Gedanklich gehen wir unsere Kommunen durch – einzelne Schwestern. Wer hat (noch) die Kraft? Wer könnte sich auf eine neue Aufgabe einlassen? Wer könnte dafür bereit sein – nicht erst in einem halben Jahr – nein – in sieben Tagen? Ist das nicht verrückt – so schnell eine Schwester zu verrücken?

*Innehalten: Wie soll das geschehen? Herr was willst du?*

#### **Sonntag, 5. Oktober 2014**

Noch wissen wir nicht, ob unsere Räumlichkeiten überhaupt in Frage kommen – doch wenn ja – können wir warten? Am Freitag muss ich nach Tanzania fliegen, bis dahin muss alles geregelt sein. Am Freitag sollen die ersten Flüchtlinge kommen. Es ist Sonntag, Tag des Herrn. Tag, an dem Jesus uns einlädt, das Brot miteinander zu teilen und unser Leben. Auf Schwestern, lasst uns teilen was wir gehört haben, worüber wir nachgedacht, worum wir gebetet haben. Und wir kommen zusammen. „Was werden sie sagen unsere Schwestern? Wofür werden wir uns entscheiden?“

*Innehalten: Herr was willst du?*

„Ich war selbst ein Flüchtlingskind, lasst uns helfen.“ „Wir wurden damals bei einer Familie aufgenommen als ge-

hörten wir dazu – andere hatten es nicht so gut erwischt, lasst uns helfen.“ „Wir können nicht nur Nachrichten schauen – und Fürbitten formulieren – lasst uns helfen.“ Ich höre einfach zu – berührt – bewegt.

Noch heute bin ich stolz auf unsere Schwestern, mit ihren über 70 und 80 und 90 Lebensjahren, die eine mit Gehstock, die andere mit Rollator, keine war eingeschlafen.

Es ist Sonntag, Tag des Herrn, Tag des Teilens – unsere Entscheidung ist gefallen: wir teilen was wir haben – so steht es in unseren Konstitutionen: „Wir teilen was wir haben, unser Leben, unseren Glauben, unsere Zeit, unsere Beggungen, unsere materiellen Güter.“

Es ist Sonntag, Tag des Herrn, Tag des Lebens – Ostern – hier bei uns, heute am 5. Oktober. Drei Schwestern sind ganz konkret betroffen. Ihre „Arbeitsbereiche“ sind in dem Gebäudeteil, das für die Flüchtlinge bereitgestellt werden soll. Was werden sie sagen?

Zugegeben, als ich an die Tür klopfte – klopft auch mein Herz. Doch als ich später die Tür hinter mir schließe, klopft es noch mehr – oder besser gesagt, es hüpfte sogar vor Freude und Staunen: sie waren bereit die drei Schwestern – ihre „sieben Sachen“ zu packen – und Sie können sicher sein, es waren mehr als „sieben“...

*Innehalten: Was für ein Tag? Was für ein ganz besonderer Sonntag? Danke.*

#### **Montag, 6. Oktober 2014**

Wir wussten immer noch nicht, ob unsere Räumlichkeiten überhaupt in Frage kommen, um 11:00 Uhr sollte die Begehung sein. Um 8:00 Uhr, gleich nach dem Frühstück, waren sie da, die drei

Schwestern – sie hatten Verstärkung dabei – und begannen, Schränke auszuräumen – Schachteln zu packen.

Es war verrückt – und ver-rückt wurden auch die Möbel. Alle erreichbaren Hausmeister waren schon alarmiert und standen bereit. Einer hatte einen ganzen Eimer voll Schlüssel und probierte Schloss für Schloss aus. Wir haben daraus gelernt: niemals einen Schlüssel ungezeichnet lassen. Am Spätnachmittag was das „Massagezimmer“ in einen anderen Gebäudetrakt umgezogen.

Und dazwischen – Gespräche – Beratungen – Vorplanungen und das Telefon lief heiß. Am Freitag muss ich nach Tansania fliegen, bis dahin muss alles geklärt sein – am Freitag sollen die ersten Flüchtlinge kommen – zu uns?

#### Dienstag, 7. Oktober 2014

Mein Geburtstag – Dank für das Geschenk des Lebens. Anruf der Regierung „Wenn Sie bereit sind – wird es gehen – danke, dass Sie uns helfen.“ Was nun in den nächsten Tagen geschah – kann ich selbst im Nachhinein kaum glauben: Möbel werden transportiert – Schlafzimmer mit Metallbetten aus der Gesamtunterkunft zu Doppel- und Dreierzimmer aufgestockt – unsere Hausmeister erbringen Höchstleistung. Anfrage beim Pfarrgemeinderat: „Wer kann uns unterstützen?“ Eine Mail über die Caritas – Helfer kommen – Betten werden überzogen – Brandschutzwände werden eingezogen – eine Fluchttreppe installiert – die Hauswirtschafterinnen tragen Stapel von Geschirr durch die Gänge – das Küchenteam brütet über dem Speiseplan – ein Wärmebehälter muss bestellt werden – zwei Teeküchen werden eingebaut – eine Garage wird zum Waschraum umfunktioniert – Wasch-

maschinen und Trockner werden aufgestellt – von einem unserer Häuser werden Stühle angeliefert. Die zwei Schwestern, die frei gestellt sind für die neue Aufgabe haben noch drei Tage Zeit, um sich auf die Veränderung vorzubereiten.

#### *Innehalten:*

*Einfach mal tief durchatmen.*

Uns vergewissern – wir haben diese Entscheidung gemeinsam getroffen. Einfach ist es nicht, doch gemeinsam sind wir stark. Herr, wir glauben, dass du es so willst.

Gespräche – Begehungen – Fragen über Fragen – Koordinierung der Helfer. Wo gibt es noch Bettwäsche? Hier fehlt noch ein Tisch! Dieses Zimmer muss noch leer geräumt werden! Die Tassen reichen nicht. Wo ist der Schlüssel für die Zwischentür? Brauchen wir nicht auch ein Spielzimmer für die Kinder? Und dazwischen läuft das Telefon heiß. Die Schwester, die im Garten Rosenkranz betet, unterbricht: „Wie kommt ihr voran?“ und dann zeigt sie auf ihren Rosenkranz und geht ohne große Worte weiter – wir haben sie verstanden.

Zwei Studenten, die mit ihrer Ausbildungsklasse zwei Stunden zum Betten überziehen da waren, fragen etwas schüchtern: „Können wir vielleicht kleine Schokoladenriegel besorgen und auf die Betten als Willkommensgruß legen?“ (Es sind tatsächlich diese kleinen Zeichen auf die es ankommt!) Dazwischen ein Anruf von der Regierung: „Die Flüchtlinge kommen nicht am Freitag, sondern erst am Montag!“ – Gott sei Dank. Schilder an jede Tür für die Kinder – mit Bildern, denn wir wissen ja nicht, welche Sprache unsere

Gäste sprechen werden. Und überhaupt – wie soll das mit der Sprache gehen?

**Donnerstag, 9. Oktober 2014,**

**13:00 Uhr**

Letzte Besprechung mit allen Verantwortlichen und Regierungsvertretern. Stopp – erst mal Innehalten ... wir haben es alle nötig. Letzte Absprachen – bevor ich morgen nach Tansania fliege. Das Küchenteam? Wir sind bereit! Team der Hauswirtschaft? Das letzte Zimmer wird gerade geputzt. Klosterbäckerei? Brot ist gebacken – Kühlzelle ist gefüllt. Hausmeister? Das Allernotwendigste haben wir geschafft, der erste Gebäudeteil ist bezugsfertig, die Arbeiten am zweiten Gebäudeteil gehen nächste Woche an. Verantwortliche Schwestern: „Wir wissen noch nicht so recht, was auf uns zukommt – wir sind da.“ Offene Fragen werden geklärt. Telefonnummern der Ansprechpartner ausgetauscht. Eins ist klar: Wir werden mit Überraschungen rechnen können...

*Innehalten:*

*Herr wir glauben, dass du es so willst.*

**Freitag, 10. Oktober 2014**

Abfahrt nach Frankfurt – schweren Herzens, es fühlt sich alles so „unfertig“ an. Das Handy klingelt. Die Presse hat sich angesagt, wie gehen wir damit um? Rückruf – Aufruf zum Boarding – letztes Telefonat – jetzt muss ich das Handy ausschalten – abschalten kann ich nicht...

Unmittelbar kommt in mir die Frage auf: „Ob Sterben auch so geht? Zu gehen mittendrin und es fühlt sich so „unfertig“ an? Gehen und loslassen und vertrauen, dass es weitergeht – auch ohne mich? Gehen und wissen – ich

darf alles abgeben – an meine Mitschwester und Mitarbeiter/innen – gehen und vertrauen in der Gewissheit, der Herr will es so?

**Donnerstag, 16. April 2015**

Es gäbe noch viel zu erzählen von dem, was in den letzten Monaten geschehen ist. Von den ersten 50 Flüchtlingen, die aus dem Bus ausgestiegen sind mit Plastiktüten, verängstigten Gesichtern, von den Tränen beim Anblick der frisch überzogenen Betten mit den Schokoriegeln. Es gäbe noch so viel zu erzählen von unseren über 50 ehrenamtlichen Helfern, die zum Lunchpakete richten, zum Essen austeilten, zum Sprachunterricht kommen und die ein sagenhaftes Musikprogramm auf die Beine gestellt haben. Es gäbe noch so viel zu erzählen von dem was es heißt, wenn Sätze der Konstitutionen Wirklichkeit werden, wenn Internationalität handgreiflich wird, Weltkirche kein leeres Wort bleibt, wenn in ein Mutterhaus Menschen aus aller Welt, mit vielen Sprachen, Kulturen, Lebenserfahrungen und Religionen einziehen und wir ganz einfach Leben teilen.

Es gäbe noch so viel zu erzählen, denn es ist noch nicht zu Ende für die Menschen in den Kriegs- und Krisengebieten unserer Erde und für uns Schwestern des Erlösers. Und ob es wirklich zu Ende geht mit der Vereinbarung, die wir bis 30. Juni 2015 getroffen haben und mit unserer Aufgabe mit den Flüchtlingen, das sei dahin gestellt. Es wird wohl wieder Fragen geben und Gespräche und wir werden wieder Entscheidungen zu treffen haben und wir werden hoffentlich wieder innehalten und uns fragen: Herr was willst du von uns – und von mir? Ja, es gäbe noch viel zu erzählen – Sie können auch einfach bei uns nachfragen.

## **Birgit Stollhoff CJ**

Sr. Birgit Stollhoff CJ arbeitet bis Ende Mai 2015 in der Medienarbeit des Bistums Hildesheim bei Berward-Medien und bereitet sich im Anschluss im Terziat (u.a. in Schweden) auf die ewige Profess vor.



Birgit Stollhoff CJ

## **Nachbarschaft als Nachfolge**

Die Schwestern der Congregatio Jesu teilen sich ihr Haus in Hannover mit Flüchtlingsfamilien

Erst hören wir ein Kichern, eine Tür oben im Haus fällt zu. Dann ein Rumoren im Treppenhaus, einzelne quiekende Stimmen streiten sich und Trappelschritte kündigen an, wer da kommt. Und dann stehen sie da, drei kleine dunkelhäutige Kinder mit großen braunen Augen und wollen unterhalten werden: Die fünfjährige Hilda zeigt stolz ihre neue Flechtfrisur; der zweijährige Gabriel ist fasziniert vom Hausbrunnen und der dreijährige Solomo rennt gleich in die Küche und fordert lautstark Schokolade. Statt ruhigem Kaffeetrinken mit der Mitschwester steht als nächstes Seifenblasen-Fangen auf dem Programm.

Seit einem Jahre leben sie bei uns: derzeit sechs Frauen mit ihren Kindern;

aktuell drei kleinen Kindern und einem Jugendlichen. Dazu kommen vier Babys, die in diesem Jahr bei uns geboren wurden. Die Frauen kommen überwiegend aus Afrika, Ghana; manche haben weitere Kinder in Afrika oder anderen Ländern zurückgelassen. Die ersten Familien sind schon wieder ausgezogen, neue sind gekommen. Warum die Frauen nach Deutschland kommen, wissen wir nicht. Zum Ende der Schwangerschaft haben sie sich hier als Flüchtlinge gemeldet und sind unserem kleinsten Flüchtlingsheim in Hannover zugewiesen worden. Seither ist es lebendig geworden bei uns fünf Schwestern der Congregatio Jesu in Hannover.

„Flüchtlinge von heute sind Nachbarn von morgen – so sollten wir sie behan-

deln“, hat der niedersächsische Ministerpräsident Stephan Weil gefordert und diese Nachbarschaft leben wir. Unser dritter Stock stand schon länger leer. Da passte der Vorschlag unserer Oberin, dort Flüchtlinge aufzunehmen, perfekt. Das Bistum unterstützte die Idee von Anfang an, die Caritas übernahm die Leitung und Zuständigkeit: Formal ist unser Flüchtlingsheim eine Zweigstelle eines größeren Wohnheims der Stadt, allerdings mit einer eigenen Sozialarbeiterin in Teilzeit und Nachtwächtern. Für uns war und ist das eine wichtige Entlastung und dient der Klarheit unserer Rolle: Wir sind nicht verantwortlich für die Flüchtlinge. Dafür hätten wir weder die Qualifikation noch die erforderliche Zeit neben unsere anderen Aufgaben – in Landesbüro der Caritas, im Provinzrat, in der Medienarbeit und in der Gefangenenseelsorge. Wir verstehen uns im besten Sinn als die ersten Nachbarn unserer Mitbewohner.

Was bedeutet es für eine kleine Gemeinschaft, Flüchtlinge aufzunehmen? Zuerst hat sich unsere Wahrnehmung verändert: Wir haben die Nachrichten aufmerksamer verfolgt, Zeitungsartikel ausgetauscht, Informationsveranstaltungen besucht.

Mit dem Einzug haben die Geschichten und Nachrichten Gesichter bekommen. Es sind nicht mehr „die Flüchtlinge“, wir sprechen von Emilia, Richard, Dennis, Justin und Ernestina. Bilder von Flüchtlingen auf Schlepperschiffen im Mittelmeer haben eine andere Bedeutung, wenn man sich fragt: Waren die unseren auch auf so einem Schiff? Die Kinder unterhalten sich auf Italienisch, die meisten Familien haben vor ihrer Einreise nach Deutschland in Italien gelebt, ohne da mehr zu erzählen. Auch

sonst hören wir wenig über die persönlichen Hintergründe. „Die Flüchtlinge auf dem Mittelmeer“ – das ist viel weiter weg als der dreizehnjährige Gideon, den wir im Treppenhaus treffen. Wenn diskutiert wird, ob und wie jungen Flüchtlingen eine Ausbildung und ein Bleiberecht gewährt werden kann, lautet für uns die Frage: Werden die fünfjährige Hilda und der neunjährige Dennis auch nach dem Abschluss der Schule, nach Erreichen der Volljährigkeit hier bleiben können? Haben sie eine Zukunft in Deutschland? Wir sind nicht mehr distanziert. Wir haben Partei ergriffen für die Armen, für die Flüchtlinge.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Unsere neuen Mitbewohner haben unsere Räume verändert: Unten im Raum neben der Haustür stand lange ein Fuhrpark von Kinderwagen. Im Eingangsbereich sitzen immer neue Gesichter – mal ehemalige Bewohner, die zu Besuch kommen, mal unsere Familien, mal irgendwelche Besucher, auch junge oder ältere Männer, die auch irgendwie dazu gehören. Wir fragen nicht nach. Die Treppe hinauf in den dritten Stock zieren Kinderpuppen, verlorene Kinderschuhe oder Kekskrümel. Und natürlich haben die Kinder längst alle Lichtschalter und die Hausglocke entdeckt. Es gibt aber auch mehr geschlossene Türen, wir lassen unsere

Handtaschen nicht mehr offen stehen. In der Küche steht die Keksdose für die Kinder, aber unser Wohnflur ist „Privatbereich“ und damit tabu für unsere Mitbewohner. Auch wir betreten nicht ungefragt den dritten Stock. Wir sind nicht mehr „Herren im Haus“; wir sind Mitbewohner.

Und es ist nicht mehr still im Haus! Im Flur hören wir das Lachen der Kinder. Bei der Arbeit am PC hören wir es über uns trappeln, der Ball knallt auf den Boden, ein Kind brüllt. Nachts, beim Einschlafen, hören wir das Neugeborene schreien. Statt „stiller Gebetszeiten“ gibt es immer wieder Stoßgebete: „Lieber Gott, was auch immer die da oben grade umwerfen – pass auf, dass sie sich nichts tun!“

Unsere Rollen haben sich verändert: Wir haben zwar keine festen Aufgaben übernommen, aber die Schwestern, die tagsüber mehr im Haus sind, vor allem unsere älteste Mitschwester, sind stärker eingebunden, werden zuerst informiert, wenn etwas vorgefallen ist oder ansteht. Wir anderen, jüngeren Schwestern, die tagsüber außerhalb arbeiten, sind damit herausgefordert, anders den Kontakt zu suchen – etwa eben mit Plätzchenbacken oder Fahrradreparieren.

Unsere Hauptaufgabe ist: Nachbarn sein. Wir tragen mal den Müttern die Tüten rauf, freuen uns über die Neugeborenen, backen zu Weihnachten Plätzchen und gehen mit den Älteren auch schon mal ins Fußballstadion – dank netter Unterstützung eines ehrenamtlichen Helfers.

Armut, Keuschheit und Gehorsam klingen anders, seit wir mit Flüchtlingsfamilien zusammenleben: Was ist unser Gehorsam gegenüber dem einer Mutter, eingespannt in die Bedürfnisse der Kin-

der, die Zukunft vorgegeben vom Asylverfahren? Wie arm leben wir, wenn über uns eine Flüchtlingsfamilie zu dritt und mit vier Koffern Gepäck einen einzigen Raum bewohnt? Wie leicht ist der Verzicht auf Familie, wenn wir jetzt mitten zwischen Schwangeren, Babys, Kleinkindern und Schulkindern leben? Unsere Flüchtlinge fragen uns in unserer Lebensweise an; gleichzeitig dürfen wir ein bisschen an ihren Familienalltag teilhaben.

Schließlich hat sich auch unser Gebet verändert. Wenn wir mit dreien der Kinder zum Krippenspiel gehen und zu Hause vier Neugeborene sicher und geborgen in Deutschland schlafen, liest sich die Weihnachtsgeschichte anders: Jesus im Stall geboren, unterwegs; Maria und Josef auf der Flucht nach Ägypten. Durch das Leben, das nun im Haus spürbar ist, kommen auch andere Themen nah. Manchmal blitzt auch das Leid der Mütter durch – ihre Hilflosigkeit im fremden Land, ihre Sprachlosigkeit im deutschen Formularalltag. Die Mütter haben für ihre Kinder alles aufgegeben, leben in einem fremden Land, weit weg von den Wurzeln und Angehörigen. Was bedeutet da Hoffnung, Vertrauen? Was können wir schon geben?

Mit den Flüchtlingen leben wir Schwestern näher an unserer Berufung. Unsere Ordensgründerin Mary Ward lebte selber als Engländerin in der Fremde, in Italien, Deutschland und Österreich. „Die Armen lieben, in dieser Liebe bleiben, mit ihnen leben, sterben und auf-erstehen. Das war das Ziel von allem Tun Mary Wards“, steht auf ihrem Grabstein. Mit unserem Flüchtlingswohnheim in Hannover stehen wir in ihrer Nachfolge.

**Alfred Tönnis OMI**

P. Alfred Tönnis OMI (56) wurde Ende 1995 Pfarrer in Oberschwaben und 2005 leitender Pfarrer der Seelsorgeeinheit Schemmerhofen sowie im Jahr 2008 Rektor des dortigen Klosters und stellvertretender Dekan im Dekanat Biberach. Er erwarb sich seit 1999 Kompetenzen in der internationalen Flüchtlingsarbeit und in der Organisationsentwicklung von Stiftungen.



Alfred Tönnis OMI

## Neue Heimat im Kloster

Flüchtlingsaufnahme im ehemaligen Kloster Oggelsbeuren

Mit Beginn des Jahrs 2014 wurde das ehemalige Kloster Oggelsbeuren zur neuen Heimat für eine größere Zahl von Flüchtlingen. Bis zu dieser neuen Bestimmung wurden das Kloster und die dazugehörigen Gebäude in wechselnder Trägerschaft unterschiedlich genutzt. Bevor dieser Artikel darstellt, wie es zum Aufbau eines Flüchtlingsheim im Kloster Oggelsbeuren – auch im Zusammenwirken mehrerer Ordensgemeinschaft – kam, möchte ich zunächst kurz auf die Geschichte und heutige Situation des Klosters und des Ortes Oggelsbeuren eingehen.

### Geschichtliches zum Standort Oggelsbeuren

Oggelsbeuren ist ein kleiner 450 Seelen Ort in Oberschwaben, zwischen Ulm und Bodensee – 15 km von der Stadt Biberach/Riss entfernt. Er ist überwiegend katholisch geprägt und gehört zur Gemeinde Attenweiler und dem Landkreis Biberach. Die Grenze zum nächsten Landkreis Alb-Donau ist ein Kilometer entfernt. Kirchlicherseits gehört der Ort zur Seelsorgeeinheit Ulrika Nisch und dem Dekanat Biberach. 1348 wurde in Oggelsbeuren ein Kloster ge-

gründet; 1860 gründeten die Franziskanerinnen von Sießen (Lehrfrauen des hl. Franz v. Assisi) von hier aus ihr Kloster in Sießen bei Bad Saulgau. Die Dimension einer kirchlichen und ordensspezifischen Ausrichtung hat in Oggelsbeuren demnach eine lange Tradition.

1860 begann dann die neue Nutzung der Gebäude. Zusammen mit den „Barmherzigen Schwestern des hl. Vinzenz von Paul“, deren Mutterhaus noch in Schwäbisch Gmünd war, und Pfarrern wurde die Stiftung Piuspflege in Oggelsbeuren ins Leben gerufen. Waisenkindern sollte dort Pflege und Erziehung zuteilwerden. 1867 wurden die Kinder getrennt. 60 Jungen blieben in Oggelsbeuren. Die Mädchen kamen in die St. Anna Pflege nach Leutkirch im Allgäu. Über Hundert Waisenkinder und „Schwererziehbare“, wie es damals hieß, fanden so zeitweise Heimat in der Stiftung Piuspflege. Im Jahr 1981 bekam diese Einrichtung die staatliche Anerkennung als Schule für Erziehungshilfe.

1984 wurden schließlich die beiden letzten Schwestern der Vinzentinerinnen vom Mutterhaus in Untermarchtal abgezogen. In der nachfolgenden Zeit wurden die Gebäude nun in verschiedene Richtungen genutzt (Kolpingbildungswerk, Bürgerkriegsflüchtlinge u.a.). Im Jahr 1998 folgte der Einzug der Fachklinik Hohenrodt für Suchtkranke (Caritas als Trägerschaft) in den Gebäudekomplex. 2007 wurde diese Fachklinik an die Zieglerischen Anstalten übergeben. Am 1. April 2012 erfolgte schließlich auch der Auszug der Zieglerischen Einrichtungen.

## Die Immobilie

Heute gehört zur Stiftung Piuspflege ein großes Haupthaus, zwei Flachbau-

ten, zwei Werkstätten (Schreinerei und Schlosserei) und ein landwirtschaftlicher Betrieb (verpachtet und bewirtschaftet). Ein Wohnhaus, Sportplatz und landwirtschaftliche Grundstücke umrahmen die Anlage. Die Stiftung ist das gewachsene Wahrzeichen der Ortschaft Oggelsbeuren.

## Rechtliches

Die kirchliche Stiftung Piuspflege, der die Immobilien seit 1860 und nach wie vor gehören, wurde von einem Verwaltungsrat und einem Vorstand (dem jeweiligen Pfarrer von Oggelsbeuren) geleitet. Diese Regelung wurde 1999 durch eine Satzungsänderung modifiziert. Unter anderem stellen auch die Oblaten der makellosen Jungfrau Maria (OMI), die ihre Niederlassung im Wallfahrtsort Schemmerhofen (elf Kilometer entfernt) haben, ein Verwaltungsratsmitglied; zunächst Pater Josef Cramer und ab 2006 Pater Alfred Tönnis. Letzterer wurde nach der Satzungsänderung 1999 und dem Weggang des Pfarrers vor Ort, Pfarrer Max Stark, Vorstand der Stiftung Piuspflege.

## Auf dem Weg zum Haus für Flüchtlinge

Mit der Kündigung des Mietvertrages durch die Zieglerischen Einrichtungen im Dezember 2011 stellte sich die Frage der weiteren Nutzung für die Gebäude in Oggelsbeuren. Im Zuge dieser Entwicklung wurde 2012 eine Steuerungsgruppe ins Leben gerufen, die den Auftrag hatte, Ideen für eine Zukunft der Stiftung zu sammeln und eine Konzeption zu erarbeiten. Die Stiftung war durchaus wieder bereit, nicht nur Ver-

mieter, sondern auch selbst Träger einer Einrichtung zu werden. So wurden viele Gespräche geführt und durch eine offensive Öffentlichkeitsarbeit auch eine breitere Öffentlichkeit in diese „Suche nach Zukunft“ eingebunden. Immer mehr kristallisierte sich daher schon im Jahr 2012 die Fokussierung auf Flüchtlingsaufnahme heraus. Die Beteiligten erkannten und spürten, dass in diesem Bereich Neues entwickelt werden muss. Allerdings standen dieser Neuorientierung auch einige Argumente, wie die hohen Kosten einer großen Gebäudeimmobilie, die nicht zentrale Lage und das bauliche Format, entgegen.

In Deutschland waren Flüchtlinge und Asylbewerber noch vor einigen Jahren weniger im Fokus und das Thema „Flüchtlingsaufnahme“ mehr ein Randthema. Der Balkankrieg und auch der Krieg im Kosovo um die Jahrtausendwende hatte vieles in diesem Bereich in Bewegung gebracht. Viele erinnern sich noch an die damalige Aufnahme von Flüchtlingen in Containern und andere weniger menschenwürdige Umstände. Von Willkommenskultur und vielem mehr war eher wenig die Rede.

Vor dem Hintergrund dieser gesellschaftlichen Bedingungen erarbeitete die Steuerungsgruppe eine erste Konzeption. Hierbei lag die Fokussierung vornehmlich auf Aufnahme, Begleitung und Stabilisierung von Flüchtlingen und Asylbewerbern. Der Verwaltungsrat unterstütze diese Ideen, die Beschlüsse hierzu waren einstimmig. Die Haltung des Landkreises war hingegen eher ablehnend gestimmt; besonders wurde von dieser Stelle die dezentrale Lage ins Feld geführt. Auch die Diözese Rottenburg-Stuttgart stand dem Vorhaben

ebenso kritisch gegenüber. Ihrerseits standen unter Anderem die hohen Kosten im Fokus. Der Provinzrat der Ordensgemeinschaft der Oblaten der makellosen Jungfrau Maria unterstütze allerdings die Ideen der Stiftung Piuspflege dadurch, dass er beschloss, Pater Alfred Tönnis könne sich in der Projektentwicklung engagieren. Zwei Mitbrüder sollten ihn zudem dafür in der Arbeit als Leitender Pfarrer der Seelsorgeeinheit Schemmerhofen entlasten.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Seit der ersten Idee von einer Flüchtlingsaufnahme in Schemmerhofen wurden von allen Beteiligten unzählige Gespräche geführt, auf verschiedenen Ebenen diskutiert sowie viele „Türklinken geputzt“. Nachdem im Ortschaftsrat und im Gemeinderat vor Ort die Projektideen vorgestellt und diese jeweils einstimmig beschlossen wurden, konnte nochmals eine Motivationssteigerung unter den Aktiven wahrgenommen werden. Auch der Pfarrer vor Ort, der gemeinsame Ausschuss der Seelsorgeeinheit Ulrika Nisch und der Kirchengemeinderat wurde mit eingebunden. Gleichermaßen wurde die Öffentlichkeit in die Projektentwicklung mit eingebunden, sodass auch viel Wert auf die Medienarbeit gelegt wurde. So wurde

unter anderem ein Imagefilm gedreht. Zudem wurden Spender gesucht, Ehrenamtliche angesprochen und so ein Fundament für eine mögliche Projektverwirklichung gelegt.

### **Arabischer Frühling und der Syrienkonflikt**

Die Diskussion um Flüchtlingsaufnahme wurde natürlich auch durch die Ereignisse des Arabischen Frühlings und des Syrienkonflikt befeuert. Völkerwanderungen und über 50 Millionen Flüchtlinge weltweit sind Fakten, denen es sich zu stellen gilt. Diese Ereignisse, die medial und politisch immer mehr an Aufmerksamkeit gewannen, liefen faktisch parallel zu der Projektentwicklung in Oggelsbeuren. Es gab und gibt ja kaum einen Tag, an dem das Thema Flüchtlingsaufnahme nicht präsent war und ist. Dabei bleibt festzuhalten, dass die vier Jahre Krieg in Syrien, die damit verbundenen Gräueltaten sowie der Aufruhr in der ganzen Region keine kurzen Zeiterscheinungen sind, sondern dass sie weiterhin eine große Herausforderung – für die Menschen vor Ort, aber auch für Europa als Aufnahme-region – bleiben werden. Aber auch die kriegerischen Auseinandersetzungen in Afrika sind als ein weiterer Faktor in diesem Geschehen und in dieser Herausforderung um die Flüchtlingsdebatte nicht außer Acht zu lassen.

### **Die Haltung von Papst Franziskus**

Durch die Wahl von Papst Franziskus bekam das Thema Flüchtlingshilfe und Flüchtlingsaufnahme einen Unterstützer. Er ging mutig auf dieses Thema ein,

durch seine Reisen, durch sein Lebenszeugnis und seine Worte auch an die Ordensleute. Es waren deutliche Worte, die zur Tat mahnten und mahnen. Wo wird das Charisma des jeweiligen Ordensgründers, des Ordens konkret gelebt? Bei uns Oblaten stellt sich z.B. die Frage wie die Richtung zu den Armen und Ärmsten umgesetzt werden kann? Für mich ist die Wahl von Papst Franziskus ein Geschenk Gottes; zur richtigen Zeit kam der richtige Mann. Zudem haben wir noch den emeritierten Papst Benedikt als stabilisierende Rückendeckung...

### **Weitere Entwicklungen**

Ende 2013 zeichnete sich immer mehr ein möglicher Start ab. Sowohl die Diözese Rottenburg-Stuttgart und der Landkreis Biberach also auch die Bruno Frey Stiftung von Biberach entschlossen sich zu einer Zusammenarbeit in Bezug auf dieses Projekt. Die Ministerien gaben grünes Licht und mittlerweile waren zudem auch 30 Ehrenamtliche gefunden, sodass finanziell und strukturell ein baldiger Start realistisch war. Die Aufnahmezahl wurde auf 75 Flüchtlinge / Asylbewerber begrenzt. Die Einrichtungen der Zimmer und Wohnräume wurden fertiggestellt. Vor allem viele Spenden und die Arbeit der Ehrenamtlichen ermöglichten die Fertigstellung.

Mit dem Film „Flucht und Heimat“, der einerseits die Situation von syrischen Flüchtlingen in Ägypten und im Libanon aufzeigt und andererseits die Gründung der Stiftung dokumentiert und im November 2013 bei den Biberacher Filmfestspielen Premiere feierte, wurde ein weiterer Schritt hin zum Start der

Einrichtung gemacht. Am 26. Februar 2014 folgte durch einen Erlass des Kultusministeriums die Umwandlung der Stiftung „Piuspflege“ in die Stiftung „Heimat geben Oggelsbeuren“. Nachdem am 4. Mai 2014 die neue Stiftung durch einen Festakt in der Aula der Stiftung gefeiert wurde kamen am 13. Mai 2014 schließlich die ersten 45 syrischen Flüchtlinge von Friedland nach Oggelsbeuren.

### Wer arbeitet in der Stiftung?

Der normale Betreuungsschlüssel in einer Gemeinschaftsunterkunft für Flüchtlinge / Asylbewerber dieser Größe beträgt 50 % Sozialarbeiter/in und 50 % Hausmeistertätigkeit. Die „Stiftung Heimat geben Oggelsbeuren“ arbeitet dagegen mit einem anderen Schlüssel. So sind hier eine Sozialarbeiterin (mit einer 100-Prozentstelle) sowie Hausmeister (ebenfalls mit einer 100-Prozentstelle), der aber auch alle anderen Teile der Immobilie betreut, tätig. Darüber hinaus sind eine Ordensfrau als Erzieherin und Fachkraft für Sprachförderung, eine weitere Fachkraft in diesem Bereich mit 12 Stunden in der Woche, zwei junge Menschen im Rahmen des Freiwilligen Sozialen Jahrs (FSJ), ein junger Mann (Flüchtling aus Gambia) im Rahmen des Bundesfreiwilligendienstes (BFD) und eine Sekretärin (mit einer 100-Prozentstelle) bei der neuen Stiftung angestellt. Zudem helfen weitere gut 30 Ehrenamtliche. Die sind unter anderem zuständig für Sprachunterricht, Fahrdienste, Krankendienste und Betreuungsdienste. Dieses Tool hat sich im Betrieb bewährt und bildet ein stabiles Netz als Grundlage.

### Welche Flüchtlinge leben in der Stiftung?

Bis heute (Mitte März 2015) haben wir 142 syrische Kontingentflüchtlinge aufgenommen. Darunter waren 28 Familien, 21 Alleinstehende, 55 Kinder. In der Regel soll nach spätestens 6 Monaten ein Umzug in eine eigene Wohnung im Landkreis Biberach erfolgen. Dies hat bisher gut funktioniert. Dies ist notwendig, da ein längerer Aufenthalt in der Flüchtlingsunterkunft natürlich auch Auswirkungen auf die Betreuung, besonders auch der Kinder, nimmt. Langfristige Betreuungskonzepte greifen hier weniger.

### Wie leben die Flüchtlinge?

Die Flüchtlinge sind in Oggelsbeuren in vier Wohngruppen untergebracht. Alle Wohngruppen haben Küche, Wohnzimmer, Balkon und ein bis drei Schlafzimmer für jeweils 15 Personen. Dazu kommen noch 12 Appartements mit Dusche und kleiner Küche für jeweils zwei bis drei Personen. Die Wohneinheiten sind aufgeteilt in zwei Häuserblöcke: dem Haus Maria und Haus Josef. Die genutzten Raumkapazitäten sind natürlich größer, auch größer als die Vorgaben des neuen Flüchtlingsaufnahmegesetz.

### Was ist das Besondere an dieser neuartigen Flüchtlingsaufnahme?

Das Besondere dieser Einrichtung der Flüchtlingsaufnahme steckt schon im Namen: Heimat geben. Wir wollen mit unserer Stiftung Menschen, die ihre Heimat verloren haben, ein Stückweit Hei-

mat zurückgeben. Dazu gehört aber auch, im Vorfeld zu erspüren, was diese Menschen für Heimatgefühle haben. Darum fanden im Vorfeld zur Konzeptentwicklung Reisen zu den Menschen auf der Flucht – ob im Libanon, in Ägypten, auf Malta oder in Griechenland – statt. Schule für die Kinder, Arbeit, ärztliche Versorgung und Sicherheit waren Aspekte, die in diesem Zusammenhang deutlich wurden. In Oggelsbeuren gingen wir auf diese Bereiche ein: Drei Kindergärten in Kooperation, eine Schule, Ärzte und Arbeits- und Ausbildungsplätze gehören zu unserem Netzwerk. Auch eine Hauskapelle als interreligiöser Raum mit Gebetsteppich und mehr wurde geschaffen, da wir nicht wissen konnten, welche Religion unsere Flüchtlinge haben würden. Selbstverständlich gehörte auch das Abholen vom Flughafen oder in Friedland zu einer Willkommenskultur. Eine gute Betreuung und Begleitung durch unser ganzes Team geschieht täglich. Zum „Heimat geben“ gehört ebenso das Beisammensitzen am Abend oder das Feiern von Festen oder das Veranstalten von Begegnungsabenden dazu. Aber z.B. auch das Shisharauchen, das für unsere Syrer zur Heimat gehört, musste ermöglicht werden. Einige Ehrenamtliche unternehmen mit den Flüchtlingen etwas. Sie gehen gemeinsam baden, in die Stadt oder erkunden einen Bauernhof. Hier begegnen sich Menschen; das spüren beide Seiten. Natürlich ist der Umgang mit manchen Kindern schwierig; Traumata sind spürbar und allgegenwärtig. So kann man zwar über das Licht, dass in den Zimmern die ganze Nacht über brennt, meckern, aber ohne Licht gelingt das Schlafen einfach nicht mehr.

Schwester Christina und auch ich als Pfarrer und Ordenspriester erleben keine Berührungängste mit diesen sunnitischen Syrern. Dennoch sind Unterschiede im Tages-Rhythmus der Syrern auszumachen: Erziehung wird anders praktiziert, Frauen feiern getrennt von den Männern, es steht kein Alkohol auf dem Tisch und die Art und Weise des Essens sowie das Essen an sich sind anders. Gleichwohl, das Lachen, die Freude, die Trauer, das Weinen und der Aufschrei über weitere Verstorbene in Syrien hallen wieder in den Gesichtern derer, die Heimat geben wollen. Manches muss man einfach aushalten – auch das ist Heimat geben.

Neben den Oblaten der makellosen Jungfrau Maria sind auch die Vinzentinerinnen von Untermarchtal und die Franziskanerinnen von Reute in diesem Projekt involviert: Beide Ordensgemeinschaften sind durch den Einsatz vor Ort präsent. Die Franziskanerinnen von Reute senden eine Novizin für drei Monate, die Oblaten senden Novizen für Praktika. P. Heinrich Mayer OMI kommt jeden Freitag zum Unterrichten nach Oggelsbeuren.

Viele Syrer kennen christliche Werte aus ihrer Heimat. So wurde der Heiligabend interreligiös gefeiert: Sowohl die Sure Maria aus dem Koran als auch das biblische Geburtsgeschehen wurde in arabisch und deutsch vorgelesen. Außerdem wurde über die Krippe gesprochen, Lieder gesungen und es gab unter dem Weihnachtsbaum für jeden ein persönliches, liebevoll von den Landfrauen aus Oggelsbeuren eingepacktes Geschenk.

Mit unserer Einrichtung ist das Landratsamt Biberach einen neuen Weg gegangen: die Betreuung der Flüchtlinge



und Asylbewerber wurde an die Stiftung delegiert. Ferner werden in der Steuerungsgruppe „Belegung“ regelmäßig zwischen Landratsamt, evangelischer Kirche, Caritas und Stiftung Absprachen getroffen oder über einzelne Auffälligkeiten und Entwicklungen diskutiert. Bei einem Treffen im Januar 2015 mit dem Ortschaftsrat Oggelsbeuren und dem zuständigen Gemeinderat Attenweiler wurde der Stiftung von allen Seiten ein konfliktfreier Verlauf der Flüchtlingsaufnahme in Oggelsbeuren bestätigt. In diesem Sinne wollen wir auch in Zukunft weiterarbeiten.

### Leuchtturm

Die Stiftung Heimat geben Oggelsbeuren ist sicher ein Leuchtturm auf dem Gebiet der Flüchtlingsaufnahme. Dieses Projekt lässt sich zwar nicht ohne weiteres an einen anderen Ort verpflanzen, doch es kann ermutigen, an anderen Orten ähnliches zu verwirklichen. Es kann ermutigen, nicht nur zu reagieren, sondern zu agieren.

Viele unserer Aktiven sind keine regelmäßigen Kirchgänger. Dennoch entwickeln sich z.B. in unserem neuen Begegnungsraum neue Kontakte. So wird Kirche anders erlebbar, auch über die Pfarrestruktur hinaus. So kommen Kirche und Orden auf neue Weise ins Gespräch – nicht durch ihre Bauten und Strukturen, sondern durch den Einsatz im Rahmen der Werke der Barmherzigkeit.

Die vielen Nachfragen hinsichtlich eines freiwilligen sozialen Jahrs bei uns oder hinsichtlich eines Bundesfreiwilligendienstes oder Praktikas zeigen, dass sich hier Begegnungsräume mit jungen Menschen öffnen. Dies ist eine Chance

für Orden und Kirche, denn Leuchttürme brauchen wir gerade auch in unserer Zeit. An vielen Stellen wird hervorragende Arbeit geleistet, vor Ort bei der Flüchtlingsaufnahme, aber auch an den vielen weiteren Wegen der Flüchtlinge. Es macht Mut, gerade auch das fast Unmögliche als sich konkret Entwickelnde zu erleben.

Ich spreche lieber von Inklusion als von Integration der Flüchtlinge. Die Flüchtlinge verändern uns, die Flüchtlinge bringen uns in Bewegung, sie zeigen uns, dass wir auch von ihnen etwas lernen können:

- eine intensivere Sichtweise von Familie
- ein stärkeres Mitschwingen von Religion im Leben
- Dankbarkeit für unsere Heimat im Kloster oder an anderen Orten
- Dankbarkeit für Frieden und das, was unsere Vorfahren geschaffen haben.
- mehr mit dem Herzen zu denken als mit dem Kopf
- ein Leben mit vielleicht weniger Alkohol
- Gastfreundschaft neu zu erleben.

Für mich sind Flüchtlinge Geschenke, Botschafter Gottes. Sie reißen uns Orden und die Kirche aus dem Kreisen um uns selbst und die eigenen Strukturen. Sie konfrontieren uns mit der christlichen Botschaft, den Werken der Barmherzigkeit viel Raum zu geben. Sie fordern uns heraus, die gemachten Nester zu verlassen oder zu öffnen. Flüchtlinge sind die Herausforderung für unser christliches Abendland. Sie hinterfragen nicht nur die Kultur und religiösen Vollzüge unseres Abendlandes, sondern stellen diese in das Licht der frohen Botschaft Jesu Christi und seinen Forderungen.

## Reibungspunkte und Zukunft

Trotz seines Erscheinungsbild als Leuchtturm für mögliche andere Einrichtungen gibt es auch noch beim Projekt „Heimat geben Oggelsbeuren“ einige Reibungspunkte, die wir in der Zukunft angehen könnten:

- Die vielen Ehrenamtlichen müssten besser und kompetenter begleitet werden.
- Ein weiterer, eventuell sogar hauptamtlicher, Seelsorger wäre nötig, denn diese Menschen bräuchten erhöhte seelsorgliche Begleitung.
- Die Therapien von Trauma Patienten, ob bei Kindern oder Erwachsenen, werden aufgrund des Fehlens arabisch sprechender Therapeuten, stark vernachlässigt.
- Das Angebot für Sprachkurse mit Abschluss ist nicht der Nachfrage entsprechend.
- Eine Klostersgemeinschaft vor Ort mit täglichen Begegnungsmöglichkeiten wäre wichtig: Ältere Mitbrüder oder Mitschwester könnten Nachhilfeunterricht geben oder als Seelsorger/in zur Verfügung stehen. Räume für eine Gemeinschaft wären da. Auch da ist Mut angesagt.
- Das Projekt „Heimat geben Oggelsbeuren“ ist ausbaufähig: Genügend Räume stehen in jedem Fall zur Verfügung. Denkbar wäre auch ein Familienhospiz mit vier bis fünf Plätzen. Dort könnte die Familie mit der betreffenden Person zusammen leben.
- Darüber hinaus sind wir auch für weitere Ideen offen.

Es lohnt sich, diese Punkte anzugehen. Wir sind überzeugt, mit diesem Projekt eine Antwort auf die Zeichen der Zeit gefunden zu haben. Das Flüchtlingsthema ist heute aktueller denn je. Das Evangelium fordert uns heraus, uns dieser Thematik zu stellen.



»Liebender Gott.  
Barmherziger Gott.  
Gütiger Gott.  
Wertschätzender Gott.  
Weise Du uns den Weg.  
Sende Du uns Deinen Geist.  
Schenke uns die Gabe, die Zeichen der Zeit zu erkennen.  
Schenke uns Kraft, die Missstände dieser Zeit anzupacken.  
Schenke uns den Mut, über Mauern zu springen.  
Schenke uns die Liebe zu den Armen und Ärmsten.  
Schenke uns die Freude, Dir dienen zu können.  
Schenke uns den Mut eines Paulus.  
Schenke uns die Kompetenz eines Petrus.  
Schenke uns die Spiritualität der Seligen und Heiligen.  
Schenke uns Konsequenz des vorletzten Papstes Benedikt.  
Schenke uns den Blick in die Welt, den Papst Franziskus vorlebt.  
Der Segen Gottes begleite uns.«

Gebet, das die Initiatoren und Mitarbeiter des Projekts  
„Heimat geben Oggelsbeuren“ seit längerem begleitet.

## ... Dokumentation



Foto: Medienbüro Ordensgemeinschaften Österreich

### Internationale Ordensarchivtagung

Vom 13. bis 15. April 2015 fand in Schloss Puchberg bei Wels (Oberösterreich) die 19. Jahrestagung der „Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive“ (AGOA), gemeinsam mit der „Arbeitsgemeinschaft der Ordensarchive Österreichs“ (ARGE), statt. Unser Foto aus einer Podiumsdiskussion zu Zukunftsfragen, Trends und Visionen im Archivwesen im Rahmen der Tagung zeigt (v.l.n.r.): Heinrich Berg vom Wiener Stadt- und Landesarchiv, Helga Penz, Leiterin des Referates für Kulturgüter der Ordensgemeinschaften Österreichs, Irmgard Becker von der Archivschule Marburg und Peter Pfister vom Archiv des Erzbistums München und Freising. Informationen zur Tagung stehen im Internet unter <http://www.ordensgemeinschaften.at/1901-welche-zukunft-hat-unsere-vergangenheit-zur-Verfuegung>. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert im Folgenden zwei Referate der Tagung sowie die auf der DOK-Mitgliederversammlung 2014 beschlossene Kirchliche Archivordnung - Orden.

Thomas Prügl

## Ordenstradition und theologische Schulen

Das Archiv als Ort theologischer Erinnerung\*

### Einleitung: Archiv und Bibliothek

Archiv und Theologie scheinen zwei Begriffe zu sein, die schlecht zueinander passen, ja die sich geradezu widersprechen. Warum? Weil das Archiv die Geschichte aufbewahrt, der Theologe

aber nach der Glaubenswahrheit sucht. Die göttliche Offenbarung findet man nicht im Archiv, sondern in der Hl. Schrift, *in libris scriptis et sine scripto traditionibus*, wie das Konzil von Trient sagt. Daher geht der Theologe nicht ins Archiv, sondern in die Bibliothek – in aller Regel. Ihn interessieren nicht die

zahllosen Details, die skandalösen Einzelfälle oder Zufallsfunde, nicht die Matrikelbücher, Kammereinträge oder Personalbögen, und schon gar nicht Prozessakten, Sitzungsprotokolle oder Jahresbilanzen. Den Theologen fasziniert der allgemeingültige Gedanke, das theologische System, die Kohärenz des Dogmas, durch das der Glaube intelligibel gemacht wird. Das historische Faktum dagegen stört die Darstellung der überzeitlichen Wahrheit oder wird höchstens geduldet, um eben jene Gesetzmäßigkeit zu belegen, welche das theologische System aufzufinden vorgibt.

Der Theologe verbringt seine Zeit also nicht im Archiv, sondern in der Bibliothek, das Archiv überlässt er dem Historiker. Der Historiker geht aber auch gerne in die Bibliothek, weil er auf seine Art weiter zu blicken vermag als der Theologe, weil er offener für die gelebte Wirklichkeit ist, weil er mehr Respekt für die Einzigartigkeit und Unwiederholbarkeit der Geschichte hat, weil er vielleicht mehr Sympathie („Mit-leiden“) für die menschlichen Schwächen als der Theologe gewonnen hat. Weil er eher bereit ist, einen Schritt zurückzutreten, um die Geschichte in ihrer Breite zu sehen und zu verstehen, anstatt Hoflieferant für die Dogmatik oder die Philosophie zu sein. Und weil er vielleicht eine prinzipielle Skepsis gegen Verallgemeinerungen entwickelt hat. Meine Damen und Herren, diese Theologenschelte stammt nicht von mir, sondern von dem großen Althistoriker und Geschichtsphilosophen Henri-Irénée Marrou, der in diesem Zusammenhang von der „idealistischen Versuchung“ gesprochen hat. Vor dieser sind allerdings auch die Historiker, die dem Idealtypus

### Thomas Prügl



Prof. Dr. Thomas Prügl ist Vorstand des Instituts für Historische Theologie und Professor für Kirchengeschichte an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Seine Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich der Konzilien von Konstanz (1414-1418) und Basel (1431-1449), der Kirchengeschichte und Ekklesiologie des Mittelalters generell, sowie der Geschichte der Schriftauslegung im Mittelalter.

nachjagen, nicht gefeit sind: „Der Idealtypus neigt dazu, nichts weiter zu sein als ein Klischee, ein Vorurteil.“<sup>1</sup> Um dieser Verengung oder Fixiertheit auf eine Idee zu entgehen, sollte der Historiker in der Lage sein, sich auch im alltäglichen Leben anderen zu öffnen und ihnen Aufmerksamkeit zu schenken. Marrou: „Leute, von denen man sagt, sie können nicht zuhören, würden sehr schlechte Historiker abgeben. ... Dieser Charaktertyp findet sich häufig bei den Philosophen. ... Der wahre Philosoph, so sagt man, ist häufig von einem Problem besessen, das sich ihm notwendig aufdrängt. ... Seinen Grubenschacht immer tiefer grabend, wird er schnell unfähig, seinen Kopf zu heben, um anderswohin zu schauen, um einen dem seinen fremden Gedanken zu begreifen. ... Der His-

toriker hingegen ist bereit, sein eigenes Denken zu beurlauben, lange Rundwege einzuschlagen, wobei er sich auf fremdes Gebiet begibt, weil er weiß, welche Erweiterung des Ich der Umweg vermittelt, der durch die Entdeckung des anderen führt.<sup>42</sup>

Verzeihen Sie mir diesen Umweg, mit dem ich lediglich die Problematik unseres Themas verdeutlichen wollte: „Das Archiv als Ort theologischer Erinnerung“ soll nicht einer Theologisierung eines der wichtigsten Erfindungen der Menschheit (als welches man das Archiv bezeichnen darf) das Wort reden, sondern es soll, im Gegenteil, den Blick auf die pragmatische Bedeutung und Aufgabe von Archiven öffnen, gerade auch für die theologiehistorische Forschung.

Am Ursprung des Archivs steht nicht die Theologie, sondern das Recht. Jede Gemeinschaft, jede Institution, die auf Dauer angelegt und gegründet ist, benötigt in aller Regel sehr bald einen Ort und eine Systematik für die Aufbewahrung der wichtigsten Gründungsdokumente, der Privilegien und Rechtstitel, die die Existenz der Institution beschützen und garantieren. Die ursprüngliche Frage des Archivars ist daher die nach dem Wert einer Urkunde und ihrer potentiellen Wichtigkeit im Blick auf Besitz, Ausstattung einer Kommunität und deren rechtliche Absicherung. Dazu kommen personenrechtliche Aspekte der Mitglieder, ihr Zugehörigkeitsverhältnis zur Kommunität und daraus resultierende Rechte, Pflichten und Ansprüche. In dieser Funktion unterscheiden sich Ordensarchive nicht von denen anderer Institutionen. In Wien, wo wir in diesem Jahr das 650. Gründungsjubiläum der Universität begehen,

kann man diese basale Funktion des ersten Archivs gut studieren. Die ältesten und wohl auch ersten Archivalien sind hier die Stiftsbriefe der Herzöge von Österreich, die Statuten der Universität und der Fakultäten und schließlich, mit einigen Jahren Verzögerung, die Matrikelbücher. Während die originalen Gründungsdokumente in einer mehrfach gesicherten, mit sechs verschiedenen Schlössern und Schlüsseln ausgestatteten Kiste aufbewahrt werden, konnten der Rektor, die Dekane und Sprecher der Nationen über archivarische Arbeitsinstrumente verfügen, die in ihren Büros leichter zur Verfügung standen: die sog. *Acta*, also Protokolle der jeweiligen Universitätsgremien, in denen auch die laufenden Ausgaben und Abrechnungen vermerkt wurden, dazu das „Kopialbuch“, in das die wichtigsten Gründungsurkunden und Formeln fortlaufend kopiert und daher von einem größeren Personenkreis leichter einsehbar waren.

Die „Idee“ oder das Selbstverständnis der Universität findet sich in diesen Dokumenten nur indirekt. Sie wurden ja nicht zu dem Zweck gesammelt, um den Festpredigern oder Essayisten Material für eine Selbstreflexion zu geben, sondern um gegenüber dem Herzog auf die Einhaltung der spärlichen Dotation pochen zu können. Erst in der jüngeren Neuzeit entdeckte man auch den ideologischen Wert rechtlicher Gründungsdokumente, als Ausdruck korporativer Überzeugungen in der rechtlichen Formulierung der Gründungszwecke. Somit kann man sehr wohl eine bestimmte Geisteshaltung, auch ein Selbstverständnis anhand der frühesten Archivierung ablesen, was neben Universitäten auch für Klöster, Kapitel oder

anderen kirchliche Einrichtungen gilt. Und dennoch war und ist das Archiv in aller Regel nicht der primäre Ort, an dem es die Theologie oder die Spiritualität zu dokumentieren gilt, es sei denn die Spiritualität einer klösterlichen Gemeinschaft wird mit der dokumentierten Summe sämtlicher Lebensvollzüge dieser Kommunität identifiziert. Aber das hieße das Verständnis von Spiritualität, auch jenes von Theologie, erheblich zu verkürzen. Oder birgt das Archiv nicht doch die Geistigkeit bzw. Tradition einer Kommunität, wenn auch auf eine besondere Weise?

### Ordenstraditionen und theologische Schulen

Ich möchte daher, wie der Titel meines Vortrags formuliert, einige Überlegungen darüber anstellen, wie Ordenstraditionen zustande kommen und wie diese sich auch in theologischen Schulen äußern können. Zur Ordenstradition im strengen Sinne gehören natürlich in erster Hinsicht die Regel, die Konstitutionen und Statuten. Als Gründungs- und Verfassungsdokumente sind dies die Referenzgrößen, an denen sich ein Orden bei der Anpassung an die jeweiligen Zeitumstände und angesichts je neuer Herausforderungen orientiert. Jegliche Reformen innerhalb eines Ordens versuchen in erster Linie, die Intention, oft auch den Buchstaben der Ursprungstexte wieder in Geltung zu setzen. Dazu wurden in vielen Ordenstraditionen Kommentare zur Regel verfasst, die die Spielräume ausloten, die Intention der Texte neu beschreiben und damit den alten Text je neu zu aktualisieren versuchen. Bekannt sind hier etwa die spätmittelalterlichen Kom-

mentare zur Benediktregel eines Johannes von Kastl oder eines Johannes Rhode von Trier. Auffällig in diesen Texten ist die Tatsache, dass sie weniger die spirituelle Tiefe des Regeltexts hervorholen wollen als vielmehr den rechtlichen Charakter der Regel unterstreichen, indem sie deren Text mit zahllosen Verweisen auf das Kirchenrecht unterfüttern, gleichsam an geltendes Recht anpassen und ihn so wieder in Kraft setzen. Damit fügen sie sich gut in die primäre Absicht spätmittelalterlicher Ordensreformen ein, den Wortlaut der Regel und ihre ursprüngliche Strenge neu einzuschärfen, wie es typisch für die Melker, die Bursfelder und Kastler Reformen war. In einem ganz anderen Kontext stehen die Kommentare zur Franziskusregel aus dem 13 und 14. Jahrhundert. Die Verfügung des heiligen Franz, die er noch in seinem Testament niedergelegt hat, wollte eine solche Kommentierung radikal untersagen. Die Regel sollte vielmehr *sine glossa* befolgt werden und ohne jegliche Zusätze, Einschränkungen oder Modifizierungen in ihrer ursprünglichen kompromisslosen Klarheit fort dauern. Dieses Kommentierungsverbot hat freilich den Streit innerhalb des Ordens über die programmatische Ausrichtung angesichts eines rasanten Wandels und neuer Herausforderungen nur zusätzlich angefacht und dadurch gravierende Krisen hervorgerufen. Und es konnte nicht verhindern, dass dennoch Kommentare zur Regel verfasst wurden, vielleicht umso intensiver je unduldsamer das Kommentierungsverbot als politisches Argument ins Feld geführt wurde. Der bekannteste Kommentar aus dieser Zeit ist der des Hugo von Digne, der den Orden an die ursprüngliche ra-

dikale Armut erinnern wollte, gleichzeitig aber damit den Spiritualen und ihrem Programm in die Hände spielte.

Der junge Franziskanerorden kann ohnehin als ein sehr instruktives Beispiel dafür gelten, wie Ordensgemeinschaften bisweilen radikal an ihrer Traditionsbildung arbeiten bzw. wie Traditionsbildung auch als Produkt literarischer Selektion entsteht. Es war kein geringerer als der heilige Bonaventura, der als siebter Generalminister des Ordens gleich zu Beginn seiner Amtszeit verfügte, alle früheren Lebensbeschreibungen und biographische Literatur über den Ordensgründer aus jedem Konvent zu entfernen, ja zu vernichten, um die Spaltung des Ordens, die durch ambivalente und einander widerstrebende Franziskus-Bilder drohte, zu unterbinden. Nur die *Legenda maior*, die Bonaventura zu diesem Zweck selbst verfasste, durfte fortan als einzige Lebensbeschreibung des hl. Franz gelesen werden und Geltung haben. Wir stehen hier vor einem sehr frühen, eklatanten Beispiel von Archivzensur und dem Versuch, Biographien und deren Deutung unter ideologischen Gesichtspunkten autoritativ zu manipulieren. Es gereicht aber den Archivaren zahlreicher Franziskanerkonvente zur Ehre, dass sie dem Zerstörungsbefehl nicht so rigoros nachgekommen sind, wie sich der Generalminister dies vorgestellt hatte. Nur dadurch haben wir Kenntnis von den frühestens franziskanischen Zeugnissen und alten Franziskusbiographien wie etwa den beiden Lebensbeschreibungen des Thomas von Celano oder der Dreigefährtenlegende.

In diesem Beispiel kommt sehr gut zum Ausdruck, wie Archive nicht nur Tradition sammeln und bewahren, sondern

auch Identitäten aufbauen können, die aus bestimmter Erinnerung gespeist sind. Dass dem Archivar (bzw. Bibliothekar) hierbei eine Schlüsselrolle zufällt, liegt auf der Hand. Freilich verfügt der Archivar nicht über die Autorität des Ordensoberen oder eines Ordenskapitels, so dass er aktiv Traditionsbildung manipulieren könnte – zumindest sollte er dies nicht tun –, aber die Auswahl der zu konservierenden Dokumente, die zu einem erheblichen Teil in seiner Verantwortung liegt, steht sehr wohl im Dienst einer Interpretation und Fortschreibung der Ordenstradition.

Das franziskanische Beispiel führt uns auch zu dem Phänomen der Schulbildungen, die teils praktischen Überlegungen entsprungen sind, die aber aufgrund der Dominanz der theologischen Ausbildung sehr bald auch die Ordenstradition und das Selbstverständnis der Orden beeinflusst hat. Dabei ist die „moderne“ Form, Theologie zu studieren, ein Proprium nicht nur des Mittelalters, sondern gerade auch der mittelalterlichen Orden. In der Pariser Abtei St. Viktor wurde die Verbindung von Unterricht und Ordensleben erstmals programmatisch betrieben. Die Vorstellung von der *schola Christi*, die sich ja bekanntlich schon in der Benediktregel findet, wird in St. Viktor so ausgeweitet, dass das geistliche Leben insgesamt auf dem Gedanken der Bildung begründet wird. Schule und Kloster stellen nun eine Pädagogik zur Verfügung, die nicht einen lediglich pragmatischen Zweck einer Fach- oder Spezialausbildung verfolgt, sondern Lernen, Schule, Unterricht werden als Instrumente anerkannt, in denender durch die Sünde beeinträchtigte Mensch zu seiner wahren Würde und damit zur Erkenntnis Gottes

und der Welt zurückgeführt wird. Die durch die Erbsünde beeinträchtigte Vernunft wird durch das Studium wiederhergestellt. Erziehung und Bildung haben eine therapeutische Wirkung, indem sie ein Wissen um das Ganze ermöglichen, worin alle kognitiven und willentlichen Kräfte des Menschen auf die Wahrheit und das Gute gerichtet werden. Durch den wichtigsten Vertreter dieser Klosterschule, Hugo von St. Viktor, wird das Schrifttum und die Gedankenwelt des hl. Augustinus zur Grundlage solcher umfassender Bildung und Theologie. In seinen pädagogischen, wissenschaftstheoretischen und v.a. exegetischen Schriften entwickelt Hugo einen Augustinismus, der die Ideen des großen Kirchenvaters sammelt, systematisiert und für das Anliegen des 12. Jahrhunderts neu aufbereitet. Dadurch schaffen die Lehrer von St. Viktor – neben Hugo gilt es v.a. auch Richard sowie Andreas v. St. Viktor zu nennen – eine Kombination von alter „monastischer“ Theologie und neuer „scholastischer“ Methode. Und die Pariser Abtei entwickelte damit das, was die Theologiegeschichte später als „Schule“ im besonderen Sinn bezeichnen wird: eine institutionell verankerte, bestimmten Methoden und Inhalten verpflichtete, über eine gewisse Zeit hinweg operierende und Einfluss ausübende Lehrinstitution, die sich in ihrer Praxis auf ein Schulhaupt bezieht.

Das Entstehen solcher „Schulen“ gilt als ein Spezifikum des 12. Jahrhunderts. Der Pionier für die Erforschung der fröhscholastischen Schulen war der Bamberger Dogmatikprofessor und spätere Weihbischof Arthur Michael Landgraf (1895-1958), der neben seiner sechsbändigen *Dogmengeschichte der*

*Fröhscholastik*, v.a. mit dem eher schmalen Buch *Einführung in die Geschichte der theologischen Literatur der Fröhscholastik* (Regensburg 1948) zu einem der einflussreichsten Mediävisten und Theologiehistorikern des 20. Jahrhunderts wurde. Diese Einführung trägt den bezeichnenden Untertitel „unter dem Aspekt der Schulbildung“. Land-

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

graf identifizierte im längeren 12. Jahrhundert insgesamt zwölf Schulen, die die Entwicklung der scholastischen Theologie vorantrieben, von Anselm v. Canterbury bis hin zu Wilhelm v. Auxerre. Unter den dort vorgestellten Schulhäuptern finden sich so bedeutende Namen wie eben Anselm, Abaelard, Hugo v. St. Viktor und Petrus Lombardus, aber auch weniger geläufige Namen wie Magister Simon, Gilbert de la Porrée oder Odo von Ourscamp. So beeindruckend die Fülle des schriftlichen Materials ist, das Landgraf für seine Forschungen zusammentrug, so unbestimmt bleibt seine Charakterisierung des Begriffs der Schule: „Soweit wir solche Schulen in den zu ihnen gehörigen Werken erfassen können, läßt sich sagen, dass man in einer Gruppe von Werken als das Gemeinsame die bear-

beitete Vorlage erfassen kann... Ein andermal ... erfassen wir eine Schule an der Gleichheit ihrer Ideen trotz aller Verschiedenheit des Charakters der Werke.“ Bei anderen wiederum „darf man nur insofern von einer Schule sprechen, als man einige Trabanten feststellen kann, die in stärkerem Maße Texte aus seinen Werken verwandten.“ Und um die Sache noch zu verkomplizieren, stellt Landgraf zudem fest, „daß auch die einzelnen Schulen im Laufe der Zeiten sich innerlich gewandelt haben und daß es geschehen konnte, daß die letzten Schüler sich nur noch einige Punkte des Lehrgutes bewahrt hatten, oder auch daß, was ursprünglich Eigentum einer bestimmten Gruppe gewesen, schließlich Besitz der Gesamtheologie wurde, in die alles Dauerhafte zusammenmündet, um dort in seinem Bestand bewahrt zu werden.“<sup>3</sup>

Dank der Arbeiten Landgrafs hat sich in den letzten 50 Jahren die Vorstellung breit gemacht, dass die Geburt der scholastischen Theologie des 12. Jahrhunderts eben durch „Schulen“ erfolgt sei, wodurch auch der Begriff der Scholastik, im Sinne von „schulmäßig“ eine neue Nuance erhielt. In der neueren Forschung wurde aber dieses Verständnis von Schule gerade im 12. Jahrhundert einer tief greifenden Kritik unterzogen, indem man auf die Inkonsistenzen und Schwächen der Definition von „Schule“ hinwies. Landgraf war viel zu sehr von der Existenz der Schulen als eines Generationen übergreifenden Lehrzusammenhanges und Netzwerkes von Lehrern und Schülern überzeugt, als dass er sich um eine klarere Kriteriologie bemüht hätte. V.a. hat aber eine nähere Untersuchung der Unterrichtstechniken und eine bessere

Erschließung der theologischen Literatur des 12. Jahrhunderts neue Aspekte zutage gefördert, weshalb man mit dem Begriff der Schule heute viel vorsichtiger umgeht. Man wird daher zunächst klar zu unterscheiden haben, was man unter einer Schule versteht, was eine Schule konkret ausmacht, und wo der Begriff eher irreführend als erhellend wirkt. Hier zeichnen sich drei Ebenen ab.

Erstens: Die „schola“ ist zunächst die grundlegende Organisationsform des Unterrichts. Nur in wenigen Fällen hat dieser Unterricht im 12. Jahrhundert eine rudimentäre institutionelle Rückbindung, etwa an eine Kathedrale oder ein Kloster. Wichtiger ist, dass sich diese frühe Form der Schule v.a. durch das Lehrer-Schüler Verhältnis definiert. Der Student geht in jener Zeit nicht in die Schule von Paris, Laon oder Reims, die es streng genommen so gar nicht gibt, sondern er geht zu den Magistern Anselm, Abaelard oder Gilbertus usw. und folgt ihnen, wenn diese, aus welchen Gründen auch immer, ihr Zelt woanders aufschlagen. Im Zuge dieses persönlichen Ausbildungsverhältnisses übernimmt der Schüler die Lehren des Lehrers ganz elementar, indem er dessen Lehrbuch (oder die Sentenzensammlung, die Kommentare oder Vorlesungen) abschreibt und sich so die Inhalte aneignet. Dieses persönliche Lehrer-Schüler Verhältnis erfährt eine Fortsetzung, wenn der Lehrer einem der begabteren und bereits länger bei ihm weilenden Studenten die Lehrkathedra vererbt oder wenn er aus dem Schülerkreis Hilfslehrer rekrutiert, die die wachsende Zahl der Schüler betreuen helfen. In einer solchen Sukzession kommt es leicht zu Verfestigungen be-

stimmter Lehrtexte und Lehrinhalte. Und dennoch konstituieren in erster Linie nicht das Lehrbuch oder gar die Inhalte die Schule, sondern der persönliche Lehrer-Schüler Bezug.

Neben dieser ersten und wichtigsten Definition, die uns zeigt, dass es eine Vielzahl von „Schulen“ gab, bezeichnet der Begriff der Schule im wissenschaftshistorischen Sprachgebrauch auch eine Übereinstimmung sowohl formaler als auch inhaltlicher Art innerhalb der theologischen Literatur des 12. Jahrhunderts. Hier muss man sich aber im Klaren sein, dass der Begriff der Schule in dieser Hinsicht ein literarisch-historisches Konstrukt ist. Nicht die real existierende Schüler-Lehrer Beziehung konstituiert diese Schule, sondern literarische Abhängigkeiten, die die historische Forschung aus der Fülle der Textüberlieferung rekonstruiert. Wenn etwa ein Textbuch über Strecken hinweg den Wortlaut eines Vorgängerwerkes reproduziert oder sich im Aufbau und in der Struktur der Stoffverteilung an anderen Werken orientiert, hat die frühere Forschung sehr schnell einen Schulzusammenhang daraus abgeleitet. Allerdings zeigt sich hier auch die Problematik der vermeintlichen Schulzugehörigkeit, denn das Übernehmen von Texten und Lehrinhalten – man könnte weniger elegant auch sagen, das Abschreiben bzw. Kopieren – folgte nicht immer dem Schema, dass sich ein Autor ausschließlich an einem oder gar seinem Lehrer ausrichtete. Vielmehr zeigen selbst die vermeintlich unselbständigsten Lehrbücher, also jene, die zum allergrößten Teil aus Exzerpten früherer Werke bestehen, eine Freiheit bei der Auswahl ihrer Vorlagen und Vorbilder. Wenn ein Autor sich etwa in der Trini-

tätslehre und Christologie einer bestimmten Autorität anvertraut, dann kann er leicht bei der Moraltheologie einer anderen und bei der Sakramententheologie wiederum einem andern Standardwerk den Vorzug geben. Aber damit entzieht er sich einer Schulzuordnung im klassischen Sinn. Vor diesem Hintergrund, der erst in den letzten Jahren deutlicher herausgearbeitet worden ist, weil man schlichtweg mehr Texte ediert und untersucht hat, wird man den früheren Versuchen, die theologische Schullandschaft zu beschreiben, vorsichtiger begegnen müssen. Drittens sollten wir aber gewisse Ordnungen, die durch die früheren Schuleinteilungen geschaffen wurden, dennoch nicht grundlos über Bord werfen. Bestimmte Lehren, die sich prägend auf die theologische Lehrentwicklung ausgewirkt haben oder die unaufgebar mit dem Programm eines berühmten Lehrers verbunden sind, können allemal schulbildend wirken. Allerdings gilt es hier immer am Einzelfall zu überprüfen, ob diese vermeintlichen Schulen nicht eher als Lehrtraditionen im weiteren Sinn denn als Schulen bezeichnet werden sollen. Um von einer Schule im strengen Sinn zu sprechen, bedarf es meines Erachtens eines Zusammenwirkens aller drei hier skizzierten Aspekte: Personelle Kontinuität, unstreitige literarische Abhängigkeit und inhaltliche Gemeinsamkeiten. Dass bestimmte Bücher, wie etwa die Sentenzen des Petrus Lombardus, einflussreicher geworden sind als andere, weil sie breiter rezipiert und häufiger abgeschrieben worden sind, muss nicht mit Schul- oder Traditionsbildung zusammenhängen, sondern verdankte sich eher praktischen Überlegungen: Gerade das Beispiel des



Petrus Lombardus ist unter dieser Hinsicht instruktiv: Die Theologiegeschichte bescheinigt ihm fast übereinstimmend, dass er zwar nicht zu den scharfsinnigsten und originellsten Theologen des 12. Jahrhunderts zählte, und dennoch wurde sein Lehrbuch, die Sentenzen, zum erfolgreichsten Überblickswerk mittelalterlicher Theologie, weil es in der Auswahl und Anordnung des Stoffes und in dem behutsamen Vorgehen bei der Lösung strittiger Fragen den größten Konsens herbeizuführen verstand, was wiederum eine Empfehlung für den weiteren Gebrauch war.

### Die theologischen Schulen im Spätmittelalter

Die historische Forschung war bei der Bestimmung der theologischen Landschaft der Frühscholastik wohl auch deshalb so sehr auf den Schulgedanken fokussiert, weil die weitere Geschichte der Theologie sich selbst gerne in der Kategorie unterschiedlicher Schulen gesehen hat. Man müsste im übrigen vor diesem Hintergrund auch die Definition der altkirchlichen Schulen wie jene von Antiochien oder Alexandrien kritischer in den Blick nehmen. Was hier als abstrahierende Vereinfachung eingeführt wurde, um die dogmatischen Lehrstreitigkeiten des vierten und fünften Jahrhunderts besser unterscheiden zu können, darf nicht dazu verleiten, neuzeitliche Vorstellungen auf eine antike Praxis zu übertragen. Die Vorstellung von durchgängig strukturierten theologischen Schulen, verstanden als theologische Traditionen, die nicht nur theologische Alternativen anboten oder unterschiedliche methodologische Stile entwickelten, sondern auch gegenein-

ander polemisch zu Felde zogen, erfüllte sich erst mit der Entstehung des Thomismus.<sup>4</sup> Dass die Theologie des Thomas von Aquin schulbildend wurde, verdankte sie zunächst dem Genius ihres Autors. Denn wie kein anderer Theologe zuvor und danach verstand es Thomas von Aquin, die überlieferte Glaubenslehre mit den Sprach- und Denkinstrumenten seiner Zeit, v.a. mit Hilfe der aristotelischen Philosophie, neu zu konzipieren und das Verständnis wichtiger theologischer Fragen entscheidend zu vertiefen. Der eigentliche Anstoß dazu war aber politisch bedingt. Denn in dem Maße, in dem sich die Theologie des Thomas von Aquin nach seinem Tod den Angriffen von Gegnern, v.a. aus dem Franziskanerorden, ausgesetzt sah, in dem Maße unternahm der Dominikanerorden alles, um das Ansehen des berühmtesten seiner Professoren in Schutz zu nehmen. Die Kritiker wurden aber nicht nur zurückgewiesen, sondern der Dominikanerorden erhob die Lehre des Thomas von Aquin zur Richtschnur der theologischen Ausbildung des eigenen Ordensnachwuchses. Eine Reihe von Generalkapiteln ab dem späten 13. Jahrhundert verfügte, dass alle Professoren des Ordens die Theologie nach dem Sentenzenkommentar des Bruders Thomas de Aquino vorzutragen haben. Oberflächlich betrachtet setzte man damit lediglich einen alten Usus fort, wonach die Theologie von bestimmten Lehrbüchern einiger weniger berühmter Magister dominiert wurde. Bei näherem Hinsehen war diese Entwicklung aber viel weitreichender. Erstmals verpflichtete sich hier ein ganzer Orden, die theologische Ausbildung seiner Mitglieder nach der Theologie eines einzigen Lehrers zu regulieren,

und Zuwiderhandlungen zu ahnden. Die Festlegung auf ein Schuloberhaupt sollte Spaltungen innerhalb des Ordens vermeiden und gleichzeitig die Grenzen nach außen ziehen. Unweigerlich erfuhr damit aber auch die Theologie des Thomas von Aquin eine gewisse Verengung, denn nun rückten gerade jene Lehraspekte fast beherrschend in den Vordergrund, die von den Gegnern angegriffen wurden. Man könnte diese Entwicklung mit dem Phänomen der Konfessionalisierung vergleichen, als sich die neuzeitlichen Konfessionen mit ihren typischen Frömmigkeitsformen und theologischen Akzenten als Antwort auf die jeweils gegnerische Konfession, Katholizismus, Protestantismus und Reformiertentum herauskristallisierten und ihre Identität v.a. in der Abgrenzung gegenüber dem Gegner fanden. Unter theologischem Gesichtspunkt bedeuteten die Schulbildungen sowohl eine gewisse Verengung, ja Verarmung, da anders als der hl. Thomas selbst, seine Schülergenerationen aus Sorge um die Bewahrung der Schultradition und theologischen Geschlossenheit nicht mehr den breiten Blick auf die gesamte Tradition und vorherrschenden philosophischen Strömungen wagten und gerade darin das Schuloberhaupt nicht nachahmten. Andererseits erwies sich die Schule gleichwohl auch als produktiv und innovativ, insofern ihre Vertreter auf neue Fragen, die der Aquinate selbst noch gar nicht kannte oder die sich in seinem Werk nur rudimentär fanden, in einer intuitiven Nähe zum Geist des Schuloberhauptes Antworten auf diese neuen theologischen Herausforderungen finden mussten. Ein Thomist ist daher nicht nur ein schwacher, einfallsloser

Epigone eines geschlossenen Systems, sondern erfreut sich durchaus einer gewissen Freiheit, die er in der Bindung an einen „Vor-denker“ findet.

Die Festlegung der Dominikaner auf die Theologie des Thomas von Aquin konnte auch die anderen Ordensgemeinschaften nicht unbeeindruckt lassen. Die Franziskaner benötigten einige Zeit, ehe sie sich ebenfalls auf ein aus den eigenen Reihen stammendes Schuloberhaupt, nämlich Johannes Duns Scotus, einigten. Da die franziskanische Schulbildung eine Reaktion auf die vorausgehende Entwicklung bei den Dominikanern war, verlief sie ungleich holpriger als bei jenen. Dazu kam, dass die skotistische Theologie längst nicht die doktrinäre Geschlossenheit aufweist, die das Werk des Thomas von Aquin auszeichnet.<sup>5</sup> Daher wurden in der Schulbildung v.a. jene Lehrstücke wichtig, in denen der Franziskaner dem Dominikaner widersprach. Eine weitere Folge der franziskanischen Festlegung auf Scotus war das Aufgeben bzw. Vergessen der älteren franziskanischen Lehrer wie v.a. Bonaventura, welcher ungleich mehr franziskanischen Geist in die wissenschaftliche Theologie einzubringen vermochte als der spätere Scotus, der v.a. mit einer strengen Trennung von (aristotelisch-) philosophischer Plausibilität und Offenbarungstheologie rang. Darüber hinaus setzte sich Scotus nicht nur kritisch mit Thomas von Aquin auseinander, sondern auch mit einer Reihe weiterer zeitgenössischer Theologen, v.a. aus dem Weltklerus, wie Heinrich von Gent oder Gottfried von Fontaine. Schulbildung und der Aufbau von theologischen Traditionen gehorchten also unterschiedlichen Gesetzen und verliefen alles andere als homogen.

Aber auch bei den Dominikanern herrschte nicht jene Einheitlichkeit vor, die die Ordensgesetzgebung vermuten ließe. Einige ihrer Vertreter wollten sich durch die ordensinterne Lehrfestlegung keine Denkverbote auferlegen lassen. Mit Meister Eckhart und seinen Schülern wurde parallel zur thomasisch-aristotelischen Dominanz nicht nur das neuplatonische Erbe auch für Dominikaner intensiv reklamiert, sondern auch gewagte Neuansätze formuliert, die allerdings durch die Verurteilung Eckharts 1329 ein jähes Ende fanden. Daneben begegnet man bei den Dominikanern im ersten Drittel des 14. Jahrhunderts auch so renitenten Gestalten wie Durandus von St. Pourçain, der in offener Missachtung der Direktiven in seinen Sentenzenkommentaren explizit nicht dem thomasischen Vorbild folgte, sondern im Gegenteil mit einer Reihe von Thomasgegnern sympathisierte. Einer Disziplinierung entging er nur aufgrund der Tatsache, dass er gute Beziehungen zur päpstlichen Kurie nach Avignon unterhielt, wo er bald Hoftheologe wurde und schließlich zum Bischof geweiht wurde, so dass er nicht mehr der Jurisdiktion seiner Ordensoberen unterstand.

Neben Dominikanern und Franziskanern legten sich die Augustinereremiten ebenfalls zu Beginn des 14. Jahrhunderts auf ein Schulhaupt fest, nämlich Ägidius Romanus. Der ehemalige Schüler des Thomas von Aquin, der in der Folge einen „augustinischen Schwenk“ einschlug, war zu dieser Zeit sogar noch am Leben und kanonisierte sich damit gleichsam selbst.

Theologische Schulen waren so gesehen v.a. ein Phänomen der Ordensgeschichte, bzw. des Beitrags der Orden für die

Theologiegeschichte. Die theologischen Fakultäten in den mittelalterlichen Universitäten legten sich niemals auf nur eine Autorität fest; dies hätte sogar ihrem Wesen als Vereinigung unterschiedlicher Lehrer und Schultraditionen widersprochen. Auch der sogenannte Wegestreit im Mittelalter, in dem Universitäten danach unterschieden wurden, ob sie nach der *via moderna* oder der *via antiqua* unterrichteten, war keine theologische Schule, sondern eine Festlegung auf eine bestimmte Logik und Metaphysik in den Artesstudien, die, soweit wir sehen, keine bis minimale Auswirkungen auf die Theologie hatte.

Auf lange Sicht ging der Thomismus als Gewinner aus dem Wettstreit der Schulen hervor. Er überstand nicht nur die Neuorientierung der Theologie am Beginn der Neuzeit, da er sich auch für die italienischen Humanisten als attraktiv und kompatibel mit dem humanistischen Bildungs- und Unterrichtspostulat erwies, sondern er wurde auch von anderen Orden als theologisches Ausbildungssystem übernommen. Im Mittelalter waren dies v.a. die Karmeliter, zum Teil auch die Kartäuser. Der Durchbruch erfolgte aber mit den Jesuiten, die sich dem erfolgreichen System der thomasischen Neuscholastik anschlossen, die die italienischen und spanischen Dominikaner zu Beginn des 16. Jahrhunderts entwickelt hatten. Mit den Jesuiten und ihrem Einfluss in den neu gegründeten Kollegien, aber auch auf dem Tridentinum wurde thomasische Theologie zur Theologie des Katholizismus schlechthin. Als solche erhielt er im 19. und 20. Jahrhundert durch die explizite Empfehlung, ja Verpflichtung durch das päpstliche Lehramt ein noch weiter gehendes Alleinstellungsmerkmal.<sup>6</sup>

## Konsequenzen für Archive und Archivare: Das Archiv als Ort theologischer Erinnerung

Welche Beziehungen, ja Konsequenzen könnten sich hieraus für die archivalische oder bibliothekarische Dokumentation von Ordenstraditionen ergeben? Dazu nur einige abschließende Gedankenplitter: Die theologische Ausbildung und ihr Stellenwert innerhalb der *vita religiosa* war und ist immer ein wichtiger Gradmesser für die Identität eines Ordens. Wie ein Orden die theologische Ausbildung seiner Mitglieder organisiert, welche inhaltlichen Schwerpunkte er dabei setzt, ist ein nicht unwesentlicher Teil der Ordenstradition, der Spiritualität und intellektuellen Kultur einer Religiosenkomunität. Diese Tradition zu schützen, sie zu erhalten, bedarf keines eigenen Aufrufs. Orden sollten sich zu ihren alten Traditionen bekennen und von ihnen immer wieder Inspiration und Handreichung beziehen; von den Vorstellungen, welche die Gründungsgestalten antrieb, ebenso wie von den Auslegungen und Realisierungen, mit denen diese Orden auf die sich verändernden historischen Herausforderungen und Zeitumstände reagierten. Zur Pflege einer bestimmten Kultur oder Tradition bedarf es aber auch der Erforschung, Erinnerung und Dokumentierung jener Tradition, nicht nur durch die Historiker späterer Zeiten, sondern gerade durch die Ordensmitglieder selbst. Archiv und Bibliothek fällt in diesem Bemühen um Identität und um das je tiefere Verstehen der jeweiligen Ordenstraditionen eine Schlüsselrolle zu, sei es durch gezielte Dokumentation oder durch begleitende Erinnerung.

Egal ob Nachlässe bedeutender Mitglieder einer Gemeinschaft, ob Strukturreformpläne, oder geistliche Unterweisungen durch Obere oder Exerzitienmeister: alle diese Materialien, die das geistig-geistliche Leben einer Kommunität beleben, tragen auf ihre Weise auch zum theologischen Erbe einer Gemeinschaft bei, nicht weniger wie die theologische Literatur, die der Bibliothekar bereitstellt.

Lassen Sie mich zum Schluss den Bogen zu unserer Eingangsfrage schlagen: Eine historische Erforschung von theologischen Schulen und Ordenstraditionen fördert immer wieder zutage, dass die Festlegung auf ein Schulhaupt oder eine Gründungstradition keineswegs die Vielfalt unterbinden oder zu spirituell-theologische Engführungen führen muss, ganz im Gegenteil! Das Kennzeichen einer fruchtbaren Tradition ist vielmehr, dass sie den Kontakt mit neuen Eindrücken zulässt und unbequemen Herausforderungen nicht aus dem Weg geht. Die Sorge um das Selbstverständnis oder die Identität eines Ordens braucht daher nicht hinter der Chimäre der Reinerhaltung eines Ideals herlaufen, ein Ideal, das ja, wie wir mit Henri-Irénée Marrou gesehen haben, zutiefst ahistorisch wäre. Treue zur eigenen Tradition umfasst vielmehr auch die Einsicht in die Entwicklung eines Ordens, der seine Aufgaben und seine Identität in Auseinandersetzung mit stets wechselnden Gegebenheiten sucht und dabei nicht minder wichtige Erfahrungen macht wie einst die Gründungsväter oder -mütter. Diese breite Tradition ist es, die es zu würdigen, zu erhalten, zu dokumentieren und immer wieder auch zu erforschen gilt.

.....

- \* Vortrag anlässlich der Internationalen Ordensarchivtagung, in Schloss Puchberg bei Wels (Oberösterreich), 13.-15. April 2015.
- 1 Henri-Irénée Marrou, Über die historische Erkenntnis. Welches ist der richtige Gebrauch der Vernunft, wenn sie sich historisch betätigt?, Freiburg/München, 1973, 193.
- 2 Marrou, Über die historische Erkenntnis, 106f.
- 3 Artur Michael Landgraf, Einführung in die Geschichte der scholastischen Literatur der Frühscholastik unter dem Gesichtspunkte der Schulbildung, Regensburg 1948 (Übersetzung ins Spanische 1956, Übersetzung ins Französische 1973), 15f. „Die Problematik des Schulbegriffs im 12. Jahrhundert ist sehr gut skizziert und mit Lösungsvorschlägen versehen bei: John Hall, „School Allegiance in the Later Twelfth Century? The Case of Simon of Tournai, Peter of Poitiers, and Magister Martinus“, in: *Archa Verbi. Yearbook for the Study of Medieval Theology* 9 (2012) 34-63; Ian P. Wei, „From Twelfth-Century Schools to Thirteenth Century Universities. The Disappearances of Biographical and Autobiographical Representations of Scholars“, in: *Speculum* 86 (2011) 42-78; William Courtenay, „Schools and Schools of Thought in the Twelfth Century“, in: *Mind Matters. Studies of Medieval and Early Modern Intellectual History in Honor of Marcia Colish*, ed. E. Ann Matter, Cary J. Nederman, Nancy van Deusen (*Disputatio* 21), Turnhout 2009, 13-45.“
- 4 Aus der reichen Literatur über den spätmittelalterlichen Thomismus sei stellvertretend erwähnt: Martin Grabmann, „Johannes Capreolus, der Princeps thomistarum (†1444) und seine Stellung in der Geschichte der Thomistenschule“, in: Ders., *Mittelalterliches Geistesleben*, Bd. III, München 1956, 370-410; Harm Goris, „Thomism in Fifteenth Century Germany“, in: P. van Geest, H. Goris, C. Leget (eds), *Aquinas as Authority (Publications of the Thomas Instituut te Utrecht, NS 7)*, Louvain, 2002, 1-24; Serge-Thomas Bonino, „L'école thomiste au XVe siècle“, in: *Rivista Teologica di Lugano* 5 (2000) 223-234; Ders., „Le thomisme parisien au XVe siècle“, in: *Revue Thomiste* 107 (2007) 625-653; Marten J. F. M. Hoenen, „Thomismus, Skotismus und Albertismus. Das Entstehen und die Bedeutung von philosophischen Schulen im späten Mittelalter“, in: *Bochumer Philosophisches Jahrbuch für Antike und Mittelalter* 2 (1997) 81-103.
- 5 Vgl. zum problematischen Begriff des Scotismus stellvertretend: Alessandro Ghisalbert, „Giovanni Duns Scoto e la scuola scotista“, in: Giulio d'Onofrio (dir.), *Storia della Teologia nel Medioevo*, vol. III, Casale Monferrato 1996, 325-374.
- 6 Zum Aufschwung des Thomismus im 19. und 20. Jahrhundert siehe stellvertretend: Klaus Unterburger: *Vom Lehramt der Theologen zum Lehramt der Päpste? Pius XI., die Apostolische Konstitution ‚Deus scientiarum Dominus‘ und die Reform der Universitätstheologie*, Freiburg i. Br., 2010, hier v.a. 200-222 und 426-437.

## Regina Polak

Assoz.-Prof. Dr. Regina Polak, MAS, geb. 1967, ist assoziierte Professorin für Pastoraltheologie und Religionsforschung am Institut für Praktische Theologie der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Migration, Spiritualität, Werte, sozioreligiöse Transformationsprozesse, Transformation der Kirche in Europa im Horizont der „Zeichen der Zeit“ und das Verhältnis der Kirche zum Judentum.



Regina Polak

### „Wir haben es erlebt.“

Die pastoraltheologische Relevanz von Oral-History-Projekten in Ordensgemeinschaften am Beispiel der Schwesterngemeinschaft Caritas Socialis

#### Zur Genese des Projektes und zu seinem Anliegen

Als Pastoraltheologin ein Oral-History-Projekt zu präsentieren, das ich in Zusammenarbeit mit der Schwesterngemeinschaft Caritas Socialis (CS) im Jahr 2014 durchgeführt habe, ist in gewisser Weise „artfremd“. Die folgenden Überlegungen können aber gerade aus dieser Fachperspektive hoffentlich einen Beitrag dazu leisten, warum die historische Erforschung von Ordensgeschichte für die Gegenwart von hoher Relevanz ist. Aus theologischer Sicht ist die Antwort klar: Ohne Erinnerung gibt es keine Zukunft. Dabei ist die Zukunft aus der Sicht des christlichen Glaubens nicht die lineare Extrapolation von Vergan-

genheit und Gegenwart. Christen geschenkt in der Form der Verheißung der endgültigen Verwirklichung des Reiches Gottes ist die Zukunft *der* entscheidende Qualitätsmaßstab zur Bewertung, *das* maßgebliche Kriterium zur Erschließung von Gegenwart. Die Gegenwart wird gleichsam „bewertet“ aus der Sicht dieser Verheißung. Da diese Verheißung aber in der Vergangenheit – zunächst in der biblischen Offenbarungsgeschichte liegt, sind Christen angehalten, sich immer wieder dieser Verheißung und der mit dieser verbundenen Inhalte zu erinnern.

Diese Erinnerung betrifft aber nicht nur die biblische Verheißung, sie betrifft für Katholiken immer auch die Erinnerung an die Geschichte der Kirche. Wer sie

theologisch reflektiert, dem kann dann z. B. auch die Geschichte der Schwesterngemeinschaft Caritas Socialis zum glaubens- und theologiegenerativen Ort werden, von dem die zeitgenössische Kirche lernen kann, wie Kirche „wird“, wie Gläubige lernen, was es bedeutet, Christ zu werden. Diese Lernaufgabe ist ja von höchster Brisanz in einer Zeit, in der in Europa zwar nicht Religiosität und der Glaube an Gott, wohl aber die traditionellen kirchlichen Glaubens-, Institutionalierungs- und Organisationsformen zusammenbrechen.<sup>1</sup>

Diese Perspektive war es auch, die bei einem Vortrag am 13. Juni 2012<sup>2</sup> im CS-Haus Pramergasse im 9. Bezirk über die Aktualität von Hildegard Burjan meine Aufmerksamkeit auf die Erzählungen der dort anwesenden CS-Schwestern gelenkt hat. „Ihr müsst das unbedingt aufschreiben! Macht doch ein Oral-History-Projekt daraus!“, sagte ich zu Ihnen. Ein Jahr später trat die Generalleitung der CS an mich mit der Bitte zu einem solchen Projekt heran.

Wir einigten uns auf Fragestellungen, die sowohl für die Interessen der Schwesterngemeinschaft als auch für mich als Pastoraltheologin von Relevanz sind: Beide wollten wir die Erforschung von Geschichte auch für die Gegenwart fruchtbar werden lassen. Um die historische Solidität zu gewährleisten, zogen wir Carla Cvrljak, eine junge Historikerin, hinzu. Dies sicherte die historische Methodologie.

Die CS-Leitung wünschte sich als Ergebnis einen Bericht, in dem die Frage beantwortet wird: Warum und wie wurde die Caritas Socialis nach dem Zweiten Vaticanum so, wie sie heute ist? Dieser Bericht soll den jungen „Nachwuchs“-schwestern in Österreich

und Brasilien Einblick in die jüngste Geschichte der CS sowie Zukunftsperspektiven eröffnen.

Aus pastoraltheologischer Sicht ist vor allem die Frage interessant, wie sich eine christliche Organisation in Zeiten des Umbruchs reorganisiert, und welche personalen, strukturellen, prozessbezogenen und spirituellen Dimensionen dabei relevant sind. Wie wird eine christliche Organisation zu einer „lernenden“? Welche Strukturen und Prozesse fördern bzw. welche hemmen Reformprozesse? Nicht zuletzt geht es auch um die theologische Frage, was die zeitgenössische Kirche von einem solchen Prozess für den Glauben lernen kann.

Für die Durchführung dieses Projektes konzentrierten wir uns nach Vorgesprächen der CS-Leitung mit den in Frage kommenden Interviewpartnerinnen auf die Erinnerungen rund um die Außerordentliche Generalversammlung von 1969, die aus der Sicht der CS-Schwestern die zentralen Weichen für die geistliche und organisationale Verfassung der Schwesterngemeinschaft gestellt hat. Ihre Vorgeschichte und deren Auswirkungen bis in die Gegenwart bildeten den Fokus, um den herum wir die Fragestellungen des gemeinsam entwickelten Fragebogens rankten. Sodann wurden 11 Schwestern, darunter zwei ehemalige, ausgewählt, die bereit waren, die Ereignisse dieser Zeit aus ihrer persönlichen Sicht zu erzählen. Dabei achteten wir auch darauf, dass die Schwestern diese Ereignisse von verschiedenen Orten und in verschiedenen Rollen aus erzählten und konnten weiters auch zwei Frauen befragen, die in dieser Zeit aus der Schwesterngemeinschaft ausgetreten sind.<sup>3</sup> Für die Interviews sicherten

wir Anonymität zu, weshalb der folgende Text auch bei Originalzitat (abgekürzt: OT) nicht ausweist, von wem welche Aussagen stammen – zu leicht wäre eine Zuordnung möglich.

Der Fragebogen gliederte sich in fünf Abschnitte:

- 1) Die Erzählung der Ereignisgeschichte rund um das Zweite Vatikanum, die Außerordentliche Generalversammlung 1969 und die Person der Schwester Elia Niklas, die als Generalleiterin zur Zeit der Außerordentlichen Generalversammlung in den Vorgesprächen als zentrale Triebkraft des Reformprozesses eingeschätzt wurde;
- 2) Die Interpretation der Vorgänge durch die jeweilige Gesprächspartnerin, d.h. was sich durch den Reformprozess sowohl in der CS als auch persönlich veränderte;
- 3) Die subjektive Einschätzung der den Reformprozess hemmenden und fördernden Faktoren sowie die dabei auftauchenden Konflikte und Widerstände;
- 4) Die eigene Verortung im Prozess und der CS inklusive der subjektiven Bedeutung des Zugangs zu Texten von Hildegard Burjan;
- 5) Die Bewertung der Veränderungen bis heute und Zukunftswünsche an den Nachwuchs.

Die Schwestern erhielten die Fragen im Vorfeld und konnten sich so auf das Gespräch vorbereiten. So brachten einige Schwestern auch schriftliche Statements, persönliche Tagebücher und Aufzeichnungen sowie Fotos mit. Soweit die wenigen zum Verständnis nötigen Eckdaten des Projektes.<sup>4</sup>

Die Durchführung der 11 Gespräche war nicht nur wissenschaftlich ertragreich,

sondern meine Kollegin Crvljak und ich waren von den Begegnungen mit diesen weisen Frauen mehr als berührt: von der unaufdringlichen, aber tiefen gottbezogenen Geistigkeit, der nüchternen und geerdeten, weltfreundlichen und menschenliebenden Art, in der erzählt wurde, aber auch von den Inhalten. Die Rezeption des Zweiten Vatikanums in der CS – soweit mein grundsätzliches Urteil – ist ein theologisch fundiertes, paradigmatisches Beispiel für eine Kirchenreform vor Ort. In einer Zeit, in der weder organisationsentwicklerisches Know-How noch auch die theologischen Hermeneutiken eines solchen Prozesses reflex zur Verfügung standen, gelang in diesem Prozess etwas, das auch für heute Anstoß zum Lernen gibt. Auch für so manche Schwester war das Gespräch laut Eigenaussage mehr als die Erfahrung, der Wissenschaft einen Dienst zu leisten: Einige bedankten sich, dass ihnen durch die Fragen wieder die Gelegenheit geben wurde, sich mit dieser Zeit zu befassen.

## 1. Die Außerordentliche Generalversammlung 1969

Ehe ich auszugsweise einige pastoraltheologisch relevante Ergebnisse präsentiere, ein paar Worte zur Verortung der Ereignisse.<sup>5</sup>

Die Außerordentliche Generalversammlung (22. Juni – 17. Juli 1969) bildet das strukturelle Zentrum des postvatikanischen Reformprozesses der CS. 34 Delegierte versammelten sich in Krems an der Donau unter der Leitung der 1964 gewählten Generalleiterin Elia Niklas und begleitet vom Erzbischöflichen Kommissär Prof. Alfred Koblbauer Can-Reg, dem Jesuiten P. Jean Beyer und

dem Steyler Missionar Josef Alt. Ziel war die Erneuerung der Gemeinschaft im Sinne des Konzils, das Studium der Konzilstexte mit Konzilsvater Abt-Primas Gebhard Koberger CanReg sowie die Überarbeitung der Bestimmungen. Im Verlauf der Versammlung wurde die Deklaration – heute: Charisma – bearbeitet; weiters wurden die Dekrete – heute: Bestimmungen – erarbeitet, die aussagen, wie die Grundidee zu verwirklichen ist. Am 12. Juli wurden Deklaration und Dekrete in geheimer Abstimmung und einstimmig angenommen. Am 17. Juli folgte die feierliche Promulgation der Deklaration, der Dekrete und Beschlüsse durch die Generalleiterin Sr. Elia Niklas.

Diesem Ereignis waren einige wegbereitende Ereignisse vorausgegangen. Das Zweite Vatikanum (11.10. 1962 – 8.12. 1965) hatte in seinem Dokument „Perfectae Caritatis“ den Auftrag erteilt, den Spuren der Gründerinnen und Gründer nachzugehen. 1966 feierte die CS das dreißigjährige Jubiläum der kirchlichen Einrichtung der CS mit Kardinal DDr. Franz König. Abt-Primas Koberger hielt dabei, gleichsam aus erster Hand als Konzilsvater, einen Vortrag über die Erneuerung des Ordenslebens. 1969 fanden die Wiener Diözesansynode statt sowie die Feier anlässlich des 50jährigen Gründungsjubiläums mit Kardinal König und Abt-Primas Koberger in der Konzilsgedächtniskirche in Wien-Lainz.

1967 initiierte Schwester Elia eine umfassende Befragung aller Schwestern, deren Ergebnisse die Grundlage eines Erstentwurfs für die Bestimmungen bildeten. 1968 wurde die Außerordentliche Generalversammlung ausgeschrieben und alle Schwestern erhielten das

„Caritas-Jahr“, eine Sammlung von Vorträgen von Hildegard Burjan – zum ersten Mal Originaltexte ihrer Gründerin. Im April 1969 fand eine Arbeitswoche mit allen Delegierten der GV statt. Eine Deklaration sowie eine Geschäftsordnung wurden ausgearbeitet sowie vier junge Schwestern mit und weitere vier junge Schwestern ohne Lebensweihe zugezogen.

Einige der wichtigen Veränderungen nach der Ao. GV seien hier erwähnt: Bei der ersten Lebensweihe erhalten die Schwestern fortan einen goldenen Ring als Zeichen der Bindung, die rechtliche Bindung bleibt zeitlich begrenzt. Alle Schwestern bekommen eine Brosche. Eine Ordenstracht gibt es fortan für die neuen Schwestern nicht mehr, was zu einer lang andauernden und konfliktivschmerzhaften Kluft zwischen den Schwestern führt. Jede Schwester soll ein Einzelzimmer bewohnen und mit 1970 gibt es die Möglichkeit, den Taufnamen als Schwesternnamen zu tragen. Erste Erfahrungen mit Verrechnungsgeld werden gesammelt.

Die Schwestern erinnern sich in den Gesprächen an jede Menge weiterer Veränderungen: Das Du-Wort wird eingeführt; die Briefzensur aufgehoben und der davor streng geregelte Kontakt zu Familie und Freunden wird ermöglicht. Die Terminologien werden verändert: Die Generaloberin wird zur Generalleiterin, die Novizenmeisterin zur Ausbildungsleiterin, das Noviziat zur Probezeit, das Mutterhaus zur Zentrale und die Pforte zum Empfang. Weil Hildegard Burjan den diakonischen Auftrag der CS sah, dorthin zu gehen, wo die Not am größten ist, werden die großen Häuser der CS aufgelöst und kleinere Einheiten entstehen. Der klösterliche Lebensstil

wird durch Gemeinschaftsformen abgelöst, die der Ausrichtung der CS am Apostolat entsprechen. Die Gottesdienstgestaltung wird partizipatorischer, Lesungen werden von Schwestern gelesen. Die Wahl des Beichtvaters wird freigestellt und statt großer Vortragsexerzitien gibt es Aussprachemöglichkeiten, geistliche Impulse und mehr persönliche Gebetszeit. Kleine Meditationsgruppen zum Morgengebet werden eingerichtet und Einzelgebete sind nicht mehr verpflichtend: Inhalt, Form und Zeitpunkte kann man nun selbst wählen. Dafür wird das Mitdenken explizit gefördert und gefordert. Geistliche Begleitung geht über das Beichtgespräch hinaus und zielt auf die Vertiefung des Charismas. Viele Vorschriften werden aufgehoben, die Schwestern bekommen mehr Eigenverantwortung. Man wird kritischer und darf eigenständig spirituelle Bücher lesen. „Horchen Sie, was für Sie passt“ (OT) – ist das Motto der Förderung einer Spiritualität, die auf eine größere innere Freiheit, auf Offenheit und Autonomie setzt.

## 2. Exemplarische Ergebnisse

Im Folgenden stelle ich einige aus pastoraltheologischer Sicht relevante Ergebnisse dar, die ich aus der Auswertung der 11 Interviews gewonnen habe. Dabei leitet mich die Frage, welche Faktoren es aus der Sicht der befragten Schwestern waren, die diese Ereignisse zu einem die Anliegen des Konzils nachhaltig implementierenden, spirituell die Schwesterngemeinschaft vertiefenden und organisational erfolgreichen Prozess werden ließen. Die dabei eruierten Faktoren bilden auch die Struktur der weiteren Gliederung. Me-

thodisch habe ich diese Faktoren in zwei Schritten erarbeitet: Zum einen inhaltsanalytisch-induktiv durch Kategorienbildung anhand der Interviews<sup>6</sup>; zum zweiten durch ausdrückliche Suche nach ausgewählten Kriterien, die in modernen Change-Managementtheorien als relevant für erfolgreiche Reformprozesse genannt werden:<sup>7</sup> Kommunikation von Visionen, Partizipation, Umgang mit Widerstand und Konflikten, Beseitigung von Hindernissen, Begleitung und Beratung von außen, begleitende Reflexions- und Bildungsprozesse. Bereits im Vergleich dieser beiden Zugänge wurde deutlich, dass die spirituell-theologischen Faktoren der CS-Reform eine, wenn nicht *die* maßgebliche Rolle bei der Transformation spielen.

### 2.1 Einschätzung der Situation und Atmosphäre vor dem Konzil

Veränderungen haben dann eine größere Wahrscheinlichkeit stattzufinden, wenn der Leidensdruck innerhalb einer Organisation dementsprechend groß ist. Theologisch formuliert: Metanoia – Umkehr, Besinnung, Transformation der Wahrnehmung und der Lebenspraxis auf Gott hin – setzt die Erkenntnis der eigenen Sünde voraus. Noch viel mehr aber ermutigt die heilsame Erfahrung der befreienden Wirklichkeit Gottes zu Bekehrung und Umkehr, Wandel und Veränderung (vgl. Mk 1,15: Die Bekehrung zum Evangelium setzt die Erfahrung der Nähe des Reiches Gottes voraus.) Für beide Phänomene finden sich in den Beschreibungen der Situation und Atmosphäre in der CS vor der Reform Hinweise: Leidensdruck, aber auch die „Bekehrungserfahrung“ in der Auseinandersetzung mit der Vision der Gründerin, die als befreiend erfahren wird.

So bezeichnen sich keinesfalls alle Schwestern als belastet oder unglücklich. Auch wenn das „Regime“ (OT) sehr „geformt“ (OT) war und sich die CS primär am Asketischen, an „Ordnung und „Kirchenrecht“ (OT) orientierte und die geistliche Erziehung durch die Lektüre der kleinen Theresia in eine klösterliche Richtung lenkte, „war ich vorher nicht unglücklich“ (OT). Drei Schwestern berichten, dass sie vor der Reform keinesfalls gelitten und sich angepasst haben. Eine der befragten Schwestern wollte einer Gemeinschaft angehören, die sich um benachteiligte Menschen annimmt und das Ordensleben „gehörte da eben dazu“ (OT). Es ist für diese Schwestern vor allem die Begegnung mit den Texten von Hildegard Burjan, die neue und befreiende Horizonte – eine „Vision“ (OT) – erschließt und das Bewusstsein weckt, dass es sich dabei um *das* handelt, was man ursprünglich wollte.

Andere Schwestern hatten in ihrem kirchlichen Leben vor der CS bereits andere, freiere Erfahrungen gemacht – so gab es in der Heimatpfarre einer Schwester bereits vor dem Konzil Messen „versus populum“, und eine politisch-soziale Erziehung war bei der Katholischen Jugend „normal“. Diese Schwester nahm es hin, „dass man in der CS keine Zeitung lesen, kein Radio haben durfte und die Meldungen aus Rom gemeinsam gehört wurden“ (OT). Manche beschreibt sich im Rückblick als „abgeschottet, wir waren, eng, irgendwie gehalten“ (OT). Eine Schwester erzählt über diese Zeit diplomatisch: „Glücklich ist, wer vergisst, was nicht zu ändern ist.“

Daneben gibt es aber auch sehr Erinnerungen, die von einer menschen- und lebensfeindlichen Atmosphäre berich-

ten. Da wird von einer der ausgetretenen Schwestern erzählt vom „eisernen Gehorsam“ (OT), zu dem man verpflichtet war. Sie zitiert eine der ehemaligen Generalleiterinnen: „Auch ihre Gedanken gehören nicht mehr Ihnen!“ Die Ausbildung zielte ihr zufolge darauf ab, den Egoismus im Menschen zu brechen, wodurch manche „schwierig“ (OT), andere „physisch gebrochen wurden“ (OT). Sie erzählt: „Wenn man sich über Arbeit gefreut hat, hat man gleich eine schlechtere bekommen“ (OT), die Botschaften wurden von ihr folgendermaßen wahrgenommen: „Sie sind eh nichts wert“ (OT), „Sie können eh nichts!“ (OT). Das Selbstwertgefühl dieser Schwester war im Keller. Ähnlich schildert eine andere Schwester die Atmosphäre: „Das ist zu tun. Das ist nichts. Und Du bist nichts. Und Du musst was werden“ (OT). Vergleichsweise harmlos klingt da noch die Erinnerung einer weiteren Schwester, die sich bemüht hat, den Regeln zu entsprechen: Es „war a muarts Plagerei, also dem zu entsprechen“ (OT).

## 2.2 Schwester Elia Niklas

Auch wenn in Organisationstheorien die Bedeutung von Personen für Reformprozesse im Vergleich mit Strukturen und Prozessen geringer veranschlagt wird, als der „Alltagsblick“ es normalerweise tut, sei nun auf die Persönlichkeit der seit 1964 wieder gewählten Generalleiterin Elia Niklas hingewiesen. Aus der Sicht aller befragten Schwestern war sie der Erfolgsgarant für den Neuaufbruch; sie galt und gilt als „Autoritätsperson“ (OT) und „Führungspersönlichkeit“ (OT).

Aus der Fülle der sie nahezu hymnisch beschreibenden Persönlichkeits-

merkmale seien hier nur einige genannt: Feuer sprühend, kraftvoll, reif, schwungvoll, heroisch, großzügig, bestimmt, demütig, nicht nachtragend, aufgeschlossen, zielstrebig, resolut, zurückhaltende Spiritualität, im persönlichen Gespräch stark hervorgetreten, starke Verwurzelung in Gott, sehr natürlich, tierliebend, offen, empathisch, großzügig, aufgeschlossen, hat viel durch ihr Verständnis und ihre Ideen ermöglicht, klasse Frau, hat nach vorne gedacht, mit vollen Kräften gehandelt, sie war getrieben, immer interessiert an Neuem, hat vieles zulassen können, immer Initiativen gesetzt, mütterliche Frau, starke Frau, total gesunde Schwester. Eine Schwester vergleicht sie sogar mit der Gründerin: Sie habe etwas „von der Burjan gehabt: intellektuell, offen, herzlich, war schon vorher religiös offener“ (OT) und „hat verstanden, was die Burjan will“ (OT). Immer wieder wird auch ihre Spiritualität erwähnt und ihr Leitmotiv zitiert: „Gott halte mich fest, damit ich mich weit hinauswage!“ (OT)

Viele dieser Eigenschaften werden vor allem in jenen Erzählungen deutlich, in denen Schwester Elia als Handelnde in Erscheinung tritt. Ihre Großzügigkeit und ihre Offenheit für Neues sowie Wertschätzung für geistliche und weltliche Bildung zeigen sich in der bereitwilligen Ermöglichung von Exerzitien in Versailles, der Unterstützung einer London-Reise zum Zwecke eines Sprachkurses und der Visitation sozialer Projekte. Sie zeigt großes Vertrauen in ihre Schwestern: Als eine der Schwestern eine schwere spirituelle Krise hat, betont Elia, dass die Schwester „ein Recht darauf habe, in der Krise zu sein“ (OT). Elia's Fähigkeit, Neues zu

ermöglichen erweist sich in den vielen Ideen und Vorschlägen, wie das Neue denn zu realisieren wäre (z.B. Liturgie-, Kapellengestaltung). Sie fördert Eigenständigkeit und lobt Eigeninitiative. So lobte sie eine Schwester, als diese den übriggebliebenen Messwein für die Zubereitung einer Speise ohne zu fragen verwendete, weil sie den nämlich herausgeschmeckte. Sie weitet nicht nur die Grenzen des Denkens, sondern auch die des Raumes, indem sie den Aufbruch der CS nach Brasilien zielstrebig in Angriff nimmt. Ebenso zielstrebig geht sie nach Rom und setzt dort viele ihrer Anliegen durch. Auch das Erscheinen des „Caritas-Jahres“ ist auf ihr Antreiben hin erfolgt. Dieses war in der Erinnerung zweier Schwestern lange von Schwester Tarcisia Meyer, der ehemaligen Generalleiterin und „Gegenspielerin“ (OT) von Elia, verhindert worden, weil diese befürchtete, dass deren Kenntnis „Unruhe und Verwirrung in die Gemeinschaft bringen könnten“ (OT) – was ja dann auch gestimmt hat. Eine Schwester resümiert: „Sie hat die Gemeinschaft immer wieder aus größeren Schwierigkeiten herausgeführt. Durch ihre Treue zum ursprünglichen Charisma hat sie die Caritas Socialis gerettet. Das hat dann auch der Kardinal erkannt und sie zur Generaloberin ernannt.“<sup>8</sup>

Denn unumstritten war Schwester Elia nicht. So bekämpfte insbesondere die vormalige Generalleiterin, Schwester Tarcisia, ihre Ernennung: „Die können wir nicht wählen, wo führt die uns hin?“ wird sie zitiert.

Aber auch von Seiten der Schwestern wird so manches kritische Wort laut. So wird die Generalleiterin als „grader Michl“ (OT) bezeichnet, aber gerade mit

dieser Klarheit und Direktheit konnten nicht alle Schwestern gut umgehen. So wird auch ihre „harsche“ (OT) und „harte“ (OT) Seite deutlich, wenn sie einer Schwester, die sich mit der Reform schwertut, gesagt haben soll: „Dann gehen’s und suchen Sie sich ein Kloster!“ (OT)

Auch mit ihren konservativen Kritikerinnen konnte sie offensichtlich nicht immer besonders gut umgehen. Wohl engagierte sie sich intensiv um die Befriedung mit dieser Gruppe, aber in den Augen einiger Schwestern ist sie bei ihren Reformen dennoch zu rasch „vorgeprescht“ (OT).<sup>9</sup> Sie habe im gemeinschaftlichen Leben zu wenig auf jene geachtet, die bei diesem Tempo nicht so schnell mitkonnten; „aber wenn sie das nicht gemacht hätte, tät es uns nicht mehr geben!“ (OT) Diese Schwäche zeigte sich auch in Einzelkonflikten. Wenn sie jemanden der Zugehörigkeit zur widerständigen Seite gleichsam „verdächtigte“, hat das im Konflikt mit einer Schwester dazu geführt, dass beide eineinhalb Jahre nichts miteinander geredet haben. Nach eineinhalb Jahren ging die Initiative zur Versöhnung von Schwester Elia selbst in bewährter direkter und klarer Weise aus. Sie entschuldigte sich ohne Wenn und Aber.

### 2.3 Vorbereitung der außerordentlichen Generalversammlung

Ein wesentlicher Faktor des Erfolges der Ao. GV war deren lange (seit 1966) und „perfekte“ (OT) Vorbereitung. Sie war „ein Gemeinschaftswerk“ (OT) und „alle mussten ihren Senf dazugeben, ob sie wollten oder nicht“ (OT). Schwester Elia erarbeitete bereits 1967 mit ihrem Team (Generalrat und beteiligte Priester) einen Fragebogen, den alle Schwestern beant-

worten mussten und dessen Ergebnisse wiederum in mehrschleifigen Verfahren wieder und wieder reflektiert wurden. An die 250 Schwestern waren daran beteiligt. Es gab keine Sammeleingaben mehr, sondern jede Schwester war aufgefordert, ihre persönliche Meinung kundzutun – für manche Schwester in der Erinnerung eine durchaus angstbesetzte Herausforderung. Zu allen Themenbereichen der neu zu erarbeitenden Bestimmungen gab es Kommissionen („Gemeinschaft CS in der Kirche“, „Berufung“, „Ausbildung“, „Gemeinschaft“, „Leben im Geist“, „Gemeinschaft“, „Apostolat“, „Mitverantwortung“). Diese Texte wurden 1969 beschlossen, in der Generalversammlung von 1983 dann endabgestimmt und promulgiert.

Im Zuge der Vorbereitung auf die Ao. GV wurde jede Stellungnahme bedacht, „nächtelang wurden Texte verfasst“ (OT). Begleitet wurde dieser Prozess von Gesprächsgruppen und Zusammenkünften sowie Vorträgen und Bildungsveranstaltungen mit Fachleuten, die die Anliegen des Konzils nachvollziehbar und verständlich machen sollten. Die Schwestern wurden zum Einzelstudium ermutigt. Diese Vorbereitung war so intensiv, dass selbst Schwestern, die den Veränderungen gegenüber positiv eingestellt waren, „das Wort Aggiornamento“ nicht mehr hören konnten (OT). Freilich entstanden durch diese neue und für die meisten ungewohnte Vorgehensweise auch eine Menge Spannungen und Konflikte in der Gemeinschaft.

### 2.4. Bildung und Ausbildung

Ausbildung war bereits in der Zeit vor dem Konzil bedeutsam, allerdings ging es dabei laut Schilderung einiger

Schwester primär um die Formung der inneren Religiosität und des Gehorsams. Mit der Vorbereitungszeit und auch nach der Ao. GV wird in den Gesprächen immer wieder deutlich, welche zentrale Rolle ein breites Verständnis von Bildung und Ausbildung sowohl bei der Reform als auch im Selbstverständnis der CS zu spielen beginnt. Dies umfasst sowohl spirituelle und theologische, aber auch die „säkulare“ Bildung und Ausbildung. Schwester Elia war es wichtig, dass die Schwestern die Reform spirituell und intellektuell nachvollziehen können. Eine zentrale Rolle dabei spielten auch der später noch zu erwähnende Pater Jean Bayer und Abt-Primas Koberger. Der intensive Bildungsprozess im Vorfeld der Ao. GV machte daraus durchaus eine Art „Studium“ – so nahm es manche Schwester wahr.

Die Bedeutung der säkularen Bildung wird in den Lebensläufen der befragten Schwestern erkennbar. Immer wieder wird erzählt, dass und wie den Schwestern großzügigste Zusatzausbildungen ermöglicht wurden, um das ihnen geschenkte Charisma auch angemessen verwirklichen zu können. Das Bewusstsein, dass religiöses und weltliches Wissen untrennbar zusammengehören, spiegelt sich in den Gesprächen vollkommen selbstverständlich wieder – in einem breiten Allgemeinwissen über gesellschaftliche Herausforderungen und den jeweiligen „beruflichen“ Kompetenzen, die die Schwestern für die jeweilige Aufgabe mitbringen.

Sogar einen Bildungspass gab es eine Zeitlang, den alle Schwestern haben mussten, in den dann alle Weiterbildungen eingetragen wurden. „Das waren so selbstgemachte Hefterln“

(OT), die aber auch als „Einzug der Bürokratie“ (OT) wahrgenommen werden konnten.

## 2.5 Partizipation

Diese „Schlüsselpraxis“ jeglicher politischen, gesellschaftlichen, sozialen oder eben organisationalen Reform – so diese nachhaltig sein soll – spielt im Umbruch der CS eine zentrale Rolle.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

So hatten einige der Schwestern zunächst vom Konzil und dessen Anliegen keinerlei Informationen. Es war in der CS ja verboten gewesen, Zeitungen zu lesen oder Radio zu hören. Langsam sickerten dann Informationen durch – über Gespräche mit Priestern oder mit anderen Schwestern, die begonnen hatten, Radio zu hören. Für einige der Befragten kamen die damit verbundenen Neuerungen sehr überraschend und verängstigten, für andere waren sie eine Bestätigung eines religiösen Selbstverständnisses und einer bereits vor dem Eintritt in die Gemeinschaft praktizierten Frömmigkeit. Die „offizielle“ Information begann dann mit 1966 durch die bereits beschriebene „Bildungssoffensive“.

Ein weiteres wichtiges Kommunikationsscharnier waren die bereits erwähnten zweijährigen Fragebogen-Prozesse, die sich vor allem der Frage nach dem Charisma der Schwesterngemeinschaft aus deren Sicht widmeten. Über diese Methode konnte jede Schwester die Erfahrung machen, dass auch sie und ihre Meinung buchstäblich „gefragt“ waren. Eine Schwester formulierte das so: Es mussten nun nicht alle das gleiche machen – „Ich darf ich sein!“ (OT)

Zwei konkrete Erzählungen mögen abschließend verdeutlichen, wie Partizipation in dieser Phase ausgesehen hat:

Eine der Schwestern war Sekretärin bei der Ao. GV und war auch die jüngste Teilnehmerin – was als Faktum schon aufregend für sie war. Gemeinsam mit einer anderen Schwester hat sie die Ereignisse stenographiert und dann, einander die Texte ansagend, haben die Schwestern die Texte in die Schreibmaschine getippt. Dabei ist Lernen und Prägung nahezu unvermeidlich.

Partizipation an diesem Reformprozess konnte sogar spirituelle Erfahrungen ermöglichen: Eine damals ebenfalls noch junge Schwester wurde aufgefordert, einen Text über das Charisma zu schreiben. Das war für sie eine „enorme Aufregung“ (OT). Nachts lag sie schlaflos im Bett und betete: „Um Gottes willen, ich soll da jetzt etwas über die Heilige Dreifaltigkeit formulieren (...) Lieber Gott, wenn Du willst, dass ich das mache, dann muss Du mir etwas eingeben, weil bei mir ist *nix!*“ (OT) Des Morgens war ihr der Text zugewachsen, und sie konnte schreiben. Partizipation – einer jungen Schwester eine solch anspruchsvolle Aufgabe zutrauen – macht es möglich, dass es der Herr den Seinen offenbar im Schlaf gibt.

## 2.6 Die Bedeutung der jungen Schwestern

Ein Faktor, der mir in der Organisationsentwicklungsliteratur noch nicht untergekommen ist, aber sowohl in den Gesprächen als auch aus theologischer Perspektive eine wichtige Rolle beim Erfolg von Reformen spielt, ist die gezielte Einbeziehung der Anliegen der jüngsten Mitglieder einer Organisation. Soziologisch betrachtet nimmt niemand so deutlich die anstehenden Herausforderungen einer Zeitsituation wahr, sind junge Menschen in der Regel doch auf die Zukunft ausgerichtet. Theologisch lässt sich v.a. in der Bibel immer wieder – anders als z. B. im griechischen Mythos – der Vorrang der Jungen vor den Alten beobachten (Isaak, Jakob, Josef, David usw.). Ihnen gilt Gottes besonders Wohlwollen. So spricht Jesus von Nazareth: „Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast.“ (Mt 11,25)

Dies kann daran liegen, dass junge Menschen noch nicht so geprägt und mitunter ge- bzw. verformt sind durch ihre Erfahrungen, die die Wahrnehmung der Gegenwart auch einschränken können. So können junge Menschen in besonderer Weise offen sein für Gottes neuschaffendes Wort. Die gottes- und menschengerechte Tradition des Evangeliums – im Sinne einer Reinterpretation im Horizont der Gegenwart- durch die jüngsten Mitglieder einer christlichen Organisation ist aus dieser Sicht unabdingbar und vorrangig.

Vielleicht hat dieser Geist in der CS geweht, als am 10.3.1969 acht Schwestern einen Brief an den Generalrat verfass-

ten, dass möglichst junge Schwestern zur außerordentlichen Generalversammlung beigezogen werden sollen: „Der Altersdurchschnitt der Kapitularinnen scheint uns mit 51,4 Jahren ziemlich hoch zu liegen, zumal der Altersdurchschnitt der ganzen Gemeinschaft (ohne Noviziat) nur 45,6 ist. Nur 5 Mitglieder des Generalkapitels sind unter 40 Jahren. Wir sind der Meinung, dass trotz der Wahl vorwiegend älterer Schwestern auf diesem Generalkapitel, das richtungsweisend sein soll für die Zukunft der Caritas Socialis, die Stimme der Jugend stärker vertreten sein müsste.“<sup>10</sup> Zu den Unterzeichnerinnen gehörten die damalige Novizenmeisterin Sr. Irmhilde Anders und sieben junge Schwestern, unter ihnen die Novizin Hildegard Teuschl. Am 9. 4. 1969 entscheidet der Generalrat in der Woche der Kapitularinnen in St. Gabriel in Mödling, vier Schwestern mit und vier Schwestern ohne Lebensweihe heranzuziehen. Vier dieser jungen Frauen waren auch unsere Gesprächspartnerinnen.

### 2.7 Beratung und Begleitung von außen

Reform im Inneren bedarf der Unterstützung von außen – durch bewusstes Einbeziehen von Perspektiven, Beratung und auch Kritik, die sich aus jeder Außenperspektive ergibt. Diese organisationstheoretische Erkenntnis ist auch dem Konzil nicht unbekannt und lässt sich demnach theologisch begründen. In Abschnitt 44 der Pastoralkonstitution „Gaudium et Spes“ schreibt das Konzil davon, dass die Kirche auf das Wissen und die Erfahrungen von „Experiti“ angewiesen ist, egal, ob diese gläubig sind oder nicht. Nur so kann die geof-

fenbarte Wahrheit tiefer verstanden, besser erfasst und angemessener verkündet werden.

Ob diese Theologie damals in ihrer praktischen Bedeutung oder überhaupt schon bekannt war, mag ich bezweifeln. Aber intuitiv lässt sich dieses Wissen um die Notwendigkeit, als Kirche zu lernen, in der CS immer wieder finden. Regelmäßig erzählen die befragten Schwestern davon, dass „gute Leute von außen“ für Meditation, Spiritualität, Theologie eingeladen wurden. Auch der bekannte Psychiater und Selbstmordspezialist Erwin Ringel wird erwähnt, dessen Expertise nach dem Selbstmord eines jungen Mädchens im CS-Heim „für schwererziehbare Mädchen“ herangezogen wird.

Hier nun soll auch die besondere Rolle, die der Jesuitenpater Jean Beyer gespielt hat, näher beschrieben werden. Er war Berater beim Konzil und Dekan der kirchenrechtlichen Fakultät der Gregoriana – und als solcher wurde auch er als „Geschenk“ (OT) für die Schwestern erlebt, der ihnen Informationen aus erster Hand vermitteln konnte. Vor allem aber stechen in den Erinnerungen der Schwestern immer wieder seine Bedeutung für die geistliche Vertiefung und Erneuerung, die Bildung und Emanzipation der Schwestern sowie sein menschliches Feingefühl ins Auge. Schwester Elia hatte dieses Potential offenbar erkannt und ihn bewusst dafür hinzugezogen. Eine Schwester wurde von ihm zum Kirchenrechtsstudium ermutigt und Pater Beyer setzte sich dafür auch bei Schwester Elia ein; sie war dann 30 Jahre lang Generalsekretärin und firm in Fragen des Kirchenrechts, ungewohnt für die Brüder im Rom, mit denen sie später verhandeln sollte. Als

römische Priester sie fragten, warum sie denn in diesen kirchenrechtlichen Agenden denn überhaupt mitrede, meint die sie begleitende Schwester: „Na, weil sie es studiert hat!“ (OT).

Pater Beyer vermittelte in Konfliktfällen, insbesondere zwischen den Schwestern und der Generalleiterin und informierte diese darüber, was „an der Basis“ (OT) lief. Vor allem zeichnete sich seine Gesprächsführung im Einzelgespräch dadurch aus, dass er Personen und deren Individualität förderte: Er „wollte nichts“ (OT), ermutigte zum Selbst-Denken und Selbst-Sprechen. Eine Schwester schildert ein solches Gespräch: „Erzählen Sie mal, wie das für Sie ist? Erzählen Sie mir, wie sie die Gründerin verstehen!“ (OT) forderte Beyer sie auf. „Und hat hingehört, hingehört. Will niemandem etwas aufsetzen“ (OT). Er wollte, dass die Schwestern herausfinden, was ihre Gründerin wünschte. Er weckte und förderte das Charisma. Und dann soll er gesagt haben: „Gehen Sie und schreiben Sie das auf, was sie mir erzählt haben!“ (OT) Auch die persönliche Spiritualität der Schwestern war ihm ein Anliegen: Von ihm ging eine „Kraft“ (OT) aus, er verhalf einer Schwester zur Klärung ihrer Berufung und war für sie „die Rettung“ (OT). Er war es auch, der für die Schwestern Exerzitien von Schwester Elia verlangte.

## 2.8 Spirituelle und Theologische Begleitung und Vertiefung

Damit bin ich bei einem weiteren, meiner Einschätzung nach dem gewichtigsten Faktor, der Reform: der spirituellen und theologischen Begleitung und vor allem Vertiefung des Prozesses. Dies wird freilich aber nur dadurch möglich,

dass es gelungen ist, Strukturreform und geistliche Reform miteinander zu verschränken, und die geistliche Reform in einen kommunikativen und partizipativen Prozess eingebettet und nicht „aufgesetzt“ war, sondern den Prozess in seiner inneren, religiösen Bedeutung erschloss – und dies im Bemühen um jede einzelne Schwester. Die entscheidende Rolle dabei – als Impulsgeber und theologischer Hermeneut – spielt in den Augen einiger Befragter Pater Beyer: „Der hat das aus uns herausgeholt, (...), er hat das herausgespürt, er hat das ans Licht geholt“ (OT).

Drei Ereignisse sind in diesem geistlichen Prozess Kristallisationspunkte, die diese Vertiefung erkennen lassen.

### a) Die Außerordentliche Generalversammlung

So kann dann die Ao. GV als „spirituelles Ereignis“ (OT), als „große Exerzitien“ (OT) bezeichnet werden. Eine Schwester ist der Ansicht, dass damals mit der Hilfe Pater Beyers „unsere Spiritualität herausgekommen ist“ (OT).

Freilich erschloss sich das in der Tiefe und Intensität nur jenen, die dabei waren. „Wir waren begeistert, das konnte man nicht in dieser Form vermitteln jenen, die nicht dabei waren. Daher haben die außen geglaubt, hatten die den Verdacht, dass jetzt alles verweltlicht wird. Dabei sind wir nie mehr in die Tiefe gegangen als dort“ (OT). Eine Schwester, die damals nicht dabei war, bestätigt dies: „Ich war (...) neugierig, aber dann doch überrascht, dass es so gekommen ist. Die Delegierten sind voller Euphorie gekommen, und wir haben das nicht nachvollziehen können. Wir haben erst sehen müssen, was das überhaupt wird“ (OT).

### b) Die Exerzitien

Ebenso zentral im Vorfeld waren die bereits erwähnten Exerzitien, die von 26.2. – 3.3. 1969 unter der Leitung des Jesuitenpaters Heinrich Roth in Lichtenstein am Ritten stattfanden.<sup>11</sup> Dabei wurde den Schwestern deutlich, dass sie nicht nur zur CS gehörten, sondern diese selbst *sind*: „Wir *sind* Caritas Socialis, ich *bin* Caritas Socialis!“ (OT) Dies wiederum wurde von Schwester Elia stark herausgestellt.

### c) Die Publikation des „Caritas-Jahres“

Der Zugang zu den Originaltexten der Hildegard Burjan kann in seiner spirituellen und theologischen Bedeutung ebenfalls nicht unterschätzt werden. Lange „unter Verschluss“ (OT) erschienen sie zu Weihnachten 1968 und eröffneten einen Zugang zur „Vision“ der Hildegard Burjan.

Auszugsweise folgen nun einige der Erinnerungen an diese Herausgabe, die zu den emotionalsten Teilen der Interviews gehören.

Eine Schwester „jubelte auf“ (OT): „*Deswegen* bin ich gekommen: diese soziale Arbeit in dem ganz für Gott, ganz aus dem Geist Gottes, in der Liebe zu Christus!“ Eine andere erzählt: „Eine neue Welt geht für mich auf!“ (OT) Ihr Glaube und Spiritualität haben sich bei der Lektüre vertieft und viele Aussagen wurden ihr bis heute zur Richtschnur. Zwei Schwestern bezeichnen diese Texte als „Offenbarung“. Während die eine fasziniert war vom sozialen und politischen Engagement der Hildegard Burjan für die Hausgehilfinnen und Heimarbeiterinnen, erlebte die andere die Texte als „neues Noviziat“ (OT) und hatte das Gefühl, „jetzt erst ins Wesentliche eingeführt zu werden“ (OT). Sie

freute sich darüber, „endlich aus den sprudelnden Quellen schöpfen zu können“ (OT).

Für die den Veränderungen ängstlich gegenüberstehende CS01 waren die Texte „die Rettung“ (OT), als sie erkannte, wie spirituell weit Burjan in ihren Gebeten war – und das ermöglichte ihr, Schwester Elia besser zu verstehen, die wie Burjan „nicht verstanden wurde“ (OT). Eine Schwester begann sogar zu weinen, als sie sich an diese Lektüre erinnert. Sie zeigte im Interview eine Ausgabe mit farblich markierten Stellen. Wie auch eine der anderen Schwestern, die den Text während schwerer Krankheit gelesen hatte, so sehr hatten ihr die Veränderungen zu schaffen gemacht – hatte diese Schwester den Text immer wieder durchgearbeitet und studiert: „Das war und ist immer noch wirklich schön“ (OT). Für eine weitere Schwester war das Werk ein „Aha-Erlebnis“ (OT), das sie aber dann auch zwang, sich damit auseinanderzusetzen, ob sie in der Gemeinschaft bleibt oder austritt. Eine Schwester erzählt, dass die Schwestern „alles gefressen haben“ (OT), was man ihnen an Unterlagen gegeben hat. Dieser „neue Frühling“ (OT) brauchte aber auch massive Konflikte mit sich: „Eine Schwester zerriss die Unterlagen, eine andere forderte, entweder wir erneuern oder nicht!“ (OT) Das Caritas-Jahr war eine „Explosion, eine Bombe“ (OT). Die Schwestern erkannten vieles für sie Neues: Hildegard Burjan wollte „keinen Orden, sondern freiere Menschen“ (OT). sie verstanden die Bedeutung der sozialen und geschichtlichen Entwicklungen für die religiösen Haltungen der Burjan, sie waren beeindruckt von den Haltungen und der Offenheit ihrer Gründerin, de-

ren Beziehung zu Gott, ihren Gebeten und ihrem Gottvertrauen, aber auch davon, wie selbstverständlich emanzipiert („ohne davon ein Wasser zu machen“ (OT)) sie war und wie sie als Mensch in der Welt gestanden ist.

## 2.9 Konflikte

„Stoppt uns nicht und seid’s nicht so verschlossen! Lauft’s uns nicht davon, dreht’s euch auch einmal um!“ (OT) So beschreibt eine Schwester pointiert die Konfliktlage rund um die Erneuerung. Offen über Konflikte zu sprechen, fällt vielen Schwestern nicht leicht und steht in der Katholischen Kirche nach langen Jahrhunderten autoritär strukturierter Struktur und Kultur im politischen wie im kirchlichen Raum mitunter unter der Verdacht des Verrates und der Illoyalität. Dem ist aus organisationstheoretischer Sicht entgegenzuhalten, dass es gerade die Spannungen und Konflikte sind, die Wachstum und Entwicklung von Menschen und Organisationen ermöglichen. Die Spannung zwischen sogenannte „Progressiven“ und „Konservativen“ ist charakteristisch und auch notwendig für alle Change-Prozesse, nicht nur in der Kirche. Ohne sie gibt es keine Entwicklung. Während die einen das Neue propagieren, versuchen die anderen Bewährtes zu sichern. Fehlt diese Spannung oder wird eine der beiden Gruppen ignoriert und vertrieben, handelt es sich um eine autoritäre und totalitäre Organisation. Der Widerstand gegen die Veränderung kann eine produktive Ressource für die Erneuerung sein, wenn seine inneren Anliegen zu verstehen gesucht werden. Die Hebung dieses Potentials obliegt vor allem der Leitung und bedarf eines wertschätzenden und positiven Blickes auf Konflikte und entsprechender Kompe-

tenzen im Umgang mit Diversität. Dies gilt nicht nur für die Kirche, es handelt sich um eine soziologische „Gesetzmäßigkeit“. Problematisch sind nicht Widerstand und Konflikte, problematisch kann der Umgang damit werden. Gesellschaft und Kirche sind hier nach wie vor am Lernen.

Diese Sicht auf bzw. der Umgang mit Konflikten lässt sich auch theologisch begründen: Diversität gehört zur Schöpfung Gottes und ist zunächst eine Ressource bzw. sichert die Notwendigkeit zur zwischenmenschlichen Kommunikation und Respekt und Wertschätzung des Anderen und Fremden. Abgesehen von den reichhaltigen Konflikten bereits in der jungen Kirche: Sind es nicht gerade diese, die der Kirche immer wieder Umkehr ermöglichen?

Wie schwierig, von Sünde und Gewalt bedroht, Konflikte freilich sein können, ist evident. Nicht ohne Grund durchzieht die Frage nach dem Umgang mit Macht und Gewalt ebenso wie ein roter Faden die Heilige Schrift wie das Ringen um die Versöhnung zwischen Gott und Mensch und zwischen den Menschen. Auch das theologische Verständnis der Katholizität im Sinne einer *nota ecclesiae* hat ja genau dieses zum Thema: das Verhältnis zwischen Teil und Ganzem, zwischen Universalem und Partikularem und zwischen Verschiedenen und deren Einheit. Konflikte sind von daher keine zu beseitigenden Störungen, sondern spirituelle Nagelproben des Glaubens an Versöhnung und eines katholischen Selbstverständnisses: Gelingt es, gerade in ihnen Wesen und Auftrag der Kirche, Zeichen und Werkzeug der Vereinigung mit Gott und der Einheit der Menschen untereinander darzustellen und daran mitzuwirken?

In der Reform der CS, die im Kontext einer autoritär strukturierten Kirche stattfindet, gelingt dies dank des ideenreichen und intensiven Einsatzes von Schwester Elia erstaunlich gut. Auch vielen Schwestern gelang es, die konfliktiven inneren und äußeren Spannungen schöpferisch und entwicklungsförderlich zu lösen. Dabei spielten sicherlich gerade die spirituellen und theologischen Vertiefungsprozesse eine gewichtige Rolle, z.B. das Wort der Hildegard Burjan, die die CS als „etwas Werdendes“ (OT) beschrieben hatte. Gleichwohl bleiben auch hier Verletzungen, Wunden und Verstörungen übrig und kritisiert so manche Schwester das damalige Verhalten der Leitung. Austritte erschütterten die Gemeinschaft ebenso wie die Hochzeit zwischen der Novizenmeisterin und einem der Betreuungspriester.

Die Konflikte in der CS begannen bereits mit der Ernennung von Schwester Elia durch den Kardinal, der damit eindeutig für den Reformkurs votierte – gegen den Willen von Schwester Tarcisia und deren konservativer, „sehr eingeschworenen“ Gruppe (OT). Konflikte gab es zwischen den Altersstufen, aber auch innerhalb der Altersstufen. So gab es „auch Ältere, die herrlich jung geblieben waren. Die, die brav alle Regeln, regeltreu lebten, die irre Angst hatten, das ist jetzt alles verloren. Für die ist der Boden unter den Füßen weggegangen. Wir, die wir offen waren und uns gefreut haben, waren die Revoluzzer“ (OT). Eine Schwester schildert einen solchen Konflikt, als es darum ging, einen der Vorträge zur Erneuerung zu hören: „Die eine hat gesagt: Gelt, das lass ma nicht aus. Die andere: Ich fall vom Glauben!“ (OT)

Die Konflikte dauerten lange Jahre, denn sie fanden mit der Ao. GV nicht ihr Ende, sondern fingen überhaupt erst an. Einige Schwestern erzählen von mühsamen Kommunikationsprozessen und ständigen Auseinandersetzungen. Die Konflikte betrafen nicht nur die Organisationsreform, sondern auch z.B. die Bibelauslegung oder den Kapellenumbau, weil der verantwortliche Kirchenrektor die Änderungen nicht akzeptierte und so „ein Kampf wie nur“ (OT) stattfand, der fast zum Bruch geführt hätte. Bis an die Peripherie spürten die Spannungen auch jene Schwestern, die nicht unmittelbar im Umfeld von Elia und Tarcisia lebten. Mit Widerstand und Widerspruchsgestimmungen umgehen mussten oft auch erst jene lernen, die zur progressiven Seite gehörten. In einer Zeit, als man sich bereits den Beichtvater persönlich aussuchen konnte, war die Novizenschwester vor allem darum besorgt, wie sie selbst vor einem Priester dastünde, wenn ihr öffentlich widersprochen würde (OT).

Im Laufe der Jahre gelang es, die Konflikte zu befrieden: durch unermüdliche Kommunikation, endlose Gespräche, Besuche, Briefe, Erschließung von Literatur, Bildung und Motivation, Förderung von Spiritualität usw. Schwester Elia besuchte ihre Kritikerinnen, diskutierte mit ihnen einzeln und in Gruppen. Der Umgang der Leitung mit diesen Konflikten wird aber auch als mitunter „hilflos“ (OT) bezeichnet, manche Lösungen seien einfach „ungeschickt“ (OT) gewesen. Im Umgang mit Austritten wäre es z.B. besser gewesen, abzuwarten als rasch zu agieren: „Manchmal löst sich etwas, indem man es einfach sein lässt“ (OT).

Die Einschätzung der konfliktreichen Zeit ist im Rückblick der Schwestern durchgehend und insgesamt positiv: „Diesen Weg mussten wir gehen“, meint eine Schwester. Alle, auch die Leitung haben in und aus diesen Konflikten gelernt. Die Lernprozesse werden als notwendig betrachtet und haben in der Einschätzung der Schwestern zu einer Vertiefung der CS geführt. Nüchtern stellt eine Schwester fest: „Wir sind nicht zerbrochen. Es sind aber etliche weggegangen.“ (OT) Dass „auch aus einer streitenden Kirche etwas Fruchtbare wachsen kann“ (OT), war die Erfahrung einer anderen Schwester.

### **Exkurs: Die Tracht als Konfliktsymbol**

„15 Jahre hat dieser Konflikt die CS beschäftigt!“ (OT) An der Frage rund um das Tragen einer Ordenstracht wird der Konflikt zwischen den verändernden und bewahrenden Kräften besonders anschaulich – und mitunter auch skuril und belustigend – deutlich. In diesem Streit werden aber zugleich auch zentrale Wert-Spannungsfelder der CS verhandelt: zwischen Individualität und Gemeinschaft, Weltlichkeit und Geistlichkeit, Innovation und Tradition, Sicherheit, Schutz und Freiheit. Heute ist dieser Konflikt kein Thema mehr und die Schwestern erzählen selbstironisch darüber. Auch hier spielten die Texte von Hildegard Burjan, die ja dezidiert keine Ordenstracht wollte und deren erste Schwestern nicht aus religiösen, sondern „pädagogisch-unpädagogischem Grund“ (OT) eine Tracht eingeführt hatten: Sie wollten eine gemeinsame Kleidung, um in den Heimen größere Autorität zu haben, z.B. gegen-

über sozial schwierigen Mädchen. Auch Pater Beyer versuchte, zu intervenieren. Er tadelte die Schwestern, sich in dieser Frage zu verzetteln: „Schaut’s nach, was die Frau Doktor Burjan wollte!“ (OT), soll er gesagt haben. Aber in der Kleiderfrage war er offenbar nicht so erfolgreich wie bei seinen spirituellen Ratschlägen.

Das Tragen neuer, ziviler Kleider gehörte in die Zeit der Experimente vor der Ao. GV. Die Schwestern hatten den Auftrag erhalten, eine neue Tracht zu erfinden – und so begannen viele von ihnen allerorts zu designen und zu schneiden. Eine Schwester z.B. entwarf mit einer Mitschwester einen blauen Rock und ein blaues Gilet. Bei der Ao. GV wurden diese Modelle dann allesamt vorgeführt. Da aber kamen „alle“ in der Erinnerung einer Schwester zum Schluß: „Das schaut ja aus wie ein Mädchenpensionat!“ (OT) Alle haben so dann einstimmig für Zivilkleidung gestimmt, auch jene, die nachher unzufrieden waren. Jede, die die Tracht behalten wollte, konnte das auch tun, aber in Zukunft sollte es für Neueintretende nur mehr Zivilkleidung geben. Der Vater einer Schwester stellte sogar Kleider seiner Modefirma zum Einkaufspreis zur Verfügung, um die Umstellung auf Zivilkleidung finanziell zu erleichtern.

Man sollte meinen, dass diese salomonische Entscheidung gute Weichen stellte. Aber wie gesagt, der Konflikt ging damit erst so richtig los. Schwester Tarcisia z.B. weigerte sich, einer Schwester die Hand zu geben und verbat einer Gruppe von Schwestern, sie in Zivil zu besuchen, unter ihnen auch Hildegard Teuschl. „Dann kommen wir eben nicht“ (OT), ließ Schwester Hildegard die da-

malige Vorsitzende der Ordensgemeinschaften Österreichs Tarcisia wissen. Auch rund um die dann getragene Zivilkleidung konnten sich Konflikte entzünden: Manche kleideten sich sehr bunt oder trugen die verpönten Hosen, das wurde als provokant wahrgenommen. „Heute lacht man darüber ... aber damals war die Mode zwei cm über dem Knie, die alten Schwestern haben natürlich Feuer geschrien!“ (OT)

Interessant sind die Einschätzungen der Schwestern, was den Wechsel der Kleidung für manche Schwestern so schwierig machte. Die Tracht stand für Werte einer Tradition, die aus heutiger Sicht der Schwestern missverstanden wurde, während die Zivilkleidung mit der Aufgeschlossenheit für dynamische Veränderung, die die Zeichen der Zeit erfordert, identifiziert wurde. Neben diesen religiösen Gründen wurden auch sozialpsychologische und ganz pragmatische Gründe genannt. Zum einen war die Ordenskleidung ein Symbol für Schutz und ein Statussymbol: Als Ordensfrau war man damals eine sehr geachtete und anerkannte öffentliche Person. Aber die Umstellung zwang auch dazu, sich mit alltäglichen Fragen zu beschäftigen wie „Was passt zu meinem Alter? Was ist modisch, was ist komisch? Was passt zu einer Schwester?“ (OT). Wenn jemand 40 Jahre in einer Ordenstracht lebt, ist eine solche Umstellung eine enorme Belastung. Aber auch für die jüngeren war die Tracht eine praktische Angelegenheit gewesen: Mit dem Kleid konnte man rasch mal in die Oper gehen, ohne sich vorher „herrichten“ (OT) zu müssen. Eine der Schwestern z.B. liebte ihr Gewand und erinnert sich, wie entsetzt „ihr Dechant“ (OT) war, als sie das erste

Mal vom Friseur kam, und traurig war, „keine Schwestern mehr zu haben“. Sie stellte aber auch fest, dass sich nach ihrer Entscheidung für die Zivilkleidung das Verhältnis zur Gesellschaft und das Verhalten der Menschen im öffentlichen Raum ihr gegenüber veränderten. Mit dem Bürgermeister von L. habe sie in Tracht geredet, als wäre eine Wand dazwischen, in Zivil meinte er: „Gottseidank. Jetzt können wir wenigstens endlich mit ihnen reden!“ (OT)

### 3. Zukunft

Nach einer ausführlichen Erinnerung an die Vergangenheit befragten wir die Schwestern auch nach ihrer Einschätzung der Gegenwart und nach ihren Wünschen für die Zukunft der Schwesterngemeinschaft.

Die Einschätzung der Gegenwart ist positiv, sachlich und durchaus selbstkritisch. Für eine Schwester hat mit der Ao. GV eine „neue Ära“ (OT) begonnen und eine andere meint, die damaligen Entscheidungen waren ein „nicht verpasster Kairos-Ruf“ (OT) – ein „richtiger Zeitpunkt für eine zeitgemäße Erneuerung, für eine Neuorientierung“ (OT). Die damaligen Bestimmungen ad experimentum wären 1970 ausgelaufen, und die Frage „Was sind wir?“ lag in der Luft. Als das Archiv geöffnet wurde, war das „wie wenn der Kommunismus gestürzt ist“ (OT). Die Veränderungen sind dann langsam und durchaus „schmerzhaft“ (OT) gewachsen, haben aber für viele Schwestern neues Leben und eine vertiefte Beziehung zur Kirche gerade aufgrund der neuen Freiheit gebracht. Manches sei überfordernd, zu viel auf einmal an Veränderung gewesen. Immer wieder wird auch der Auf-

bruch der CS nach Brasilien erwähnt, der die CS durch eine andere Mentalität und Spiritualität bereichere. Die CS wurde durch die Veränderungen weltöffener und die Erfahrung „nicht nur eine Nummer zu sein“ (OT), sondern persönliche Verantwortung zu tragen, wird positiv erwähnt. Schwestern lernten, die „Zeichen der Zeit anschauen und auch beurteilen“ (OT). Für die Zukunft sind die Schwestern zuversichtlich: „Die CS ist so, wie sie ist, weil Gott sie geführt hat und wir keine anderen Schwestern hatten. Sie haben es früher gut gemacht, warum nicht auch jetzt?“ (OT)

Die Schwestern geben ihrer Gemeinschaft auch zahlreiche Fragen und Nachdenklichkeiten mit auf den Weg in die Zukunft: „Was heißt es, wenn man sich christlicher Betrieb nennt, wie geht das mit Muslimen, wie geht das mit anderen Religionen? (OT)

Oft wird an das Charisma erinnert, die Nöte der Zeit zu sehen und die Arbeit mit oder an den Armen weiterzupflegen. Für diese größere Not da sein und die Lücken der Gesellschaft wahrnehmen zu können, bedürfe auch der Fähigkeit der Beweglichkeit, d.h. spontan dort ein springen können, wo Pionierarbeit zu leisten ist, und die Projekte dann, wenn die Weichen gestellt sind, weiterzugeben. Dazu braucht es eine Spiritualität, die aktiv in der Kontemplation ist.

Die Gegenwart wird als „nicht einfach“ (OT) wahrgenommen – vor allem angesichts der Nachwuchsschwierigkeiten. Diese Schwierigkeiten sollen auch als Chancen wahrgenommen werden und vom Vertrauen getragen sein, dass man sie lösen kann – „nicht immer, aber als Grunderfahrung“ (OT). Hoffnung und Mut werden als Tugenden der Zukunft

erwähnt: „Sie sollen brav hoffen, dass immer wieder etwas Neues daraus entstehen kann.“ (OT) In den Pflegezentren, bei den vielen Mitarbeitern, die nicht zur Gemeinschaft gehören, geschehe dies bereits. Bei diesen Menschen sehen einige Schwestern ungehobenes Potential für das Charisma der CS. Ihnen Formen des Gemeinschaftslebens auf Zeit anzubieten, sie mit den Ideen der Hildegard Burjan vertraut machen, „das Charisma auf die 1000 Mitarbeiter ausweiten“ (OT). Für eine Schwester wäre es auch interessant, nicht mehr ganz junge Leute, die einen Teil ihres Lebens bereits gelebt haben und nun intensiver leben möchten, zu gewinnen. Dazu könne man durchaus das Eintrittsalter auf 40 Jahre und älter erhöhen. Denn viele junge Menschen seien aus zeitgeistigen Gründen nicht mehr zu erreichen und/oder, weil sie eine soziale Arbeit auch woanders und kompetenter machen können.

Einig sind sich alle, dass es auch in der Zukunft darum geht, dem Charisma der Hildegard Burjan treu zu bleiben und ihre Vision in das Heute umzusetzen. Wie in der Vergangenheit gewährleiste die Orientierung an den „Zeichen der Zeit“ die Zukunft. Gestärkt werden müsse dabei die Hoffnung, dass „Gott mit der CS ist, Christus diese führt und der Heilige Geist leitet“ (OT). Dabei kann aus dem kleinsten Samen viel entstehen. „Ohne Hoffnung freilich wäre es niemandem zu raten, in eine solche Gemeinschaft einzutreten“ (OT). Aber wenn Gott eine Zukunft für die CS oder eine bestimmte Form will, dann wird sie auch werden. Wichtig ist es, den Ursprung gut zu verstehen und zugleich für das, was jetzt ist, und das, was kommt, offen zu sein. Jede Schwester müsse sich auch

immer wieder fragen, was denn „christlich“ sein bedeutet. Eine Schwester zitiert Hildegard Burjan: „Ich habe die Caritas Socialis Gott übergeben. Er wird sie führen“ (OT). Junge Menschen sollen darauf vertrauen, dass Gott im nächsten Menschen und in ihnen selbst ist. Im Charisma der CS sei noch viel mehr an Möglichkeiten enthalten – und wenn die Schwestern das Anliegen der Gründerin verstehen, können sie das Werdende der CS und die Liebe verstehen.

.....

- 1 Vgl. z.B. Regina Polak/Christoph Schachinger, *Stabil in Veränderung. Konfessionsnahe Religiosität in Europa*, in: Regina Polak (Hg.), *Zukunft. Werte. Europa. Die Europäische Wertestudie 1990 – 2010: Österreich im Vergleich*, Wien – Köln – Weimar 2011, 191-219.
- 2 Regina Polak, „Ob es möglich ist, Martha und Maria zugleich zu sein? Ganz sicher und es ist das große Ideal, das wir versuchen wollen in der CS zu erreichen. Überlegungen zur Relevanz der Spiritualität von Hildegard Burjan“, *Kurzsymposium: Hören und Handeln. Haltungen der Seligen Hildegard Burjan für die Gesellschaft von heute*, Kardinal-König-Haus Wien, 13. Juni 2012. Veröffentlicht in: Georg Nuhsbaumer (Hg.), *Was heißt heute „christlich“? Spurensuche in einer unübersichtlichen Zeit*. Kardinal König Symposium 2011 und Programmschwerpunkt 2011-2013, Wien 2014, 126-149.
- 3 Die befragten Schwestern in Kurzform: CS01: Jg. 1939, eingetreten 1957, als junge Schwester mit Lebensweihe bei der GV; CS02: Jg. 1938, eingetreten 1957, Delegierte bei der GV; CS03: Jg. 1938, eingetreten 1964, als junge Schwester ohne Lebensweihe bei der GV, ausgetreten 1974; CS04: Jg. 1943, eingetreten 1964, nicht auf der GV, ausgetreten 1978; CS05: Jg. 1932, eingetreten 1960, als junge Schwester ohne Lebensweihe bei der GV; CS06: Jg. 1932, eingetreten 1958, war nicht auf GV; CS07: Jg. 1937, eingetreten 1964, nicht bei der GV; CS08: Jg. 1937, eingetreten 1964, als junge Schwester ohne Lebensweihe bei der GV; CS09: Jg. 1939, eingetreten 1960, als junge Schwester mit Lebensweihe bei der GV; CS10: Jg. 1940, eingetreten 1958, nicht auf der GV; CS11: Jg. 1927, eingetreten 1951, nicht auf der GV; CS12: Jg. 1937, eingetreten 1956, nicht bei der GV.
- 4 Die Interviews liegen transkribiert zur Einsicht vor und werden derzeit ausgewertet. Die vorliegenden Analysen sind Resultate einer ersten Auswertung.
- 5 Dabei beziehe ich mich auf Unterlagen, die mir von der CS zur Verfügung gestellt wurden.
- 6 Nach Philipp Mayring, *Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken*, Weinheim und Basel<sup>9</sup> 2007.
- 7 U.a. z.B. Axel Kaune (Hg.), *Change Management mit Organisationsentwicklung – Veränderungen erfolgreich durchsetzen*, Berlin 2004; Klaus Doppler, Christoph Lauterburg, *Change Management – Den Unternehmenswandel gestalten*, Frankfurt am Main 2008; Thomas Lauer, *Change Management – Grundlagen und Erfolgsfaktoren*, Berlin 2010.
- 8 Genauer: Sie war trotz Widerständen gewählt und dann vom Kardinal bestätigt worden.
- 9 Wobei Change-Management-Theorien darauf hinweisen, dass gerade diese Erzeugung eines „sense of urgency“ und eine konsequente, zielstrebige und auch temporeiche Durchführung notwendig für tiefgreifenden Wandel sind. Z.B. John P. Kotter, *A sense of Urgency*. Massachusetts 2008. Nicht das Tempo, der Umgang mit Konflikten ist entscheidend für die Reformqualität.
- 10 Aus dem Archiv der CS.
- 11 In der Erinnerung einer Schwester haben diese sechs Wochen gedauert, so intensiv wurden dieser Prozess offenbar von ihr erlebt.

## Kirchliche Archivordnung – Orden (KAO-O)\*

Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Institute des geweihten Lebens (Ordensinstitute, Säkularinstitute) und der Gesellschaften des apostolischen Lebens in der katholischen Kirche der Bundesrepublik Deutschland<sup>1</sup>

### Präambel

Die römisch-katholische Kirche ordnet und verwaltet innerhalb der Schranken des für alle geltenden Gesetzes (Art. 140 GG i. V. m. Art. 137 Absatz 3 WRV) ihre Angelegenheiten und damit auch ihr Archivwesen selbstständig.

Die Archive der Ordensgemeinschaften (Institute des geweihten Lebens und Gesellschaften des apostolischen Lebens) dokumentieren das geistliche Leben und apostolische Wirken der Ordensgemeinschaften und erfüllen als Gedächtnis der Kirche sowie der Gesellschaft und als Teil ihrer Kulturgüter eine wichtige pastorale Funktion. Sie dienen der Erforschung der Geschichte der Ordensgemeinschaften, ihrer Verwaltung und der Rechtssicherung. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit werden die Ordensarchive nach Maßgabe dieser Anordnung für eine Nutzung geöffnet.

### § 1 Geltungsbereich

(1) Diese Anordnung gilt unbeschadet der Bestimmungen des gesamtkirchlichen Rechts für die Archivierung von

Unterlagen der Ordensgemeinschaften, ihrer Mitglieder und selbständigen Klöster päpstlichen und diözesanen Rechts und den von ihnen ganz oder mehrheitlich getragenen Werken und Einrichtungen ohne Rücksicht auf ihre zivile Rechtsform.

(2) Diese Anordnung gilt auch für die Archivierung von Unterlagen, die Ordensarchive von anderen als den anbieterpflichtigen Stellen oder von natürlichen oder juristischen Personen übernehmen.

### § 2 Verhältnis zu KDO und anderen Rechtsvorschriften, Löschungssurrogat

(1) Diese Anordnung ist zugleich eine besondere kirchliche Rechtsvorschrift in Bezug auf personenbezogene Daten nach § 1 Absatz 3 der Anordnung über den kirchlichen Datenschutz (KDO) in der jeweils geltenden Fassung, die den Vorschriften der KDO vorgeht.

(2) Enthalten besondere kirchliche oder staatliche Rechtsvorschriften im Sinne des § 1 Absatz 3 KDO im Verhältnis zu dieser Anordnung anders lautende Re-

gelingen, so gehen diese den Regelungen dieser Anordnung vor, wenn sie einen ausdrücklichen Hinweis auf ihren Vorrang enthalten. Fehlt ein solcher Hinweis, gelten die Regelungen dieser Anordnung, soweit der Ortsordinarius bzw. der zuständige Höhere Obere nicht eine abweichende Entscheidung getroffen hat.

(3) Die ordnungsgemäße Archivierung von gemäß § 6 Absatz 5 Satz 1 anzubietenden und zu übergebenden Unterlagen ersetzt die nach der KDO oder anderen kirchlichen oder staatlichen Rechtsvorschriften erforderliche Löschung, wenn die Archivierung so erfolgt, dass Persönlichkeitsrechte des Betroffenen oder Dritter nicht beeinträchtigt werden (Löschungssurrogat).

### § 3 Begriffsbestimmungen

(1) Ordensarchive im Sinne dieser Anordnung sind alle Archive, die von den in § 1 Absatz 1 genannten Stellen unterhalten werden und die mit der Archivierung von in erster Linie dort entstandenen Unterlagen sowie der Unterlagen ihrer Rechtsvorgänger betraut sind. Sie sind als „historische Archive“ im Sinne des can. 491 § 2 CIC zu verstehen.

(2) Unterlagen im Sinne dieser Anordnung sind analog oder digital vorliegende Urkunden, Amtsbücher, Akten, Schriftstücke, amtliche Publikationen, Karteien, Karten, Risse, Pläne, Plakate, Siegel, Bild-, Film- und Tondokumente sowie sonstige Aufzeichnungen unabhängig von ihrer Speicherungsform sowie alle Hilfsmittel und ergänzenden Daten, die für Erhaltung, Verständnis und Nutzung dieser Informationen notwendig sind.

(3) Archivgut sind alle in das Archiv übernommenen archivwürdigen Unterlagen.

(4) Archivwürdig sind Unterlagen, die das Wirken der Ordensgemeinschaft dokumentieren, der Rechtssicherung dienen oder von bleibendem Wert für die Identität der Ordensgemeinschaft, für Wissenschaft, Forschung oder die kirchliche Bildungsarbeit sind.

(5) Archivierung beinhaltet die Erfassung, Bewertung und Übernahme von Unterlagen sowie die sachgemäße Verwahrung, Ergänzung, Sicherung, Erhaltung, Instandsetzung, Erschließung (Ordnung und Verzeichnung), Erforschung, Veröffentlichung von Archivgut und dessen Bereitstellung für die Nutzung.

(6) Anbietungspflichtige Stelle ist innerhalb der in § 1 Absatz 1 genannten Einrichtungen und Rechtsträger jeweils die für die Anbietung zuständige Organisationseinheit.

### § 4 Archivierungspflicht

(1) Alle in § 1 Absatz 1 genannten Stellen sind verpflichtet, ihre Unterlagen zu archivieren.

(2) Sie erfüllen diese Archivierungspflicht durch

1. Errichtung und Unterhalt eigener Archive oder Übertragung auf eine für Archivierungszwecke geschaffene Gemeinschaftseinrichtung oder
2. Übergabe ihres Archivgutes zur Archivierung an ein übergeordnetes Archiv ihrer Gemeinschaft oder ein anderes Ordensarchiv unter Berücksichtigung der entsprechenden eigenrechtlichen Bestimmungen.

(3) Ordensgemeinschaften diözesanen Rechts sind im Falle ihrer Aufhebung verpflichtet, ihr Archivgut dem Archiv

des Belegenheitsbistums (Diözesanarchiv) anzubieten.

(4) Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts sollen im Falle ihrer Aufhebung zunächst interne Lösungen gemäß Absatz 2, andernfalls eine Übergabe des Archivguts an das Diözesanarchiv oder ein anderes kirchliches Archiv anstreben.

## § 5 Aufgaben der Ordensarchive

(1) Die Ordensarchive archivieren Unterlagen aus ihrem jeweiligen Zuständigkeitsbereich.

(2) Die Ordensarchive können auch Archivgut von anderen Stellen oder von natürlichen oder juristischen Personen übernehmen, an dessen Archivierung ein Interesse der Ordensgemeinschaft besteht.

(3) Die Ordensarchive dienen der Dokumentation der besonderen Identität der Ordensgemeinschaften, ihrer Spiritualität und apostolischen Tätigkeit sowie ihres je eigenen Platzes im Leben von Kirche und Gesellschaft.

(4) Die Ordensarchive können Sammlungen anlegen, soweit dies in Ergänzung der archivierten Unterlagen der Dokumentation der Tätigkeit der Ordensgemeinschaft dient.

(5) Die Archive leisten im Rahmen ihrer Möglichkeiten Öffentlichkeitsarbeit, insbesondere durch Publikationen und Ausstellungen, durch Anleitung zur Arbeit mit Archivgut und durch Zusammenarbeit mit Einrichtungen der Bildung und der Wissenschaft sowie den Medien.

## § 6 Anbietung und Übernahme

(1) Die in § 1 Absatz 1 genannten Stellen haben den zuständigen Ordensarchiven unaufgefordert alle Unterlagen

zur Übernahme anzubieten, die sie zur Erfüllung ihrer Aufgaben nicht mehr benötigen. Die Entscheidung, wann Unterlagen zur Erfüllung der Aufgaben nicht mehr benötigt werden, liegt nach Maßgabe von Absatz 2 bei der anbieterpflichtigen Stelle. Die Anbietung erfolgt grundsätzlich nach Ablauf der geltenden kirchlichen oder staatlichen Aufbewahrungsfristen.

(2) Alle Unterlagen sind spätestens 30 Jahre nach ihrer Entstehung beziehungsweise nach Schließung der Akte oder Erledigung des Geschäftsvorfalles dem zuständigen Archiv anzubieten, sofern kirchliche oder staatliche Rechtsvorschriften keine längeren Aufbewahrungsfristen bei den anbieterpflichtigen Stellen vorsehen.

(3) Elektronische Unterlagen, die einer laufenden Aktualisierung unterliegen, sind in bestimmten Abständen ebenfalls zur Archivierung anzubieten.

(4) Den zuständigen Ordensarchiven ist auf Verlangen zur Feststellung der Archivwürdigkeit Einsicht in die Unterlagen, die dazu gehörigen Hilfsmittel sowie die ergänzenden Daten, die für das Verständnis dieser Information und deren Nutzung notwendig sind, zu gewähren.

(5) Anzubieten und zu übergeben sind auch Unterlagen mit personenbezogenen Daten, die aufgrund datenschutzrechtlicher oder vergleichbarer Bestimmungen gelöscht werden müssten oder gelöscht werden könnten; Unterlagen mit personenbezogenen Daten, deren Speicherung bereits unzulässig war, sind besonders zu kennzeichnen. Für alle Unterlagen mit personenbezogenen Daten gelten besondere Sicherungspflichten, insbesondere im Hinblick auf § 7 Absatz 2, § 8 Absatz 3 und Absatz 6 sowie § 9 Absatz 3. In diesem Fall er-

setzt gemäß § 2 Absatz 3 die Archivierung die sonst erforderliche Löschung.

(6) Anzubieten und zu übergeben sind auch Unterlagen, die im Rahmen einer seelsorglichen Tätigkeit oder Beratung entstanden sind. Anzubieten und zu übergeben sind ferner Unterlagen, die als vertraulich oder geheim eingestuft sind. Die Verpflichtung zur Wahrung des Beichtgeheimnisses oder anderer gesetzlicher Geheimhaltungspflichten bleibt unberührt.

(7) Die Ordensarchive legen die Modalitäten der Anbietung von Unterlagen im Einvernehmen mit den anbietungspflichtigen Stellen fest.

(8) Über die Archivwürdigkeit entscheidet das zuständige Ordensarchiv unter Zugrundelegung fachlicher Kriterien nach Anhörung der anbietenden Stelle. Als archivwürdig bewertete Unterlagen werden innerhalb eines Jahres dem Ordensarchiv übergeben.

(9) Wird über angebotene Unterlagen nicht innerhalb eines Jahres vom zuständigen Ordensarchiv entschieden, entfällt die Verpflichtung zur weiteren Aufbewahrung. Dem Anbieter obliegt es, ebenso wie im Fall von nicht archivwürdigen Unterlagen, die Unterlagen datenschutzgerecht zu entsorgen, wenn die einschlägigen Aufbewahrungsfristen abgelaufen sind und weder andere Rechtsvorschriften noch schutzwürdige Belange Betroffener entgegenstehen.

## § 7 Verwahrung und Sicherung

(1) Archivgut ist unveräußerlich. Die Möglichkeit zur Abgabe von Archivgut an andere kirchliche oder öffentliche Archive bleibt davon unberührt.

(2) Archivgut ist auf Dauer zu erhalten und sicher zu verwahren. Die Ordensar-

chive haben geeignete technische und organisatorische Maßnahmen zur Sicherung zu ergreifen. Für Unterlagen, die personenbezogene Daten enthalten oder einem besonderen gesetzlichen Geheimnisschutz unterliegen, gilt dies in besonderem Maße. Das Archivgut ist insbesondere vor unbefugtem Zugriff zu schützen und in Räumen zu verwahren, die den fachlichen Anforderungen entsprechen.

(3) Rechtsansprüche Betroffener auf Löschung unzulässig gespeicherter personenbezogener Daten bleiben unberührt. Bei mehreren Betroffenen müssen alle Betroffenen einer Löschung zustimmen. Bestreitet ein Betroffener die Richtigkeit personenbezogener Daten im Archivgut und wird die Unrichtigkeit festgestellt, hat er einen Berichtigungsanspruch.

(4) Eine dauernde Unterbringung von Archivgut in nichtkirchlichen (wie staatlichen, kommunalen oder privaten) Räumen ist nur in fachlich begründeten Ausnahmefällen möglich.

(5) Archivgut ist in seiner Entstehungsform zu erhalten, sofern dem keine archivfachlichen Belange entgegenstehen. Es ist nach archivfachlichen Erkenntnissen zu bearbeiten. In besonders begründeten Einzelfällen können die Ordensarchive Unterlagen, die als Archivgut übernommen wurden und deren Archivwürdigkeit nicht mehr gegeben ist, vernichten, wenn kirchliche oder Interessen der Ordensgemeinschaft oder schutzwürdige Interessen Betroffener nicht entgegenstehen.

## § 8 Nutzung

(1) Die Nutzung von Archivgut erfolgt nach Maßgabe dieser Anordnung und

der auf ihrer Grundlage zu erlassenden Benutzungsordnung, soweit aufgrund anderer Rechtsvorschriften nichts anderes bestimmt wird.

(2) Die Nutzung kann an Auflagen gebunden werden. Ein Anspruch auf eine bestimmte Form der Nutzung besteht nicht.

(3) Die Nutzung ist ganz oder für Teile des Archivguts zu versagen, wenn

1. schutzwürdige Belange Betroffener oder Dritter, auch unter Berücksichtigung von § 9 Absatz 3, beeinträchtigt werden könnten,
2. der Erhaltungszustand des Archivguts eine Nutzung nicht zulässt,
3. eine Vorschrift über Geheimhaltung verletzt würde,
4. ein nicht vertretbarer Aufwand entstehen würde oder
5. Grund zu der Annahme besteht, dass das Wohl der Ordensgemeinschaft oder der Kirche als solcher gefährdet würde.

(4) Gesetzliche Zugangsrechte und Vereinbarungen mit Eigentümern privaten Archivguts bleiben unberührt.

(5) Betroffenen ist auf Antrag nach Maßgabe des kirchlichen Rechts (can. 487 § 2 und can. 491 § 3 CIC, § 13 KDO) und von Absatz 2 aus dem Archivgut Auskunft zu erteilen oder Einsicht in dieses zu gewähren, soweit es sich auf ihre Person bezieht. Die Entscheidung hierüber trifft das zuständige Ordensarchiv.

(6) Die abliefernde Stelle bzw. ihre Funktions- und Rechtsnachfolger haben das Recht, Archivgut, das aus ihren Unterlagen gebildet wurde, zu nutzen. Dies gilt nicht für personenbezogene Daten, die aufgrund einer Rechtsvorschrift hätten gesperrt oder gelöscht werden müssen.

(7) Nutzer sind verpflichtet, von einem Druckwerk bzw. einer elektronischen Publikation im Sinne von § 3 Absatz 1 des Gesetzes über die Deutsche Nationalbibliothek in der jeweils geltenden Fassung, die unter wesentlicher Verwendung von Archivgut verfasst oder erstellt wurden, nach Erscheinen dem zuständigen Archiv unaufgefordert ein Belegexemplar unentgeltlich abzuliefern.

## § 9 Schutzfristen

(1) Die Schutzfristen werden ab dem Schlussdatum der jeweiligen Archivalieneinheit berechnet.

(2) Die Nutzung von Archivgut, für das nachfolgend keine spezielle Regelung getroffen ist, ist zulässig nach Ablauf einer Schutzfrist von 40 Jahren.

(3) Für Archivgut, das sich nach seiner Zweckbestimmung oder nach seinem wesentlichen Inhalt auf eine oder mehrere natürliche Personen bezieht (personenbezogenes Archivgut), beträgt die Schutzfrist ebenfalls 40 Jahre. Sie endet jedoch nicht vor Ablauf von

1. 30 Jahren nach dem Tod der betroffenen Person oder der letztverstorbenen von mehreren Personen, deren Todesjahr dem Archiv bekannt ist,
2. 120 Jahren nach der Geburt der betroffenen Person oder der Geburt der Letztgeborenen von mehreren Personen, deren Todesjahr dem Archiv nicht bekannt ist,
3. 70 Jahren nach Entstehung der Unterlagen, wenn weder das Todes- noch das Geburtsjahr der betroffenen Person oder einer der betroffenen Personen dem Archiv bekannt sind.

(4) Für Archivgut, das besonderen kirchlichen oder staatlichen Geheimhaltungsvorschriften unterliegt, beträgt die Schutzfrist 60 Jahre.

(5) Für Akten und Nachlässe der Höheren Oberen beträgt die Schutzfrist 60 Jahre.

(6) Die Schutzfristen gelten nicht für solche Unterlagen, die bereits veröffentlicht wurden bzw. schon bei ihrer Entstehung zur Veröffentlichung bestimmt oder der Öffentlichkeit zugänglich waren.

(7) Für personenbezogenes Archivgut betreffend Amtsträger in Ausübung ihrer Ämter sowie Personen der Zeitgeschichte gelten die Schutzfristen gemäß Absatz 3 nur, sofern deren Privatsphäre betroffen ist.

(8) Die Schutzfristen gelten auch für die Nutzung durch kirchliche Stellen, sofern es sich nicht um die abliefernde Stelle handelt.

## § 10 Verkürzung von Schutzfristen

(1) Die Nutzung von Archivgut, das noch Schutzfristen unterliegt, kann in besonders begründeten Fällen auf Antrag durch den Höheren Oberen genehmigt werden, wenn

1. bei personenbezogenem Archivgut die Betroffenen schriftlich in die Nutzung eingewilligt haben oder
2. die Nutzung zu benannten wissenschaftlichen Zwecken oder zur Wahrnehmung rechtlichen Interesses erfolgt und dabei sichergestellt ist, dass schutzwürdige Belange Betroffener nicht beeinträchtigt werden, oder
3. dies im überwiegenden kirchlichen bzw. im Interesse der Ordensgemeinschaft liegt.

Bei Unterlagen mit personenbezogenen Daten, deren Speicherung unzulässig war, ist eine Verkürzung von Schutzfristen unzulässig.

(2) Anträge auf Verkürzung von Schutzfristen sind über das zuständige Ordensarchiv an den Höheren Oberen zu richten. Die Vorprüfung des Antrags übernimmt die Leitung des Ordensarchivs, die ihrerseits Sachverständige beiziehen kann. Die Entscheidung des Höheren Oberen wird dem Antragsteller durch das Ordensarchiv mitgeteilt.

(3) Einmal zugänglich gemachtes Archivgut ist auf begründeten Antrag unter Berücksichtigung der Voraussetzungen von Absatz 1 auch anderen Nutzern zugänglich zu machen.

## § 11 Veröffentlichung

Die Ordensarchive sind berechtigt, Archivgut sowie die dazugehörigen Findmittel unter Wahrung der schutzwürdigen Belange Betroffener und der Rechte Dritter zu veröffentlichen. § 8 Absatz 3, § 9 und § 10 gelten entsprechend.

## § 12 Übergeordnete Ordensarchive

*(Provinzarchiv/Regionalarchiv/Kongregationsarchiv/Mutterhausarchiv)*

(1) Das übergeordnete Ordensarchiv archiviert das Archivgut der Leitung der jeweiligen Ordensgemeinschaft sowie der in § 1 genannten Stellen, die ihr Archivgut an das Ordensarchiv übergeben haben.

(2) Das übergeordnete Ordensarchiv nimmt die Aufsicht des Höheren Oberen über alle gemäß § 1 Absatz 1 zugeordneten Ordensarchive wahr. Im Rahmen dieser Fachaufsicht prüft oder veran-

lasst es die Prüfung der Rechtmäßigkeit und Zweckmäßigkeit der Archivierungsmaßnahmen (Art und Weise der Aufgabenerfüllung) und koordiniert im Rahmen der Geschäftsverteilung die erforderliche Einbindung weiterer Organisationseinheiten. Insbesondere bei Entscheidungen über die Unterbringung des Archivs, die Übergabe an ein anderes Ordens- oder kirchliches Archiv, die Abgabe von Archivgut sowie bei größeren Ordnungs- und Verzeichnungsarbeiten und der Beauftragung ehrenamtlicher Personen ist das übergeordnete Ordensarchiv gutachtlich hinzuzuziehen. Das übergeordnete Ordensarchiv entscheidet, welche Instrumente der Fachaufsicht es einsetzt.

(3) Das übergeordnete Ordensarchiv wirkt bei der Festlegung von in der Leitung der jeweiligen Ordensgemeinschaft gültigen Austauschformen zur Archivierung elektronischer Dokumente mit.

(4) Im Rahmen seiner Zuständigkeit berät das übergeordnete Ordensarchiv die Leitung der jeweiligen Ordensgemeinschaft bei der Verwaltung, Aufbewahrung und Sicherung ihrer Unterlagen.

### § 13 Ermächtigungen

Die zur Durchführung dieser Anordnung erforderlichen Regelungen trifft der Höhere Obere. Er legt insbesondere Einzelheiten der Sicherung und Veröffentlichung sowie Nutzung des Archivguts einschließlich der für die Nutzung zu erhebenden Gebühren und Auslagen fest.

### § 14 Inkrafttreten

Diese Anordnung tritt am [xx.xx.xxxx]<sup>2</sup> in Kraft. Gleichzeitig tritt die Anordnung über die Sicherung und Nutzung der Archive der Ordensinstitute, Säkularinstitute und Gesellschaften des gottgeweihten Lebens in der katholischen Kirche der Bundesrepublik Deutschland vom 08. Juni bzw. 26. Juni 1990 außer Kraft.

.....

\* Auf der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz (DOK) am 2. Juni 2014 beschlossen und den Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts zur Inkraftsetzung empfohlen. Redaktionell durch das DOK-Generalsekretariat überarbeitete Fassung.

- 1 Es wurde um des besseren Verständnisses und Lesens Willen das generische Maskulinum verwandt. Mit „der Höhere Obere“ sind sowohl die Höheren Oberen wie auch die Höheren Oberinnen gemeint.
- 2 Die Inkraftsetzung der Archivordnung erfolgt durch den Höheren Oberen der jeweiligen Ordensgemeinschaft.

Markus Warode / Mareike Gerundt

## Führungskräfte profitieren von Franziskus von Assisi

Charakteristika einer franziskanisch geprägten Führung

Mit ihrer 800-jährigen Geschichte ist die franziskanische Ordensgemeinschaft eine der ältesten Organisationen der Welt. Eine Blütezeit mit enormem Wachstum und rascher Ausbreitung, Spaltungen und Vereinigungen prägen ihre Historie. Doch heute sterben die Orden aus und Fusionsprozesse sowie Neustrukturierungen bestimmen die Gegenwart des klösterlichen Lebens in Deutschland und Westeuropa. Die aktuellen Veränderungsprozesse innerhalb der Orden, einhergehend mit Überalterung und Nachwuchsmangel, erhöhen den Druck nach alternativen Lösungsstrategien zu suchen. Neben immer komplexer werdenden Verwaltungs- und Leitungsaufgaben müssen Alltagsarbeiten des klösterlichen Lebens und ständig steigende Anforderungen in der Caritas und Seelsorge von immer weniger Ordensangehörigen bewältigt werden. Gleichzeitig ist nicht zu erwarten, dass genügend Neuzugänge und junge Ordensmitglieder verfügbar sind, um die bisher abgedeckten Bereiche des Gesundheits-, Sozial- oder Bildungswesens zukünftig besetzen zu können. Das trifft insbesondere auf die Leitungsaufgaben innerhalb der Ordensprovinzen und Aufgaben in den ordensgeführten Einrichtungen zu.

### Ausgliederung von Ordenseinrichtungen

Daher sehen sich immer mehr Gemeinschaften dazu veranlasst, Häuser zu schließen, Standorte aufzugeben, die eigenen Werke in Stiftungen zu überführen und einst selbst verrichtete Aufgaben in die Hände weltlichen Personals zu legen. Die strukturelle Ausgliederung (Outsourcing) von Ordenseinrichtungen betreiben insbesondere ehemalige Krankenpflegeorden.

In die Verantwortung der einzelnen Geschäftsbereiche treten nun weltliche und auch anderskonfessionelle Handlungsträger. Durch die Beschäftigung externer Mitarbeiter droht allerdings das genuin christlich-franziskanische Profil zu wanken. Daraus ergibt sich folgendes Spannungsfeld: Zum einen stellt sich die Frage inwieweit die Orden weiterhin ihre Aufgaben in den Einrichtungen wahrnehmen wollen und können. Zum anderen liegt in Zeiten eines immer enger werdenden Arbeitsmarktes die Herausforderung darin, weltliche Mitarbeiter zu finden die sowohl fachlich qualifiziert als auch „franziskanisch motiviert“ sind.

## Anforderungen an weltliche Mitarbeiter identifizieren

Damit möglichst viel vom franziskanischen Ordenscharisma an die weltlichen Führungskräfte und Mitarbeiter weitergegeben und erhalten werden kann, sind die Orden herausgefordert den Kern ihres „Geistes“ transparent und verstehbar zu machen. Denn nur wenn es gelingt, Menschen zu finden, die sich mit ihrem Arbeitgeber und dessen franziskanischem Leitbild identifizieren, kann in ihren Handlungen und Haltungen der Wesenskern der franziskanischen Tradition zum Ausdruck kommen. Daher muss es ein erklärtes Ziel sein, die Ordensspiritualität auch zukünftig in den Einrichtungen sichtbar zu machen und als wichtigen Leistungsfaktor zu erhalten. Wie aber lässt sich das Potenzial franziskanischer Ordenstradition für das weltliche Personal, Führungskräfte und Mitarbeiter gleichermaßen, aufbereiten und in die organisationale Praxis transferieren? Vor diesem Hintergrund zielt der vorliegende Beitrag darauf ab, den Wesenskern franziskanischer Geistigkeit zu formulieren und in die Diskussion zu aktuellen Fragen der Mitarbeiterführung und Organisationsentwicklung zu stellen. Dazu werden im Folgenden *acht Charakteristika franziskanischer Führung* dargestellt, die theoretische und praxisorientierte Inhalte in einen Dialog bringen.

Der Bedeutungsgehalt der Charakteristika wird dabei sowohl aus franziskanischer Perspektive als auch in ihrer Relevanz für das Führungshandeln beschrieben. Dadurch wird der aktuelle Bezug der theologischen und traditionell ordensspezifischen Inhalte auf das

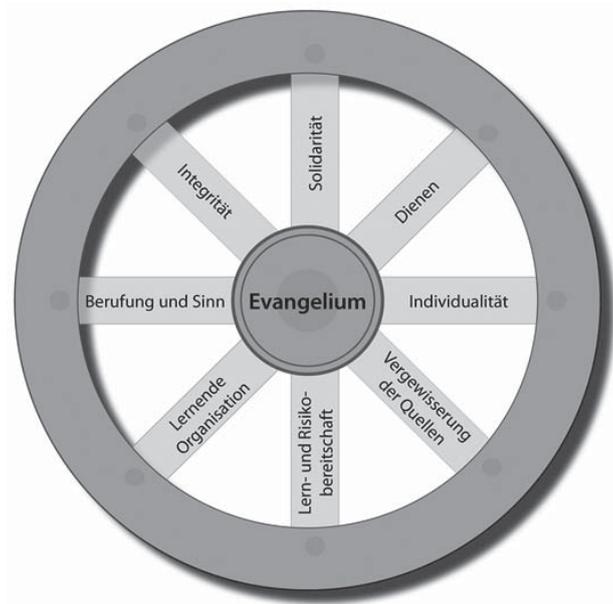
heutige Führungshandeln bezogen. Ziel ist es, konkrete Ansatzpunkte für einen Transfer franziskanischer Traditionen in heutiges Führungshandeln zu gewinnen. Der Fokus liegt hier vordergründig auf der Haltung eines Menschen. Deshalb geht es um alternative Denkweisen und Handlungsoptionen für Führungskräfte, die eine reflektierte Haltung als Grundlage ihrer Handlungen einsetzen möchten und weniger um ein technisch leicht zu erlernendes Konzept.

Das nebenstehend abgebildete Rad fasst in seinen Speichen die zentralen Charakteristika zusammen, die nun im Einzelnen vorgestellt werden. Im Zentrum des Rads steht dabei das Evangelium, das die Grundorientierung für die Kirche aber auch die franziskanische Ordensgemeinschaft ist.

## Solidarität

In den heutigen gesellschaftlichen Diskussionen wird verstärkt nach Solidarität gerufen, wenn soziale oder wirtschaftliche Unterschiede offenbar sind. Für den geschäftlichen Kontext liegt dabei die Kernaufgabe in einer gelebten Verantwortung für Mitarbeiter, deren Familien, Umwelt und Gesellschaft. Die franziskanische Tradition liefert einen Impuls für eine gemeinschaftliche Kultur, in der die unterschiedlichen Potenziale im Sinne einer gemeinschaftlichen Zusammenarbeit berücksichtigt werden.

Denn Solidarität ist in der franziskanischen Tradition stark von der Hinwendung zum einzelnen Menschen geprägt und findet seinen Ausdruck im konkreten praktischen Handeln. Die Fähigkeit der Empathie und stärker noch die des Mit-Leidens (lat. *compassio*) ist zentral.



Acht Charakteristika franziskanischer Führung

Plastisch wird dieses Verständnis darin, sich allen Menschen, insbesondere aber den Armen und Ausgegrenzten, zuzuwenden. Der Ordensgründer Franziskus hat den sozialen Standortwechsel mit seiner neuen Lebensausrichtung in aller Konsequenz vollzogen: er begibt sich mit den Menschen am Rand auf Augenhöhe (vgl. Gef 11). Deutlich wird darin die menschliche Verbundenheit bzw. Unterstützung schwacher, entmachteter oder mittelloser Menschen sowie der Aspekt der Verantwortung. In diesem Zusammenhang bekommt das Thema Führung eine entscheidende Bedeutung zugeschrieben.

### Dienen

Die unkonventionellen Elemente, die die franziskanische Spiritualität bestimmen, sind die Haltung der Demut sowie das dienende Amtsverständnis und der Verzicht auf Herrschaft und Macht. Die

„damaligen Führungskräfte“ trugen den Titel Minister (lat. Diener) oder Guardian (lat. Beschützer). Empathie, Bescheidenheit, Achtsamkeit, Zuwendung und Wertschätzung sind noch immer prägend für einen franziskanischen Führungsstil. Führungskräfte sollen stets eine offene Tür anbieten und einen offenen Umgangsstil ermöglichen (NbR 6,2), sodass Vertrauen wachsen kann. Die Aufgabe der Verantwortlichen besteht darin, genau hinzuhören und auf die Bedürfnisse der anderen so zu achten, wie auf die eigenen. Dienende Führung bedeutet, die Leistung und Entwicklung der Mitarbeiter zu unterstützen und sie zu selbstverantwortlichem Arbeiten zu führen, indem man ihnen ermöglicht, persönlich zu wachsen und eigenverantwortlich zu agieren. Dass Führen auch Dienen bedeutet, heißt nicht, zurückhaltend zu sein und es jedem Recht zu machen. Es heißt vielmehr die Führungsaufgabe men-

schen- und auch sachorientiert wahrzunehmen. Dabei ist eine sachlich begründete Kritik mit dem Fokus auf Entwicklung von Mitarbeitern und Prozessen elementarer Teil dienender Führungsarbeit. Nach franziskanischem Verständnis steht Führung im Dienst der Gemeinschaft. Daraus resultiert die Pflicht, Entscheidungen zum Wohl der Gemeinschaft zu treffen, auch wenn diese unangenehm sind.

Die Grundhaltungen der Demut und des Dienstes sind zudem keine Führungsmethodik, die eins zu eins auf Führungssituationen in heutigen Organisationen zu übertragen wären. Der Ansatzpunkt einer dienenden Führung liegt darin, sich ihre Inhalte im Kontext persönlicher Kompetenzen, Erfahrungen und Denkmuster bewusst zu machen und vor dem Hintergrund spezifischer Situationen zu reflektieren. Die dienende Führung fängt immer bei der Führungskraft selbst an und setzt ein reflektiertes Führungsverständnis voraus: „sind meine Mitarbeiter für mich da oder ich für sie?“

### **Individualität**

Die wachsende Individualisierung ist eine neue Herausforderung für alle Organisationen unserer Zeit. Durch u.a. höhere formale Bildung und eine ausgeprägte Balance zwischen persönlichen und gemeinschaftlichen Bedürfnissen, sind Organisationen gefordert, gerade die persönlichen Interessen ihrer Mitglieder zu berücksichtigen.

Nach franziskanischem Vorbild ist diese Hinwendung zum Individuum maßgeblich. Die Einzigartigkeit, die besonderen Talente und Potenziale des Einzelnen, werden wahrgenommen und eine Be-

**Markus Warode**



Markus Warode hat Sozial- und Arbeitswissenschaft an der Ruhr-Universität in Bochum studiert und ist seit 2008 Geschäftsführer des Institut für Kirche, Management und Spiritualität (IKMS) der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster. Zudem ist er freier Berater und Trainer im Bereich Werteorientierter Personalentwicklung und wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungszentrum für Personalentwicklung im Institut für Arbeitswissenschaft der Ruhr-Universität Bochum.

ziehung, die stets unabhängig von hierarchischen Funktionen auf Augenhöhe stattfinden soll, in den Mittelpunkt gestellt. Keiner soll mehr als der andere sein (Gleicher unter Gleichen). Grundlage dafür ist das biblische Zeugnis, wonach der Mensch Geschöpf und Ebenbild Gottes ist. Insofern ist ein respektvoller und achtsamer Umgang miteinander prägend für die christliche und franziskanische Tradition.

### **Vergewisserung der Quellen**

Im heutigen Arbeitskontext ist immer wieder von Abschalten und der Distanz zum Beruf die Rede. Angesichts der Dynamik und Komplexität im Arbeitskontext und dem Anspruch Beruf- und

**Mareike Gerundt**



Mareike Gerundt hat Katholische Theologie an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Münster studiert sowie den Masterstudiengang „Organisationsmanagement und Spiritualität“ im Institut für Kirche, Management und Spiritualität (IKMS) absolviert. Seit Oktober 2008 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am IKMS.

Privatleben zu vereinbaren, gilt es die eigenen Potenziale und Ressourcen (Work-Life-Balance) zu stärken. Es geht vor allem um das bewusste Wahrnehmen der persönlichen Identität und Quellen sowie der Reflexion persönlicher Ziele und Erwartungen. Daran geknüpft sind Verfahren des Zeitmanagements, der Priorisierung und Posteriorisierung von Handlungen und Abläufen, der Zielüberprüfung, und letztlich die Sorge um die eigene Leistungsfähigkeit und Gesundheit. Reflexion, Rückzug oder bewusste Auszeiten können lohnende Ansatzpunkte sein, um den Umgang mit Belastungen und Anforderungen zu optimieren.

Franziskus hat sich zur Regeneration und Reflexion des eigenen Selbst regelmäßig in die Einsamkeit und Stille zurückgezogen, sich Zeit für Gott und sein Innerstes genommen (1 C 6). Im Gebet und der Andacht, findet er seine wahre

Identität vor Gott und den Menschen. Es geht um die Vergewisserung und Intensivierung der Gottesbeziehung. Ein persönlicher Rückzug dient nicht zuletzt der Förderung der eigenen spirituellen Hygiene, der Vergewisserung der Lebensausrichtung und dem Anspruch der Gefolgschaft eine verlässliche Orientierung zu sein. Dass die Einkehr eine wichtige Hilfestellung ist, zeigt die Tatsache, dass Franziskus mit der Regel (REins) Rahmenbedingungen für seine Mitbrüder schafft. Damit sich die Brüder auf ihr Gebetsleben konzentrieren können, stellt er ihnen zwei fürsorgliche Brüder zur Seite, um mit der leiblichen Versorgung den notwendigen Rahmen der Einkehr zu sichern.

## Lern- und Risikobereitschaft

Die Devise „am liebsten lernen wir aus Fehlern und am billigsten aus den Fehlern von anderen“ macht darauf aufmerksam, dass Fehler und Erfahrungen grundlegender Bestandteil jeglicher Organisationsentwicklung sind. Maßnahmen und Konzepte zur Fehler-Lernkultur erfreuen sich immer mehr an Beliebtheit. Der Grundsatz liegt darin, Fehler als Chance für Lernerfolg und Entwicklung zu betrachten und Mitarbeiter zu motivieren alternative Wege auszuprobieren bzw. Risiken einzugehen. Voraussetzung dafür ist allerdings eine Organisations- und Führungskultur, in der Fehler gemacht und gemeinsam reflektiert werden dürfen.

In der brüderlichen franziskanischen Kultur ist die Akzeptanz von Fehlern wesentlicher Bestandteil. Franziskus rät seinen Mitbrüdern, Fehlverhalten, Schwächen und Entwicklungspotenziale offen anzusprechen (NbR 20,3). Da-

her appelliert Franziskus an seine Mitbrüder ehrlich miteinander umzugehen, für einander da zu sein, einander ein ‚Versagen‘ einzugestehen und sich barmherzig und verzeihend zu begegnen (Min 9). Vorausgesetzt ist die Bereitschaft an sich zu arbeiten und der Mut neue Wege zu gehen, sich auf Unbekanntes einzulassen und dabei Risiken und Konflikte nicht zu scheuen. Die Haltung, sich nicht über Andere zu stellen, sondern diese in ihrer Entwicklung zu unterstützen, ist wesentlicher Bestandteil franziskanisch inspirierter Führung.

### Lernende Organisation

Mit der lernenden Organisation wird in der Organisationsentwicklung eine anpassungsfähige, auf äußere und innere Reize reagierende Organisation bezeichnet, die die kontinuierliche, ganzheitliche und integrative Entwicklung ihrer Mitglieder und Strukturen impliziert. Dadurch wird gewährleistet, auf veränderte Rahmenbedingungen rasch reagieren und Einfluss nehmen zu können. Die damit verbundene Beweglichkeit ist, sofern man sein eigenes Profil deutlich vor Augen hat, ein klarer Wettbewerbsvorteil.

Mit dem Leitspruch „die Welt ist unser Kloster“, lässt sich die Dynamik in den „lernenden“ franziskanischen Organisationen gut beschreiben. Die Brüder sind nicht an bestimmte Orte und nicht an die Klausur gebunden: Die Idee, innerlich und äußerlich beweglich zu bleiben, sich nichts anzueignen und neue Herausforderungen anzunehmen ist prägend. Auch die Ordensämter sind Ämter auf Zeit, sodass ein Bruder, der eine Leitungsposition innehat nach Ab-

lauf einer festgelegten Frist, vom Führenden zum Geführten wird. Die Bereitschaft und Kultur zur ständigen Überprüfung und Anpassung der Gesamtheit aller Organisationsprozesse ist hier fokussiert. Dazu ist die gleichgewichtige Berücksichtigung von personalen und strukturellen Zielen grundlegend. Hier wird deutlich, dass die Entwicklung einer Gemeinschaft stets im Zusammenspiel von den in ihr tätigen Menschen und der Organisation – auf Basis einer transparenten Identität und Zielperspektive – zu erfolgen hat.

### Berufung und Sinn

Die Fragen: „Was ist meine Berufung?“ oder „Was verleiht meiner Tätigkeit Sinn?“ gewinnen zunehmend an Bedeutung, wenn es um Zufriedenheit und Leistungsfähigkeit oder Identifikation mit dem Arbeitsbereich geht. Insbesondere die Generation Y (Why? – alles wird grundsätzlich in Frage gestellt) zeigt, dass Leistung und die Bereitschaft in einer Organisation zu arbeiten, nicht mehr nur über finanzielle oder karrieristische Anreize definiert werden. Die Sinnhaftigkeit und die Identifikation mit Werten, Zielen und Menschen einer Organisation werden bedeutsamer. Grundlage dafür ist die Auseinandersetzung mit persönlichen Werten und Zielen.

Im Sinne franziskanischer Tradition ist im Besonderen der Reflexions- und Suchprozess von Franziskus selbst prägend. Der wohlhabende Kaufmannssohn erkennt, dass sein Lebenssinn nicht länger an materielle Güter oder eine Karriere als Ritter gekoppelt ist. Nach seinem Schlüsselerlebnis (die Begegnung mit dem Aussätzigen) richtet

er sein Leben neu aus. Das Evangelium dient ihm als entscheidender Wertekompass in der Nachfolge Jesu. Er findet seine Berufung und richtet sein gesamtes Leben an dieser neuen Sinnmitte aus. Die Grundlage franziskanischer Führung beginnt mit einer Antwort zur Frage nach der persönlichen Berufung, die konsequent die Basis für jegliche Handlungen und Anpassungen bildet.

## Integrität

Jeder Führende hat Vorbildcharakter, denn Führung bedeutet Menschen eine Orientierung zu geben, Visionen zu entwickeln und sich gleichermaßen für die Mitarbeiter und Organisation aus Überzeugung einzusetzen. Persönlich reflektierte Werte und Prinzipien konsequent im eigenen Führungshandeln umzusetzen, baut zudem eine echte Vertrauensbeziehung zwischen interagierenden Menschen auf. Gerade in Zeiten von komplexen und schnelllebigen Prozessen, die mit Unsicherheiten und Risiken behaftet sind, bildet die Integrität als feste Orientierungsgröße eine zentrale Qualität der Führungskraft.

Die franziskanische Spiritualität setzt auf das tätige Vorbild (NbR 4,4f.). Eine möglichst weitgehende Übereinstimmung zwischen den eigenen Idealen und Werten und der tatsächlichen Lebenspraxis sind dabei immens wichtig. So fordert bereits der Ordensgründer Franziskus in seinen Schriften (Erm 3; 7) immer wieder die Echtheit des Verhaltens ein. Als elementarste Eigenschaft persönlicher Integrität ist die Selbsttreue zu nennen. Denn Franziskus selbst lebt keine Halbheiten, bleibt sich trotz Widrigkeiten treu und handelt nach festen Werten. Ihn kennzeichnet

das Einstehen für die tief in seiner Person verankerten Ideale durch Beherztheit und ein hohes Maß an Konsequenz. Bezogen auf seine Lebensweise in Armut und Demut wird deren radikale Umsetzung deutlich, die durch die Handlungsfragen „Woran mache ich mich fest?“, „Wovon mache ich mich aber auch unabhängig?“ oder „Was kann ich los- bzw. hinter mir lassen?“ flankiert wird.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Conclusio

Eine franziskanische Führungskultur, die heute Grundlage für weltliche Mitarbeiter in franziskanischen Einrichtungen sein kann, setzt an der Haltung eines Menschen an. Franziskus ist ein Vorbild, wenn es darum geht, sich über sein persönliches Wertegerüst bewusst zu werden und nach diesem konsequent zu leben. Daher ist mit den acht Charakteristika franziskanischer Führung ein Versuch unternommen worden, Eckpunkte eines franziskanischen Profils im Kontext moderner Organisationen, zu diskutieren und darüber Impul-

se für Führung und Handeln im beruflichen Kontext heute zu geben. Neben Werten, die an der Person selbst ansetzen, ist es wichtig, die organisationalen Rahmenbedingungen einzubeziehen, da sich Leistungsfähigkeit immer über das Zusammenspiel zwischen Person und Organisation definiert. Die im Beitrag skizzierten Inhalte sind zudem Basis für ein integratives Personal- und Organisationsentwicklungs-

programm für potentielle weltliche Mitarbeiter in franziskanischen Einrichtungen und für Organisationen im Allgemeinen. Die Strategie sollte darin liegen, weltliche Mitarbeiter mit dem franziskanischen Geist in Berührung zu bringen und kontinuierlich in den Ordensidealen und Werten zu schulen. So kann ermöglicht werden, den franziskanischen Geist in einst ordensgeführten Einrichtungen lebendig zu halten.

»Die Haltung,  
sich nicht über Andere zu stellen,  
sondern diese in ihrer Entwicklung  
zu unterstützen,  
ist wesentlicher Bestandteil  
franziskanisch inspirierter Führung.«

## Aus Rom und dem Vatikan

### Franziskus würdigt heilige Teresa von Avila

Papst Franziskus hat die heilige Teresa von Avila (1515-1582) zu deren 500. Geburtstag als eine der großen katholischen Heiligenfiguren gewürdigt. Ihre Werke seien besonders für die Orden ein großer spiritueller Schatz, heißt es in einem Ende März vom Vatikan veröffentlichten Brief des Papstes an den Generaloberen des Teresianischen Karmel, Saverio Cannistra. Franziskus bezeichnete es als glücklichen Zufall, dass ihr 500. Geburtsjahr mit dem von ihm ausgerufenen Jahr des geweihten Lebens zusammenfällt. Die spanische Mystikerin sei tief von der Kraft des Gebets überzeugt gewesen und habe dazu konkrete Wege und Methoden entwickelt, die bis heute neue Horizonte eröffneten. Daneben hob Franziskus ihre Bedeutung als Ordens-Reformerin hervor. „Die Heilige Teresa wusste, dass weder das Gebet noch die missionarische Tätigkeit sich tragen können ohne ein glaubwürdiges Gemeinschaftsleben.“ Die teresianischen Gemeinschaften seien aufgerufen, Stätten dieser Gemeinschaft zu sein. (kna/dok)

### Kardinal Joao Braz de Aviz: Aufruf zu mehr Vertrauen

Der Präfekt der Ordenskongregation, Kardinal Joao Braz de Aviz, hat die Ordensgemeinschaften zu mehr Vertrauen

in die Zukunft aufgerufen. Am Rande eines internationalen Ordenskongresses mit 1.300 Ordensleuten aus 107 Ländern über die künftigen Herausforderungen und Aufgaben ihrer Gemeinschaften warnte er davor, zu sehr auf die Fehler der Orden in der Vergangenheit zu blicken. Vielmehr solle das Charisma des Ordenslebens in den Mittelpunkt gerückt werden. Das Treffen fand im Rahmen des von Papst Franziskus ausgerufenen Jahrs der Orden statt. (kna)

### Heiligsprechung der Eltern der hl. Therese von Lisieux

Kardinal Angelo Amato, Präfekt der Kongregation für Selig- und Heiligsprechungen, hat angekündigt, dass die Eltern der hl. Therese von Lisieux, Louis und Zélie Martin, im Oktober während der Familien-Synode im Vatikan heiliggesprochen werden. Louis und Zélie wurden am 19. Oktober 2008 durch den damaligen Papst Benedikt XVI. seliggesprochen. Die Heiligsprechung des Ehepaars wäre die erste dieser Art in der Geschichte. (communicationes ocd/dok)

### Papst: Ordensleben light ist eine Karikatur

Das Ordensleben verlangt nach den Worten von Papst Franziskus völlige Selbsterniedrigung im Dienst für die Menschen. Ein Ordensleben „light“ sei eine Karikatur, sagte er am 2. Februar

2015 anlässlich des Welttags des geweihten Lebens. „Für einen Ordensmann bedeutet Voranschreiten, sich zum Dienen zu bücken“, so der Papst weiter. Dies sei auch der Weg Jesu, der „nicht daran festhielt, wie Gott zu sein“. Wichtigster Leitfaden für katholische Ordensleute müsse immer das Evangelium bleiben, betonte der Papst. Hinzu komme die Ordensregel und das Charisma des Gründers. (kna/dok)

### Papst: Katholische Orden sind wichtiger denn je

Katholische Orden sind nach Einschätzung von Papst Franziskus angesichts einer Krise der Familie heute für die Kirche wichtiger denn je. Um die Botschaft Jesu in die Randgebiete zu den Armen und Kleinen Leuten zu bringen, bedürfe es „solider Grundlagen“. Eine solche „christliche Struktur der Personalität“ könnten die Familien heute jedoch nur noch selten bieten, sagte der Papst am 11. April 2015 vor Teilnehmern einer dreitägigen Konferenz für Ausbilder in Orden und Gemeinschaften apostolischen Lebens in Rom. Dadurch wachse die Verantwortung der Orden. Sie seien einer der wertvollsten Schätze der Kirche. Zugleich zeigte sich Franziskus zuversichtlich, dass das rückläufige Interesse an einem Eintritt in katholische Orden durch überzeugende Vorbilder überwunden werden könne. (kna/dok)

### Untersuchungsbericht über US-Ordensoberinnen

Die vatikanische Glaubenskongregation und die Vereinigung US-amerikanischer Ordensoberinnen LCWR haben ihre Dif-

ferenzen offenbar beigelegt. Das geht aus dem Abschlussbericht der Untersuchung des LCWR durch die Glaubenskongregation hervor, der am 16. April vom Vatikan veröffentlicht wurde. Der Vatikan hatte 2012 die Untersuchung des Dachverbandes angeordnet. Er warf ihm unter anderem vor, mit Blick auf Homosexualität, Frauenweihe, Abtreibung und Verhütung Positionen zu vertreten, die vom katholischen Lehramt abweichen.

Der Abschlussbericht hält nun allgemein fest, dass die US-amerikanischen Ordensoberinnen Maßnahmen ergriffen hätten, um in ihren Veranstaltungen und Publikationen Stellungnahmen zu vermeiden, „die mit Blick auf die kirchliche Lehre unklar sind oder als Gegensatz zu ihr gelesen werden können“. Eine Theologenkommission soll künftig die „theologische Integrität“ des LCWR gewährleisten. Der Präfekt der Glaubenskongregation, Kardinal Gerhard Ludwig Müller, zeigte sich in einer Stellungnahme überzeugt, dass die Vereinigung die Frauenorden darin unterstützen werde, eine Vision religiösen Lebens zu fördern, „die in der Person Jesu Christi ihren Mittelpunkt habe und in der Tradition der Kirche steht“. LCWR-Präsidentin Sharon Holland wird in der vatikanischen Mitteilung mit den Worten zitiert: „Wir haben gelernt, dass wir mehr gemeinsam haben, als uns trennt“.

Im Vergleich zu früheren vatikanischen Stellungnahmen ist der Abschlussbericht in einem auffallend versöhnlichen Ton verfasst. Dieser war bereits kennzeichnend für den Abschlussbericht der Religiosenkongregation vom Dezember, der parallel die Niederlassungen der Frauenorden in den Vereinigten Staaten untersucht hatte. (kna/dok)

## Aus der Weltkirche

### Frankreich

Im südfranzösischen Toulouse haben Anfang Mai die Feiern zum 800. Gründungstag des Dominikanerordens begonnen. Eine Ausstellungseröffnung bildet das Vorspiel zu einem Festjahr, das der Orden selbst im November beginnt. In dem kleinen Steinhaus, in dem der heilige Dominikus Ende April 1215 mit einigen Gefährten den Beschluss zur Ordensgründung fasste, wurde am 5. Mai die Ausstellung „Dominikus und seine Prediger - Verborgene Schätze aus Dominikanerkonventen“ eröffnet. Der Orden selbst beginnt sein weltweites Festjahr am 7. November; es dauert bis zum 21. Januar 2017 und endet in Rom. Als Anlass haben die Dominikaner nicht die eigentliche Gründung in Toulouse gewählt, sondern die päpstliche Bestätigung der Ordensregel durch Honorius III. im Jahr 1216. (kna/dok)

Die Gebäude auf der französischen Klosterinsel Mont Saint-Michel werden mit Hilfe einer Laser-Abtastung digitalisiert. Der Zustand der Fassade und der Innenräume der ehemaligen Benediktinerabtei könne mit Hilfe der 3D-Technik präzise für zukünftige Restaurierungen erfasst werden, berichtete die katholische französische Tageszeitung „La Croix“ am 6. Mai. Die Kosten für die Digitalisierung belaufen sich den Angaben zufolge auf rund 75.000 Euro. Mit dieser Technik seien bereits der Elysee-Palast in Paris und die Christus-Statue in Rio vermessen worden. Der Mont Saint-Michel nahe der Grenze zwischen

Normandie und Bretagne ist ein Denkmal mittelalterlicher Kloster- und Festungsarchitektur und gehört seit 1979 zum Weltkulturerbe der Unesco. Seit 2001 leben Ordensleute der „Brüder und Schwestern der Gemeinschaften von Jerusalem“ in dem Kloster. (kna/dok)

### Spanien

Spanien führt die seit mehreren Monaten eingestellten Mordermittlungen um sechs Jesuiten im Jahr 1989 in El Salvador fort. Damals stürmte ein Kommando der Streitkräfte in die Katholische Universität von San Salvador und ermordete sechs jesuitische Theologen, eine Haushälterin und deren 15-jährige Tochter. Die Militärs wurden zwar 1993 zu 30 Jahren Haft verurteilt, aber aufgrund einer Amnestie sofort wieder freigelassen. Wie spanische Zeitungen am 7. Mai berichteten, beschloss der Oberste Gerichtshof in Madrid nun, die Ermittlungen wieder aufzunehmen. Die spanische Justiz prüft seit Jahren ein erneutes Aufrollen des Falls, nachdem verschiedene Menschenrechtsorganisationen Klage gegen die salvadorianische Amnestie erhoben hatten. 2014 kam es jedoch zu Zuständigkeitsfragen, als die spanische Regierung mit einer Gesetzesreform die „universale Justiz“ und die Befugnisse spanischer Richter bei der Verfolgung von Menschenrechtsvergehen im Ausland einschränkte.

Laut der Reform, mit der diplomatische Konflikte mit anderen Ländern verhindert werden sollen, dürfen spanische Richter nur dann noch Menschen-

rechtsvergehen im Ausland untersuchen, wenn die mutmaßlichen Täter Spanier oder in Spanien lebende Ausländer sind und es spanische Opfer gibt. Der Oberste Gerichtshof hat sich nun für die Fortsetzung der Ermittlungen entschieden, da es sich bei fünf der sechs ermordeten Jesuiten um Spanier handelte: unter anderen der spanische Universitätsdirektor Ignacio Ellacuria und dessen Stellvertreter Ignacio Martín-Baro. Das Gericht kritisierte die Ermittlungen der salvadorianischen Justiz. Diese hätten eher die ehemaligen Militärs vor strafrechtlicher Verfolgung geschützt. Bei dem Prozess in El Salvador gab es demnach keinerlei Garantien für ein unabhängiges und neutrales Gerichtsverfahren. Zudem gebe es Hinweise darauf, dass eine Bestrafung der Täter niemals vorgesehen gewesen sei, so die spanischen Richter. (kna)

## Österreich

In den Musikarchiven österreichischer Stifte und Klöster lagern eine große Zahl noch ungehobene Schätze an Autographen und Abschriften vieler Werke berühmter Komponisten. Sie seien für die Vielfalt in den Konzertsälen und für die Musikwissenschaft „zu wichtigen Quellen geworden“, sagte der Leiter des Musikarchivs von Stift Lambach, Peter Deinhammer. So seien z.B. allein in der Benediktinerabtei Lambach mehr als 4.000 Kompositionen aufbewahrt. Die Sammlung umfasst frühe Abschriften der Werke von Michael Haydn, der Bach-Söhne, Ludwig van Beethoven und Franz Schubert. Für die Wissenschaft seien diese Musikarchive der Klöster so etwas wie das „musikalische Gedächtnis Europas“, so Deinhammer. (kna/dok)

## Großbritannien

Die Zahl der Neueintritte in katholische Frauenorden in England und Wales hat den höchsten Stand seit 25 Jahren erreicht. Wie der britische Sender BBC Ende April unter Berufung auf das „Nationale Büro für Berufungen“ berichtete, entschieden sich im vergangenen Jahr 45 Frauen für den Eintritt ins Kloster - im Vergleich zu dem niedrigsten Stand von 7 im Jahr 2004. In den 1980er-Jahren lag die Zahl den Angaben zufolge bei rund 80 Frauen im Jahr. Der Leiter des Berufungsbüros, Christopher Jamison, kommentierte den jüngsten Anstieg mit den Worten: „In unserer Kultur gibt es eine Lücke im Markt der Sinnsuche, und eine der Möglichkeiten, in denen Frauen diesen Sinn finden können, scheint das Leben als Ordensfrau zu sein.“ (kna/dok)

## Brasilien

Vom 28. März bis 6. April sind rund 50 junge Ordensleute in der Diözese Obidos und der Prälatur Itaituba aufgebrochen um erste missionarische Erfahrungen sammeln. Die Aktion ist Teil eines Projekts der bischöfliche Kommission für das Amazonasgebiet und der Kommissionen für Jugend und Mission der Brasilianischen Bischofskonferenz (CNBB) in Zusammenarbeit mit der Brasilianischen Ordenskonferenz (CRB). Die Vorsitzende der CRB, Sr. Maria Inês Ribeiro, erklärte, die Initiative sei auf Anregung von Papst Franziskus beim Weltjugendtag in Rio de Janeiro im Jahr 2013 auf den Weg gebracht worden: „Er hat uns gebeten uns für die Amazonasregion zu engagieren. 2014 schlossen sich rund 3.000 Jugendliche

der missionarischen Initiative an, darunter auch viele junge Ordensleute. Die CRB beschloss, diese jungen Ordensleute bei der missionarischen Erfahrung im Amazonasgebiet zu begleiten.”

(fides/dok)

Bischof Bernardo Johannes Bahlmann OFM (54), Bischof des brasilianischen Bistums Óbidos, ist zum Vorsitzenden der regionalen Bischofskonferenz Nord 2 der Bischofskonferenz von Brasilien (CNBB) gewählt worden. Der im norddeutschen Visbek (Bistum Münster) geborene Franziskaner steht seit 2009 an der Spitze der Prälatur Óbidos, die im Januar 2012 zum Bistum erhoben wurde und deren Bischof er seither ist. Er steht der regionalen Bischofskonferenz Nord 2 für vier Jahre vor. Zu diesem Gremium gehören insgesamt 14 Diözesen in den im Norden Brasiliens gelegenen Bundesstaaten Pará und Amapá. Gemeinsam haben sie eine Fläche von fast 1,4 Millionen Quadratkilometern und sind somit fast viermal so groß wie die gesamte Bundesrepublik Deutschland. Rund 8,8 Millionen Menschen leben dort.

(pow/dok)

## Haiti

Ein Bericht der Konferenz der Haitianischen Ordensleute (CHR) dokumentiert vielfältige Gewalt gegen Ordenseinrichtungen. Der Bericht spricht von 25 ausgeraubten Ordensinstituten. Ein Ordensfrau der Monfortaner sei bei einem Raubüberfall so schwer verletzt worden, dass sie im Koma liege. Vor dem Hintergrund dieser Ereignisse lud die Haitianische Bischofskonferenz am 13. und 14. März zu einer 24-stündigen Gebetswache ein. Sie sei als „eine Geste des

Mitgeföhls und der tiefen Gemeinschaft und Verbundenheit mit den Ordensleuten und anderen Opfern der Gewalt“ gedacht, so der Präsident der Haitianische Bischofskonferenz, Chibly Kardinal Langlois.

(fides/dok)

## Ägypten

Auf die koptisch-katholische Kirche der Franziskaner in Kafr el-Dawar, das rund 20 Kilometer von Alexandria entfernt liegt, wurde am 9. März ein Sprengstoffattentat verübt. Wie der Apostolische Vikar von Alexandria, Bischof Adel Zaki, gegenüber dem Fidesdienst bestätigte, haben die Attentäter auch auf zwei Polizeibeamte, die die Kirche bewachten, geschossen. Das Attentat stehe in Verbindung mit einer Reihe anderer Attentate gegen verschiedene Objekte, die nach Meinung des Bischofs Unsicherheit und Instabilität vermitteln sollen. „Vielleicht wollten die Attentäter vor der internationalen Konferenz für Wachstum und Entwicklung in Sharm-El-Sheik am 13. März ein Zeichen setzen,“ so Zaki. „Sie wollen einschüchtern und die Wiederaufnahme des Fremdenverkehrs und ausländische Investitionen in Ägypten untergraben“, fügte er an.

(rv/dok)

Mehrere koptische Mönche haben sich in Ägypten vor anrückende Bulldozer gelegt, um den Bau einer Straße durch ihr Klostergelände im Wadi El Natrun zu verhindern. Die geplante Verbindung zwischen der Stadt Fayum und einem nahe gelegenen Oasengebiet bedrohe das archäologische Ausgrabungsgelände einer Kirche aus dem vierten Jahrhundert sowie die Wasserversorgung des Sankt-Makarios-Klosters, berichtete

der vatikanische Pressedienst Fides Ende Februar unter Berufung auf ägyptische Quellen. Die Mönche hatten laut dem Bericht bereits vor Beginn der Bauarbeiten mehrere Alternativen vorgeschlagen, die die historischen Denkmäler und die Natur geschützt hätten. Die koptische Kirche gründete unterdessen einen Ausschuss, der sich mit solchen alternativen Lösungen befassen soll. Auch das ägyptische Ministerium für antike Kulturgüter lehnte das Projekt ab und fordert den ganzheitlichen Erhalt des rund 90 Kilometer von Kairo entfernten Ausgrabungsgebiets in Wadi el-Natrun. (kna/fides/dok)

## Syrien / Libanon

Nach Einschätzung des Franziskaners und Bischofs von Aleppo, Georges Abou Khazen, sind die Christen verschiedener Konfessionen angesichts der Krise in Syrien „geeint wie nie zuvor“. Es sei derzeit die wichtigste Aufgabe der Christen in Nahost, „unsere Ängste zu überwinden und das Vertrauen wiederherzustellen“, sagte Khazen nach Angaben der Kustodie seines Ordens Ende Februar bei einem Besuch in der libanesischen Hauptstadt Beirut. Insbesondere die verbliebenen jungen Christen seien ein großer Ansporn, das religiöse Leben aufrecht zu erhalten. (kna/dok)

## Nepal

Nach dem verheerenden Erdbeben, das am 25. April Nepal erschütterte, haben auch eine Reihe von Ordensgemeinschaften Nothilfe geleistet. Wie der Regionalobere der Jesuiten, P. Boniface Tigga (SJ) mitteilte, kamen unter den 68

Jesuiten im Land sowie den anderen Ordensgemeinschaften und dem Apostolischen Vikariat keine Menschen zu Tode, obschon einige religiöse Einrichtungen beschädigt wurden. „Wenn die Gefahr der Nachbeben vorbei ist, werden wir die Schäden genauer prüfen und diejenigen in Sicherheit bringen, in deren Diensten wir stehen“, so Pater Tigga in einer Verlautbarung der Generalkurie der Jesuiten. Auch die Schwestern der Congregatio Jesu, die in Nepal zwei Schulen unterhalten, leisteten Nothilfe. Die Einrichtungen der Salesianer Don Boscos und der Don-Bosco-Schwestern wurden zu Zufluchtsorten der Menschen. Während die Salesianer der Ordensprovinz Indien-Kalkutta seit den 90er Jahren in Nepal tätig sind kamen die Don-Bosco-Schwestern erst im Jahr 2007 ins Land.

Eine Gruppe von Schwestern vom Guten Hirten, die gerade erst in Nepal ankam, unterstützte die Helfer. Vor dem Beben in Nepal hatten zwei der Schwestern geplant, in Kathmandu an der Schule der Jesuiten zu studieren und mit Mädchen zu arbeiten, die in Gefahr stehen, Opfer des Menschenhandels zu werden. Jetzt widmen sie sich zunächst der Nothilfe und dem Wiederaufbau. Die Kamillianer schickten Helfer der Camillian Task Force (CTF) nach Kathmandu. Sie sollten in Zusammenarbeit mit Caritas Nepal in zwei Dörfern in der Umgebung der Stadt tätig sein. (div/dok)

## Indien

An mehreren Orten in Indien ist es im April zu Protesten hinduistischer Gruppen gegen ordensgetragene christliche Schulen gekommen. In der nordostindischen Stadt Hazaribagh wurden 16

Personen nach einer Störaktion in einer Schule festgenommen. Laut dem katholischen asiatischen Pressedienst Ucanews waren insgesamt rund 60 hinduistische Fundamentalisten gewaltsam in die Ordensschule eingedrungen, hatten Fahnen der Studentenorganisation der regierenden Bharatiya Janata Party (BJP) geschwenkt, randaliert und christenfeindliche Parolen gerufen. Die Schulleiterin Clerita De Mello sagte dem Pressedienst, Schmierereien und Störungen des Schulbetriebs seien seit Monaten praktisch an der Tagesordnung. Kirchenvertreter beobachteten eine zunehmend antichristliche Stimmung seit dem Wahlsieg der hindu-nationalistischen BJP im vergangenen Mai, so Ucanews. Die Direktoren aller elf katholischen Schulen in Hazaribagh klagten dem Bericht zufolge in einem Schreiben an die Bezirksregierung über eine gegen sie gerichtete Kampagne. Hintergrund der Spannungen ist dem Bericht zufolge unter anderem ein Streit darüber, ob die kirchlichen Schulen 25 Prozent ihrer Plätze für wirtschaftlich benachteiligte Kinder reservieren müssen. Diese von radikalen Hindus erhobene Forderung treffe nach einem Urteil des Obersten Gerichtshofs jedoch nicht auf Schulen zu, die keine staatliche Finanzierung erhielten, so Ucanews. Auch im 2000 km entfernten westindischen Goa warfen extremistische Gruppen von Ordensleuten geführten Schulen vor, sie seien „gegen die hinduistische Kultur“. Der Nachrichtendienst Fides berichtet dazu am 22. April über eine Verlautbarung der Konferenz der Ordensleute von Goa. „Wir existieren nicht im Namen einer Kultur oder einer Religion“, sondern „im Namen der von der Verfassung garantierten Säku-

larität des Staates“, heißt es darin. Im Namen der Konferenz stellt P. Paolo Alvares fest: „Unsere Bildungseinrichtungen fördern alle Religionen und alle Kulturen.“ Weiter heißt es in der Erklärung: „Der Unterricht soll das körperliche, intellektuelle, moralische und soziale Wachstum des Kindes fördern. Dabei wird die individuelle Religion und Kultur des Kindes unterstützt. Wir werden uns auch künftig in den Dienst der Gesellschaft stellen und dabei keine Unterschiede machen, was Kasten, Klassen, Religionen und Sprache angeht.“ (kna/fides/dok)

Nach der Gruppenvergewaltigung einer katholischen Ordensfrau in Indien hat die Polizei einen Hauptverdächtigen verhaftet. Milan Sarkar sei in der Nähe eines Bahnhofs in Kalkutta (Kolkata) festgenommen worden, berichtet die Zeitung „Times of India“ (Onlineausgabe Freitag). Sarkar gilt als der Kopf einer Bande, die am 14. März in den frühen Morgenstunden in das Kloster in Ranaghat in der Nähe von Kalkutta eingedrungen war und die 71 Jahre alte Oberin vergewaltigte. Insgesamt sechs Männer sollen an der Tat beteiligt gewesen sein. Durch Aufzeichnungen von Sicherheitskameras im Kloster konnte die Polizei vier Personen identifizieren. Bereits kurz nach der Tat wurden zwei mutmaßliche Mittäter festgenommen. Der Fall hatte in Indien für Entsetzen gesorgt. In mehreren Städten Westbengalens gingen Tausende Christen aus Protest auf die Straße. Sie forderten Gerechtigkeit und mehr Schutz von Frauen. (kna)

# Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

## Personelles

Die deutsche Vinzentinerprovinz ist zum 1. Januar 2015 mit der österreichischen Provinz zur Vinzentinerprovinz Österreich-Deutschland fusioniert. Die neue Provinz ist in zwei Regionen aufgeteilt (Österreich/Deutschland). Das Provinzialat befindet sich jetzt in Wien, Provinzial ist P. Franz Kangler C.M. Sein Stellvertreter – und gleichzeitig Regionalsuperior für Deutschland – ist der bisherige deutsche Provinzial, P. *Hans-Georg Radina C.M.*

Vom 10. bis 31. Januar 2015 fand in Curitiba/Brasilien das Generalkapitel der Schwestern von der Göttlichen Vorsehung statt. Im Rahmen des Kapitels wurde Sr. *Márian Ambrosio* zur neuen Generalkoordinatorin der Gemeinschaft gewählt. Sie löst in diesem Amt Sr. Lurdes Luke ab. Sitz der Generalkoordinatorin ist Münster.

Bei den Kleinen Schwestern Jesu wurde am 23. Februar 2015 eine neue Regionalverantwortliche für die Region Deutschland/Österreich ernannt. Sr. *Ulrike Hannak* folgt in diesem Amt Sr. Anne Rebekka.

Im Rahmen des Wahlkapitels am 26. Februar 2015 ist Sr. M. *Gabriele Baust OSC* zur neuen Äbtissin der Klarrissen-Kapuzinerinnen von der ewigen

Anbetung in Koblenz gewählt worden. Sie folgt in diesem Amt Sr. Maria Martina Mbanjwa.

Im Rahmen des Provinzwahlkapitels der Elisabethschwestern wurde am 4. März 2015 Sr. M. *Dominika Kinder* für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren zur Provinzoberin der Gemeinschaft wiedergewählt.

Die Dominikanerinnen „Zum gekreuzigten Erlöser“ in Rieste-Lage haben am 5. März 2015 Sr. *Maria Magdalena Dörtelmann OP* für eine weitere Amtszeit als Priorin wiedergewählt.

Der Konvent der Benediktinerabtei Neresheim hat P. *Albert Knebel OSB* am 10. März 2015 für eine weitere Amtszeit von drei Jahren zum Prior-Administrator wiedergewählt.

Die barmherzigen Schwestern des Heiligen Vincenz von Paul (Untermarchtal) haben eine neue Generaloberin. Das Generalkapitel wählte die bisherige Generalvikarin Sr. *Elisabeth Halbmänn* am 14. März 2014 zur Nachfolgerin von Sr. M. Lintrud Funk.

Auf dem Kapitel der Europäischen Ordensprovinz der Schwestern der heiligen Maria Magdalena Postel, das am

19. März 2015 im Bergkloster Bestwig stattfand, wurde *Sr. Johanna Guthoff SMMP* (55) zur neuen Provinzoberin gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. Pia Elisabeth Hellrung. Sr. Johanna gehört bereits seit 2003 dem Provinzrat der Gemeinschaft an und war seit 2009 Provinzassistentin.

*P. Alfons Tony OSA* (55) ist im April 2015 in seinem Amt als Provinzial der Deutschen Provinz der Augustiner bestätigt worden. Die Wahl fand bei einem vorbereitenden Arbeitstreffen zum Provinzkapitel statt. Generalprior P. Alejandro Moral Anton wird ihn beim Hauptteil des Provinzkapitels im Mai für seine zweite Amtszeit einsetzen.

*P. Andreas Schöggel LC* ist vom Generaloberen der Legionäre Christi, P. Eduardo Robles-Gil LC, zum Territorialdirektor der Ordensgemeinschaft in West- und Mitteleuropa ab dem 15. April 2015 für weitere drei Jahre ernannt worden. Der gebürtige Österreicher hat das Amt bereits seit 2012 inne.

Die Region Europa Nord der Kleinen Brüder Jesu hat auf ihrer Regionalversammlung vom 29. April bis 3. Mai 2015 in Nürnberg Theodor Rath aus Nürnberg für drei Jahre zu ihrem neuen Regionalverantwortlichen gewählt. Sein Vorgänger war Carlo Fries aus Zürich.

Die Schwestern des Karmels Regina Martyrum in Berlin haben bei ihrem Konventswahlen am 4. Mai 2015 *Sr. Teresia Benedicta Weiner OCD* zur neuen Priorin gewählt. Sie folgt in diesem Amt Sr. Petra Hagenauer OCD.

## Heft „Geistliche Erneuerung im Jahr der Orden und des gottgeweihten Lebens“

In Zusammenarbeit mit dem Zentrum für Berufungspastoral (ZfB) in Freiburg hat die Deutsche Ordensobernkonzferenz ein Heft „Geistliche Erneuerung im Jahr der Orden und des gottgeweihten Lebens“ herausgegeben. Das Heft greift Anliegen des Heiligen Vaters zum Jahr der Orden auf und lädt Ordensfrauen und -männer zur Reflexion über die eigene Berufung ein. In der Einleitung der Broschüre heißt es: „Einzeln, aber auch als Gemeinschaften unser Leben in den Blick zu nehmen und zu entdecken, was uns umtreibt und bewegt: das bietet die Gelegenheit, aus unserem Alltag einen Schritt heraus zu treten, die Realität wahrzunehmen und neu darauf zu achten, inwiefern wir für Gott und für die Menschen leben.“ Das Heft kann im Generalsekretariat der DOK (E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de)) bestellt werden.

## Deutsche Missionskräfte im weltweiten Einsatz

Die Anzahl deutscher Missionskräfte im weltweiten Einsatz betrug im Februar 2015 genau 2.121 Personen. Im vergangenen Jahr konnten noch 2.175 Missionarinnen und Missionare deutscher Nationalität gezählt werden (minus 2,48 %). Das ergab die EDV-Analyse der im Generalsekretariat der Deutschen Ordensobernkonzferenz in Bonn zentral erfassten Daten, die von den entsendenden Ordensgemeinschaften und kirchlichen Stellen dorthin gemeldet wurden. Den größten Anteil der Missionskräfte stellen die Ordensgemeinschaften mit 1.839 Personen (Vorjahr 2014: 1.892),

davon 1.038 Ordensschwestern (Vorjahr 2014: 1.083), 618 Ordenspriester (Vorjahr 2014: 624) und 183 Ordensbrüder (Vorjahr 2014: 185). Hinzu kommen noch 169 Fidei-Donum-(Diözesan-)Priester aus Deutschland (Vorjahr 2014: 171) und 113 Laienmissionarinnen und -missionare (Vorjahr 2014: 112). 40,9 % aller Missionskräfte sind in Afrika tätig, 40,5 % in Lateinamerika, 15,7 % in Asien und 2,9 % in Osteuropa.

### AG Missionsprokuren: Finanzbericht 2014

Die Arbeitsgemeinschaft der Missionsprokuren (AGMP) hat ihren Finanzbericht für das Jahr 2014 vorgelegt. Daraus geht hervor, dass die Missionsprokuren im vergangenen Jahr 85.429.945,76 Euro an Einnahmen aus Spenden, Beiträgen und in geringem Maße aus Zuschüssen zusammengetragen haben. Ziel dieser Anstrengungen sei es, so AGMP-Vorsitzender P. Clemens Schliermann SDB im Vorwort des Berichts, „unseren Geschwistern in den entsprechenden Regionen die nötigen Mittel zur Verfügung stellen können, die sie im wahrsten Sinn des Wortes notwendig brauchen“. Der Jahresbericht 2014 steht auf der Internetseite <http://www.agmissionsprokuren.de/> zum Download zur Verfügung.

### Arbeitsgemeinschaft Ordens- und Missionspresse löst sich auf

Die im Jahr 2008 gegründete DOK-Arbeitsgemeinschaft Ordens- und Missionspresse (AGOMP) hat sich am 7. März 2015 in München aufgelöst. Derzeit wird überlegt, ob und in welcher Weise

die Anliegen der Ordens- und Missionspresse im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft Public Relations (AGPR) aufgegriffen werden können. Diese Möglichkeit hatte die AGPR bereits bei ihrer Jahresversammlung im November 2014 erörtert. Dort wurde allerdings auch darauf hingewiesen, dass Journalismus und Öffentlichkeitsarbeit (Public Relations) nicht das Gleiche seien und die Unterschiede ggf. zu berücksichtigen wären - etwa in Form eines Modulmodells, das dem ordensgetragenen Journalismus einen eigenen Raum gibt.

### Europäischer Bürgerpreis für Barmherzige Brüder

Die Ordensgemeinschaft der Barmherzigen Brüder (OH) hat am 25. Februar in Brüssel den „Europäischen Bürgerpreis“ erhalten. Neben dem Generalprior nahm auch der aus Bayern stammende Europabeauftragte des Hospitalordens, Fr. Rudolf Knopp an der Preisverleihung teil. Der Orden wurde für den Preis von dem spanischen Europaparlamentarier Gabriel Mato vorgeschlagen. Der Preis wurde dem Orden nicht nur aufgrund seiner 500-jährigen Geschichte im Dienst an kranken, behinderten, alten und armen Menschen in Europa und auf der ganzen Welt zuerkannt, sondern auch und besonders mit Blick auf den Einsatz der Brüder und ihrer Mitarbeiter im Kampf gegen die Ebola-Epidemie in Westafrika. Die Hilfe für die von der Epidemie betroffenen Menschen in Liberia und in Sierra Leone, wo die Barmherzigen Brüder seit vielen Jahren Krankenhäuser in Monrovia und in Lunsar führen, kostete einen hohen Preis: 13 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter (Ärzte und Pflegepersonal), eine

Missionsschwester und vier Barmherzige Brüder fielen der Epidemie zum Opfer. Zu den vier Brüdern gehörten auch Fr. Miguel Pajares und Fr. Manuel Viejo aus Spanien. Sie sind die bis heute einzigen europäischen Bürger, die ihren Einsatz gegen das Ebola-Virus mit dem Leben bezahlt haben.

### Karmelitinnen von der Göttlichen Liebe übersiedeln nach Trier

Die Karmelitinnen von der Göttlichen Liebe aus Taben-Rodt sind Anfang Mai 2015 nach Trier übersiedelt. Die Gemeinschaft war vor 84 Jahren 1931 von Dahlem bei Bitburg in der Eifel in den Ort an der Saar gekommen. Die Schwestern widmeten sich dort der Erziehung und Bildung sozial schwächerer, besonders hilfsbedürftiger Kinder und Jugendlicher. Ihre Einrichtungen hat vor sieben Jahren die Pallottiner Jugendhilfe und Bildungswerk gGmbH übernommen.

### Ordensleute zufriedener mit der Leitung

Unter dem Titel „Sorge für die Seelsorgenden“ wurde am 16. April 2015 in Berlin eine deutschlandweite Studie zu Ansprüchen an das „Seelsorgepersonal“ vorgestellt. Mehr als 8.000 Priester, Ordensleute, Diakone, Gemeinde- und Pastoralreferenten wurden befragt. Wie wirken sich die Herausforderungen unserer Zeit auf Engagement und Gesundheit aus? Was geschieht, wenn die Seelsorgerinnen und Seelsorger selbst bis an ihre Belastungsgrenzen gefordert werden? Die Studie untersuchte auch die persönliche Beziehungsfähigkeit der

Priester und anderen Seelsorgenden. Die Leitung der Forschungsgruppe lag bei P. Prof. Dr. Eckhard Frick SJ (Professor für Spiritual Care am Uniklinikum München), Mitarbeiterin im Forschungsprojekt war auch die ehemalige stellvertretende DOK-Vorsitzende Sr. Miriam Altenhofen SSps. Im Interview mit der katholischen Nachrichtenagentur bestätigte P. Frick in Bezug auf die Studie die Vermutung, dass, um auf eine gesunde Weise zölibatär leben zu können, Priester in tiefe, bedeutungsvolle menschliche Beziehungen eingebunden sein müssten. Hier sah er auch einen Unterschied zwischen Weltpriestern und Ordensleuten: „Ordensleute sind zufriedener mit der Leitung und mit dem Vertrauensverhältnis. Das könnte damit zusammenhängen, dass Ordensgemeinschaften kleinere Einheiten bilden und der Obere näher ist als ein Bischof.“ Mit der Kirche als Organisation seien die Seelsorger eher unzufrieden, so Frick: „Viele Seelsorger vermissen Wertschätzung durch ihre Vorgesetzten. Dabei geht es nicht in erster Linie um materielle Dinge wie etwa die Bezahlung. Wichtiger ist, ob sie in dem, was sie an Begabungen und Fähigkeiten einbringen, Anerkennung erfahren.“

### Bischofskonferenz will Präsenz in Berlin stärken

Die katholische Kirche möchte in der Bundeshauptstadt Berlin „in Kultur und Wissenschaft, dem gesellschaftlich-sozialen Dialog und auf dem Gebiet der internationalen Beziehungen präsenter werden“. Dies äußerte der Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz, P. Hans Langendörfer SJ, Mitte April vor dem

Diözesanrat des Erzbistums Berlin. So prüfe eine Arbeitsgruppe der Bischöfe die Möglichkeiten, ein Wissenschaftskolleg zu gründen. „Eine sehr viel bessere Vernetzung der vorhandenen Aktivitäten ist dringend erforderlich“, erklärte Langendörfer mit Blick auf die schon vorhandenen überdiözesanen Institutionen. Hier gebe die Bischofskonferenz „zumeist nur einzelne Zuschüsse, aber keine planvolle Hilfe“. Der Jesuit bezeichnete es als Aufgaben eines katholischen Wissenschaftskollegs, sich in ethisch bedeutsamen Fragen zu Wort zu melden „und auch neue Debatten anzustoßen“. Erforderlich sei zudem, die katholische Soziallehre „stärker zur Geltung zu bringen“ und sie an die heutigen Anforderungen anzupassen. In Zusammenarbeit mit dem Kolleg sei auch eine „außenpolitische Denkfabrik“ in katholischer Trägerschaft denkbar, so Langendörfer. Als mögliche Kooperationspartner nannte er die Hochschulen seines Ordens in München und Frankfurt/Main. (kna/dok)

## Fünftes Symposium Ordenstheologie

Das fünfte Symposium Ordenstheologie wird vom 26. bis 28. Februar 2016 im Forum Vinzenz Pallotti in Vallendar stattfinden. Es widmet sich dem Thema „Lebenskultur des Evangeliums in der Zerstreung“. Hintergrund ist die Wahrnehmung, dass als bis dato ideal empfundene oder in Erzählungen immer wieder idealisierte „Klosterstrukturen“ wegbrechen. Das Symposium nimmt die Suche nach einer neuen Identität und nach dem (Über)leben der Orden auf, die viele Ordensleute und Gemeinschaften bewegt. Es stellt die

Frage, was in einer unbeständigen, von kurzzeitigen Ereignissen gezeichneten Gesellschaft noch Halt gibt. Weitere Informationen stehen auf <http://www.orden.de/aktuelles/themen/symposium-ordestheologie/> zur Verfügung.

## Filmhinweise

Im Mai 2015 kommt der Dokumentarfilm „Silentium – vom Leben im Kloster“ in die Kinos. Der Film vom Regisseur Sobo Swobodnik portraitiert das Leben im Benediktinerinnenkloster Habsthal nahe der Schwäbischen Alb. Im Presstext zum Film heißt es: Was bewegte die vier dort lebenden und arbeitenden Nonnen und einem Pater zu ihrem radikalen Schritt und wie gestaltet sich heutzutage ein Leben, das Gott und dem Glauben gewidmet ist? Zwischen Stille und alltäglicher Geschäftigkeit, zwischen religiöser Einkehr und der Hilfsbereitschaft und Weltoffenheit des Zufluchtsorts Kloster entsteht das lebendige Portrait einer Lebensform, deren Zukunft ungewiss ist.“

Bereits am 26. März 2015 startete in den deutschen Kinos der Spielfilm „Verfehlung“ von Gerd Schneider, der das Thema des sexuellen Missbrauchs von Jugendlichen durch Priester behandelt. Dabei wird nicht die eigentliche Tat in den Mittelpunkt gerückt, sondern die Schwierigkeit der Aufklärung. Zur Motivation seines Spielfilms sagt der Regisseur Gerd Schneider in den Presseunterlagen: „Ich war selbst Priesteramtskandidat der Erzdiözese Köln und festen Willens, mein Leben in den Dienst der katholischen Kirche zu stellen. Vor dem Hintergrund dieser tiefgreifenden Erfahrung war es mir wichtig zu erzählen, dass es kein Sys-

tem der Vertuschung gibt, aber das Vertuschen durchaus systematische Züge hat. Angst, Unvermögen und vorseilender Gehorsam haben ein Klima geschaffen, in dem diese ungeheuren Vorgänge stattfinden konnten. Um was es in ‚Verfehlung‘ geht, ist mehr als eine Schuldfrage: Es geht um die Integrität einer Person, um die Wahrhaftigkeit dessen, was sie im Innersten ausmacht. Nämlich dann, wenn es ums Ganze geht, wenn genau diese Integrität schmerzhaft auf die Probe gestellt wird.“

### Aus für Carl Orff-Festspiele in Andechs

Das Kloster Andechs wird nach der Saison 2015 die Carl Orff-Festspiele nicht weiterführen. Grund sind laut einer Meldung auf der Homepage des Klosters schwerwiegende und nicht mehr zu überbrückende Differenzen zwischen dem Kloster und der Carl Orff-Stiftung im Blick auf die künstlerische Ausrichtung der Festspiele. Die Entscheidung bedeute einen tiefen Einschnitt im kulturellen Engagement des Klosters. Mehrfache Versuche, über die künstlerische Konzeption der Festspiele mit der Stiftung in einen fruchtbaren Dialog zu treten, hätten leider zu keinem greifbaren Ergebnis geführt. Als Träger der Festspiele seien die Benediktiner sowohl auf die ausdrückliche ideelle Unterstützung wie auch die finanzielle Förderung durch die Carl Orff-Stiftung angewiesen. Dagegen bestehe die Stiftung als Inhaberin der Urheberpersönlichkeitsrechte Carl Orffs auf eine weitgehende Mitsprache bei der Inszenierung und Besetzung der Werke Orffs im Rahmen der Festspiele. Die Carl Orff-Stif-

tung präferiere Aufführungen der Werke Orffs, die – nach eigener Aussage – „exemplarischen Charakter“ haben sollen. Die Stiftung sehe dies in der Werkauswahl und in den Inszenierungen des Künstlerischen Leiters Marcus Everding nicht gewährleistet. Leider – so die Erklärung – „ließen sich die Differenzen trotz eines intensiven über fast zwei Jahre andauernden Gesprächsprozesses auf verschiedenen Ebenen nicht ausräumen“.

### 90 Jahre Herz-Jesu-Wallfahrt zum Kloster Arnstein

Die jährliche Herz-Jesu Wallfahrt zum Kloster Arnstein an der Lahn feiert ihr 90jähriges Jubiläum. In Erinnerung an die erste Wallfahrt im Jahr 1925 reisten am 10. Mai 2015 Pilger aus der Region um Köln und Bonn mit einem Sonderzug der Deutschen Bahn nach Obernhof in Rheinland Pfalz. Von dort aus begann der 15-minütige Fußmarsch zum Kloster. Auch von Nassau aus wurde am Festtag des hl. Pater Damian zum Kloster der Arnsteiner Patres gepilgert. Die Wegstrecke von 6,5 Kilometern wurde dabei von inhaltlichen Impulsen und Stillezeiten begleitet. Das Wallfahrtsjubiläum steht in diesem Jahr jedoch nicht alleine: Die Arnsteiner Patres feiern außerdem das 120jährige Jubiläum ihrer Ordenszeitschrift. 1894 erschien der Vorläufer des „Apostel“ erstmals unter dem Titel: „Das Werk des Pater Damian“. Weiterhin gedenken die Patres der ersten Bemühungen, ein Kloster in Deutschland zu gründen. Diese wurden von 100 Jahren durch den Ausbruch des ersten Weltkriegs zerschlagen.

(sscc/dok)

## ... Neue Bücher

Michael Casey

### Die Kunst, Seelen zu gewinnen

Noviziatsausbildung heute.

St. Ottilien: EOS Verlag 2014. – 207 S.

Es ist ein „Formationshandbuch“, geschrieben von einem australischen Trappistenmönch für alle, die in die monastische Ausbildung involviert sind. Vieles, was darin beschrieben wird, ist jedoch so offen und grundsätzlich dargestellt, dass es auch für apostolische Gemeinschaften eine wertvolle Lektüre sein wird. Dies wird bereits in der Einleitung deutlich, wo der Autor drei wesentliche Aspekte jeglicher Begleitungsarbeit thematisiert: „Ganz allgemein verstehen wir vielleicht unter ‚Ausbildung‘ entweder das Wirken Gottes oder die Auswirkung der Kommunität oder das Bemühen derjenigen, die von der Kommunität den Auftrag erhalten haben, sich als Ausbilder zu betätigen. Faktisch wirken alle diese bildenden Einflüsse simultan auf die Betreffenden ein.“ (26)

Eines der Hauptanliegen ist es dann auch, diese Aspekte, obwohl nacheinander abgehandelt, stets in ihrem Zusammenhang zu sehen. So geht es zunächst darum, auch in der heutigen Zeit das Wirken Gottes in der Lebensgeschichte derer zu sehen, die sich für das „Kontrastprogramm Klosterleben“ interessieren. Fernab davon, menschliches Zutun und Prüfen zu vernachlässigen, ist es doch wahr und hervorzuheben, dass „ein monastisches Leben, das über die Kraft verfügt, einen Mensch recht nahe zu Gott zu führen, nicht in erster Linie die Frucht menschlicher Ausbildung ist, sondern vor allem Gottes Werk... Viele der untergeordneten Ziele, um die wir uns vielleicht als Ausbilder bemühen, werden wir womöglich nie erreichen... Aber letztlich scheinen alle diese Unvollkommenheiten dennoch nicht von der Schönheit dessen abzulenken, was Gott im Leben derjenigen bewirkt hat, die ihre Tage im Strahlungsbereich seiner Gegenwart verbracht haben.“ (31).

Dies sei hier so ausführlich zitiert, weil ein Großteil des Buches sich dann den beiden anderen Aspekten zuwendet: Da ist die Kommunität, die sich im Klaren darüber sein muss, was es bedeutet, jüngere Mitglieder aufzunehmen; die sich nicht scheuen darf, auch in den modernen Kommunikationsmitteln auf sich aufmerksam zu machen; und die schließlich aus ihren eigenen Reihen einen „erfahrenen Älteren“ für die Auszubildenden zur Verfügung stellen muss, möglichst mit einer speziellen eigenen Ausbildung als Zurüstung.



ISBN 978-3-8306-7646-1.  
€ 19.95.

Und da sind junge Menschen aus der Welt von heute, für die viele traditionelle Aspekte des Lebens in religiöser Gemeinschaft zunächst einmal „fremd“ sein werden. Hier gilt es miteinander zu schauen auf u.a. körperliche und psychische Gesundheit und Reife, sexuelle Orientierung, Lebensalter und bisherige Beziehungen zum anderen Geschlecht. Und dann besteht der Anspruch in einem geduldigen Einüben von Alleinsein und Stille, täglichem Lebensrhythmus und Stabilität, Umgang mit Medien und in ihrer Langsamkeit ungewohnten lectio divina, ferner von Wahrhaftigkeit und der inneren Haltung der Keuschheit. Heutige Kandidaten sind schlichtweg „anders“ als „früher“. Deswegen gilt es zu vertrauen, „dass die monastische Tradition über die Kraft verfügt, einer breiteren Vielfalt von Menschen einen Weg in die Fülle des Lebens zu eröffnen.“ (95) Sympathisch, dass unter dem Stichwort „Inakzeptables akzeptieren“ (119) der Autor dafür plädiert, bei allen notwendigen Prüfkriterien der Zulassung dennoch Raum zu geben für einzigartige Lebensgeschichten, die auf den ersten Blick nicht „ins Kloster passen“!

Dass Vertrauen, Gespräch und Einführung in die Tradition der Gemeinschaft zur Ausbildung dazu gehören, ist fast schon selbstverständlich, wird aber in jeweils eigenen Kapiteln in einladender Sprache aufgegriffen und an konkreten Beispielen verlebendigt. Und am Schluss darf ein wichtiges Moment nicht fehlen: die Auswirkungen der Formationsarbeit für den Ausbilder selbst. Er / sie wird unweigerlich an die eigenen Grenzen geführt, und das nicht nur beim Weggang eines vielleicht mit vielen Hoffnungen aufgenommenen Kandidaten. Er / sie wird den Dienst nur tun können, wenn Ausbildung wirklich, wie am Anfang betont, in erster Linie Gottes Werk ist. Er / sie wird sich der Aufgabe bewusst werden, „in ihrem Herzen und ihrem Gebet die Lasten anderer mitzutragen“ (203).

Auch wenn am Schluss ein Verhaltenspsychologe mit der Bemerkung zitiert wird, dass die Aufgabe der Formation die beste Vorbereitung für eine spätere Heiligsprechung(!) ist: das Buch macht Mut, sich in einem großen Vertrauen auf Gott und zugleich im Bewusstsein vielfältiger und geheimnisvoller menschlicher Wege und Charakterzüge der Aufgabe als Ausbilder zu stellen. Gerade die Bemerkungen darüber, dass Formation heute anders zu geschehen hat, als viele Schwestern und Brüder es noch aus der eigenen Gemeinschaftsbiografie kennen, bieten auch für andere Kontexte, etwa den Bereich apostolischer Gemeinschaften, Anregungen. Gerade, wo nur mehr einzelne und ältere Kandidaten mit entsprechend bunter Lebensgeschichte und Vergangenheit anklopfen, gilt es flexibel zu reagieren und dennoch eine qualitativ hochwertige Ausbildung anzubieten – im dankbaren Bewusstsein der spirituell-menschlichen Schätze unserer kommunitären Traditionen.

Paul Rheinbay SAC

Diana Beatriz Viñoles

## Las Religiosas francesas desaparecidas

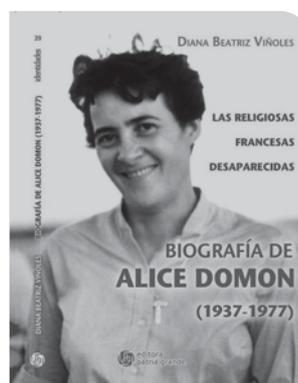
Biografía de Alice Domon (1937-1977).

Buenos Aires: Cooperativa de Trabajo Editora Patria Grande 2014.

„Renovaré mi compromiso de vida consagrada en los tres votos de pobreza, con un mundo explotado y desamparado; de castidad, para hacer un mundo más fraterno y solidario; de obediencia a Jesucristo, que quiere que todos sus hermanos tengan los mismos derechos y posibilidades de vivir plenamente en este mundo.“ (Alice Domon, Brief 68, 146: „Ich erneuere mein Engagement im geweihten Leben mit den drei Gelübden: der Armut, in einer ausgebeuteten und ohnmächtigen Welt; der Keuschheit, um die Welt geschwisterlicher und solidarischer werden zu lassen; des Gehorsams Jesus Christus gegenüber, der will, dass alle seine Brüder und Schwestern die gleichen Rechte und Möglichkeiten haben, in Fülle in dieser Welt zu leben.“)

Die argentinische Philosophin Diana Viñoles hat 2013 eine hervorragende Doktorarbeit in Philosophie (als „cotutelle“ zwischen der Facultad de Filosofía y Letras der Universidad de Buenos Aires und der Abteilung für Geschichtswissenschaften der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales in Paris) vorgelegt, eine philosophische Biographie der 1937 in Charquemont in Südfrankreich geborenen französischen Ordensfrau Alice Domon / Soeur Catherine (genannt Caty), die 1967 von ihrer Gemeinschaft, den Soeurs des Missions étrangères nach Argentinien gesandt worden ist, dort immer tiefer in einen Weg der Berufung an der Seite der Armen und der „campesinos“ gefunden hat, in ihren letzten beiden Lebensjahren an der Seite der um ihre verschwundenen Kinder und um die Menschenrechte streitenden „Madres de la Plaza de Mayo“ stand, bis sie selbst am 8. Dezember 1977 von der argentinischen Geheimpolizei gefangen genommen, in der Militärakademie ESMA – einem der argentinischen Konzentrationslager in Buenos Aires – verhört und gefoltert wurde und dann auf einem der vielen Todesflüge des Militärs über dem Rio de la Plata den Tod gefunden hat; ihr Leichnam ist, im Gegensatz zu dem ihrer Mitschwester Léonie Duquet nicht aufgefunden worden. Die Aufgabe der philosophischen Biographie, so die Verf., besteht gerade darin, einem Menschen, der verschwunden ist, der „annuliert“ werden sollte (und es wurde), über den Weg des Schreibens „Raum“ zu geben und ihr durch die „Begegnung“ mit der Biographin und der Leserin neue Räume zu erschließen (24).

Alice Domon hat sich in den spannenden Jahren der Nachkonzilszeit auf den Weg nach Argentinien gemacht, eine Zeit, die von politischen und sozialen Unruhen ge-



ISBN: 978-950-546-234-6.

prägt war, vom Kampf der Arbeiter, Bauern und Studenten um Reform, Partizipation, Freiheitsrechte, eine Hoffnung, die für viele mit der Rückkehr von Perón 1973 verbunden war, die aber 1976 durch den Militärputsch zunichte gemacht wurde. Spannend war auch der kirchliche Aufbruch durch das 2. Vatikanische Konzil und die 2. Generalversammlung des lateinamerikanischen Episkopats in Medellín (1968), die gerade auch für das weibliche Ordensleben einen neuen „Berufungsweg“ bedeutete, wie Verf. über den Blick auf die verschiedenen „Stationen“ und „Räume“, die Alice Domon sich in Argentinien erschließt, deutlich macht: in Buenos Aires, den Vororten und Armenvierteln Morón und Villa Lugano, auf dem Land in Perugorria/Provinz Corrientes, dann wieder in Buenos Aires an der Seite der „Madres de la Plaza de Mayo“ und einer Gruppe von Prostituierten. Es ist immer mehr ein Weg der „inserción“ in die Armenviertel, um das Leben der Armen wirklich zu teilen, ähnlich wie die „curas villeros“, wie die 1968 in Argentinien gegründete Gruppe der „Priester für die Dritte Welt“, der „Humus“ der in diesen Jahren in Lateinamerika entstehenden Theologie und Philosophie der Befreiung.

Alice Domon war, so Fortunato Mallimaci, ein bedeutender argentinischer Religionssoziologe und Kenner der Zeit der Diktatur in Argentinien, in seinem Vorwort, nicht nur „Opfer, sondern auch eine besondere Akteurin, die Teil eines größeren Netzes und einer Bewegung gewesen ist, die in der Wärme der lateinamerikanischen und argentinischen Erfahrung entstanden ist“ (9). 1975, in einer Zeit zunehmender politischer und sozialer Konflikte in Argentinien wird Alice zum Generalkapitel ihrer Gemeinschaft nach Frankreich berufen, sie wird dort – ebenso wie über 20 andere Mitschwester – die Entscheidung treffen, den Orden zu verlassen; gerungen wurde auf dem Kapitel um das „soziale Engagement“ der Ordensfrauen, um die konkrete Gestalt einer Berufung an der Seite der Armen. Alice wird weiterhin ein „religiöses Leben“ leben, sie und Léonie sind die „religiosas desaparecidas“ – die „verschwundenen Ordensfrauen“; „es por una inserción más profunda entre los pobres que doy este paso“ (296: „wegen eines noch tieferen Mich-Einlassens auf die Armen, gehe ich diesen Schritt“), hat Alice selbst in einem ihrer Briefe geschrieben. Sie kehrt 1975 nach Argentinien zurück, lebt zunächst noch bei den Campesinos in Perugorria, bricht aber bald nach Buenos Aires auf, unterstützt die „Madres de la Plaza de Mayo“, arbeitet in der Begleitung von Prostituierten; sie tritt für die Menschenrechte ein, sucht Gespräche mit Vertretern der Kirche und der Gesellschaft, wird aber dann selbst zu einem der Opfer der Militärdiktatur. Nach einem Treffen der Menschenrechtsgruppen in der Kirche Santa Cruz wird Alice am 8. Dezember 1977 verhaftet, Zeugnisse von Mitgefangenen dokumentieren Mißhandlung und Folter; auf einem der Todesflüge wird sie verschwinden. In seinem Vorwort weist Fortunato Mallimaci auf den bedeutenden Beitrag hin, den Diana Viñoles vorgelegt hat. Das Buch zeige „unendlich viele Situationen und das ‚Grau in Grau‘ im Alltagsleben der Diktatur“ (9) und lege durch das biographisch-historische Arbeiten Pisten für eine Weiterentwicklung der Theologie der Befreiung aus. Die Autorin hat 121 Briefe der Ordensfrau Alice Domon ausgewertet, die sie an unterschiedliche Bekannte, Familie, Mitschwester, die Oberin usw. geschrieben hat und 40 Interviews mit Menschen geführt, die Alice begegnet sind und verbunden waren. „Ich glaube, dass es eine der ethischen Aufgaben der Gegenwart ist und für den Aufbau der Demokratie in Ar-

gentinien“, so die Verf. in der Einführung, „das Beste aus dem solidarischen und nach Gleichheit strebenden Bemühen der verschwundenen und abgebrochenen Leben vorzustellen“... (34)

In einem höchst gründlichen und einfühlsamen, die verschiedenen Orte von Alice Domon aufsuchenden Prozess hat Verf. in kreativer Weise eine eigene Methodik entwickelt, orientiert am Raum-Paradigma der Kulturwissenschaften, im Dialog mit verschiedenen Autoren französischer (post)moderner Philosophie, vor allem Mijaíl Bajtin (und seinem Konzept des „Chronotopos“ als „wesentlicher Korrelation von Zeit und Raum“, 18) und Michel de Certeau (und seinem Erschließen des „Raumes“ und den Begriff der „Grenzüberschreitungen“), aber auch Michel de Foucault (und die Heterotopien), Emmanuel Lévinas, Paul Ricoeur, Jean-Paul Sartre und vor allem María Zambrano (und dem Gedanken des Exils, mit dem Verf. die philosophische Biographie dann abschließen wird). Dieser Ansatz trägt dazu bei, Alice Domon, der „Verschwundenen“, über ihre Briefe und die Zeugnisse von Mitschwestern und anderen Bekannten neu Raum zu geben und auf eine höchst einfühlsame und subtile Weise in den jeweiligen „Chronotopos“ – Charcemont, Pau, Morón, Lugano, Perugorria, Buenos Aires – einzuführen. Es ist höchst spannend zu sehen, wie sich über diesen Zugang die verschiedenen „Räume“ miteinander verweben und sich auf diesem Weg eine „Geographie des Heiligen“ herauskristallisiert – ein in der deutschen Kirchen- und Missionsgeschichte bislang nicht rezipiertes Konzept, sicher auch, weil es „quer“ liegt und „subversiv“ ist im Blick auf klassische theologische Ansätze. Der Philosoph, Theologe und Kulturwissenschaftler Michel de Certeau SJ leitet Verf. an, das Durchschreiten der verschiedenen „Chronotopoi“ der Missionarin Alice Domon als Weg eines immer tieferen Hineinwachsens in ihre eigene Berufung zu verstehen, so wie auch die Gründerin der Gemeinschaft die Mission charakterisiert hat: Es geht um das „Evangelium, und nur darum“, „nicht um eine Art des Denkens oder der Zivilisation“ (39). Auf dem Weg, auf der Suche nach einem „Verstehen“ dessen, was das „Evangelium“ ist, werden verschiedene Räume durchwandert; diese Räume „konfigurieren“ dabei die Berufung, aber weil sie sich am „leeren“ Grab Jesu orientierten, sind auch sie nicht „Bleibe“, sondern bedeuten je neu Aufbruch. So ist es faszinierend, wenn Verf. den Beginn der Berufungsgeschichte von Alice Domon in der Gemeinschaft in Pau mit dem Motiv des Gartens in Verbindung bringt, dem Garten des Klosters, für die junge Ordensfrau ein wichtiger Ort, und wie Verf. bereits hier die Brücke baut zum Garten der Entführung von Alice; nach Verlassen der Kirche Santa Cruz wird sie am 8.12.1977 verhaftet, sie „verschwindet“, auch ihr Grab bleibt leer. So wird über das Schreiben der Biographie bereits der Garten in Pau zu einem „Chronotopos“, der dem weiteren Weg von Alice seine spezifische Orientierung gibt: das Evangelium zu suchen, Christus, der nicht bei den Toten zu suchen ist, weil sein Grab leer ist, sondern bei den Lebenden – für Alice immer mehr die Armen, die Campesinos, die Frauen, denen Gewalt angetan wird, die Prostituierten, deren Körper „benutzt“ wird, eine Erfahrung, die Alice in der ESMA genau im christologischen Sinne an die „Stelle“ dieser Frauen treten lässt. So erschließt sich in dieser „philosophischen Biographie“, die Diana Viñoles vorlegt, eine zutiefst religiöse Dimension, sie wird zu einer „Geographie des Heiligen“ gerade über das Erschließen der „Heterotopien“. Die Wahrheit, die die „verschwundene“ Ordensfrau und Missionarin

Alice Domon, vom Militärregime als „subversiv“ benannt und „annuliert“, „enthüllt“, fragt so die „Wahrheiten“ von Gesellschaft und Kirche ihrer Zeit – und auch der Gegenwart – an, sie ist „subversive“ Wahrheit für eine „selbstbezügliche“ Kirche.

Der erste Teil der Arbeit (45-96) legt diese philosophischen Grundlagen vor, geht auf das Verhältnis von Geschichte und Erinnerung ein, auf die Biographie als Genus und Methode. Im zweiten Teil (99-400) führt Verf. durch die verschiedenen Räume: Charquemont: Das Haus der Familie, La Motte. Der Garten. Der Konvent; Pau. Die Vorstädte. Das Gefängnis; Morón (Argentinien). Das Schiff. Der Weg; Villa Lugano. Das Häuschen; Perugorria (Corrientes). Die Hütte; Francia. Der Saal des Generalkapitels; Buenos Aires. Die Plaza de Mayo; Die Kirche Santa Cruz. Die Gefangennahme im Garten; Die escuela de mecánica de la armada (Militärakademie). Das Verschwinden. In jedem der Kapitel hat Verf. mit jeweils unterschiedlichen philosophischen Referenzen gearbeitet und in die Dichte des jeweiligen Chronotopos eingeführt; sie hat Alice aus ihren Briefen selbst sprechen lassen, aber auch die Menschen, mit denen sie in Kontakt stand (über Briefauszüge oder die 40 Interviews, die Verf. geführt hat). Auf diesen komplexen, auch gewundenen Wegen kommt sie zum Schluss: „Die Verschwundenen sind nicht tot, sondern Räume, die vom Realen Zeugnis geben, und die für das heutige Argentinien an Orten der gemeinsamen Erinnerung überleben.“ (400)

Diana Viñoles hat ein beeindruckendes Buch vorgelegt; es würde sich gewiss lohnen, diesen kreativen Zugang zur „Geographie des Heiligen“ einer deutschen Leserschaft zugänglich zu machen, nicht nur denen, die die Entwicklungen in Kirche und Theologie Lateinamerikas verfolgen, sondern auch Experten und Expertinnen der Geschichte und Theologie des Ordenslebens, denen die philosophische und kulturwissenschaftliche Methodik der vorliegenden Studie neue Horizonte erschließen kann. Der Blick auf Alice Domon ist mehr als bloße „Erinnerung“ an einen spezifischen Weg des „compromiso social“ (des sozialen Engagements) und der „inserción“ (des sich ganz „Einlassens“ auf die Welt der Armen und Campesinos) in den bewegten Zeiten des nachkonziliaren kirchlichen und theologischen Aufbruchs in Argentinien. „Die Religiosität hört auf, ein Zufluchtsort zu sein und verwandelt sich in eine transformierende soziale Aktion“, so Fortunato Mallimaci (11) in seiner Einführung; es ist die Entdeckung eines „neuen christlichen Lebens“, „das emanzipiert und befreit – individuell und sozial“ (11). Diana Viñoles hat, so Mallimaci, den „Humus eines befreienden Katholizismus in unserem Land“ aufgedeckt, „der seine eigene Geschichte hat und der bis heute verneint wird und unsichtbar gemacht wird“ (13). Es ist ein spannendes, erschütterndes, auch herausforderndes Buch, gerade auch weil es auch den fest strukturierten Raum der Nachfolge des Ordenskontextes anfragt, aber auch anfragen darf: für Alice Domon führt die Radikalität ihrer Nachfolge über die Grenzen dieses Raumes hinaus, im Vertrauen, dass auch dort die Stimme des Herrn ruft.

Margit Eckholt

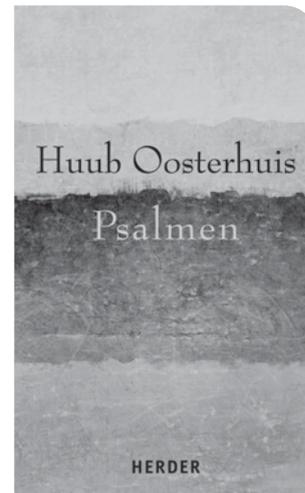
Huub Oosterhuis

## Psalmen

Aus dem Niederländischen übersetzt von Annette Rothenberg-Joerges und Hans Keßler.

Freiburg: Herder Verlag 2014. – 320 S.

Wer von Huub Oosterhuis' „Psalmen“ *einfachhin* eine rasch und leicht verstehbare – allenfalls noch aktualisierte – Übersetzung des biblischen Psalmenbuches erwartet, sollte die Finger davon lassen. Denn einfachhin übersetzen kann Huub Oosterhuis nicht, weder einen biblischen, noch einen altehrwürdig liturgischen Text, und die Psalmen sind gar beides. Seit 60 Jahren leistet er mit seinem theopoetischen Schaffen vielmehr eine *zweifache* Übersetzungsarbeit, treibt ihn doch die Suche nach einer Poesie, die das Leben in seiner Ganzheit und zugleich Heutigkeit zum Ausdruck zu bringen vermag und dies in einer „lebendigen“ Sprache. Seinen Psalmen merkt man an, dass bei jedem der 150 Lieder Oosterhuis im ersten Schritt seine exegetischen Hausaufgaben gemacht hat. In gut jüdischer Lehrhausstradition ist er in seinem eigenen Amsterdamer Lehrhaus im steten Dialog mit exegetischen Könnern wie Alex van Heusden, Kees Kok und vielen anderen gleichgesinnten Theologinnen und Theologen. So lässt er die biblischen Psalmen auch sein, was sie sind: jüdische Texte, die in einem bestimmten politischen, wirtschaftlichen und weltanschaulichen Kontext beheimatet sind und die nicht einfachhin von uns Heutigen zurecht gebogen oder gar christianisiert werden dürfen, auf dass sie leichter verdaulich würden. Die Texte aber, die dann aus seiner Feder fließen, zeugen von seinem zweiten Übersetzungsvermögen. Und das beherrscht Oosterhuis meisterhaft und überzeugend wie kein anderer – ich zumindest kenne keinen Zweiten. Weil er seinen Nerv am Puls der Zeit hat und sein Ohr bei den Menschen, vor allem bei denen, mit denen er in seiner freien katholischen „Studenten“gemeinde (wobei „Student“ hier keine Lebensphase sondern eine Lebenseinstellung meint) nicht nur Liturgie feiert, sondern auch in Gesprächskreisen und Lehrveranstaltungen die heißen Eisen von Heute in Kirche, Theologie und Gesellschaft diskutiert und handfeste Projekte initiiert. Er weiß, was uns Heutige bewegt, an Hoffnung, Zweifel, Torheit, Freude, Lust und Ängstlichkeit. Vor allem aber kennt er auf diesem Hintergrund die An-Fragen der Menschen an biblische Texte, theologische Schulen, an Predigt und „christlichen“ Lebenswandel und geht nicht gönnerhaft-belehrend über sie hinweg. Er nimmt sie ernst und formuliert sie in



ISBN 978-3-451-32364-5.  
€ 22.99.

seine Lieder hinein. So beginnt Psalm 23 etwa bei ihm unter dem Vorbehalt eines Zweifels: „Du, mein Hirte? Nichts würde mir fehlen.“ Und wo der Psalm bekennt: „Ich fürchte kein Unheil“, nuanciert Oosterhuis: „Muss ich in den Abgrund, die Todesschlucht,/ dann packt mich Angst – bist du bei mir,/ werde ich nicht sterben vor Angst.“

So wird für Oosterhuis der Psalter zum nie versiegenden Brunnen für neue Lieder in vielerlei freier Bearbeitung. Seine eigenen Psalmen sind daher eher so etwas wie „liederen bij naar psalmen“, Lieder „dicht bei“ und „in der Nähe von“ Psalmen. So wie sich die Aggada, die erzählerisch-poetischen Anteile im Talmud, ja auch den biblischen Texten und seinen Kommentaren vertiefend zugesellt. Das geht so weit, dass man sich bei manchem Psalm bei oberflächlicher Betrachtung fragt, was er noch mit dem Urpsalm gemein hat. Wer sich freilich die Mühe macht, die verdichteten Worte seiner Psalmen mit Andacht zu betrachten – so wie ja auch ihre biblischen Ursprungstexte gut jüdisch meditierend gemurmelt oder in monastischer Tradition betrachtend gekaut und nicht heruntergeleiert werden wollen – wird Erstaunliches entdecken. Vor allem, dass in Oosterhuis' Psalter die Psalmen von Neuem sind, was sie ursprünglich gewesen sind: Lieder der Armen und Unterdrückten, radikal diesseitig, bissig realistisch, politisch engagiert und anspruchsvoll moralisch. Nie aber sind sie Ausdruck individualistischer Frömmigkeit und unter keinen Umständen auf ein fernes Jenseits vertröstend. Vielmehr irritieren sie. Sie laufen über von ohnmächtiger Wut gegenüber den Unrechtsbetreibern unserer Welt. Die werden in den *meisten* einfachen Psalmübersetzungen ja als „Gottlose“ bezeichnet, als hätte man es hier mit areligiösen Menschen zu tun. Aber im Hebräischen heißen sie „rasja“ und das bedeutet soviel wie „schuldig am Unrecht, das geschieht“. Oosterhuis hat dafür ein brandneues Wortpaar gefunden: „ploert en schender“, „Lump, Schwein und Schänder“ nennt er sie, ein inniges Zusammengehen von Gewissenlosigkeit und Gewalttätigkeit.

Oder bei Psalm 21 etwa hat der Dichter sogar neben den „überlieferten“ Psalm einen Zweiten gesetzt und nennt das „Gesang und Gegengesang!“ Darin heißt es in einer Strophe über Gottes auserkorenen König: „Er wird deine Feinde finden, sie weg vom Erdboden fegen. Er lässt sie Feueröfen bauen, sie festbinden, Rücken an Rücken – und dann die Peitsche darüber. Seine Kinder wird er vernichten, ausreißen die Frucht ihrer Saat.“

Da muss natürlich flugs gegengesungen werden, erst recht nach Ausschwitz. Und das klingt dann so: „Ich lese und lese dieses Lied./ War dies der Gott unserer Väter?/ Mein Gott ist es nicht mehr./ Höre, mein Sohn, meine Tochter:/ Sing das Liedchen nicht mehr,/ bring es den Kindern nicht bei./ Und wenn es einen Gott gibt?/ Wenn es einen Gott gibt,/ ist es ein anderer./ Einer, der nicht kommt zu vertilgen,/ der keine Feueröfen heizt,/ doch seine Geliebten lebend/ aus den Flammen befreit.“

Indem Huub Oosterhuis so den Psalmen erst einmal zu widersprechen scheint, nimmt er sie doch bei ihren eigenen Worten ernst: indem er den Grundaussagen, die mehrheitlich in den Psalmen ausgedrückt werden, zu neuer Geltung verhilft. Denn da wird dieser Gott doch vor allem als barmherziger Vater und als eine Mutter, die für ihre Kinder sorgt, benannt. Ein Retter, ein Freund für das Leben, ein großer Schatz. Und so scheut Oosterhuis auch nicht den Gebrauch von Alltagssprache (wie es ja auch die

Originale nicht tun), vor allem aber die Alltagssprache der Liebe: „Ich hab dich lieb, Zugeneigte, ich lache dir zu, verliebt und verlegen“, auch das eine Sprache, die er aus den Psalmen heraushört, etwa in dem hebräischen Wortpaar „chesed we emet“, Freundschaft und Vertrauen, die absoluten Gegenpole zu „ploert en schender“.

Alexander Diensberg SAC

Michael Klaus Wernicke

## Glücklich wollen wir mit Sicherheit sein

Augustinus' Suchen nach dem Glauben  
Würzburg: Echter-Verlag 2015. – 152 S.

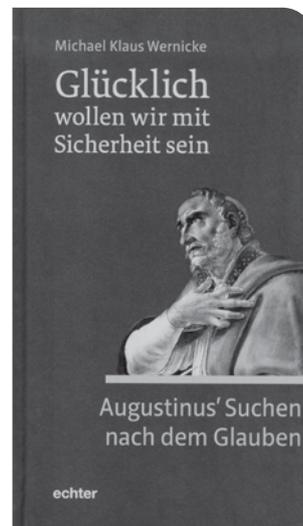
Bernardin Schellenberger

## Benedikt von Nursia

Der Werdegang eines spirituellen Meisters – eine Inspiration für heute.  
Würzburg: Echter-Verlag 2015. – 128 S.

Zwei große Gestalten christlicher Spiritualität und monastischer Tradition stellt der Echter-Verlag in kleinen, in sehr einladender Sprache geschriebenen Bänden vor: Augustinus und Benedikt. Anliegen ist es, wie in anderen Veröffentlichungen zum Jahr der Orden auch, Werte der kommunikativen Tradition für einen breiten Leserkreis aufzuschließen und zugänglich zu machen. Beide Autoren, Augustinermönch bzw. Schriftsteller mit „benediktinisch-trappistischem Lebensabschnitt“ stehen in der Reife ihrer Jahre und lassen damit auch eigene Erfahrungen einfließen.

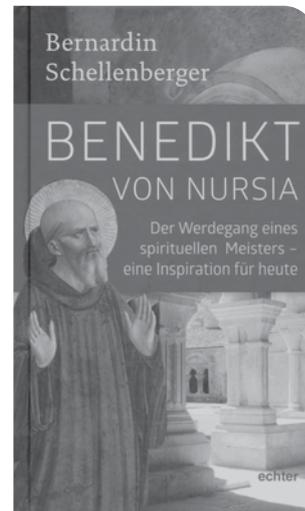
So wählt Wernicke ganz bewusst die Suche nach Glück als anthropologisches Grundmoment für seine Darstellung des Augustinus. Diese konzentriert sich dem entsprechend auf die Zeit der philosophisch-existentialen Frühphase des Kirchenvaters. Ausführlich werden seine Beschäftigung mit griechisch-römischer Antike und den Manichäern dargestellt. Es war in Mailand bei Bischof Ambrosius, wo er dann dennoch, zusammen mit seiner



ISBN 978-3-429-03821-2.  
€ 12.90.

Geliebten und einem Sohn sowie einem Kreis gleich Gesinnter, sich der eigenen inneren Leere, der bisher unerfüllten Suche nach Glück bewusst wurde. Eine dort geplante Hochzeit als Einheirat in die bessere Gesellschaft wurde vorbereitet durch das wohl von der Mutter ausgehende Wegschicken der Geliebten in die afrikanische Heimat – wohl auch bei Augustinus selbst Symptome einer inneren Zerrissenheit, die als „Lebenswunde“ blieb und auch das weitere Leben mitprägte. Es folgen dann die Bekehrung zum Christentum, die eigene Rückkehr in die Heimat sowie das Wirken als Ordensmann und Bischof, Verfasser von Ordensregeln und als das ganze Mittelalter prägender und hoch geschätzter, spiritueller und kirchenpolitischer Schriftsteller. Das Ende von Augustinus ist zugleich das Ende einer Ära in seiner Heimat – er stirbt im dritten Monat der Belagerung von Hippo durch die Vandalen.

Diese Betonung der ersten Lebensphasen macht die Gestalt des Augustinus für Glück- (und damit in der Intention des Verfassers Gott-) Suchende sympathisch und attraktiv. Es bleibt die Frage, ob nicht auch, bei aller Verehrung der Gestalt des Ordensgründers, der bleibenden Zerrissenheit mehr Raum zustünde. Wie sonst lassen sich „Einseitigkeiten“ in der Lehre erklären – etwa beim Thema Vorherbestimmung oder dem der Kirche explizit zugesprochenen Recht, Abweichler auch gegen ihren Willen „zurückzuholen“? Hier könnten die „menschlichen Seiten“ einer nicht aufhörenden Suche nach Erfüllung und Glück in ihren Auswirkungen auf religiös-theologische Inhalte auch für unsere Zeit erhellend sein. Stehen bei Augustinus dessen „Bekanntnisse“ im Vordergrund, so ist es Benedikt der ihm gewidmete „Dialog“ Gregors des Großen in seiner Reihe über italische Mönche. Schellenberger versucht, den Dialog in heutiges Deutsch zu übertragen, zusammenzufassen und mit eigenen Randbemerkungen über Ordensleben im Heute zu ergänzen. Die leitende Absicht wird bereits in der Einleitung deutlich: Die Lektüre soll helfen, sich der Herausforderung zu stellen, monastische Werte in einer Zeit zu leben, in der die von außen herein kommenden, die Aufmerksamkeit vereinnahmenden Kräfte so attraktiv sind, dass ein wirklich verinnerlichtes Leben nur unter erschwerten Bedingungen gelingen kann. Der Lebensbeschreibung Gregors folgend wird dann der Weg Benedikts als Aufstieg dargestellt, wobei die Abfolge der Orte einem innerlichen Näherkommen Gottes entspricht. Direkte Zitate wechseln ab mit Zusammenfassungen des Textes und Aktualisierungen des Autors. Diese wirken manchmal etwas „schnell geschrieben“ und auch resigniert, so z.B., wenn er über die merkwürdige Lebensphilosophie von Eremiten im Heute schreibt, die „sie dann jedem aufdringlich aufschwätzen, der ihnen in die Fänge kommt... Worauf es in Wirklichkeit ankommt, ist, sich irgendeiner Form gründlich um sein Innenleben zu kümmern... Dazu braucht man sicher auch etliche Zeiten längeren Alleinseins. Werden sie zu langen, ist das häufig eher



ISBN 978-3-429-03812-0.  
€ 12.90.

ungesund.“ (48) In die gleiche Richtung weist die Kritik an dem, was Schellenberger „Fernüberwachung“ (93) nennt, in der spirituellen Tradition jedoch als „Herzensschau“ bekannt und geschätzt wird, der von Gott gegebene Blick ins Innere des Anderen über Raum und Zeit hinaus. Oder wenn der Autor die bekannte Begegnung mit Scholastika und deren Heimgang allzu sehr auf tiefenpsychologischer Ebene, der Integration von Männlichem und Weiblichem ansiedelt.

Dem gegenüber kurz wird die eigentliche Erleuchtungserfahrung von Benedikt behandelt; ist sie doch das eigentliche Ziel der Aufstiegserzählung Gregors. „Während er mitten in dunkler Nacht hinaus schaute, sah er plötzlich ein Licht, das sich von oben her ergoss und alle Finsternis der Naht vertrieb... Die ganze Welt wurde ihm vor Augen geführt, wie in einem einzigen Sonnenstrahl gesammelt“ (zitiert 118f.). Auch wenn es in Worten nur schwer zu verdeutlichen ist – Schellenberger wählt den Begriff *desiderium* / Sehnsucht als Erklärungsversuch – ist doch in diesen wenigen Zeilen der Biografie Benedikts aufgezeigt, wohin menschliches Suchen nach Gott führen und was Gott dem Suchenden schenken kann. Es geht um nichts weniger als um das Einswerden mit Gott in allem – über jegliche menschliche Sehnsucht hinaus. Dies sollte bei aller (nicht immer berechtigten) Kritik an der Ordenspraxis vergangener Zeiten nicht verschwiegen werden, als Anspruch und Verheißung. Paul Rheinbay SAC

Dominik Burkard / Nicole Priesching (Hg.)

## Katholiken im langen 19. Jahrhundert

Akteure – Kulturen – Mentalitäten. Festschrift für Otto Weiß.  
Regensburg: Verlag Friedrich Pustet 2014. – 471 S.

Otto Weiß

## Nach wechselvollem Geschick wieder vereint

Redemptoristen in Österreich und Süddeutschland 1841-2014.  
Bibliotheca Historica Congregationis SSmi Redemptoris. Vol. XX.  
Rom: Collegium S. Alfonsi de Urbe 2014. – 155 S.

Zum 80. Geburtstag des bekannten Ultramontanismusforschers und Ordenshistorikers Otto Weiß haben Kolleginnen und Kollegen eine beachtliche Festschrift vorgelegt. Mit ein paar Ausreißern ins 18. und 20. Jahrhundert beschäftigen sich die Beiträge mit dem Forschungsgebiet des Geehrten, nämlich der Geschichte des ultramontanen Katholizismus in Deutschland und Österreich im 19. Jahrhundert, des Modernismus sowie der Redemptoristen, der religiösen Genossenschaft, in der Otto Weiß seine kirchliche Laufbahn begonnen und als Mitarbeiter an deren Historischem Institut in Rom beendet

hatte. Wie sehr ihn die Themen eines Katholizismus, dessen Kirchenpolitik in wesentlichen Teilen von der manchmal abseitigen Spiritualität der führenden Persönlichkeit bestimmt war, faszinierten und beschäftigten, weist das umfangreiche Schriftenverzeichnis aus, das besonders in den letzten Jahren vom Einbringen der Ernte eines Forscherlebens gekennzeichnet ist. Nicole Priesching als Mitherausgeberin der Festschrift versteht es, die Persönlichkeit von Otto Weiß sensibel und verständnisvoll zu zeichnen. Der Rezensent, der selbst vor Jahren Otto Weiß zu einem Rückblick auf sein wissenschaftliches Oeuvre im Zusammenhang mit dem Ultramontanismus bewegen konnte, kann ihr dafür nur danken.

So ist es eine besondere Fügung, dass im Umfeld der Festschrift eine kleinere Publikation von Otto Weiß die Geschichte der bis 2014 getrennten Redemptoristenprovinzen Süddeutschlands und Österreichs erscheinen konnte. 1841 wurden beide Provinzen offiziell gegründet, nachdem vor allem Klemens Maria Hofbauer bereits Versuche zur Einführung der Redemptoristen unternommen hatte. Im 19. Jahrhundert konnten sich die Redemptoristen einerseits auf die Gunst der Herrscher stützen, wurden aber in den Kulturkämpfen den Jesuiten gleich behandelt. Missionsinitiativen im Ausland, unter anderem Dänemark, Brasilien und Japan, waren die positiven Folgen der Vertreibung. Nach dem Kulturkampf war die Blütezeit der österreichischen und bayerischen Provinz, die bis nach dem Zweiten Weltkrieg anhielt und neben der Volksmission auch wissenschaftliches Engagement beinhaltete. Bernhard Häring, Bruno Primetshofer stehen für diese Form redemptoristischen Wirkens. Nach dem Zweiten Vatikanum erreichte der krisenhafte Wandel auch die Redemptoristen. Nach der Schließung vieler Häuser und der Einführung eines gemeinsamen Noviziats und Studienhauses wurden Unionsgespräche geführt, die 2005 die bisherigen Kölner, Schweizer, Holländischen und Flandrischen Provinzen zusammenbrachte. Der Prozess der Zusammenführung der österreichischen und süddeutschen Provinzen begann 2008 und führte am 01. Januar 2015 zur Fusion. Otto Weiß geht der Geschichte beider Provinzen nach, die ihn sein Leben lang wissenschaftlich beschäftigt haben.



ISBN 978-3-7917-2616-8.  
€ 44.00.

Joachim Schmiidl ISCh

Elisabeth Münzebrock

## Teresa von Ávila

Mystikerin, Ordensgründerin, Vagabundin Gottes.  
Würzburg: Echter Verlag 2015. – 165 S.

Teresa von Ávila

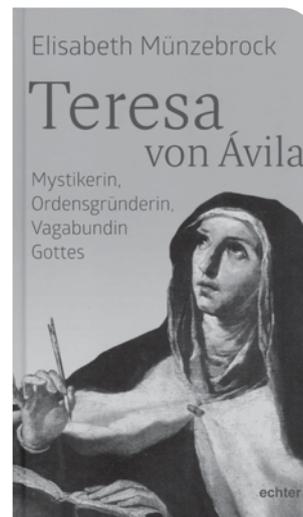
## Werke und Briefe

Gesamtausgabe

Band I: Werke. Band II: Briefe. – Herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Ulrich Dobhan OCD / Elisabeth Peeters OCD. Mit einem Geleitwort von Mariano Delgado.

Freiburg: Verlag Herder 2015. – 1915 + 1344 S.

Zum 500. Geburtstag der großen spanischen Heiligen und Kirchenlehrerin Teresa von Ávila sind wichtige Neuerscheinungen anzuzeigen. Eine Lebensbeschreibung legt die Eichstättler Philosophin Elisabeth Münzebrock vor. Sie erschließt die Stationen Teresas aus einem jüdischen Elternhaus über die ersten „dürren Jahre“ im Kloster der Incarnación in ihrer Heimatstadt und die Klostergründungen mit ihren Schwierigkeiten und Widerständen, aber auch mit den Freundschaften, die sie über Phasen der Anfeindung innerhalb ihres Ordens hinwegtrugen. In diese chronologische Biographie sind die Werke Teresas eingeflochten, die Münzebrock in ihren Inhalten grob nachzeichnet. Dabei lässt sie Teresa zu Wort kommen, in eigens angefertigten Übersetzungen ihrer Werke. Gut erschlossen sind die Stufen der geistlichen Suche Teresas, besonders in den zentralen Ausschnitten aus der „Burg mit den sieben Wohnungen“, mit denen die sieben Stufen der mystischen Annäherung an Gott und der Begegnung mit ihm geschildert werden. Münzebrock hebt an Teresa ihre Fähigkeit zu Beziehungen und Kontakten hervor, die sich in einer umfangreichen, nach Schätzungen bis zu 25000 Briefe umfassenden Korrespondenz zeigt. In ihnen kommentiert sie feinfühlig seelische Vorgänge bei sich und ihren Korrespondenzpartnern und zeigt sich als humorvolle Nonne, die sich bewusst ist, dass nicht alle das tun dürfen, was sie sich erlaubt. Zur ersten Begegnung mit Teresa ist Münzebrocks Einführung zu empfehlen.



ISBN 978-3-429-03825-0.

€ 14.90.

Wenn man sich intensiv in das Werk und das Denken der spanischen Ordensgründerin vertiefen möchte, wird man zur Neuausgabe der gesammelten Schriften greifen, die der Herder-Verlag zum Jubiläum vorgelegt hat. Ulrich Dobhan und Elisabeth Peeters haben in zwei Bänden, die vom Verlag in einem Schuber angeboten werden, alle überlieferten Briefe und Schriften der Kirchenlehrerin ediert, mit ausführlichen Einleitungen und Kommentaren versehen. „Der Weg der Vollkommenheit“ wird sogar in den beiden Fassungen der Codices vom Escorial und von Valladolid abgedruckt. Durch die Verwendung von Dünndruckpapier gelingt es, trotz des Umfangs von insgesamt 3300 Seiten zwei noch relativ handliche Bücher zu bekommen. Bibliographien, Glossare sowie Personen- und Sachverzeichnisse runden die Bände ab.

Mariano Delgado attestiert Teresa die Kunst, „so zu schreiben, dass sowohl die gelehrten Theologen wie die einfachen Laienchristen oder die nur literarisch und psychologisch Interessierten großen Nutzen aus ihrem spirituellen Weg ziehen können“ (I, 5). Teresa beschreibt in Bildern und Geschichten den Weg des inneren Betens, ihren Umgang mit dem lebendigen Gott, dessen Nähe sie selbst so lange entbehren musste, die Phasen der aktiven Tätigkeit im Dienst ihrer Gründungen ebenso wie das geheimnisvolle Liebespiel mit Gott, der sie immer intensiver an sich ziehen möchte und der sie in der Schule der Gemeinschaft des Klosters und des Ordens zur klugen Unterscheidung und der Vermeidung von Extremen anleitet. In ihren Briefen, von denen leider nur 468 überliefert sind, tritt uns eine Frau entgegen, die praktisch denkt und handelt, die sich ihrer Verantwortung und Position sehr bewusst ist, die mit Humor und Schläue Ratschläge erteilt und die eine große Fähigkeit zum Knüpfen und Aufrechterhalten von Beziehungen und Freundschaften besitzt. Wie ihre Schriften sind auch die Briefe von hoher literarischer Qualität. Die Meisterschaft Teresas in der spanischen Sprache wird durch die Übersetzungen sichtbar.

Wer sich in diesem Jubiläumsjahr mit der spanischen Kirchenlehrerin und der karmelitanisch-teresianischen Spiritualität auseinandersetzen möchte, kommt an der Neuausgabe ihrer Schriften und Briefe nicht vorbei. Doch die Mühe lohnt sich.



ISBN 978-3-451-31227-4.  
€ 149.00.

Joachim Schmiidl ISch

Pierre Emonet

## Ignatius von Loyola

Legende und Wirklichkeit.

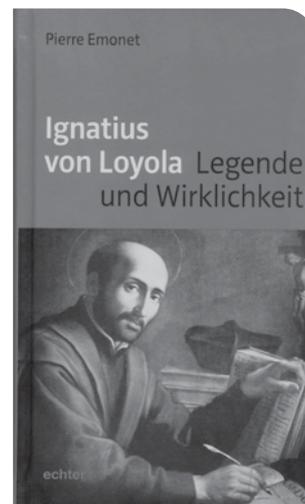
Würzburg: Echter Verlag 2015. – 183 S.

John W. O'Malley

## Eine kurze Geschichte der Jesuiten

Würzburg: Echter Verlag 2015. – 165 S.

Zwei Bücher über Ignatius und die Jesuiten sind anzuzeigen. Pierre Emonet, Jesuit aus der Schweiz, versucht, hinter der goldenen und der schwarzen Legende, die das Leben des Ignatius von Loyola umranken, dem wirklichen Menschen nahezukommen. Hagiographische Ummantelungen finden sich im Laufe der Jahrhunderte ebenso wie harsche Kritik. „Die einen erkennen in ihm den Mann der Vorsehung, der die Kirche zu neuen Ufern führte, die anderen klagen ihn an, den Gärstoff der modernen Häresien eingebracht zu haben. Reformator für die einen, Gegenreformer für die anderen; für die einen Verteidiger des Glaubens, für die anderen Totengräber des Christentums.“ (S. 9) Emonet entwickelt seine Lebensbeschreibung entlang des von Ignatius selbst in der dritten Person verfassten „Bericht des Pilgers“. Dadurch kommen Akzentverschiebungen zustande. Emonet konzentriert sich auf den geistlichen Weg, den Ignatius durchlaufen musste, von seiner Jugend als lebensfroher baskischer Edelmann über die Wende nach der Eroberung Pamplonas in die „harte Schule von Manresa“. Er beschreibt die mystischen Erfahrungen, die zu einem Zusammenbruch seiner Jugendideale führen, die Umwege, die er durch die Verhinderung eines längeren Aufenthalts im Heiligen Land geführt wurde, sein Studium, die Begegnung mit den ersten Gefährten. Emonet verschweigt nicht die Widerstände, die Ignatius von zwei seiner ersten Gefährten (Rodriguez und Bobadilla) erfahren musste, ebenso nicht das ambivalente Verhältnis der Gesellschaft Jesu zur Aufnahme von Frauen. Die Quintessenz des ignatianischen Lebens sieht Emonet in der Methode der Geistlichen Übungen, in der „Weise des Vorgehens“ unter Beachtung der geschichtlichen Umstände, der Unterscheidung der Geister, der Konfrontation mit der Wirklichkeit und der erneuten Überprüfung der getroffenen Entscheidungen. Der amerikanische Jesuit John O'Malley wendet diese Methode auf die fast 500jährige Geschichte der Gesellschaft Jesu an. Knapp und präzise führt er anhand der in den



ISBN 978-3-429-03764-2.

€ 14.90.

letzten Jahrzehnten angewachsenen Literatur in die Erfolge und Schwierigkeiten ein. Ein erstes Kapitel nimmt die Gründungsphase in den Blick. O'Malley hält drei Entscheidungen des Ignatius für wegweisend: die Exerzitionen, die Konstitutionen als „kluge Mischung aus Festigkeit und Flexibilität“ (S. 27) sowie den Entschluss zur Gründung von Kollegien, die zum Wachstum und zum Einfluss der Jesuiten wesentlich beitrugen. In den ersten hundert Jahren verbreitete sich die Gesellschaft Jesu in Europa und in Übersee. Sie konsolidierte sich durch die Beteiligung an den Missionen in Lateinamerika und China, war an der Förderung der Barockkultur auch durch eigene Mitglieder beteiligt, erfuhr aber Widerspruch durch Schüler aus den eigenen Reihen, von denen René Descartes der bedeutendste Philosoph ist. Drei Auseinandersetzungen führten schließlich zur Katastrophe der Aufhebung des Ordens im Jahr 1773: der Ritenstreit um die Missionsmethoden in China und Indien, der Gnadenstreit mit der rigoristischen Morallehre der Jansenisten sowie die kolonialismuskritischen, staatenähnlichen Reduktionen im heutigen Paraguay. Nach der Neugründung 1814 erholten sich die Jesuiten rasch wieder. Im 20. Jahrhundert stellten sie bedeutende Theologen und erforschten zum ersten Mal systematisch die eigene Geschichte und ihre Spiritualität. Der Höchststand der Mitgliederzahl wurde 1965 mit 36000 erreicht. O'Malley sieht in der Ära Arrupe eine vierte Gründung der Gesellschaft Jesu, die es ermöglichte, auf die Herausforderungen der Nachkonzilszeit und der veränderten demographischen Struktur der Jesuiten, deren Schwerpunkt sich eindeutig von Europa weg verlagert hatte, einzugehen.

Beide Bücher ergänzen sich und geben einen guten Einblick in Leben und Wirken des Stifters sowie in die vielfältigen Entwicklungsschübe einer spannenden Geschichte des Jesuitenordens.



ISBN 978-3-429-03777-2.  
€ 14.90.

Joachim Schmiedl ISCh

Rita Haub

## Alfred Delp

Im Widerstand gegen Hitler. – topos Taschenbücher 1007.

Kevelaer: Lahn-Verlag 2015. – 156 S.

70 Jahre nach seiner Hinrichtung in Berlin-Plötzensee steht der Jesuitenpater Alfred Delp wieder im Fokus des Interesses. 1907 in Mannheim geboren, katholisch getauft, evangelisch erzogen, wurde Delp als Sohn eines evangelischen Vaters zunächst konfirmiert, bevor er sich entschloss, der katholischen Konfession seiner Mutter zu folgen, kam er über den Bund Neudeutschland mit den Jesuiten in Kontakt. 1926 trat Alfred in das Noviziat der Jesuiten im voralbergischen Tisis ein, absolvierte seine Philosophie-Studien in Pullach, seine pädagogische Zeit in Feldkirch und St. Blasien sowie sein Theologiestudium im niederländischen Valkenburg und in St. Georgen. 1937 wurde Delp zum Priester geweiht und trat kurz darauf in die Redaktion der „Stimmen der Zeit“ ein. Hier entwickelte er im Selbststudium – eine Promotion an der Universität München war ihm unter Hinweis auf seine Zugehörigkeit zum Jesuitenorden verwehrt worden – sozialethische Konzeptionen auf der Grundlage der päpstlichen Sozialenzykliken, die ihn über seinen Provinzial Augustin Rösch in Kontakt mit den Männern des Kreisauer Kreises brachten. Seine Mitarbeit im Widerstand konzentrierte sich auf die Entwicklung einer Sozialordnung für die Zeit nach dem Ende des Dritten Reiches. Wenige Tage nach dem gescheiterten Hitler-Attentat vom 20. Juli 1944 wurde Alfred Delp verhaftet. Nach grausamen Verhören durch die Gestapo wurde er nach Berlin verlegt, wo er am 09./10. Januar 1945 vor dem Volksgerichtshof angeklagt und vom berühmten Richter Roland Freisler zum Tod verurteilt wurde. Kurz zuvor, am 08. Dezember 1944, hatte er im Gefängnis noch die Ewigen Gelübde ablegen können. Am 02. Februar 1945 wurde Delp in Berlin-Plötzensee gehängt.

Das kleine Büchlein ist die Neuauflage eines bereits 2007 erschienenen Werkes über den Jesuitenpater im Widerstand. Rita Haub, Historikerin und Leiterin des Referats „Geschichte und Medien“ der deutschen Jesuitenprovinz, hatte sich mehrfach mit Delp und seinem Ordensbruder Rupert Mayer auseinander gesetzt. Am 08. Januar 2015 ist sie im Alter von 59 Jahren gestorben. So ist das Taschenbuch über Alfred Delp nicht nur eine Erinnerung an diesen, sondern wurde auch zum Vermächtnis der Autorin.



ISBN 978-3-8367-1007-7.  
€ 9.95.

Joachim Schmiedl ISch

Katja Boehme

## Madeleine Delbrêl

Die andere Heilige.

Freiburg: Verlag Herder 2014. – 124 S.

*„Gib, dass wir unser Dasein leben  
Nicht wie ein Schachspiel, bei dem alles berechnet ist,  
Nicht, wie ein Match, bei dem alles schwierig ist,  
Nicht wie ein Zahlenproblem, bei dem man sich den Kopf zerbricht,  
Sondern wie ein endloses Fest, bei dem man dir immer wieder begegnet,  
Wie einen Ball, wie ein Tanz  
In den Armen deiner Gnade,  
Während Musik der Liebe uns allseits umfasst.  
Herr, komm und lade uns ein.“ (S. 24)*

Dies ist das Gebet einer Frau, die vorher, vor ihrer „Bekehrung“, wie sie selbst schreibt, Atheistin war. Katja Böhme beschreibt in ihrem Buch, das anlässlich ihres 50. Todestages in einer Neuauflage erschienen ist, die Lebensgeschichte von Madeleine Delbrêl. Dabei legt sie besonderen Wert auf die geistige Entwicklung dieser, wie sie sie bezeichnet, „anderen Heiligen“ (S. 8). Die Autorin beschreibt beeindruckend das Zeugnis Delbrêls für den christlichen Glauben, ihr radikales Engagement für das Evangelium und ihren Kampf für eine gerechtere Welt.

Madeleine Delbrêl wurde 1904 in Frankreich geboren. In Berührung mit dem Glauben kommt sie nicht in ihrer Ursprungsfamilie, sondern durch ihre Großmutter und durch die Vorbereitung auf erste heilige Kommunion. Mit 15 bezeichnet sie sich selbst als Atheistin. Die Familie Delbrêl wohnte zu dieser Zeit in Paris. Sie nahm zunächst ein Studium der Künste auf, interessierte sich aber auch für Philosophie und Literatur. Ihr Denken war beeinflusst vom Skeptizismus Montaignes und dem Nihilismus Nietzsches sowie durch eine starke Auseinandersetzung mit dem Werk Blaise Pascals. So studierte zusätzlich zur Kunst, Philosophie und Geschichte an der Sorbonne. Durch den Eintritt ihres Freundes Jean Maydiou in den Dominkanerorden, mit dem sie kurz vor der Verlobung stand, stürzte sie in eine existenzielle Krise, denn dieser Schritt war ihr zunächst völlig unverständlich. In dieser Zeit erfährt Madeleine, dass ihre atheistische Einstellung nicht haltbar war. Inspiriert durch ihre christlichen Freunde setzt sich intensiv mit Theresa von Avila auseinander. Betend erfährt sie, dass Gott sie gefunden hat, „dass er die lebendige Wahrheit ist, die man lieben kann, wie man eine Person liebt.“ (S. 21). Madeleine bezeichnet dieses Ereignis als Konver-



ISBN 978-3-451-06726-6.  
€ 10.99.

neue Bücher – zum Jahr der Orden

sion. Sie engagiert sich von nun an als Leiterin einer Pfadfindergruppe und entdeckte schon bald die sozial-caritative Prägung ihrer Berufung. So gründet sie die Gruppe „La Charité und lässt sich zur Sozialarbeiterin ausbilden. Unterstützt von Abbé Lorenzo zieht sie zusammen mit zwei Gefährtinnen im Oktober 1933 nach Ivry, eine Arbeiterstadt südöstlich von Paris, um dort ein Sozialzentrum aufzubauen und ihre Berufung in einer neu entstehenden Gemeinschaft zu leben. Im Rahmen ihrer politischen Arbeit setzt sie sich intensiv mit dem Marxismus und den Grundlagen der kommunistischen Partei auseinander, der sie dann aus Überzeugung nicht beitrifft.

Das Leben und Wirken ihrer eigenen Gemeinschaft im atheistischen Arbeitermilieu, ihre Spiritualität und ihre Reflexionen über Mission und Apostolat Ideen waren inspirierend und wegweisend für die Mission de France und die Arbeiterpriesterbewegung. Am 13. Oktober 1964 starb Madeleine Delbrél plötzlich, fast 60-jährig an einem Schlaganfall.

„Madeleine war von Gott begeistert, daher konnte sie gar nicht anders, als jedem Menschen, der ihr begegnete, dieses Glück ebenso zu wünschen. Ihre Nächstenliebe ging bis zum Äußersten, aber ihr Engagement wurde nie zum Selbstzweck.“ ( S. 102)

Katja Böhmers Buch ist für das Kennenlernen M. Delbréls sehr aufschlussreich. Sie beschreibt ihre Berufungsgeschichte und ihre soziales Engagement. Durch das Einfügen einiger von Madeleine selbst verfasster Texte und Gebete wird diese „andere Heilige“ lebendig und inspirierend für den eigenen Glauben. Sonja Sailer-Pfister

### Im nächsten Heft...

... geht es um das Thema „Jugend und Orden - Impulse zum Dialog“. Neben Beispielen aus der Praxis dokumentiert die Ordenskorrespondenz Inhalte der diesjährigen DOK-Mitgliederversammlung, die sich diesem Thema widmet.

Zu Gast bei der Mitgliederversammlung wird im Jahr der Orden auch der Präfekt der vatikanischen Religiosenkongregation sein. Voraussichtlich wird Heft 3/2015 seinen Besuch dokumentieren. Das Jahr der Orden ist außerdem Thema eines Vortrags von Hans Waldenfels SJ, den er anlässlich des 50jährigen Bestehens des Karmel Heilig Blut und des Jubiläums der heiligen Teresa von Avila, die vor 500 Jahren geboren wurde, gehalten hat. Auch diesen Vortrag dokumentiert die nächste Ordenskorrespondenz.

56. Jahrgang 2015, Heft 3

# ok

ordens  
korrespondenz

2015/Heft 3

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

Jugend und Orden –  
Impulse zum Dialog

Kardinal Braz de  
Aviz zum Thema  
Ordensleben

Klostergebäude im  
Übergang

ok

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

56. Jahrgang 2015, Heft 3

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Sr. Philippa Rath OSB, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ens Dorf, Telefon (09624) 92 01-0, [www.donbosco-druckdesign.de](http://www.donbosco-druckdesign.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

## Vorwort



Bei der Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobere (VDO) im Jahr 1979 hielt Bischof Klaus Hemmerle, Aachen, damals Vorsitzender der DBK-Kommission für „Geistliche Berufe und kirchliche Dienste“ ein Referat zum Thema „Orden und Jugend im Lebensraum der Kirche“. Weitere Referate nahmen die Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit und das Werben neuer Sekten um junge Menschen in den Blick. Die diesjährige DOK-Mitgliederversammlung hat die Blickrichtung umgekehrt: Erneut widmete sie sich dem Thema „Jugend“. Es ging aber nicht zuerst darum, was Orden für Jugendliche tun können; vielmehr standen die Jugendlichen und ihre Lebenswelt an erster Stelle. Eine Welt, die meist eben nicht mehr „im Lebensraum der Kirche“ verortet ist. Anliegen war es, „Impulse zum Dialog“ zu setzen und auf Augenhöhe miteinander ins Gespräch zu kommen: Brückenschläge zwischen zwei Welten, die inzwischen oft soweit voneinander entfernt zu sein scheinen. Dass diese „Brückenschläge“ weiterhin gelingen, zeigen die Beispiele aus verschiedenen Gemeinschaften, die die Ordenskorrespondenz ergänzend zur Dokumentation der Workshops und Referate der Tagung in den Blick nimmt.

Anlässlich des Jahrs der Orden war der Präfekt der vatikanischen Religiosenkongregation, João Kardinal Braz de Aviz, bei der DOK-Mitgliederversammlung zu Gast. Seinen Vortrag dokumentiert das aktuelle Heft. Was dieses Jahr für die Orden bedeuten kann, erläutert zudem P. Hans Waldenfels SJ in einem Vortrag, den er zum 50jährigen Bestehen des Dachauer Karmel gehalten hat.

Das hohe Durchschnittsalter in vielen Gemeinschaften und die Sorge um ein würdiges Altern der Ordensleute ist in der Ordenskorrespondenz häufig erörtert worden. Daneben stellt sich vielerorts die Frage nach der Zukunft der - oft auch historisch und architektonisch wertvollen - klösterlichen Gebäude, aus denen sich Ordensgemeinschaften zurückziehen. Aus Sicht des Erzbistums München und Freising äußert sich zu dieser Frage dessen Generalvikar Peter Beer. Statt „reaktiv-resignativem Zur-Kennntnisnehmen“ plädiert er für ein gemeinsames Gestalten der Zukunft; für einen „positiv proaktiven, gemeinschaftlichen Gestaltungswillen, der auf der Kraft des Glaubens beruht“.

Arnulf Salmen

# Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	257
--------------------------	-----

## ● Ordensleben

Katharina Hartleib OSF Alternde Gemeinschaft und jugendliche Gäste	261
Benedikt Müller OSB „Wenn sonst einer still für sich beten will, trete er einfach ein und bete“ (RB 52, 4)	266
Ruth Ehrler „Die Herzlichkeit und einfach die Atmosphäre geben mir Kraft für das ganze Jahr“	270
Jens Watteroth OMI Eine Mission mit der Jugend – die OMI-Jugendseelsorge	275

## ● Dokumentation

Bernd Hillebrand Am Lagerfeuer der Orden	280
Maurus Scholz OSB Wenn Klosterraum zum Spielraum wird	293
Angelika Gabriel / Moritz Beck „Jugend glaubt doch!“	297
Bernd Hillebrand Milieusensibel Gott verehren	302
Peter Schorr OFM Jugend und Ordensschulen	305
Tobias Wiegelmann Wer wir sind und was wir wollen	307
Bettina Rupp SSpS Weltkirchliche Erfahrung und solidarisches Engagement	311

## Nachrichten

Margareta Kühn SMMP  
Jugendarbeit in sozialen  
Brennpunkten 314

Christine Zeis MC  
Spannungsreiche Erfahrungen junger  
Ordensfrauen in der Formation 317

João Kardinal Braz de Aviz  
Vortrag bei der  
DOK-Mitgliederversammlung 2015 321

Hans Waldenfels SJ  
Das Jahr der Orden  
– was heißt das für uns? 331

Peter Beer  
Was geht uns das an? Gedanken  
zu Klostergebäuden im Übergang 346

Aus Rom und Vatikan 351

Aus der Weltkirche 353

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonzferenz 357

## Neue Bücher

Ordensrecht 367

Ordenstheologie 368

Ordensgeschichte 374

Spiritualität 377

Religionen 383



### Katharina Hartleib OSF

Sr. Katharina Hartleib OSF, Jahrgang 1958, ist ausgebildete Krankenschwester und Geistliche Begleiterin und arbeitete viele Jahre in der Berufungspastoral im Erzbistum Köln. Seit 2010 ist sie verantwortlich für die Jugend- und Berufungspastoral der Olper Franziskanerinnen, Mitglied der Provinzleitung der Deutschen Provinz sowie Formationsleiterin. Sie lebt in einem Kleinkonvent zum Mit-Leben für junge Erwachsene.



Katharina Hartleib OSF

## Alternde Gemeinschaft und jugendliche Gäste

Zur Jugendarbeit der Olper Franziskanerinnen

Die Olper Franziskanerinnen haben ihre Jugendpastoral vor einigen Jahren überdacht und neu aufgestellt. Mit der Errichtung des Konventes „San Damiano“ 2009 in der Olper Innenstadt wurde den drei Schwestern (alle drei Anfang 50) auch der Auftrag erteilt, die Verbindung zwischen den Menschen der Stadt, ihren Pfarreien und dem Mutterhaus am Kimicker Berg, neu zu knüpfen.

Das Haus San Damiano wurde zum Mit-Lebe-Haus der Gemeinschaft und beherbergt seit dem immer wieder junge Menschen die, aus den verschiedensten Gründen, eine Zeit im Kloster leben möchten. Sie kommen für Praktika in

einer unserer Einrichtungen oder innerhalb pastoraler Ausbildungen, nutzen spirituelle Angebote, auf die sie im Studium aufmerksam gemacht werden oder finden über das Internet unsere Gemeinschaft und sind neugierig.

Eine Schwester wurde beauftragt, die Presse – und Öffentlichkeitsarbeit neu zu ordnen, ein eigenes Veranstaltungsprogramm zu erstellen und durchzuführen und Angebote für Jugendliche und junge Erwachsene zu geben.

Einige Beispiele möchte ich herausgreifen, die sich erstaunlich gut entwickelt haben und die die eine oder andere Idee auch für andere Gemeinschaften sein könnte.

## **Klostertage für die sechsten Klassen der St. Franziskusschule**

Eine Anfrage aus unserem Gymnasium (in Trägerschaft der GFO: Gemeinnützige Gesellschaft der Franziskanerinnen zu Olpe), wie denn ein regelmäßiges Angebot der Schwestern für jüngere Schüler aussehen könnte, brachte uns auf die Idee der Klostertage für die Sechstklässler. Jede der fünf Klassen kommt einen Vormittag von 8.00 bis 12.00 Uhr in Begleitung eines Lehrers/Lehrerin ins Mutterhaus.

Dort beginnt der Tag mit dem Morgenlob, zu dem auch immer viele Schwestern kommen. In altersgerechter Weise geht es darum, den Lobpreis Gottes miteinander zu feiern. Die Klasse (meist 30 Schülerinnen) wird dann in drei Gruppen aufgeteilt, die jeweils drei Angebote im Laufe des Vormittags durchlaufen:

- eine Führung durchs Mutterhaus (Kloster kennen lernen),
- Teelichthüllen werden vom Wachs befreit, damit das Aluminium verkauft und der Erlös gespendet werden kann (eine „Handarbeit“ als Teil eines sozialen Projekts)
- eine Katechese zum Tau-Kreuz des Hl. Franziskus mit der anschließenden Herstellung eines eigenen Taukreuzes aus Ton für zuhause (Wissen vermitteln und Identitäten verbinden)

Mittendrin liegt, für viele Schüler das Highlight des Tages, das Frühstück mit Schwestern im Refektorium des Mutterhauses um 9.30 Uhr. Diese halbe Stunde bietet die Möglichkeit, die Schwestern in entspannter Atmosphäre, ganz nebenbei, ein wenig auszufragen. Eine kurze schriftliche Reflektion mittels eines Fragebogens fasst den Tag zusam-

men und die Runde mit der „ultimativ letzten Frage“ treibt auch die stillsten Teilnehmenden zu Höchstleistungen an. Genau diese letzte Möglichkeit bietet große Chancen, den wirklichen Fragen der Schüler auf die Spur zu kommen.

Der Klostertag endet in der Mutterhauskirche mit dem Mittagsgebet, zu dem auch wieder viele Schwestern kommen und ihren Tagesablauf dafür ändern. Danach gehen die Klassen wieder gemeinsam in die Schule.

Auch die begleitenden Lehrer/innen betonen immer wieder, wie aufgeschlossen ihre Schüler an diesem Tag sind und wie sehr sie diesen Ausflug und das gesamte Angebot schätzen. Eltern sprechen uns dann gelegentlich auf der Straße auf diese Klostertage an und sind erstaunt, wie begeistert ihre Kinder von diesem Tag erzählen.

Die Klostertage liegen immer im Januar und Februar und bieten auch die Möglichkeit, auf weitere Programmangebote im Lauf des Jahres hin zu weisen. So zum Beispiel auch auf die Klosterwochenenden für Mädchen, die immer Ende November zum Beginn des Advents liegen.

## **Klosterwochenenden speziell für Mädchen zwischen 13 und 16 Jahren**

Ermutigt durch den Kontakt zu Lehrerinnen der Franziskusschule, die uns bestätigt haben, dass es auch reine Mädchenangebote geben sollte, haben wir Wochenenden zu Beginn des Advents angeboten. Zunächst ein Wochenende, aber wegen der großen Nachfrage mittlerweile drei.

Vom klassischen Vesperbeten mit den Schwestern und dem Ministrantendienst

im Sonntagsgottesdienst, gibt es sehr viele Möglichkeiten ganz anderer Art:

- eine Rallye durchs Kloster, um die Schwestern in ihren Arbeitsbereichen kennen zu lernen, – selbst gedrehte Filmsequenzen der Teilnehmerinnen über das klösterliche Leben,
- Spiegelkreationen zum eigenen Ich und „Chat mit Gott“,
- „Rosenkranzzirkeltraining“ und Sternkreationen aus Papier,
- Versuche mit Nadel und Faden zum „Ich bin ich“ und Sternsingergewänder nähen,
- Morgenlob im Meditationsraum und nächtliche Lichterprozessionen durch die Kapellen des Mutterhauses bis hin zum Mittagessen zusammen mit den Schwestern im Refektor.

Alle Ideen haben zum Ziel, die jungen Mädchen neugierig zu machen auf unsere Art des klösterlichen Lebens und dienen dem Abbau von Berührungängsten zwischen den Gruppen der jungen Mädchen und den zumeist älteren Schwestern. Wobei die größere Herausforderung immer wieder für die Schwestern im Mutterhaus darin liegt, sich auf die Fragen und so ganz anderen Sichtweisen junger Leute einzulassen. Der Gewinn liegt auf beiden Seiten. Sie sind sehr voneinander berührt und angetan und es entsteht ein reger Austausch über eine große Bandbreite von Themen.

Zum anderen bieten diese Tage die Möglichkeit, neue Zugänge zu Gottesdiensten und zum persönlichen Beten zu finden und sich mit dem eigenen Glauben und dem Leben als Christen zu beschäftigen. Kurze Katechesen wechseln mit kreativen Angeboten, musikalische Runden mit meditativen Zeiten, Einzelbesinnungen mit Gruppenangeboten.

Nach drei Klosterwochenenden kam dann in verschiedenen Gruppen unabhängig voneinander die Frage bei den Mädchen an uns auf: „Können wir nicht öfter mal etwas zusammen machen? Nicht immer nur einmal im Jahr?“ Natürlich können wir. Und so ist eine große Gruppe von 15 -20 Mädchen entstanden, die sich zurzeit einmal im Monat im Konvent San Damiano zu vielfältigen Aktionen und Themen trifft.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Um dem Altersunterschied und den daraus resultierenden ganz anderen Themen und Interessen gerecht zu werden, gibt es ab Herbst neue und eigene Angebote für die Mädchen ab 16 Jahren. Dadurch, dass die jungen Mädchen jetzt weniger Berührungängste mit Ordensleuten haben, melden sich immer wieder einige, um uns bei anderen Aktionen wie dem Kommunionkinderfest oder dem Spendencafe tatkräftig zu helfen und sich mit uns zusammen zu engagieren.

## Büffeln und Beten für Abiturienten und alle, die vor Prüfungen stehen

Eine weitere Überlegung im Kreis der Schwestern war, nicht von uns aus zu denken und uns zu fragen, was wir denn jungen Leuten anbieten könnten. Wir haben stattdessen überlegt, was

junge Leute denn brauchen würden und was ihnen Nutzen bringen könnte. Das entspricht dem Lebensgefühl junger Erwachsener mit der Frage: „Was bringt mir das?“ Dabei sind wir auf das Angebot „Büffeln und Beten“ gestoßen, das auch schon in anderen Klöstern durchgeführt wird.

Wir haben in den Gymnasien und Realschulen der Stadt und umliegenden Orten Postkarten mit dem Angebot verteilt. Im ersten Jahr kamen an manchen Tagen drei oder vier, dann aber auch sechs Schüler. Statt der anvisierten einen Woche hatten wir am Ende vier Wochen lang Abiturienten im Haus. Durch den interessanten Titel sind natürlich auch Radio und Fernsehsender auf uns aufmerksam geworden, haben Reportagen mit den Schülern gemacht und somit das Angebot noch weiter verbreitet. Die Redakteurin einer Jugendszenezeitschrift hat einen ganzen Tag mit im Mutterhaus verbracht, um dann eine gute Reportage zu veröffentlichen.

Bereits im zweiten Jahr hatten wir für den ersten Tag 16 Anmeldungen, so dass wir sehr schnell ins Mutterhaus ausweichen mussten. Und die Zahl der Teilnehmenden ist von da an jedes Jahr gestiegen. In diesem Jahr haben 52 Schüler zusammen 160 Lerntage im Mutterhaus und im Konvent San Damiano verbracht.

Wir bieten das klösterliche Umfeld mit Gebetszeiten zu Beginn um 9.00 Uhr und zum Abschluss um 16.30 Uhr und einen stark strukturierten Tag mit dem Wechsel von Lernzeiten im Einzelzimmer, gemeinsam verbrachten Pausen und gemeinsamem Mittagessen und Nachmittagskaffee.

Für die Gespräche und die Seelsorge zwischendurch steht den ganzen Tag

eine Schwester zur Verfügung und zum Mittagessen noch zusätzlich zwei Mitschwestern.

Die Reflektionen zum Ende der Tage brachten Erstaunliches. Die Schüler schätzen zunächst am meisten die Ruhe im Haus und die Zimmer, in denen nichts vom Wesentlichen ablenkt. Als weiteres Wichtiges geben sie an, dass die Rundumversorgung mit Speisen und Getränken (und Süßigkeiten) sehr wohltuend ist. Verstehen kann man diese Einschätzung vor dem Hintergrund, dass viele den Tag über zuhause allein sind und sich um alles selbst kümmern müssen.

Eine erstaunliche Erkenntnis der meisten war es, dass die Nutzung der Smartphone oder der Tablets während der Lernphasen sehr ablenkt. „Ich habe vorher nie gemerkt, wie sehr das Lesen von Mails mal eben zwischendurch mich aus den Gedankengängen reißt und wie lange ich dann brauche, um wieder in den Gedankenfluss des eigentlichen Themas zu kommen.“

Viele Teilnehmer registrieren erstaunt, dass diese Form des Lernens sehr effektiv ist und sie dann am Ende, nach dem Abendlob um 17.00 Uhr noch genug Zeit fürs Fitnessstudio, Treffen mit Freunden und andere Dinge haben. Der klösterliche Alltag, mit dem steten Wechsel von Gebet, Arbeitszeit, Mahlzeiten und freier Zeit, wird als sehr modern und effektiv erlebt und höchst positiv bewertet.

## Fazit

Es ist relativ einfach, junge Menschen für ein „exotisches“ Angebot, wie es Klosteraufenthalte mit alternden Gemeinschaften nun mal sind, zu begeistern und dann auch die Kontakte zu intensivieren. Es braucht aber von Sei-

ten der Ordensgemeinschaft ein verlässliches personales Angebot, einen festen Ort und genügend Zeit und Raum für die Ausgestaltung der Kontakte.

Für die Kontaktpflege müssen die vielfältigen Möglichkeiten der Medien genutzt werden, die bei jungen Menschen selbstverständlich sind (Facebook, Whats App, Chatrooms usw.). Aber auch Zeitungen, Pfarrnachrichten und Printprodukte (Postkarten, Poster, Handouts), Radiosender und Lokal-TV sind unbedingt als Infomedien zu nutzen, weil über die vielfältigen Kanäle eine größere Breite von Nutzern und Interessenten erreicht wird.

Da Schüler, Studenten und Auszubildende durch Langtage in den Schulen, Ganztagschulen und das achtjährige Gymnasium (G8), längere Anfahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln hier im ländlichen Raum und vielfältige Verpflichtungen in Vereinen und durch Hobbies sehr wenig Zeit haben, ist es ein Gebot der Höflichkeit, die Angebote immer zeitlich zu begrenzen, strikt einzuhalten und langfristig anzukündigen. Eine Erinnerungsmail, einige Tage vor der Veranstaltung an alle Angemeldeten, halten wir ebenfalls für eine freundliche und sehr angebrachte Form der Gastfreundschaft.

Eine Herangehensweise über soziale Aktionen „etwas für Andere tun“ und zunächst kreative Angebote „Basteln, Backen, Handarbeiten, Malen“ hat sich im hiesigen Umfeld des Sauerlandes als die Beste herausgestellt. Darin eingeflochtene Katechesen, Gebetszeiten und andere spirituelle Angebote werden dann sehr gut angenommen. Uns ist wichtig geworden, die Jugendlichen im Kontakt mit uns nach ihren Wünschen zu fragen und Dinge anzubieten, die diesen Wünschen entsprechen. Veranstaltungen im großen Umfeld des Mutterhauses bieten den Vorteil, Gebetszeiten mit den Schwestern, eine Vielfalt von Räumen und die Möglichkeiten der Versorgung zu nutzen und andere Schwestern in Kurzkontakten zu erleben. Die Angebote im kleineren Haus und Kleinkonvent von drei Schwestern sind aber sehr viel persönlicher, flexibler und lebensnäher an jungen Menschen.

„Mensch Mama, die Schwestern sind total cool“ auf der einen Seite und: „es war wunderbar mit so jungen Mädels am Tisch zu sitzen und über Gott und die Welt zu plaudern“ auf der anderen Seite, sind zwei Seiten einer sehr schönen Medaille mit dem Titel: „alternde Gemeinschaft und jugendliche Gäste“.



### **Benedikt Müller OSB**

Br. Benedikt Müller OSB, Jahrgang 1972, trat im Januar 2009 in die Abtei Königsmünster in Meschede ein. Er ist staatlich anerkannter Erzieher, Koordinator für den Bereich Jugend und Bildung im Gastbereich des Klosters, verantwortlich für die Oberstufenakademie, Referent für Schulbesinnungstage sowie Autor mehrerer Theaterstücke.



Benedikt Müller OSB

**„Wenn sonst einer still für sich beten will,  
trete er einfach ein und bete“ (RB 52, 4)\***

Jugendliche entdecken die Stille und das Gebet

Die Benediktiner der Abtei Königsmünster (Meschede) bieten seit über 30 Jahren Besinnungstage und Seminare und Kurse für Schüler (Jahrgangsstufe 10 oder Oberstufe) an. Im Laufe eines Schuljahres brechen immer wieder Jugendliche aus ganz Deutschland zu einer Reise in eine andere Welt auf: zur OASE auf dem Klosterberg in Meschede, einer Welt, wo Schule und Kloster aufeinander treffen. Meist verbringen die Jugendlichen vier bis fünf Tage in der OASE, um sich dort intensiv mit dem eigenen Leben in all seinen Dimensionen auseinanderzusetzen. Zentral ist dabei die Arbeit an den eigenen spirituellen Ressourcen.

Das 52. Kapitel der Benediktsregel steht ganz im Zeichen des Oratoriums, des

Gebetsraums des Klosters. Benedikt ordnet hier das Verhalten bzw. die Haltung der Mönche beim Gebet. Er richtet ihre Gebetshaltung aus. Heute würden wir im Blick auf dieses Regelkapitel in der Jugendarbeit vielleicht sagen, dass es „Momente der Achtsamkeit“ auf das Gebetsverhalten bedarf und es Räume sowie Vorbilder im Blick auf Gebet hin braucht. Ein solcher „Moment der Achtsamkeit“ für Jugendliche während ihres Gastaufenthaltes auf dem Klosterberg ist der Meditationsraum in der OASE.

Als Referent der Besinnungstage habe ich vor drei Jahren regelmäßig begonnen, mit den Schülerinnen und Schülern die „Stationen“ zu beten. Je drei Mal am Tag wird der Kursalltag durch das Gebet durchbrochen: am Morgen –

am Nachmittag – am Abend. Diese Unterbrechung ist als gestalterisches Element für Besinnungstage bewusst gewählt, denn so erleben die Schüler/innen im Ansatz den klaren klösterlichen Tagesablauf.

In der Benediktsregel lesen wir im 52. Kapitel, „das Oratorium sei, was sein Name besagt, Haus des Gebetes. Nichts anders werde dort getan oder aufbewahrt.“ Im Meditationsraum findet nur das Gebet statt. Religionspädagogische Gruppenarbeiten mit beispielweise Traumreisen finden nur in den Gruppenräumen statt.

Die „Station am Morgen“ nimmt die Spur der benediktinischen Laudes auf. Diese „Station“ findet noch vor dem Frühstück statt. Ein Psalm oder eine andere Stelle aus der Heiligen Schrift stehen im Mittelpunkt der Gebetseinheit. Hier findet die Gebetsverbundenheit zwischen Schülern in der Oase und den Mönchen im Kloster deutlich einen Ausdruck. Der „Stations-Ablauf“ gestaltet sich in der Regel so: Zunächst betreten die Schüler in aller Achtsamkeit und in Stille den Gebetsraum. Nach dem Kreuzzeichen wird der Psalm gebetet. Es schließt sich ein Lied aus Taize an. Ein Gebet zum Tagesbeginn sowie das gemeinsam gesprochene VATER UNSER, danach folgt der Segen. „Nach dem Gottesdienst gehen alle in größter Stille hinaus und bezeugen Ehrfurcht vor Gott.“ (RB 52,2). Diese Stille des Morgens schätzen die Schüler sehr. In vielen Rückmeldungen der Jugendlichen hören wir, dass es eine besondere Erfahrung war, den Tag mit einem Gebet in aller Ruhe und ohne Hektik zu beginnen. Vielleicht gelingt es ihnen, diese kleinen Ruhemomente auch in ihren Alltag zu integrieren.

Die OASE ist ein von benediktinischer Spiritualität geprägtes Gästehaus der Abtei Königsmünster für Besinnung, Begegnung und Bildung, in dem Menschen aller Generationen, besonders Jugendliche und junge Erwachsene, ihren Platz haben sollen. Die Möglichkeiten des Gastseins in der Oase sind vielfältig:

- Programmkurse von Mönchen und Mitarbeitern zum benediktinischen Leben, zu religiösen Fragen und zur Lebensgestaltung,
- „Praktische Anthropologie – Tage religiöser Orientierung und Besinnung“ für Schülerinnen und Schüler an Gymnasien, Berufs- und Kollegschulen für Auszubildende sozialer Berufe,
- Seminar- und Kursangebote zur Weiterentwicklung der geistigen, personalen und kommunikativen Fähigkeiten durch Vorträge und Übungen im Rahmen der Oberstufenakademie.

Die „Station am Nachmittag“ ist zeitlich mit der Non des monastischen Stundengebetes verbunden. In dieser „Station“ geht es vor allem darum, einen Augenblick Atem zu holen und inne zu halten. Den Tag zu unterbrechen. Die „Nachmittags-Station“ stellt eine Brücke zwischen den beiden Themen- und Tageseinheiten dar. Texte, Geschichten und Musik führen die Kursteilnehmer vom Thema des Morgens zum Thema des Nachmittages.

Besonderes „Highlight“ für viele Jugendliche ist die „Station am Abend“,

die am letzten Kursabend im Meditationsraum in der OASE stattfindet. An den anderen Abenden besuchen die Schüler die Komplet in der Abteikirche. Der inhaltliche Schwerpunkt dieses Abendgottesdienstes ergibt sich aus den Themen der Kurseinheiten. Als Referent erlebe ich in diesen Gebetsmomenten immer wieder eine Spurensuche der Jugendlichen. Eine wahrhaftige Spurensuche nach Gott, der Welt und dem Glauben. Und da haben die Jugendlichen und die Mönche einen gemeinsamen Nenner: sie sind Gott-Sucher.

In der Reflektion der Kurstage höre ich als Rückmeldung oft: „Am Schönsten waren die Gebete im Meditationsraum.“ Mir stellt sich dann oft die Frage: Kann man eigentlich Jugendlichen das Beten lehren? Und wenn ja, was braucht es dazu? Die Antwort eines Jugendlichen auf diese Frage lautete einmal: „Betende Vorbilder und Rückzugsorte!“

Vorbilder müssen für sich selbst gefunden haben oder danach suchen, was für ihr Leben wichtig ist. Für uns Christen gilt das insbesondere im Blick auf die Bibel. Frère Roger, der Gründer von Taizé, hat einmal gesagt: „Lebe das, was du vom Evangelium verstanden hast. Und wenn es noch so wenig ist, aber lebe es!“

Ich schaue auf mich selber. Vor 22 Jahren lernte ich während meiner Erzieherausbildung im Rahmen unserer Besinnungstage Königsmünster mit seiner OASE kennen. Noch heute erinnere ich mich genau daran, dass ich mit kritischer Neugierde auf den Klosterberg kam und dann voller Faszination wieder die OASE verließ. Damals wurde Königsmünster ein wunderbarer „Stolperstein“ auf meinem Lebensweg – und das war und ist auch gut so! Und ich

erinnere mich, dass gerade die Gebetszeiten im Meditationsraum vor der Christus-Ikone des Dänen Peter Jegor mich sehr berührt haben. So war es mir ein großes Anliegen, diese Christus-Ikone wieder in den Meditationsraum der OASE zurückzuführen. Dazu gilt auch, was der Hl. Benedikt in seiner Regel schreibt: „Auch wenn sonst einer still für sich beten will, trete er einfach ein und bete, nicht mit lauter Stimme, sondern unter Tränen und mit wacher Aufmerksamkeit des Herzens“ (RB 52,4). Während der ganzen Kurszeit ist der Gebetsraum der OASE für die Schüler/innen geöffnet und zugänglich. Wir beobachten oft, dass vor der Tür Schuhe stehen und die Jugendlichen die Stille des Raumes nutzen, um in ihren Anliegen zu beten. Sich zu sammeln und so zu stärken.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Schulbesinnungstage können also eine spirituelle Reise auf der Gott-Suche und zu den Tiefen der jungen, menschlichen Seele getragen durch Christus und das Gebet in der (Klassen-)Gemeinschaft darstellen. Die Momente der betenden Stille und Achtsamkeit sind in den Tagen ein Anker für viele Jugendlichen und haben in der Kursstruktur und den Räumlichkeiten eine feste Verortung. Um es mit Worten des heiligen Benedikt aus dem Prolog in seiner Regel, in einer freien Übersetzung, so auszudrücken:



*Nimm das Leben wie eine „Schule“,  
in der du üben kannst, der zu sein,  
der du aus der Sicht Gottes wirklich bist. –*

*Wenn es dabei einmal schwierig und anstrengend wird,  
verlier nicht das Vertrauen in deinen Weg,  
erst recht dann nicht, wenn du merkst,  
dass deine eigene Kraft allein nicht ausreicht  
und du Hilfe brauchst.*

*Gerade dann geh geduldig Schritt um Schritt weiter.  
Vertrau darauf, dass unterwegs dein Herz wachsen und stärker wird.*

*Und auf einmal, und ohne dass du weißt wie, gehst du den Weg,  
den Gott dir unter die Füße legt,  
in der unbeschreiblichen Leichtigkeit und Lebendigkeit der Liebe.*

.....  
\* Leicht überarbeitete Fassung eines Artikels aus der Zeitschrift „Gruß aus der Abtei Königsmünster“ (Sonderausgabe: Jahresbericht 2014. Lebensort – Lebensräume)

## Ruth Ehrler

Sr. Ruth Ehrler, Jg. 1970, gehört seit 2001 zur Genossenschaft der Barmherzigen Schwestern vom hl. Vinzenz von Paul in Untermarchtal und ist seit 2003 in der Jugendarbeit ihrer Gemeinschaft tätig. Sie gibt unter anderem Besinnungs- und Orientierungstage junge Menschen, begleitet Firmgruppen bei dem Projekt „Klosterluft schnuppern“ und ist mitverantwortlich für Sternwallfahrt und Jugendtag in Untermarchtal.



Ruth Ehrler

„Die Herzlichkeit und einfach die Atmosphäre geben mir Kraft für das ganze Jahr“<sup>1</sup>

Junge Menschen sind bei den Vinzentinerinnen in Untermarchtal willkommene Gäste

### Das Kloster Untermarchtal: Räume für Menschen, die innehalten wollen

Als die Vinzentinerinnen 1891 von ihrem Gründungsort Schwäbisch Gmünd nach Untermarchtal im Alb-Donau-Kreis umgesiedelt sind, bot die neue Heimat der Gemeinschaft genügend Platz, um neben dem neuen Mutterhaus auch ein Bildungshaus zu bauen. Nach dem Vorbild des hl. Vinzenz von Paul (1581-1660) haben sich die Schwestern damals entschieden, in Untermarchtal Räume für Menschen zu schaffen, die innehalten, ihr geistliches Wissen erweitern und das spirituelle Leben vertiefen wollten. So entstand im Laufe der Jahre ein Exerzitien- und Bildungshaus

mit inzwischen 180 Betten, in dem Menschen jeder Altersstufe willkommen sind. Das Exerzitienhaus der Schwestern hat sich schon früh zu einem Anziehungs- und Treffpunkt für religiös interessierte Menschen in der ganzen Diözese Rottenburg-Stuttgart entwickelt.

Immer wieder erzählen Mitschwestern und Gäste im Bildungshaus, dass sie schon vor vielen Jahren als junge Menschen nach Untermarchtal gekommen sind, um in einer Gruppe von bis zu 100 Mädchen Besinnungstage zu erleben. Dabei kommt oft dankbar zum Ausdruck, wie diese Tage sie ganzheitlich positiv geprägt haben. Sie haben sich willkommen gefühlt, so wie sie damals waren, mit all ihren Fragen, Zweifeln,

Krisen, Nöten und Sehnsüchten. Solche Besinnungstage wurden viele Jahre hindurch mehrmals im Jahr in Untermarchtal angeboten und fanden großen Anklang.

## Angebote für junge Menschen heute

Das Kloster Untermarchtal macht heute eine Vielzahl von Angeboten für Jugendliche und junge Erwachsene:

- Seit über 20 Jahren gibt es religiöse Freizeiten für Mädchen von 10-13 und von 14-17 Jahren in den Sommerferien.
- Bei gemeinsamen Fahrten zu Weltjugendtagen sowie zum Taizé-Treffen über den Jahreswechsel besteht für junge Erwachsene zwischen 18 und 35 Jahren die Möglichkeit, mit uns Schwestern in Kontakt zu kommen.
- Wir Schwestern werden immer wieder eingeladen, in Schulen zu kommen, um von unserem Leben und Glauben zu erzählen. Gleichzeitig machen sich Lehrerinnen und Lehrer aus unterschiedlichen Schularten mit Schülern ab Klassenstufe 5 auf den Weg zu uns, um sich bei „Tagen der Orientierung“ mit dem eigenen Leben, aber auch mit unserer Lebensform als sozial-caritative Gemeinschaft auseinander zu setzen.
- Gelegentlich gestalten wir Schwestern einzelne Bausteine für Gruppen, die zu uns kommen, um den jungen Gästen die Möglichkeit zu geben, etwas über unser Leben zu erfahren und die klösterlichen Gegebenheiten kennenzulernen.
- An Wochenenden ist das Projekt „Klosterluft schnuppern“ für bis zu fünfzehn Firmbewerberinnen und

Firmbewerber mit ihren Begleiterinnen und Begleitern sehr beliebt. Das Besondere an diesem Angebot ist, dass die Gruppe bei den Mahlzeiten in einem kleinen Schwesternkonvent zu Gast ist und die Jugendlichen sich unterstützend nach dem Essen beim Geschirr spülen und Abtrocknen beteiligen.

- In diesem kleinen „offenen“ Konvent haben auch einzelne junge Frauen von 17-35 Jahren die Möglichkeit, einige Tage oder für eine längere Zeit unser Leben als Vinzentinerinnen kennenzulernen. Im gemeinsamen Beten, Arbeiten und Feiern wollen wir mit ihnen Impulse für den persönlichen Glaubens- und Berufungsweg setzen.

Gemeinsam mit engagierten, jungen Menschen Angebote zu gestalten, ist uns Schwestern in der Jugendarbeit sehr wichtig: Jugendgruppen, Chöre oder Bands, die unsere seit über 30 Jahren monatlich stattfindenden Jugendvespern in der Klosterkirche St. Vinzenz inhaltlich und/oder musikalisch bereichern, sind sehr willkommen. Junge Frauen unterstützen uns als Betreuerinnen bei den Mädchenfreizeiten sowie bei der Kinderbetreuung, wenn im Rahmen des Jahresprogrammes in unserem Bildungshaus Exerzitien und Besinnungstage für Familien stattfinden. Außerdem helfen sie bei der Durchführung unseres jährlichen Begegnungstages für Familien und Alleinerziehende, u.a. bei Kreativangeboten oder beim Musizieren im Gottesdienst. Die Gestaltung und der Aufbau des jüngst auf unserem Klostergelände entstandenen „Friedensweges“ wurde von Firmvorbereitungsgruppen unterstützt und auch die Ideen für den Ausbau der sich in

Planung befindlichen, neuen Jugendräume haben wir zusammen mit jungen Menschen erarbeitet.

Die Zahl der Teilnehmerinnen und Teilnehmer an Besinnungstagen zu verschiedenen Themen und für unterschiedliche Altersgruppen wurde in den letzten Jahren geringer. In unserem Team von Schwestern, die haupt- und ehrenamtlich die Jugendarbeit mitgestalten, denken wir oft über die Frage nach, woran diese Veränderung liegt und welche Angebote für junge Menschen so attraktiv sind, dass sie ihre immer kostbarer werdende freie Zeit gerne in Untermarchtal verbringen. Dabei ist uns wichtig, für die Bedürfnisse, Sehnsüchte und auch die Nöte der Jugendlichen unserer Zeit offen zu sein und zu bleiben.

Die „geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit“, die Wegweiser für die Arbeit des hl. Vinzenz von Paul waren, sind auch Grundlage für unsere Überlegungen. Junge Menschen sollen sich bei uns willkommen und angenommen fühlen mit dem, was sie mitbringen, mit ihren Stärken und Schwächen. Sie sollen Möglichkeiten bekommen, das Leben in einer Gruppe von Gleichgesinnten mitzugestalten und dabei soziale Kompetenzen zu erlangen, die ihnen auch in ihrem persönlichen Alltag helfen können. Sie sollen spüren, dass das Leben in Gemeinschaft ermutigend und stärkend sein kann und dass Gott uns auf unserem Weg Freude, Zuversicht, Vertrauen und Hoffnung schenken will.

### **Sternwallfahrt und Jugendtag**

Eine bunt gemischte, große Schar von jungen Gästen dürfen wir Schwestern jedes Jahr in der Woche nach Pfingsten

bei uns willkommen heißen. Die Sternwallfahrt nach Untermarchtal fand Ende Mai 2015 bereits zum 35. Mal statt und mündete am „Dreifaltigkeitssonntag“ in den Jugendtag ein.

Wie kam es zu diesem jährlichen Event, das ursprünglich als einmalige Veranstaltung geplant war? Im Jahr 1981 lud unsere Gemeinschaft aus Anlass des 400. Geburtstags unseres Ordensgründers Vinzenz von Paul die Jugendlichen unserer Diözese Rottenburg-Stuttgart zu einer Sternwallfahrt mit sich anschließendem Jugendtag ein. Die Einladung wurde zahlreich angenommen und am Ende dieser Tage haben die Jugendlichen angekündigt, dass sie im nächsten Jahr wiederkommen werden. Die Schwestern haben sich darauf eingelassen und machen sich seitdem jedes Jahr erneut mit vielen jungen Menschen und engagierten Erwachsenen auf den Weg, dieses „Fest des Glaubens“ vorzubereiten und zu feiern.

In einer Gruppe von etwa 50 Personen beginnen die Vorbereitungen zu Sternwallfahrt und Jugendtag jeweils schon im November des vorhergehenden Jahres mit der Themenfindung. Die Jugendlichen Schülerinnen und Schüler, Auszubildenden, Studentinnen und Studenten, Priester und Schwestern ringen beim ersten Treffen des sogenannten „Außenteams“ gemeinsam um ein Thema, das durch die Tage der Sternwallfahrt und des Jugendtags führt. Ein weiteres Treffen an einem Wochenende im Januar lässt die Mitglieder des Außenteams in die inhaltliche Vorbereitung von Sternwallfahrt und Jugendtag einsteigen. Zum Jugendtagsthema (2015 lautete es: „Ich habe dich beim Namen gerufen!“ nach Jes 43,1) wird ein Heft mit Impulsen, Gebeten, Bibel-

stellen, Liedern und Spielen zusammengestellt, das den Gruppenleitern für die inhaltliche Gestaltung des Unterwegsseins auf der Sternwallfahrt zugesandt wird. In drei weiteren Vorbereitungsteams werden Ideen für den Meditationsgottesdienst und die Komplet am Samstagabend sowie das Morgenlob und die abschließende Eucharistiefeyer am Sonntag geplant und umgesetzt. Dabei ist es den Teams wichtig, die Jugendlichen mit zeitgemäßen Anspielen, unterschiedliche Gebetsformen, kreative Aktionen und mit „junger“ Musik anzusprechen.

Informationen zu Sternwallfahrt und Jugendtag erhalten interessierte Personen über gedruckte Plakate und Flyer, auf der Homepage [www.jugendtag.de](http://www.jugendtag.de) sowie über den Jugendtags-Newsletter. Am schnellsten und effektivsten erreichen wir Jugendliche über unsere Facebook-Seite „Jugendtag Untermarchtal 2015“. Deshalb machen wir seit Sommer 2014 auf diese Weise ganzjährig auch auf unsere sonstigen Angebote für Jugendliche aufmerksam. Die persönliche Weitergabe der Sternwallfahrts- und Jugendtags-Begeisterung ist besonders wirksam. Das zeigt sich daran, dass sich viele Sternwallfahrtsgruppen seit Jahren mit „alten Hasen“ auf den Weg nach Untermarchtal machen, in denen aber auch „Newcomer“ ihren Platz finden.

Wenn die ca. 1.000 Sternwallfahrer am Samstagnachmittag bei uns auf dem Klostergelände eintreffen, sind bereits rund 200 Helferinnen und Helfer vor Ort, die bei der Betreuung der Jugendlichen in den Übernachtungsstätten im Einsatz sind, bei der Essensausgabe oder dem Getränkeverkauf helfen oder am Sonntag einen von ca. 50 meditativen, biblischen, kreativen oder Ge-

sprächs-Workshops leiten. Zusammen mit uns Schwestern heißen diese ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer die Sternwallfahrer willkommen, die z.T. fünf Tage zu Fuß, mit dem Fahrrad oder auch auf der Donau mit dem Kanu unterwegs waren. Häufig ziehen die Jugendlichen stolz mit ihrer eigens zum Jugendtagsthema gestalteten Fahne bei uns ein. Manche haben unterwegs ein Lied umgeschrieben, einen Tanz einstudiert oder ein Gedicht verfasst, das für alle Anwesenden aufgeführt wird.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Es ist ein besonders schönes Erlebnis, wenn sich unser Klostergelände in diesen Stunden immer mehr mit jungen Menschen füllt und Musik, Tanz und frohe Lebendigkeit alle begeistern. Wenn am Sonntagnachmittag im großen Zelt während und nach der Eucharistiefeyer mit einem unserer diözesanen Bischöfe die frohe und ausgelassene Stimmung kaum mehr zu bremsen ist, ist der Höhepunkt des Jugendtages erreicht. Wir Schwestern lassen uns von der Heiterkeit und Dankbarkeit der jungen Menschen anstecken und mittragen. Gerne nehmen sie unser Versprechen entgegen, dass wir in unseren Gottesdiensten die Jugendtagskerze

anzünden, die jedes Jahr von einer anderen Jugendgruppe zum Jugendtagsthema gestaltet wird. Auf diese Weise tragen wir sie im Gebet bis zum nächsten Jugendtag mit.

Sternwallfahrt und Jugendtag wurden in den letzten Jahren gleichbleibend gut besucht. Die etwa 1.200 Anmeldungen zur Sternwallfahrt werden durch hinzukommende Jugendtagsbesucher am Sonntag auf 2.500 Teilnehmerinnen und Teilnehmer mehr als verdoppelt. Darunter sind auch Firmbewerberinnen und Firmbewerber, die dieses Angebot als Projekt wählen und sich oft im darauffolgenden Jahr wieder mit auf den Weg nach Untermarchtal machen.

Wir Schwestern erfahren den jährlichen Jugendtag mit vorausgehender Sternwallfahrt als ein riesiges Geschenk. Es ist eine bereichernde und stärkende Erfahrung, wie jede Schwester sich mit ihren Fähigkeiten und Begabungen einbringt. Dankbar sind wir besonders für das Gebet unserer älter gewordenen Schwestern. Gottes Geistkraft und Wirken trägt den Jugendtag und wird ihn – so hoffen wir – auch in Zukunft möglich machen.

.....

- 1 Eintrag von Yasmine im Gästebuch zum Jugendtag in Untermarchtal.

### Jens Watteroth OMI

P. Jens Watteroth OMI (geb. 1981 in Karlsruhe) ist seit 2007 Oblate der Makellosen Jungfrau Maria. Von 2010 bis 2012 war er als Schulseelsorger am ordenseigenen Gymnasium Mariengarten in Borken-Burlo tätig, seit Juli 2012 leitet er das OMI-Jugendbüro in Hünfeld. Außerdem hat er die Leitung des Gäste- und Exerzitienhauses im St. Bonifatiuskloster in Hünfeld inne und arbeitet in der internen Ordensausbildung mit.



Jens Watteroth OMI

## Eine Mission mit der Jugend – die OMI-Jugendseelsorge

### Die Oblatenmissionare und die Jugend

Die Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria (OMI) sind eine missionarische Ordensgemeinschaft, die heute in beinahe 70 Ländern weltweit vertreten ist. Vom heiligen Eugen von Mazenod wurde die Gemeinschaft im Jahr 1816 gegründet, um in seiner Heimat, der Provence, durch das Predigen von Volksmissionen den Glauben bei den Menschen wieder neu zu entfachen. Ab 1841 sandte die Gemeinschaft Missionare in verschiedene Länder und übernahm so auch die Weltmission unter ihre vorrangigen Aufgaben. Neben diesen beiden Aufgaben hatte der Ordensgründer von Anfang an die Jugendlichen besonders im Blick und so heißt es heute in Regel 7b der Satzungen und Regeln der Oblatenmissionare: „Die Gemeindemission, die Jugendmission und die Weltmission nehmen traditionsgemäß den ersten Platz in unserem Apostolat ein.“

Drei Jahre bevor er die Gemeinschaft der Missionare der Provence – die späteren Oblaten der Makellosen Jungfrau Maria – gründete, rief Eugen von Mazenod in seiner Heimatstadt Aix-en-Provence eine Jugendkongregation ins Leben. Für ihn war die Jugendkongregation ein Weg, die Jugendlichen in ihrem Glaubensleben zu begleiten und zu unterstützen. Napoleons Ziel war es, die Jugend im Sinne der Werte des Kaiserreiches zu erziehen. Eugen von Mazenod setzte dagegen auf eine von Grund auf christliche Erziehung. Die Jugendkongregation in Aix hatte einen derartigen Erfolg, dass sie innerhalb von drei Jahren auf über 300 Mitglieder anwuchs. Zum Konzept dieser Jugendkongregation gehörte aber nicht nur eine Förderung des christlichen Lebens und der persönlichen Beziehung. Eugen von Mazenod investierte vor allem Zeit, um bei den Jugendlichen zu sein, ge-

meinsam zu spielen und ihnen zuzuhören. Das gemeinsame Gebet, die Feier der Sakramente und die christliche Unterweisung gehörten dann selbstverständlich zum gemeinsamen Programm. Zwei Grundsätze waren für Eugen von Mazenod prägend bei seiner missionarischen Tätigkeit. Er sah sich selbst und die Gemeinschaft der Oblaten vor allem gesandt zu den Armen und Verlassenen. Er verstand darunter diejenigen, die von den kirchlichen Strukturen nicht erreicht wurden. Den Weg, diese Menschen wieder zu Christus zu führen, beschreibt er in seinem Vorwort zu den Satzungen und Regeln so, dass es darauf ankommt „die Menschen wieder zur Vernunft zu bringen, sie zu echten Christen zu formen und auf den Weg der Heiligkeit zu führen.“ Bevor es darum geht, die Menschen im christlichen Glauben zu bilden, steht also der Weg, sie zu echtem Menschsein zu führen. Dieser Dreischritt bildet bis heute die Grundlage für die Mission der Oblaten: die Menschen sollen zuerst zu Menschen werden, dann zu Christen und schließlich zu Heiligen.

Für Eugen von Mazenod war die „Leitung der Jugend“, wie er diesen Dienst nennt, derart zentral, dass in der ersten Fassung der Satzungen und Regeln der Oblaten festgeschrieben ist: „Die Leitung der Jugend ist als eine der wesentlichen Aufgaben unserer Genossenschaft zu betrachten.“ (Satzungen und Regeln von 1818) Außerdem wird vorgeschrieben, dass eine Jugendkongregation in Anbindung an alle Niederlassungen der Gemeinschaft zu gründen ist. Aus verschiedenen Gründen hatte die Jugendkongregation in Aix-en-Provence bald mit Schwierigkeiten zu kämpfen und der Regelartikel über die

Gründung von Jugendkongregationen wurde nie konsequent umgesetzt, so dass die Jugend nicht der Schwerpunkt war, der sie hätte sein können und nach Meinung des Ordensgründers vielleicht auch hätte sein sollen. Dennoch widmeten die Missionare bei den Volksmissionen der Jugend immer ein besonderes Augenmerk. Eugen von Mazenod lag bei seinem Engagement immer die Evangelisierung am Herzen. Einem Einsatz der Patres in Schulen und Internaten oder die Übernahme derselben stand er immer kritisch gegenüber. Die Arbeit dort hätte einen hohen Aufwand an Zeit und Energie für Unterricht und Betreuung erfordert, während die eigentliche Evangelisierung nur indirekt möglich gewesen wäre. Die Jugendkongregation von Aix sah er hingegen als ein ideales Mittel zur Evangelisierung an, weil die volle Energie genau darauf ausgerichtet werden konnte.

### **Ein neuer Aufbruch**

In den letzten 20 Jahren ist zu beobachten, dass die Jugend innerhalb des Apostolats der Oblatenmissionare wieder neu in den Blick kommt. An vielen Orten entstehen neue Jugendgruppen, die den Oblaten auf die ein oder andere Weise verbunden sind. In der ehemaligen Deutschen Ordensprovinz ist das vor allem seit Anfang der 1990er Jahre und dann intensiver seit der Heiligsprechung des Ordensgründers Eugen von Mazenod im Jahr 1995 zu sehen. Eine große Zahl neuer Jugendgruppen bildete sich im Umfeld des Weltjugendtages, der 2005 in Deutschland stattfand.

Das Generalkapitel von 2004 verankerte die Jugendmission wieder neu in den Satzungen und Regeln (R7b, s.o.) und

legte Wert darauf, die Oblaten dazu aufzurufen, die Jugendmission wieder neu in ihrem Apostolat zu etablieren. Besonders wichtig ist dem Generalkapitel dabei der intensive Kontakt und die echte Beziehung. Ganz im Sinne Eugen von Mazenods steht an erster Stelle nicht die christliche Erziehung, sondern der Aufbau von Beziehung, das Kennenlernen der Identität und Kultur der Jugendlichen und die Förderung menschlicher Werte. Erst darauf aufbauend kann es darum gehen, die Jugend zu evangelisieren. Von großer Wichtigkeit ist, was im Grunde für alle Bereiche des Apostolates der Oblaten gilt, aber hier für die Jugendmission besonders betont wird, dass „der Dienst an der Jugend nicht die Initiative eines Einzelnen, sondern die der ganzen Kommunität ist“. (Akten des 34. Generalkapitels). Das Generalkapitel sieht die Jugendlichen als hauptsächliche Adressaten der Sendung der Oblaten, weil gerade sie die Armut und Verlassenheit, von der auch der Ordensgründer sprach, in besonderer Weise erfahren. Das ist nicht nur eine materielle Frage, sondern hat „mit Arbeitslosigkeit, Drogen und Abhängigkeit, Manipulation, sexueller Ausbeutung, Kinderarbeit, Hoffnungslosigkeit im Blick auf die Zukunft, zerbrochenen Familien“ (Akten des 34. Generalkapitels) und vielen weiteren Erfahrungen zu tun. Die Möglichkeit zu einer Veränderung der Situation wird dennoch vor allem bei den Jugendlichen selbst gesehen. Gerade darum ist die Evangelisierung der Jugend von immenser Bedeutung. In der Folge des Generalkapitels von 2004 fand im Jahr 2008 der erste internationale Oblatenkongress über die Mission mit der Jugend in Sydney statt. Dass hier von einer „Mission mit der Jugend“ gespro-

chen wird, ist ein Ausdruck der Überzeugung, dass Evangelisierung keine Einbahnstraße ist. Die Jugendlichen sind nicht nur Objekte, sondern eben auch Subjekte unserer Mission und der Weg ist ein gemeinsamer Weg mit den Jugendlichen. Der Kongress betont, dass die Jugend nicht nur die Zukunft der Kirche ist, sondern auch die Gegenwart. Evangelisierung der Jugend birgt in sich das Potential, etwas in der Welt zu verändern. Als entscheidend wird gesehen, dass die Oblatenkommunitäten als Gemeinschaften sich für die Jugendlichen öffnen und dass es gelingt, die Jugendlichen an der Sendung der Oblaten teilhaben zu lassen. Ein zweiter Kongress über die Mission mit der Jugend ist für März 2016 geplant. Das Ziel ist es, eine kongregationsweite gemeinsame Vision über die Jugendmission zu entwickeln und so oblatische Jugendmission fest im Apostolat der Oblaten zu verankern.

### **Die OMI-Jugendseelsorge in der Mitteleuropäischen Ordensprovinz**

Die Mitteleuropäische Provinz der Oblaten wurde 2007 aus der ehemaligen Deutschen Provinz und der Generaldelegatur Österreich-Tschechien neu gegründet. Im Jahr 2003 wurde das OMI-Jugendbüro eingerichtet, das seinen Sitz im St. Bonifatiuskloster in Hünfeld hat. Dort wird die OMI-Jugendseelsorge für die Ordensprovinz koordiniert. Die Jugendseelsorger treffen sich regelmäßig, um sich auszutauschen und gemeinsam Konzepte und Projekte zu entwickeln und durchzuführen. Auch auf europäischer Ebene gibt es einen derartigen Austausch. Jugendseelsorge soll, ganz im Sinne des Generalkapitels,

immer ein Gemeinschaftsprojekt sein. Grundlage der OMI-Jugendseelsorge ist das, was auch für den Ordensstifter Eugen von Mazenod von Bedeutung war: die Sendung vor allem zu denjenigen, die Armut und Verlassenheit erfahren, die nicht im engeren Kreis der kirchlichen Strukturen zu finden sind. Verfolgt wird dabei der ganzheitliche Ansatz, zunächst dabei zu helfen, dass junge Menschen mündige und verantwortungsvolle Persönlichkeiten, also zu Menschen werden und dann zu evangelisieren, den christlichen Glauben zu verkünden und junge Christen auf ihrem Glaubensweg zu begleiten, sodass sie zu Heiligen werden können, zu Menschen, die ganz für Christus leben. Zur OMI-Jugendseelsorge gehören vielfältige Aktivitäten. Regelmäßige Treffen in Kinder- und Jugendgruppen ermöglichen Gemeinschaftserfahrung, intensiven Austausch zu den Themen, die Jugendliche bewegen, die Erfahrung von Glaubensgemeinschaft und auch die Auseinandersetzung mit dem Glauben. Soziale oder auch missionarische Projekte ergänzen diese Erfahrungen durch die gemeinsame Zusammenarbeit und die Erfahrung, selbst aktiv etwas verändern und gestalten zu können. Ziel ist immer, die jungen Menschen dazu zu führen, einen eigenen Standpunkt einzunehmen, sich eine Meinung zu bilden, letztlich Verantwortung für das eigene Leben und die Gestaltung der Gesellschaft zu übernehmen, idealerweise aus dem eigenen christlichen Glauben heraus. Neben den Treffen in festen Gruppen zeigt sich, dass vor allem die geistliche Begleitung Einzelner ein wichtiges Element auf dem Weg ist, weil hier in besonderer Weise ermöglicht werden kann, dass ein junger Mensch zu einem

bewussten Christen heranwächst und seinen Glauben entschieden lebt.

Das grundlegende Konzept der OMI-Jugendseelsorge setzt sich auch durch unterschiedliche Veranstaltungen durch, die einmal oder mehrmals jährlich durchgeführt werden. Für Kinder zwischen 9 und 14 Jahren bietet das Sommerklostercamp die Möglichkeit, in den Sommerferien gute christliche Gemeinschaft zu erleben. Auch hier ist der Weg, zunächst einmal miteinander Zeit zu verbringen, bei Spiel, Spaß und Aktionen menschlich zu wachsen und Gemeinschaft zu erleben. Gebet, Gottesdienst und Katechese helfen dabei, tiefer in den Glauben einzutauchen. Für ältere Jugendliche gibt es verschiedene Angebote, die dann auch tiefer in den Glauben hineinführen sollen. Dazu gehören zum Beispiel bei „Ostern entgegen gehen“ die Kar- und Ostertage in einer Oblatenkommunität zu verbringen oder auch regelmäßige Glaubenskurs-Weekenden für Jugendliche und junge Erwachsene, die im Bistum Fulda in einer Kooperation mit der Katholische Jugend Fulda (KJF) und der Jugend der Schönstattbewegung (SMJ und MJF) durchgeführt werden. Ziel dieser Angebote ist es, einen weiterführenden und tiefergehenden Weg zu ermöglichen für diejenigen, die bereits länger mit dabei sind.

Wenn es darum geht, gerade die Jugendlichen zu erreichen, die von den kirchlichen Strukturen nicht unbedingt erreicht werden, gehört die Lebenswelt der Schule zu den Bereichen, in denen OMI-Jugendseelsorge ebenfalls vorkommt. Dazu gehört die Präsenz in der Schule. Intensiv möglich ist das am ordenseigenen Gymnasium Mariengarden in Borken-Burlo, aber auch an anderen

Standorten, wie Zwickau oder Hünfeld, ist ein Oblate auf unterschiedliche Weise an einer Schule präsent. Einfach da zu sein, zuzuhören, Begegnung zu ermöglichen, aber auch das Angebot zu Gespräch und Begleitung, öffnen Türen, um junge Menschen auf ihrem Weg zu stärken und zu fördern. Auch das Angebot der Tage Religiöser Orientierung gehört in diesen Bereich. Mehrere Tage mit einer Gruppe junger Menschen zu verbringen und mit ihnen zu arbeiten, ist ein wichtiges Feld. Hierbei stehen oft ganz menschliche Themen wie Beziehungen, Lebensorientierung, Gemeinschaft oder Zukunftsplanung im Mittelpunkt. Aber gerade diese Themenfelder sind ja wesentlich für den Weg zu menschlicher Reife und ermöglichen oft den Ansatzpunkt, über Sehnsüchte, Wünsche, Träume und Ängste auch zu den eigentlich religiösen Fragen des Lebens vorzudringen.

Im tschechischen Teil der Provinz entstand vor einigen Jahren das Konzept einer Gemeinschaft, in der junge Erwachsene für ein oder zwei Jahre gemeinsam leben können. Die Gemeinschaft ist angebunden an eine Oblatenkommunität und somit ein lebendiger Ausdruck der Vorstellung, dass Oblatenkommunitäten ihr Leben mit jungen Menschen teilen und für sie offen sein sollen. Gerade solches Gemeinschaftsleben bietet einen intensiven Weg des menschlichen und christlichen Wachsens und Reifens. Auch zeigt sich, dass um eine solche Gemeinschaft herum ebenfalls lebendige Gruppen von Jugendlichen entstehen, die ihrerseits einen Weg beschreiten, selbst aktiv werden und so auch an der Oblatenmission teilhaben. Nur ein Beispiel von vielen ist das Projekt „Workshop“, bei dem in ei-

ner Woche im Sommer Jugendliche in einem Ort zusammenkommen, dort ganz praktisch soziale Arbeiten verrichten, aber auch ein gewisses kulturelles Angebot für die Menschen vor Ort machen und so konkret selbst Oblatenmission leben, während sie sich auch auf einem eigenen Weg des Wachsens befinden.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Wesentlich zum Konzept der OMI-Jugendseelsorge gehört dabei immer, Jugendliche konkret in die missionarische Arbeit der Oblaten einzubinden, sei es als Gruppenleiter oder Betreuer, in der Vorbereitung und Durchführung von Veranstaltungen oder auf andere Weise. Ein besonderer Weg ist derjenige der sogenannten Jungassoziierten. Assoziierte Laien, die sich durch ein Versprechen an das Charisma Eugen von Mazenods und die Gemeinschaft der Oblaten binden, gibt es seit einigen Jahren. Junge Erwachsene, die über die OMI-Jugendseelsorge die Gemeinschaft der Oblaten kennengelernt haben, aber zu alt für die Angebote im Bereich der Jugend sind, beschreiten diesen Weg inzwischen ebenfalls. Etwa 40 junge Erwachsene gehören im Bereich der Mitteleuropäischen Ordensprovinz inzwischen dieser Gruppe an, die den Oblaten nicht nur nahesteht, sondern in besonderer Weise am Apostolat und der Missionsarbeit der Oblaten mitwirkt.

## ... Dokumentation

### Bernd Hillebrand

Dr. Bernd Hillebrand (geb. 1970 in Weingarten) hat in Tübingen und Bologna Theologie studiert und wurde 1999 zum Priester geweiht. Er war acht Jahre als Jugendpfarrer in Ravensburg tätig und hat dort die Jugendkirche „Joel“ aufgebaut. Seit 2011 ist er Hochschulpfarrer in Tübingen und hat zum Thema „Ästhetik in der Glaubenskommunikation“ promoviert.



Bernd Hillebrand

### Am Lagerfeuer der Orden\*

Jugend und Orden: prophetisch gedacht

Große Zelte, jugendgemäße Musik, Ordensleute mit nach oben gekrempelten Ärmeln und Wecken mit Wurst aus dem übergroßen Zeltlagertopf erinnern mich an große Jugendtage in den Klöstern, die meinen Glauben geprägt haben. Diese Orte haben gebrannt für den Glauben, authentische Menschen wurden zu Glaubensvorbildern und jeder war willkommen. An solchen Orten war es schön und deshalb kam man auch im Jahr darauf wieder.

Diese Impressionen wollen nicht die gute alte Zeit beschwören, sondern deutlich machen, dass sich die Landschaft der Jugend, aber auch die Landschaft des Ordenslebens in Deutschland verändert hat. Jugendliche stehen in einer funktional differenzierten Gesell-

schaft einer postmodernen Zeit vor der Herausforderung, ihr Leben selbst zu entwerfen, ihre Biografie selbst zu schreiben und die eigene Individualität aus einem Meer von Möglichkeiten zusammenzubasteln. Und Orden schrumpfen teilweise „nur noch auf einen Schatten ihrer selbst zusammen“<sup>1</sup>. Viele Orden könnten heute Jugendtage im Ausmaß der 1980er Jahre schon allein personell nicht mehr „stemmen“.

Dennoch ist es gerade über solche Jugendtage in den 1980ern gelungen, ein passendes Beziehungsverhältnis zwischen Jugend und Orden herzustellen. Und bei dieser Beziehung geht es nicht nur um eine gelingende Berufungspastoral, „wie müssen wir uns geben, wie müssen wir uns anpassen, wie müssen

wir Reklame machen, damit die Zahl der Eintritte junger Menschen wieder wächst“<sup>2</sup>, sondern es geht um die Jugendlichen selbst. „Nicht das Eure suche ich, sondern Euch!“ (2Kor 12,14).

Jugend und Orden ist ein Beziehungsverhältnis, bei dem beide einen Spiegel, ein Lernort für die Identität des jeweils anderen darstellen. Von dieser Hypothese soll in diesem Vortrag ausgegangen werden und sie hat auch eine alte Tradition. „Die großen Aufbrüche der Orden und ihre Erneuerung – es genügt, an einen Bernhard von Clairvaux und einen Franz von Assisi zu erinnern – waren zugleich Aufbrüche der Jugend.“<sup>3</sup> Ein ungewöhnliches Ereignis, für das junge Menschen besonders sensibel waren, brachte eine Bewegung in Gang, die hineinwirkte in Gesellschaft und Kirche.

2014 ist es einer italienischen Ordensfrau, Schwester Cristina Scuccia aus dem Orden der Ursulinen, auf beeindruckende Weise gelungen, eine Beziehung zwischen Orden und Welt, zwischen Orden und Jugend herzustellen. Das Beziehungsmedium war ihre Gesangsstimme, mit der sie durch Gefühl, Groove und Authentizität die italienische Gesangscastingchow „The Voice of Italy“ gewonnen hat. Einerseits hat sie sich gerade in ihrer äußeren Kleidung nicht angepasst, sondern war offensichtlich als Ordensschwester erkennbar. Andererseits hat sie mit ihrer Musik die Popularkultur heutiger Menschen aufgegriffen. Dadurch hat sie sich selbst nicht verleugnet, aber einen Bezug zur Lebenswelt junger Menschen geschaffen.

Um dem Beziehungsverhältnis „Jugend und Orden“ näher zu kommen, sollen drei Perspektiven einen neuen Weg er-

schließen. In einem ersten Schritt geht es um die Jugendlichen und ihr heutiges Spezifikum, wie sie ticken, wie sie denken, wie sie kommunizieren. In einem zweiten Schritt soll der Blick auf die Wirkung von Orden aus der Perspektive von Jugendlichen fallen. Was könnte dabei als fremdartig erlebt werden? Und schließlich eröffnet der dritte Schritt eine Perspektive, wie gegenseitiges Lernen heute gelingen könnte, indem eine doppelte prophetische Erinnerung eine neue Beziehungsdynamik entfacht.

## 1. Wie ticken Jugendliche?

In den vergangenen 10 Jahren hat sich die Gegenwartskultur wesentlich verändert. Es ist auffällig, dass sich der Kommunikationsstandard von einer Wortkommunikation zu einer Bildkommunikation verschoben hat. Unter dem Stichwort *Iconic Turn* wird die zunehmende Visualisierung von Kommunikation zusammengefasst. „Ein breiter Kreis von wissenschaftlichen Disziplinen – von Kunstgeschichte bis Medientheorie, von Soziologie bis Tourismusforschung – stellt fest, dass sich die Routinen der Botschaftsweitergabe gesamtgesellschaftlich immer stärker den Logiken des Bildes als denen des Wortes bedienen.“<sup>4</sup> Im Detail ist der Diskurs bei Maar/Burda zu finden.<sup>5</sup>

Diese bilddominierte Kulturbewältigung zieht sich durch die unterschiedlichsten Kategorien. Politische Überzeugungsarbeit findet durch Symbolisierung statt. Altbundeskanzler Schröder beispielsweise zog vor das Landesgericht, um zu beweisen, dass seine Haare nicht gefärbt sind. Auch im Bereich der Wirtschaft wird der kulturelle Raum über

Marken, Symbole und Infografiken bestimmt. In der Technik findet die Alltagsnavigation über ikonische Benutzeroberflächen statt. Im kulturellen Feld haben Begriffe, Programme, Konzepte ihre allgemeinen Assoziationsfelder verloren. Man spricht von einer kognitiven Entstandardisierung. Die Marke Tchibo beispielsweise steht schon lange nicht mehr nur für den Verkauf von Kaffee.

„Die Wahrnehmung von Botschaften durch die Empfänger wird heute erheblich wichtiger und tritt mehr als gleichberechtigt neben den Inhalt von Botschaften. Ein Denken, das in einer Art Dekorationslogik arbeitet – ‚Erst brauchen wir die Botschaft, dann kümmern wir uns um eine ansprechende Verpackung‘ – greift erheblich zu kurz. Im *Iconic Turn* fallen Inhalt und Form in eines: So wie ein Inhalt oder ein Botschaftsträger daherkommt, so ist er auch.“<sup>6</sup>

Denn Menschen greifen heute auf Kirche, Glauben und Orden zu, wenn sie zu ihrem Leben passen und nicht umgekehrt: Kirche hat keinen unmittelbaren Zugriff mehr auf Menschen. „Typisch für alle Jugendlichen und jungen Erwachsenen ist, dass sie das Image von Kirche sowie kirchlicher Organisationen vor dem Hintergrund ihrer eigenen kulturellen Orientierungen und Präferenzen bewerten; für anschlussfähig oder für inkompatibel befinden.“<sup>7</sup>

Erschreckend sind Zitate von Jugendlichen im Rahmen von Befragungen durch die Sinus-Milieu-Studie U27 aus dem Jahr 2007, in denen sie ihre Wahrnehmung von Kirche beschreiben. Zwei Leitfragen stellen sich dabei für Jugendliche: Sehe ich mit Kirche nicht nur nicht „scheiße“<sup>8</sup> aus, sondern ist sie

ein Beitrag zum eigenen „Schön-Sein“? Die Studie spricht hier von kulturellem Kapital. „Im Zuge der Ästhetisierung des Alltags werden kulturelle Zeichen und Symboliken (Mode, Musikgeschmack, Accessoires etc.) immer bedeutsamer, da sie [...] dabei helfen, sich in einer immer komplexer werdenden Gesellschaft zu verorten.“<sup>9</sup>

Die zweite Leitfrage beschreibt das Bedürfnis einer sozialen Ressource: Bringt die Teilnahme an kirchlichen Aktivitäten die Möglichkeit, interessante Leute meines Alters (in meiner Peergroup) zu treffen? Entsprechend zum kulturellen Kapital kann man hier von einem sozialen Kapital sprechen. Beide Fragen mit ihrer Forderung nach kulturellem und sozialem Kapital machen deutlich, dass nicht Verbände, Vereine oder Organisationen auf junge Menschen zugreifen, sondern eine Chance besteht, dass es genau umgekehrt ist und die Jungen darauf zugreifen, wenn bestimmte „Basics“ vorhanden sind und wenn kulturelle und soziale Passung bestehen.

Eine zweite Sicht auf die Jugendlichen beschreibt die Sozialtheorie. Die kulturelle und die soziale Ressource wird in der Sozialtheorie mit dem Begriff der Biografisierung beschrieben, als Biografisierung durch Inklusion und als Biografisierung durch Selbstsozialisation.

Biografisierung durch Inklusion heißt im Kern, dass ein junger Mensch fragen muss, wozu gehöre ich; und die Orientierung dafür findet über die Struktur und weniger über Werte statt. Jungen Leuten fehlen allgemeine Konsenserfahrungen und sie erleben sich über Rollenübernahmen und Mediengebrauch nur noch als teil-inkludiert. Es

boomt alles, wo sie sich dazugehörig erfahren: Events, Flat-Rate-Saufen, Soaps oder Castingshows.<sup>10</sup>

Biografisierung durch Selbstsozialisation meint, dass durch das Fehlen von voll-inkludierten Systemen ein Zwang zur Individualisierung entsteht. Der junge Mensch ist auf der Suche nach dem, was zu ihm passt und in diesem biografischen Passungsaufbau muss er sich abgrenzen, indem er sich unterscheidet (Distinktionsdruck). Die Frage „was passt zu mir?“ löst Druck aus: Passungsdruck, Auswahlndruck, Präsentationsdruck, Kontingenzdruck.<sup>11</sup> Kurz gesagt: Biografisierung entscheidet sich an den Fragen: „Wo gehöre ich dazu?“ und „Was passt zu mir?“

Wie ticken sie nun also die jungen Menschen und wie könnte man es auf den Punkt bringen? Erkenntnisse aus der Fast-Food-Branche können den momentanen Trend sehr gut bündeln. In den letzten Jahren hat McDonald's Deutschland massive wirtschaftliche Einbrüche erlebt. Der Bio-Burger bei „Hans im Glück“ oder bei „Holy Burger“ hingegen liegt voll im Trend. Der Jahresumsatz hat sich hier im vergangenen Jahr verdreifacht. Der Betreiber von „Holy Burger“ nennt dafür drei Gründe: „Erstens, die Leute wollen bewusst konsumieren. Wir sagen ihnen, auf welcher Weide das Rind gestanden hat. Zweitens [...] die Leute haben immer weniger Zeit. Burger geht schnell, auch bei uns. Und dann [...] die Individualität. Parson zeigt auf die Kreidetafel an der Wand, alle Zutaten sind frei kombinierbar. ‚Die Leute wollen was Eigenes.‘“<sup>12</sup>

Das heißt: Der junge Mensch entscheidet ganz bewusst, er wählt aus nach dem Kriterium der knappen Zeit und er sucht, was individuell zu ihm passt.

Die Generation, die so denkt, heißt Generation Y, weil sie wie *why*, „warum“ alles hinterfragt, pragmatisch entscheidet und statt Leistung und Karriere, Glück und Sinn sucht.<sup>13</sup>

## 2. Fremdkörper Orden – Wie wirken Orden auf Jugendliche?

Nochmals stelle ich Schwester Cristina Scuccia, die „the voice of Italy“ gewonnen hat, an den Anfang der weiteren Überlegung. In der Castingshow „the voice of Italy“ ist noch nie eine Ordensfrau aufgetreten. Mit ihrem Äußeren, dem Ordensgewand, und den damit verbundenen Assoziationen eines klösterlichen, eventuell weltfremden Lebens, das vom Gebet und einem enthaltenen Leben geprägt sein mag, ist sie offensichtlich gerade auch für die Jury ein Fremdkörper. Dennoch löst dieses Fremde in dieser Show einen Sinneswandel und einen sympathischen Zugang aus.

Aber nicht nur in der Show ist sie ein Fremdkörper, sondern sicher auch in ihrer eigenen Schwesterngemeinschaft. Auch wenn begeisterte Mitschwester beim Castingwettbewerb zu sehen sind, kann man davon ausgehen, dass mit einer derartigen Selbstpräsentation nicht alle Schwestern der Ursulinen einverstanden waren.

Interessant scheint mir, dass Jugendliche Orden, wie auch in der Show Schwester Christina, ambivalent wahrnehmen. Auf der einen Seite nehmen sie eine exotische und für sie kulturfremde Seite wahr, die nicht passt, weil sie lebenslang und ehelos angelegt ist, weil sie auf Kulturen verzichtet, die für sie lebensnotwendig scheinen, weil sie

absolut konform im Gegensatz zum persönlichen Individualitätsdrang auftritt.

Und auf der anderen Seite schätzen junge Menschen die authentische Erscheinung von Ordensleuten, die oft Unbestechlichkeit und Glück ausstrahlt und Interesse und Neugier gerade aufgrund der Andersheit hervorruft. Solchen Menschen begegnen sie selten und ersehnen in sich selbst diese innere Freiheit und dieses Glück. Deshalb suchen Schulklassen Klosterangebote für ein paar Tage, selbst Manager nehmen gerne ein paar Tage Auszeit im Kloster; aber eben nicht das ganze Leben lang. In dieser exotischen Faszination, die Jugendliche bei Orden wahrnehmen, liegen eine wichtige Ressource und ein eventuell zu verfolgender Adaptionsspunkt.

Die Herausforderung aber bleibt die Fremdheit als Fremdkörper und wie das Fremde in eine kulturelle Passung kommen kann. Dazu soll mit einem doppelten Blick auf die Fremdheit der Orden als Fremdkörper geschaut werden: Zum einen die Fremdheit als Fremdkörper nach außen und zum anderen die Fremdheit als Fremdkörper nach innen.

#### **Fremdheit als Fremdkörper nach außen**

Entsprechend der Verhältnisbestimmung von „Kirche in der Welt von heute“ in der Pastoralkonstitution des Zweiten Vaticanums *Gaudium et spes* geht es auch hier um die Bestimmung eines Beziehungsverhältnisses zwischen den „Orden und der Jugend von heute“. Wer soll sich an wen anpassen oder welche Kultur soll leitend sein? Diese Verhältnisbestimmung soll nun anhand von drei Aspekten aufgezeigt werden: iconic turn, eigenes Profil und Gemeinschaft.

#### *a) iconic turn*

Der bereits angesprochene *iconic turn* beschreibt einen Paradigmenwechsel vom Wort zum Bild. Kommunikation findet ästhetisch statt und wird stärker von ihrer Wirkung als von ihrer Intention bestimmt. Jugendliche nehmen auf diese Weise wahr und können zum Fremden und das Fremde zu ihnen nur eine Beziehung aufbauen, wenn ihre ästhetische Kommunikation mit beachtet wird.

Teilweise werden in Kirche und Orden innere Werte und charakteristische Prägungen gegen deren äußere Darstellung ausgespielt. Nur das Innere sei von Bedeutung, das Äußere unwichtige Dekoration. Dennoch hat im Zeitalter des *iconic turns* jede Präsentation nach außen auch eine Wirkung und eine Botschaft. Auf diesem Hintergrund haben bereits viele Ordensgemeinschaften Homepages mit bemerkenswertem ästhetischem Format entworfen. Facebook-auftritte und Newsletter hingegen sind qualitativ ausbaufähig. Oft unterliegen sie noch zu stark dem Paradigma des Wortes als dem Paradigma des Bildes. Die Organisation von Veranstaltungen erfordert heute ebenfalls eine ästhetische Professionalität, was den gesamten PR-Bereich als auch deren Durchführung betrifft. Oft wird hier eine ästhetische Trägheit mit Einfachheit und ein ästhetisches Unvorbereitetsein mit Spontaneität verwechselt. Der Orden wirkt dann eben träge und unvorbereitet und nicht einfach und spontan. Die Wirkung ist eindeutig und transportiert nicht die ursprünglich intendierte Botschaft.

Aber auch das äußere Erscheinungsbild von Ordensleuten hat eine ästhetische Wirkung. Wenn junge Ordensleute zum

Teil nicht altersentsprechendes Schuhwerk oder ungepflegte Haare tragen, dann hat dies eine Botschaft. Auch Ordensmenschen sind schöne Menschen, weil Gott sie schön geschaffen hat. Diese Botschaft muss auch ästhetisch wahrnehmbar sein, damit die Botschaft eindeutig ist.

#### *b) Eigenes Profil*

Jugendliche entscheiden sich bewusst und individuell. Daher ist es gut, wenn das spezifische Profil eines Ordens klar erkennbar ist. Sind Orden untereinander austauschbar, ihre Gründer nicht bekannt, dann wird es einem jungen Menschen schwer fallen, sich bewusst dafür zu entscheiden. Orden bleiben ein unbestimmter Fremdkörper nach außen, wenn sie kein klares Profil haben.

Beim Schärfen des eigenen Profils können die Orden in Südamerika gute Impulsgeber sein. Viele Orden in Südamerika sind stärker an Heilige gebunden, die auch eine aktive Verehrung erfahren. Diese Ordensgründer sind auch allen Laien bekannt, z.B. Namensheilige der jeweiligen Schule werden jedes Jahr groß gefeiert, und fungieren als Vorbilder. Bei europäischen Orden sind die Ordensgründer oft sehr unbekannt. Die Orden stehen vor der Herausforderung, ihre Gründer wieder stärker in eine Aktualität und Relevanz zur Zeit zu stellen.

Dann ist die Außendarstellung vieler Ordensgemeinschaften austauschbar. Die Bildungshäuser der Orden und deren Angebote unterscheiden sich kaum. Das Gründerideal ist in zum Teil hegemonialen Einrichtungen kaum wieder zu finden. Auch in der ästhetischen Ausstattung und Darstellung von Ordenshäusern müsste das Spezifikum des

Gründers nicht nur in Bildern, sondern in der Atmosphäre und Gesamtinszenierung ästhetisch erfahrbar sein.

Die Profilfrage setzt bereits bei der Berufungspastoral an. Es stellt sich beispielsweise die Frage: Dürfen und sollen Orden sich auf Angebote für die spezifische Berufung des Ordenslebens reduzieren, um das eigene Profil deutlich zu machen, oder ist es ihre Aufgabe, den allgemeinen Berufungsbegriff als Dienst an der jungen Generation zu favorisieren und dabei ihr eigenes Profil herauszustellen.

Ein weiterer Impuls aus Südamerika ist, dass die Ordensjugend bei den Firmvorbereitungen der Gemeinden mitarbeitet und die unterschiedlichen Orden sich im Laufe der Firmvorbereitung in allen Gemeinden vorstellen. Den Dienst der Pastoralreferenten übernehmen die Orden. Dadurch sind die Orden viel präsenter und bekannter. Sicher sind die personellen Ressourcen der Orden begrenzt, aber womöglich gibt es noch ungenutzte Spielräume.

Schließlich wird der Weltbezug bei jungen als auch älteren Ordensleuten in Südamerika stark gefördert, indem sie beispielsweise bewusst Urlaub außerhalb der Kommunität machen oder Wandertouren mit „normalen“ Touristen machen. Dadurch besteht eine aktive Beziehung nach außen. Und Freundschaften auf Augenhöhe außerhalb des Ordens und deren Pflege werden nicht nur gefördert, sondern auch gefordert.

#### *c) Gemeinschaft*

Letztlich wird die Zukunft der Orden von ihrer Öffnung nach außen abhängen, inwiefern es gelingt, Anschluss an die Zeit mit ihren je anderen Bedürfnissen (z.B. Individualität) zu finden. Und

die Frage nach innen könnte sein: Wenn unser Gründer heute leben würde, was würde er dann tun und sicher würde er auch etwas anderes tun.

Kooperationen mit anderen Orden, aber auch anderen säkularen Einrichtungen könnten tütöffnend sein. Katharina Kluitmann beschreibt in ihrem Buch „Die Letzte macht das Licht an?“<sup>14</sup> neue Modelle von Gemeinschaften. Sie denkt an Formen des Ordenslebens, in denen der individuelle Aspekt betont wird, bis hin zu Regionalkommunitäten. Oder in einem unklausuriert-kontemplativen Modell steht das kontemplative Leben im Mittelpunkt ohne die Vorstellung der Klausur zu übernehmen.<sup>15</sup>

Der ästhetische Aspekt des *iconic turns*, das eigene Profil schärfen und neue Gemeinschaftsmodelle denken sind drei Anregungen, die das Fremdsein von Orden nicht völlig auflösen können und wollen, aber eine neue Beziehung zur heutigen Zeit und Lebenswelt von jungen Menschen ermöglichen könnten.

Auf junge Menschen kann man nicht mehr einfach zugreifen. Ihre Lebensorte sind liquider geworden. An ihre Orte, eben „Anders-Orte“<sup>16</sup>, gilt es aufzubrechen. Dann besteht wenigstens die Möglichkeit, dass Jugendliche auf Orden zugreifen, wenn soziale oder ästhetische Passung vorliegt.

#### **Fremdheit als Fremdkörper nach innen**

Die Jugend findet sich ja nicht nur außerhalb des Ordens, sondern der junge Nachwuchs ist als Jugend selbst Teil des Ordens. Oft ticken die Jungen anders, haben andere Ideen oder sind plötzlich wieder sehr traditionell. Der junge Nachwuchs stellt durchaus einen Fremdkörper innerhalb des Ordens dar

und ihm selbst erscheint manches im Orden fremd, ja als Fremdkörper ohne dabei von der Konstitution und dem Proprium des Ordens abweichen zu wollen.

Der Nachwuchs und das sich verändernde System Orden stellen ein wechselseitiges Beziehungsverhältnis dar, das in sich fremd ist, wenn es nicht mehr in einer gesunden Balance steht.

Es geht um eine Balance zwischen System und Charisma. Allerdings ist das System des Ordens höchst gefährdet. Abnehmende Mitgliederzahlen als auch interne Umstrukturierungen und Neuausrichtungen sind in der Gefahr, das System über alles zu priorisieren. Das persönliche Charisma des Ordensmanns, der Ordensfrau kann oftmals keine Berücksichtigung mehr finden, da die Erhaltung des Systems einen funktionalen Vorrang hat. Junge Ordensleute berichten, dass es zwar Neuaufbrüche gibt, innerhalb derer es aber praktisch nicht möglich ist, charismenorientiert eingesetzt zu werden. An dieser Stelle stellt sich die bittere Frage, wann die Nachwuchsfähigkeit eines Ordens nicht mehr gegeben ist, weil nur noch die administrative Selbstverwaltung möglich ist.

Wo System und Charisma in einem gleichwertigen Beziehungsverhältnis zusammenfallen, ist der Boden für eine lebendige Gemeinschaft gegeben. Fremdheit nach innen gerade angesichts prekärer Auflösungserscheinungen braucht eine neu gelebte Gemeinschaft „aus dem einen Geist, aus der einen Berufung“<sup>17</sup>. Klaus Hemmerle, ehemaliger Bischof von Aachen, hat vor über 20 Jahren bereits drei Gefährdungen einer gelebten Gemeinschaft formuliert.

Die erste Gefährdung sah er darin, dass die Tätigkeit und Erfüllung des einzel-

nen nicht dem gemeinsamen Zeugnis dienen. Die Tätigkeit soll gerade charismenorientiert im Blick auf den ursprünglichen Auftrag des Ordens sein, aber sich nicht auf eine persönliche „Spielwiese“ oder äußere Zwänge des Ordens reduzieren. „Noch so wichtige Überlebensprobleme finanzieller Art, [...], noch so plausible Planungen pastoraler oder anderer Aktivitäten müssen sich prüfen lassen an der Frage: Bleibt jedes einzelne Glied der Gemeinschaft rückgebunden?“<sup>18</sup>

Eine zweite Not formulierte Hemmerle als eine Gefahr der Erschöpfung der Kräfte, die die Anspannung kostet, alle durch Alter und Krankheit belasteten Mitglieder in einem Miteinander zu tragen. Und er fordert: „Die Sorge um ‚sich erschöpfende‘ Kommunitäten ist eine vorrangige Pflicht für jeden Orden.“<sup>19</sup>

Und schließlich nimmt Hemmerle noch eine dritte Not um Gemeinschaft wahr: „Ordensgemeinschaft kann nicht die Synchronisierung selbstgemachter Lebensentwürfe im Rahmen einer akzeptierten äußeren Lebensordnung sein.“<sup>20</sup> Ein gemeinsames Ordensideal bedarf wohl einer äußersten Offenheit aller füreinander.

„Die großen geistlichen Aufbrüche,“ so attestiert Hemmerle, „die unser Jahrhundert und die auch die letzten Jahrzehnte kennen, knüpfen genau hier an: es sind Aufbrüche zu neuer Intensität von Gemeinschaft.“<sup>21</sup>

An der Gemeinschaftsfähigkeit eines Ordens also wird sich sein Verhältnis zur Jugend entscheiden. Und dazu wird ein Orden nur zu seinem jungen Nachwuchs passen, wenn er bereit ist, von dieser Generation zu lernen, ihre Charismen zu entdecken und sie in ein Beziehungsverhältnis zum Gründungsauf-

trag zu stellen. Ob ein Orden noch nachwuchsfähig ist, wird sich daran entscheiden, ob dieser Prozess systemerhaltend oder charismenorientiert stattfindet.

### 3. Prophetischer Aufbruch von Orden und Jugend

Das Auftreten von Schwester Christina Scuccia bei „the voice of Italy“ hat etwas Prophetisches, vielleicht sogar den Charakter eines prophetischen Aufbruchs. Damit sie in dieser Art und Weise auftreten konnte, musste sie sich mit der aktuellen musikalischen Popkultur auseinandersetzen. Diese Musik ist für sie kein Fremdkörper geblieben. Sie hat diese Musik auch mehr als nur kognitiv erfasst. Wenn sie singt, dann geht sie in dieser Musik auf. Sie wird selbst zum Bestandteil der Musik. Und dennoch vermischt sie sich nicht mit der modernen Popkultur, sondern bleibt immer noch als Schwester Christina erkennbar und erfahrbar.

Am Beispiel dieser Schwester fallen prophetisch jugendlicher Aufbruch und das Ordenscharisma zusammen. Und dieser prophetische Aufbruch ist einem Lernen nach innen und einem Lernen nach außen geschuldet. Nach außen gilt es *von* diesen jungen Menschen in dieser Welt zu lernen und sich von ihnen korrigieren zu lassen. Nach innen braucht es ein Lernen *für* die Jugendlichen, damit das eigene Ordensprofil prophetisch erkennbar wird und eine Orientierungsmatrix aufleuchten kann. Dazu braucht es Kreativität und Experimentierfreudigkeit, wie sie schon vielerorts zu finden ist.

Was meint aber prophetisch sein? Der Prophet Joel spricht im dritten Kapitel

von Träumen und Visionen. „Danach aber wird es geschehen, dass ich meinen Geist ausgieße über alles Fleisch. Eure Söhne und Töchter werden Propheten sein, eure Alten werden Träume haben und eure jungen Männer haben Visionen.“ (Joel 3,1) Diese Visionen und Träume haben zwei Stoßrichtungen, von denen das Buch Joel umrahmt ist: nämlich das Buch Amos und das Buch Hosea. Amos vollzieht seine Prophetie vom Glauben an Gott her, der vorzugsweise auf der Seite der Bedrängten steht. Dafür steht die sozialkritische, ja die weltzugewandte Prophetie.

„Aber es gibt auch eine Prophetie im Bereich der Gottesbeziehung selbst, nämlich in der Unterscheidung einer für die Menschen aufbauenden von einer für die Menschen zerstörerischen Gottesbeziehung.“<sup>22</sup> Dafür steht vor allem Hosea im Sinne einer Glaubensprophetie.

Prophetischer Aufbruch bedeutet dann Aufbruch als Sozialprophetie und als Glaubensprophetie mit dem Antrieb von Träumen und Visionen. Er bewegt sich nach außen in ein Lernen von der Welt und nach innen in eine Vergewisserung des eigenen Spezifikums des Ordens. Beide Lernprozesse könnten im Modus der Erinnerung geschehen. Und vielleicht wird dabei nicht das „Licht ausgemacht“, sondern neu „entfacht“.

#### **Aufbruch nach draußen**

##### **- Lernen an den „Andersorten“**

Der erste prophetische Lernort bzw. Lernprozess ist das Außen, die Welt, wie die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ des Zweiten Vatikanischen Konzils es aufzeigt. Sie beschreibt das Beziehungsverhältnis von Kirche und Kontext, von Tradition und Zeit als eine

Innen-Außen-Konstellation. Beide Dimensionen müssen zueinander in ein Passungsverhältnis kommen.

Und dieser Prozess setzt ein gegenseitiges Lernen voraus. GS 11, zu Beginn der Prima pars, verdeutlicht diesen Aspekt auf beeindruckende Weise: „Im Glauben daran, dass es vom Geist des Herrn geführt wird, der den Erdkreis [und nicht nur: die Kirche, den Orden] erfüllt, bemüht sich das Volk Gottes, in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen, an denen es zusammen mit den übrigen Menschen unserer Zeit Anteil hat, zu unterscheiden, was darin wahre Zeichen der Präsenz [...] Gottes sind.“

Prophetischer Aufbruch vollzieht sich demnach gerade in den Ereignissen, Bedürfnissen und Wünschen der „jungen Menschen unserer Zeit“, in denen Gott sich in Zeichen der Zeit, in Zeichen seiner Präsenz zeigt. Orden müssen also heraustreten aus ihrer eigenen Welt, um „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst“ (GS1) der Menschen zu kennen. Prophetsein heißt dann zuerst wahrnehmen, hinhören, nachfragen:

Was können wir von der Jugend lernen? Worin besteht unser Dienst an der Gesellschaft und an ihnen?<sup>23</sup> „Um auf diese Fragen trag- und zukunftsfähige Antworten zu finden, gilt es Orte zu identifizieren, an denen klar wird, wer [...] Ordensleute sind. Diese Orte können im Anschluss an eine Formulierung des französischen Philosophen Michel Foucault (1926-1984) als ‚Anders-Orte‘ (griechisch: heterotopoi) bezeichnet werden. Anders-Orte sind Orte, die es als soziale, gesellschaftliche, religiöse und kulturelle Tatsachen inmitten der Realitäten des Gewohnten gibt und an denen gleichwohl eine andere Ordnung der Dinge herrscht.“<sup>24</sup>

Der Slogan einer Outdoor-Firma bringt auf den Punkt, was prophetischer Aufbruch als Lernen von der Jugend bedeutet: „Draussen-zu hause!“ Ordensmenschen sind gleichsam „Kundschafter“, die draußen zuhause sind. Sie betreiben ein „social mapping“, indem sie zum Beispiel Teil von sozialen Netzwerken sind, sich eventuell in aktueller Popkultur einarbeiten und vielleicht regelmäßig das „Neo-Magazin“ im ZDF anschauen. Und erst im nächsten Schritt könnten aus Kundschaftern Wanderprediger werden, die viel Fantasie und Mut zu Experimenten im Laboratorium Welt haben.

#### Aufbruch nach innen

##### - Schocktherapie des heiligen Geistes

Der zweite prophetische Lernort bzw. Lernprozess ist die Erinnerung bzw. Vergewisserung des eigenen Spezifikums des Ordens nach innen. Es geht hier um einen prophetischen Auftrag nach innen. Johann Baptist Metz bezeichnet Orden in seinem Vortrag „Zeit der Orden?“ als „eine Art Schocktherapie des Heiligen Geistes für die Großkirche: Gegen gefährliche Arrangements und fragwürdige Kompromisse, zu denen die Großinstitution Kirche immer wieder neigen mag, klagen sie die Kompromisslosigkeit des Evangeliums und der Nachfolge ein. Sie sind in diesem Sinne die institutionalisierte Form einer gefährlichen Erinnerung inmitten der Kirche.“<sup>25</sup> Und die „Schocktherapie des Heiligen Geistes“ waren, wie oben bereits erwähnt, Aufbrüche der Jugend. Die großen Aufbrüche der Orden und ihre Erneuerung hatten ihren Ursprung „unten“, bei den „Jungen“. Es geht um eine Vergewisserung nach innen, die den eigenen und ursprünglichen Auf-

bruch wieder in Erinnerung ruft, das Spezifikum des eigenen Ordens wieder entdeckt und es in einen aktuellen Bezug zum Evangelium und zur Zeitgeschichte stellt.

Diesen schockierenden und aufrüttelnden Aspekt von Orden, der zumindest in der Welt und bei der suchenden Jugend, die nach Vorbilder und Weggefährten sucht, selten ankommt, möchte Papst Franziskus mit seinen Worten im Interview mit dem Jesuiten Antonio Spadaro wieder in Erinnerung rufen: „Ein Ordensmann oder eine Ordensfrau darf nie auf Prophetie verzichten [...]. Die Prophetie macht Lärm, Krach – manche meinen ‚Zirkus‘. Aber in Wirklichkeit ist ihr Charisma, Sauerteig zu sein: Die Prophetie verkündet den [radikalen] Geist des Evangeliums.“<sup>26</sup>

#### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ulrich Ruh verschärft diesen prophetischen Charakter von Orden, dem er ein durchaus experimentelles und anstößiges Potential zumutet: „Der katholischen Kirche in der Bundesrepublik könnte es auf keinen Fall schaden, wenn etwa im Laienkatholizismus, aber gerade auch in Gestalt der Orden etwas mehr ‚Anarchie‘ im besten Sinn Platz greifen würde.“<sup>27</sup> Die Orden würden dadurch mehr Kante und Profil bekommen und wären im Biografisierungsprozess von und für junge Menschen

klarer greifbar. Gleichzeitig könnten Orden wiederum von der Innovationskraft und dem unmittelbaren Kontakt zur Jugend profitieren und von ihnen Impulse für den „schockierenden“ Aufbruch erhalten. Diese könnten Adaptionspunkte für junge Menschen sein, die zu ihrem Leben passen. Und umgekehrt wären Orden dann Hausväter für die jungen Menschen, von denen sie sich inspirieren und „schockieren“ lassen. Zwei Lernorte nach außen und nach innen, die erinnern an die konstitutive Beziehung der Kirche, also auch der Orden, zur Welt und die erinnern an den „schockierenden“ Ursprung von Orden. Die erste Erinnerung findet im Modus des „Kundschafters“ statt und die zweite Erinnerung im Modus des „Hausvaters“. Beide Modi waren genuine Formen missionarischer Pastoral in der Urkirche. Sie erinnern an die beiden ursprünglichen Bewegungen von Kirche: nämlich Sendung und Sammlung. Der prophetische Aufbruch von Orden nach außen und nach innen, der auch zu einem neuen Verhältnis zur Jugend öffnet, so meine ich, braucht einen „himmelwärts gerichteten Blick“<sup>28</sup>, der Antrieb gibt für eine „unbedingte und radikale Praxis“<sup>29</sup>. Allerdings darf der Aufbruch nicht beim Blick in den Himmel stehen bleiben und die „Andersorte“ dürfen nicht zu utopischen Orten, Utopien statt Heterotopien, werden. Am Ende ihres Buches „Die Letzte macht das Licht an?“ ermutigt Katharina Kluitmann, „in der Spannung von Aushalten und Vorandrängen, von eigenem Tun und der Bereitschaft, alles von Gott zu erwarten“<sup>30</sup> zu bleiben. Und sie gibt am Ende Antwort auf die Frage ihres Buches: „Nein, die Letzte, sie macht nicht *neues* Licht an. Vielleicht

hütet sie, wie Chittister es sagt, nur die Glut, damit andere nach ihr sie neu entfachen können.<sup>31</sup> Vielleicht aber ist in Deutschland die Zeit gekommen, das Feuer neu anzufachen, das unter der Asche von alters her glimmt, und so das Licht zu entfachen. Also: ‚Die Letzte macht das Licht an?‘ Nein: ‚Die Letzte macht das Licht *nicht* an!‘ Sondern: ‚Die Letzte facht das Licht an!‘?“<sup>32</sup> Die Zukunft eines neuen Verhältnisses von Jugend und Orden wird in der Entdeckung und Förderung von Orten liegen, die im Innen und im Außen brennen für eine unbedingte und radikale Hoffnung. Es sind Orte, wo ein Lagerfeuer brennt: innen ein heißer Kern mit offenen Rändern. Das Gegenbild dazu sind Thermosflaschen, die nach innen warm halten, außen aber alles kalt lassen. Das Beziehungsverhältnis Jugend und Orden braucht Orte, wo das Lagerfeuer brennt, und Ordensleute, die gerne an einem sitzen. Diese Orte sind Adaptionspunkte für junge Menschen und gleichzeitig Lernorte für Orden und für Jugend. Schwester Cristina Scuccia aus dem Orden der Ursulinen ist eine Frau, die nach innen und nach außen brennt. Zu ihr setzt man sich gerne ans Lagerfeuer, gerade auch die jungen Menschen.

.....

\* Referat bei der Mitgliederversammlung der Deutschen Ordensobernkonzferenz vom 7. bis 10. Juni 2015 in Vallendar.

- 1 Ulrich Engel, Die stillgelegten Propheten? Die Krise der Orden und Aufbrüche an verborgenen „Anders-Orten“, in: Herder Korrespondenz 69 2015 2, S. 65–70, S. 65.
- 2 Hemmerle, Orden und Jugend im Lebensraum der Kirche, in: Ordenskorespondenz Jg. 21, 1 (1980), S. 1.

- 3 Ebd.
- 4 Sellmann, „Komm und sieh!“. Konzeptionelle Skizzen zu einer ästhetisch gewendeten Jugendpastoral, in: Marianne Brandl, Hobelsberger Hans, Matthias Sellmann, Dirk Tänzler, Engagement & Performance. Kirchliche Jugend(verbands)arbeit heute, Düsseldorf 2007, S. 45.
- 5 Vgl. Christa Maar, Hubert Burda, Iconic turn. Die neue Macht der Bilder, Köln 2004.
- 6 Sellmann, „Komm und sieh!“, aaO., S. 45.
- 7 Carsten Wippermann, Marc Calmbach, Wie ticken Jugendliche? Lebenswelten von katholischen Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Grundorientierung, Vergemeinschaftung, Engagement, Einstellung zu Religion/Kirche vor dem Hintergrund der Sinus Milieus 2007. Sozialwissenschaftliche Lebensstilanalyse von Sinus Sociovision im Auftrag von BDKJ und Misereor, Düsseldorf, Aachen 2008, S. 28.
- 8 Ebd., S. 31.
- 9 Ebd., S. 36.
- 10 Vgl. Sellmann, Jugendliche Religiosität als Sicherungs- und Distinktionsstrategie im sozialen Raum, in: Ulrich Meier Uto Kropac, Klaus König, Jugend, Religion, Religiosität. Resultate, Probleme und Perspektiven der aktuellen Religiositätsforschung, Regensburg 2012, S. 38ff.
- 11 Vgl. ebd., S. 40ff.
- 12 Stremmel, Das Landesgericht. Zeitgeist und Fast Food, in: Süddeutsche Zeitung (07.04.2015).
- 13 Vgl. Bund, Wir sind jung... und brauchen das Glück: Wie die Generation Y die Berufswelt verändert und warum alle von diesem Wandel profitieren, <http://www.zeit.de/2014/10/generation-y-glueck-geld/komplettansicht> (Stand 04.07.2015).
- 14 Kluitmann, „Die Letzte macht das Licht an?“. Eine psychologische Untersuchung zur Situation junger Frauen in apostolisch-tätigen Ordensgemeinschaften in Deutschland, Münster 2008.
- 15 Vgl. ebd., S. 336ff.
- 16 Vgl. Engel, Die stillgelegten Propheten? Die Krise der Orden und Aufbrüche an verborgenen „Anders-Orten“, in: Herder Korrespondenz 69 2015 2, S. 65–70.
- 17 Hemmerle, Orden und Jugend im Lebensraum der Kirche, in: Ordenskorespondenz 21, 1 (1980) S. 19.
- 18 Ebd.
- 19 Ebd.
- 20 Ebd.
- 21 Ebd.
- 22 Fuchs, Hermeneutische Freiheit und Prophetische Eindeutigkeit. Seelsorge als Ort religiös motivierter interreligiöser Entgrenzungskraft, in: ders., Kulturwelten: Zum Problem des Fremdverstehens in der Seelsorge, Berlin 2013, S. 275.
- 23 Vgl. Engel, Die stillgelegten Propheten?, aaO., S. 69.
- 24 Ebd., S. 69.
- 25 Metz, Zeit der Orden, Kevelaer 2014, S. 9f.
- 26 Spadaro, Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg 2013, S. 53.
- 27 Ruh, Stunde der Orden?, in: Herder Korrespondenz 67 2013 5, S. 217–219.
- 28 Engel, Die stillgelegten Propheten?, aaO., S. 69.
- 29 Ebd., S. 69.
- 30 Kluitmann, „Die Letzte macht das Licht an?“, aaO., S. 344.
- 31 Vgl. Chittister, Unter der Asche ein heimliches Feuer. Spiritueller Aufbruch heute, München 2004, S. 271f.
- 32 Kluitmann, „Die Letzte macht das Licht an?“, aaO., S. 344f.

## Literatur

- Bund, Kerstin, Wir sind jung... und brauchen das Glück: Wie die Generation Y die Berufswelt verändert und warum alle von diesem Wandel profitieren., <http://www.zeit.de/2014/10/generation-y-glueck-geld/komplettansicht> (Stand 04.07.2015).
- Chittister, Joan, Unter der Asche ein heimliches Feuer. Spiritueller Aufbruch heute, München 2004.
- Engel, Ulrich, Die stillgelegten Propheten? Die Krise der Orden und Aufbrüche an verborgenen „Anders-Orten“, Herder Korrespondenz 69 2015 2, S. 65–70.
- Fuchs, Ottmar, Hermeneutische Freiheit und Prophetische Eindeutigkeit. Seelsorge als Ort religiös motivierter interreligiöser Entgrenzungskraft, in: Merle, K., Kulturwelten: Zum Problem des Fremdverstehens in der Seelsorge, Berlin 2013, S. 275–298.
- Hemmerle, Klaus, Orden und Jugend im Lebensraum der Kirche, in: Ordenskorrespondenz Jg. 21, 1 (1980).
- Kluitmann, Katharina, „Die Letzte macht das Licht an?“. Eine psychologische Untersuchung zur Situation junger Frauen in apostolisch-tätigen Ordensgemeinschaften in Deutschland, Münster 2008.
- Kropac, Ulrich M. U.; König, Klaus, Jugend, Religion, Religiosität. Resultate, Probleme und Perspektiven der aktuellen Religiositätsforschung, Regensburg 2012.
- Merle, K., Kulturwelten: Zum Problem des Fremdverstehens in der Seelsorge, Berlin 2013.
- Metz, Johann B., Zeit der Orden, Kevelaer 2014.
- Ruh, Ulrich, Stunde der Orden?, Herder Korrespondenz 67 2013 5, S. 217–219.
- Sellmann, Matthias, Jugendliche Religiosität als Sicherungs- und Distinktionsstrategie im sozialen Raum, in: Kropac, U. Meier Uto; König, K., Jugend, Religion, Religiosität. Resultate, Probleme und Perspektiven der aktuellen Religiositätsforschung, Regensburg 2012, S. 25–55.
- Spadaro, Antonio, Das Interview mit Papst Franziskus, Freiburg 2013.
- Stremmel, Jan, Das Landesgericht. Zeitgeist und Fast Food, Süddeutsche Zeitung (07.04.2015), S. 5.

»Das Beziehungsverhältnis  
Jugend und Orden  
braucht Orte,  
wo das Lagerfeuer brennt,  
und Ordensleute,  
die gerne an einem sitzen.«

Bernd Hillebrand

## Workshop-Dokumentation



DOK-Mitgliederversammlung 2015: An der Workshopleitung beteiligte Ordensleute und Jugendliche.

Der Studientag im Rahmen der Mitgliederversammlung 2015 der Deutschen Ordensobernkonzferenz stand unter dem Thema „Jugend und Orden – Impulse zum Dialog“. Es ging um die Frage, wie es gelingen kann, die Kultur und die Lebenswelt der Jugend mit der „Ordenswelt“ in eine Beziehung zu bringen. Im Anschluss an ein einführendes Referat von Pfr. Dr. Bernd Hillebrand (in diesem Heft auf Seite 280-292) fanden acht Workshops statt, die die Ordenskorrespondenz nachfolgend dokumentiert. Anliegen war es, in unterschiedlichen Facetten aufzuzeigen, was einen Brückenschlag zwischen der Welt der Jugendlichen und der Ordenswelt ermöglicht – oder was einen solchen erschwert.

Maurus Scholz OSB

### Wenn Klosterraum zum Spielraum wird

Ein Workshop der Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden (AGJPO)

Die Arbeitsgemeinschaft Jugendpastoral der Orden (AGJPO) richtete zum Thema „Jugend und Orden – Impulse zum Dialog“ einen „Best-practice“-Workshop aus. Es ging darum, Methoden vorzustellen, die in der Praxis erprobt worden sind und die sich in der Arbeit mit Jugendlichen bewährt haben. Der Workshop wollte die Teilnehmerinnen und Teilnehmer inspirieren und zum Nachmachen anregen. Motto: Kopieren ausdrücklich erlaubt!

Bei den vorgestellten Methoden wurde vom Workshop-Team darauf geachtet, dass diese leicht zu übernehmen sind. Bestenfalls können die Teilnehmerinnen und Teilnehmer sie gleich in die eigene Arbeit einbauen.

Der etwas sterile Raum der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Vallendar, der den Workshopleiterinnen und -leitern zur Verfügung stand, verwandelte sich rasch in einen bunten Messestand. Alle Leiterinnen und Leiter

brachten ihre Methoden-Favoriten mit, von denen sie mache auch selbst entwickelt haben. Auf den ersten Blick wirkte das bunt zusammengewürfelte Material nicht nach dem Stoff, mit dem sich Glaubens Themen vermitteln lassen. Dem Workshop-Team war es jedoch wichtig zu betonen, dass es nicht um die Methoden an sich gehe. Oft dienten anfangs niederschwellig erscheinende Artikel dazu, mit Jugendlichen tiefer über Glaubensinhalte ins Gespräch zu kommen.

Als Beispiel stellte Sr. Simone SAC, Pallottinerin aus Limburg, Kreuze vor, die von Jugendlichen aus dünnen Holzplatten ausgesägt und bemalt worden sind. Über diese Arbeit kommt sie mit den Jugendlichen in ein Gespräch darüber, was das Kreuz für uns bedeutet. Eine Teilnehmerin fragte in diesem Zusammenhang nach, ob denn das Bemalen der Kreuze irgendwie gelenkt oder durch Regeln vorher eingeschränkt werden solle. Schließlich müsse man bei Jugendlichen damit rechnen, dass sie das Kreuz in einer Art bemalen, die „für uns unvereinbar mit dem Zeichen des Kreuzes“ sei. Sr. Simone merkte dazu an, es sei notwendig, dass Jugendliche bei der Gestaltung ihrer eigenen Kreuze alle Freiheiten haben sollten. Aber man müsse die Gestaltung im Nachhinein reflektieren. Immerhin hätten Jugendliche ja einen Grund, warum sie ein Kreuz so oder so gestalten. Als Beispiel nannte sie ein Erlebnis mit einem Mädchen, dass auf ihr Kreuz die Worte „Das Leben ist Schei\*\*\*“ geschrieben hat. Auf die Nachfrage warum sie das getan habe, habe das Mädchen geantwortet: „Na, der (Jesus) ist der einzige, der es versteht.“ Ein Anliegen der Jugendpastoral ist es, zuerst einmal zu

### Maurus Scholz OSB



P. Maurus Scholz OSB, geb. 1973, ist 2004 in die Erzabtei Beuron eingetreten. Er ist Jugendreferent des Klosters und begleitet in dieser Funktion Kinder- und Jugendgruppen, gibt Kirchenführungen für Kinder und ist verantwortlich für die Firmvorbereitung. Zudem leitet er Lobpreisabende.

versuchen, die Lebenssituation von Jugendlichen zu verstehen, nicht in erster Linie Dinge zu oktroyieren, die wir für selbstverständlich halten, die aber für die Jugendlichen nicht selbstverständlich sind. Das Beispiel des Mädchens und ihres Kreuzes zeigt die Differenz und die Spannung, die es um der Beziehung zu den Jugendlichen willen auszuhalten gilt.

P. Maurus OSB, Benediktiner aus der Erzabtei Beuron, stellte eine eigens entwickelte „kleine Gebetsschule“ vor. Hintergrund der Entstehung war die Anfrage einer Firmgruppe, ob sie nicht während ihres Aufenthaltes im Kloster Beuron eine Reihe von Morgenimpulsen haben könnte, die mit dem persönlichen Gebet zu tun habe. Es ist eine wiederkehrende Erfahrung, dass Jugendliche oft gerne beten möchten, aber irgendwie nicht so richtig wissen, wie sie das

anfangen sollen. Daher vermittelt die Impulsreihe in erster Linie keine konkreten Gebete, sondern gibt Inspirationen dafür, wie ich in eine Haltung des Gebetes komme. Es geht um die richtige Disposition um beten zu können. Die Reihe umfasst vier Teile, wird also zu vier morgendlichen Gebetszeiten durchgeführt. Es geht zum Beispiel darum, dass Beten zuerst ein Heraustreten aus dem Blick der Menschen ist und ein Hinzutreten unter den Blick Gottes, nach Mt 6,6: „Du aber geh in deine Kammer, wenn du betest, und schließ die Tür zu; dann bete zu deinem Vater, der im Verborgenen ist. Dein Vater, der auch das Verborgene sieht, wird es dir vergelten.“ Am zweiten Morgen wird die Frage gestellt „Wo ist dein Herz?“. Wo ist dein Herz wenn du betest? Wenn du Gott in deinem Herzen begegnest, dann musst du zuerst auch dein Herz auf IHN ausrichten. Am dritten Morgen wird dargelegt, wie wir über Psalmen ins Gebet kommen und wie wir Psalmverse zu unseren eigenen Gebeten machen können. Am vierten Morgen wird Lobpreismusik als Möglichkeit vorgestellt, für das eigene Gebet inspiriert zu werden. „Klar, wenn du zwei Stunden lang Death-Metal hörst, wirst du kaum die Lust verspüren, dich mit Jesus zu unterhalten. Wenn du aber Musik hörst, die von Gott handelt und Songs, in denen Menschen von ihren eigenen Erfahrungen mit Gott und persönliche Gebete singen, wird dich das vielleicht zu einem eigenen Gebet inspirieren. Also, wenn du eine Gebetszeit machen willst, dann hör dir vorher ruhig ein, zwei Lobpreislieder an.“ Als Anregung bekommen die Jugendlichen Schlagwörter, die sie bei Youtube eingeben können um zu sehen, ob es zu diesen

Themen Bands und Songs gibt, die ihnen gefallen. Die Durchführung der Morgenimpulse erfolgt in folgender Weise: 1. Vorstellung des Tagesimpulses, 2. Erläuterung durch Bibelstellen, 3. Praktische Einübung während ein Lobpreislied von CD gespielt wird, und 4. zum Abschluss ein freigesprochenes Gebet als Kollekte.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

P. Maurus stellte außerdem Möglichkeiten der Firmvorbereitung im Kloster vor. Die Nachfrage von Firmgruppen nach Aufenthalt im Kloster ist groß und zunehmend wünschen sich die Begleiterinnen und Begleiter von Firmgruppen nicht nur einen Einblick ins Klosterleben, sondern auch Inhaltliches, wie Katechese. Das liegt u.a. daran, dass sich in den Gemeinden immer schwerer Freiwillige finden, die bereit sind, Firmgruppen zu begleiten, und dann auch noch selber tiefere Glaubenserfahrungen vermitteln können. Daher wenden sich die Hauptverantwortlichen fast hilfeschend an die Klöster.

Von der einen oder anderen Klostergemeinschaft sei bekannt, dass sie keine Firmgruppen mehr annehme, weil diese Arbeit in den Pfarreien passieren sollte. P. Maurus vertrat allerdings die Ansicht, dass es auch die Berufung von Ordensleuten sein könne, hier Lücken

zu schließen. Als Orden gelte es dieses Potential zu nutzen. Als Beispiel für ein Programm zu einer kompletten Firmvorbereitung im Kloster stellte er einen fünftägigen Kurs vor, den er in den Pfingstferien für eine Firmgruppe gehalten hat und der sowohl katechetische Teile als auch Erfahrungselemente in Bezug auf Gebet und Glaube enthält. Sr. Vera Perzi OSF aus dem Kloster Sieben betete mit den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops einen Kreuzweg, dessen Stationen aus alltäglichem Bastelmaterial zusammengestellt sind. Zu jeder Station gehören viele kleine Einzelteile, z. B. Holzstangen verschiedenster Dicke und Länge, Wollfäden, Steinchen, Perlen und viele andere kleine Dinge. Zunächst geht es darum, die Kreuzwegstationen aufzubauen. Dafür eignen sich besonders Fensterbänke im Kreuzgang oder in der Kapelle oder auch die langen Wege in einem Klosterareal. Sind die Stationen aufgebaut, stellen sich kleine Gruppen an die Stationen und bauen daran in der Zeit, die ihnen zur Verfügung gestellt wird, weiter. Anschließend dürfen alle in wenigen Sätzen den anderen mitteilen, was sie sich dabei gedacht haben, als sie an der Station gebaut haben. Auf diese Weise werden alle Stationen nacheinander abgegangen. An jeder Station wird mit einem Gebet geschlossen. Dies sei eine sehr kreative Methode einen Kreuzweg zu beten, weil die „Bilder“, die sich dadurch ergeben, dass man mit den Materialien spielt und experimentiert, nicht statisch seien. Die Stationen verändern sich unter den Händen der Menschen, die daran bauen. Der Kreuzweg sei praktisch, denn

die Materialien zu einer Station passten in einen Schuhkarton. Alle Kartons lassen sich leicht im Regal stapeln und im Auto transportieren.

P. Björn Schacknies, Pallottiner und Vorstandsvorsitzender der AGJPO, zeigte den Teilnehmerinnen und Teilnehmern des Workshops abschließend Ausschnitte aus einem Film, den Jugendliche in Eigenregie über ihre Erfahrungen mit dem Klosterleben gemacht haben. Den Film hat Sr. Daniela aus dem Creszentiakloster Kaufbeuren zur Verfügung gestellt. Ordensleute werden darin mit dem konfrontiert, was Jugendliche sehen, wenn sie in ein Kloster kommen. Dieser Perspektivwechsel steht beispielhaft für einen wesentlichen Gesichtspunkt in der Jugendarbeit: Nicht nur wir Ordensleute haben den Jugendlichen etwas zu geben, sondern Jugendliche geben auch uns etwas. Sei es, dass sie Leben in unsere teilweise „staubigen Hallen“ bringen, sei es, dass sie uns anfragen und wir dadurch wieder ganz neu über Dinge nachdenken, die wir allzu oft als selbstverständlich hinnehmen.

Im Rückblick lässt sich sagen: Die Stimmung beim Workshop ist geprägt durch die Neugier, das Interesse und das begeisterte Mitmachen aller Teilnehmerinnen und Teilnehmer. Wir vom Vorstand der AGJPO hoffen, dass wir Inspiration und Ideen für die eigene Arbeit haben bieten können. Insgesamt hat der Vorstand der AGJPO im Rahmen der Tagung viel Wohlwollen, Dankbarkeit und Ermutigung für seine Arbeit erfahren. Wir sind dankbar, dass wir bei dieser Jahrestagung der DOK dabei sein durften.

Angelika Gabriel / Moritz Beck

## „Jugend glaubt doch!“

### Möglichkeiten für neue Begegnungsräume zwischen Jugend und Orden

Zahlreiche Studien stellen einen eindeutigen Trend fest: Junge Menschen wenden sich von der kirchlich-konfessionellen Religion ab. Ist damit aber schon bewiesen, dass Jugendliche keinen Sinn mehr für religiöse Themen haben, keine Fragen nach den großen Zusammenhängen des Lebens mehr stellen: nach dem Sinn von Ungerechtigkeit, Leid und Tod, nach dem glücklichen und unglücklichen Zufall, nach Schuld und Vergebung, nach Halt im Leben und dem Gefühl des unbedingten Angenommen-Seins, nach Gott?

Wenn es also um Jugendliche und ihren Glauben geht, ist mehr nötig als sie nach ihrer Kirchenzugehörigkeit zu befragen. Es ist u.a. auch erforderlich, den gesellschaftlichen Kontext zu berücksichtigen. Ein erhellendes Denkmodell liefert der Münchener Sozialpsychologe Heiner Keupp, der sich in seiner Gesellschaftsanalyse dem Ansatz der „fluiden Gesellschaft“ anschließt. Neben einer zunehmenden Individualisierung und Pluralisierung sind damit u.a. auch die scheinbare Grenzenlosigkeit der globalisierten Netzwerkgesellschaft, die Notwendigkeit von Flexibilität und Mobilität sowie die Wertpluralität beschrieben.<sup>1</sup> Die Lebenssituation von Jugendlichen ist heute demnach durch eine Spannung gekennzeichnet: Einerseits sind auch schon für Jugendliche die Freiheitsgrade für die Gestaltung

der eigenen individuellen Lebensweise sehr hoch. Andererseits werden diese Individualisierungschancen durch die Lockerung von sozialen und kulturellen Bindungen erkaufte.

Die religiöse „Großwetterlage“ ist aktuell im Religionsmonitor der Bertelsmann-Stiftung unter dem Titel „verstehen was verbindet“<sup>2</sup> nachzulesen. Interessant und erstaunlich zugleich ist darin die Feststellung, dass sich sowohl die religiöse Selbsteinschätzung der Befragten (Gesamtbevölkerung – repräsentativ) als auch der Glaube an Gott im Jahresvergleich von 2008 und 2013 in ganz Deutschland erhöht hat. Dagegen geben aber nur 25 % der Westdeutschen und gar nur etwas mehr als 10 % der Ostdeutschen jungen Menschen zwischen 16 und 25 Jahren an, religiös erzogen worden zu sein.

Es ist schließlich weiter zu fragen, an was Jugendliche und junge Erwachsene glauben, welche Werte sie als wichtig erachten und welche Rolle der Glaube an Gott oder eine göttliche Macht in ihrem Leben spielt. Einige Antworten auf diese Fragen kann die 16. Shell Jugendstudie „Jugend 2010“<sup>3</sup> liefern. Im Rahmen dieser Studie wurden in ganz Deutschland insgesamt 2.604 junge Menschen im Alter von 12 bis 25 Jahren zu unterschiedlichsten Themen befragt, unter anderem dazu, welche Werte ihnen wichtig sind. Hier ergab sich, dass

die heutige Jugend in dem, was für sie wertvoll ist, äußerst traditionell ausgerichtet ist. So stehen u.a. die sozialen Beziehungen, aber auch ein eigenverantwortlich geführtes Leben an oberster Stelle. Die Macher der Shell Jugendstudie beschreiben diesen Trend mit „Pragmatisch, aber nicht angepasst“. Unter allen Befragten erachteten 37% den Glauben an Gott als für sie wertvoll, von den jungen Katholiken/innen gaben dies 44% an. In der Gruppe „Andere Religionen“ sind es 76%. Ein ähnliches Bild ergab sich bei der Frage nach dem Gottesverständnis. Hier gaben insgesamt 54% der katholischen Jugendlichen an, an einen persönlichen Gott oder ein göttliches Prinzip zu glauben. Hinzu kommt eine große Gruppe religiös unsicherer Jugendlicher mit 28% der befragten Katholiken/innen. Es bleibt also festzuhalten, dass laut der Shell Studie junge Menschen durchaus traditionelle Wertvorstellungen haben, der Glaube an Gott jedoch, trotz konfessioneller Bindung, keine hohe Relevanz hat. Im Rahmen eines Forschungsprojektes<sup>4</sup>, das bis 2008 am Lehrstuhl für Jugendpastoral in Benediktbeuern durchgeführt wurde, war eine zentrale Vorannahme, dass sich die Religiosität junger Menschen nicht nur an der Konfessionszugehörigkeit oder dem Gottesglauben messen lässt, sondern sich in vielfältiger, subjektbezogener Weise Ausdruck verschafft. Dies versuchten wir in unserer Studie ernst zu nehmen. So war es das Ziel der Befragung von Jugendlichen zwischen 14 und 21 Jahren, die in Heimen leben, ihre eigene Sicht auf Religion und Glaube zu erkunden, religiöse Spuren in ihrer Lebenswelt zu entdecken und mit uns darüber zu sprechen.

**Angelika Gabriel**



Angelika Gabriel studierte Theologie und Sozialpädagogik in Regensburg und Benediktbeuern. Seit 2008 ist sie Mitarbeiterin im Jugendpastoralinstitut der Salesianer Don Boscos. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind u.a. die Pädagogik Don Boscos und der Ansatz der religionssensiblen Erziehung.

Ausgehend von der Annahme, dass viele junge Menschen – mit und ohne Konfession – durchaus etwas zu religiösen Fragestellungen zu sagen haben, auch wenn sie in solchen Dingen nicht sprachfähig zu sein scheinen, haben wir einen dreifachen Religionsbegriff entwickelt. Dieser soll helfen, auch die verborgene oder verschlüsselte religiöse Erfahrung junger Menschen aufzuspüren.

- Existenz- oder Lebensglaube: „Religion ist im weitesten und tiefsten Sinne des Wortes das, was uns unbedingt angeht.“<sup>5</sup> Unbedingt betreffen all jene Fragen, die das menschliche Dasein im Innersten berühren: die Erfahrung der Liebe, der Schmerz des Scheiterns, die Hoffnung auf ein gutes Leben, die Sehnsucht nach dem großen Glück. Das „Religiöse“

**Moritz Beck**



Moritz Beck studiert derzeit Soziale Arbeit an der Katholischen Stiftungsfachhochschule München, Abteilung Benediktbeuern und absolviert sein Praxissemester am Jugendpastoralinstitut Don Bosco.

kann sich also nicht nur in sakralen Formen ausdrücken, sondern auch in ganz existentiellen Erfahrungen und Bildern.

- Transzendenz- oder Gottesglaube: In dieser Dimension erfolgt eine vorläufige Klärung der in der existentiellen Dimension eröffneten Fragehorizonte mit einem Verweis auf eine ganz andere Wirklichkeit (Transzendenz). Nicht alles, was Menschen denken, erleben und erfahren lässt sich in weltlichen Kategorien ausdrücken und erklären. Die Erfahrung einer ganz anderen, unüberbietbaren Wirklichkeit, auch Gott genannt, ist dann der Ort, wo man von einer expliziten Religiosität sprechen kann.
- Konfessions- oder Gemeinschaftsglaube: Religionen – und somit auch die christliche Religion – sind we-

sentlich bekenntnishaft, gemeinschaftlich-geteilte, betende, feiernde und sich auf den Alltag auswirkende Gemeinschaften. Der besondere Charakter ihrer Erfahrung des Heiligen drückt sich in Symbolen, Bildern, in Ritualen und in Regeln für das moralische und soziale Leben in der Gruppe aus.

Diese Unterscheidung von Lebens-, Transzendenz- und Gemeinschaftsglaube war für die Befragung der Jugendlichen türöffnend und einladend. Nach einer Einführung in diesen dreidimensionalen Religionsbegriff waren die 87 beteiligten Jugendlichen eingeladen, diesen ihren Glauben mittels Digitalkameras ins Bild zu bringen. Die so entstandenen digitalen Bilder stellen einen geeigneten und zugleich niederschweligen Anstoß dar, mit uns über das oft so schwierige Thema Religion zu sprechen. Aus den über 500 Fotos können nur zwei einen kleinen Einblick ermöglichen:



*„Dieser alte Rettungsring ist für mich ein Zeichen für Rettung: dass da etwas ist, was mich retten kann. Ich bin mir nicht sicher, aber eigentlich ist das Gott. Ich bin zwar nicht katholisch, aber ich glaube an Gott.“*

(M., weibl., 16 Jahre)



„Die Kugel stellt die Welt dar. Die Hand mit der Kugel bedeutet, dass wir die Welt in unserer Hand halten, das ist unsere Zukunft. Die Jugendlichen sind die Zukunft.“ (A., männl, 17 Jahre.)

Diese beiden Bilder und die Abschnitte aus den Interviews machen deutlich, mit welcher Ernsthaftigkeit sich die jungen Menschen auf das Projekt und die Fragestellung einließen. Die Gespräche waren fast durchwegs von einer sehr offenen Atmosphäre und berührender Tiefe geprägt und gingen meist weit über die fotografierten Motive hinaus. Alle Jugendlichen gaben Einblicke in ihre Sehnsüchte und Hoffnungen, Trauer und Ängste. Diese sind „Türöffner“ für neue Begegnungsräume zwischen Jugend und Orden. Personen und Räume spielen dabei eine herausragende Rolle.

Im Rahmen des Workshops beim Studientag der DOK-Mitgliederversammlung überlegten die teilnehmenden Ordens-

leute, welche „Brücken“ sie anhand dieser Lebensthemen neu entdeckten. Folgende Ideen wurden u.a. dabei entwickelt:

- Schilder „privat“ abnehmen und konkrete Räume in Klöstern und Gärten eröffnen,
- Pausen- und Auszeit-Bänke sowie Orte anbieten, an denen man zur Ruhe kommen kann,
- Dabei-Sein und einfach Da-Sein,
- Begleitung und Unterstützung bei Hürden und Ängsten – „Rettungsring“ und „Erste Hilfe“ sein,
- persönliche Kontakte, Begleitung bei Lebensfragen, Ermutigung,
- Wertschätzung und Dankbarkeit,
- Umdenken: Vom Anbieter zum „Kundschafter“ werden,
- Gemeinsam beten und/oder für die Anliegen junger Menschen.

Es bleibt die Einsicht: „Jugend glaubt doch!“ Wenn auch nicht immer in der Form, wie wir es gerne hätten. Es braucht eine hohe Sensibilität und

häufig einen langen Atem, um Glaubens-Spuren in der Lebenswelt junger Menschen zu entdecken und von da ausgehend hilfreiche Fährten zu legen – hin zu dem Gott, der uns jeweils schon zuvorkommt und in eben diesen jungen Menschen schon wirkt. Gemeinsam gilt es dann, die gefundenen Schätze – die aus der Lebenswelt und die aus der christlichen Tradition – zu heben und zu verfestigen, damit ein „Leben in Fülle“ (Joh 10,10) greifbar wird.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

## Literatur

- Lechner, Martin / Gabriel, Angelika (Hrsg.): Religionsensible Erziehung; Impulse aus dem Forschungsprojekt „Religion in der Jugendhilfe“ (2005-2008). Don Bosco Medien GmbH, München 2013<sup>2</sup>.
- Dies.: Anstößiger Glaube – Anstöße zum Glauben?! Spirituelle Impulse aus einer Fotostudie mit Jugendlichen. Don Bosco Medien GmbH, München 2009.
- Dies.: Brenn-Punkte. Religionsensible Erziehung in der Praxis. Don Bosco Medien GmbH, München 2011.
- Gabriel, Angelika: Was (mich) trägt; Inspirationskarten für Jugendliche. Don Bosco Medien GmbH, München 2014<sup>3</sup>.

.....

- 1 Vgl. Heiner Keupp, Gesellschaftlicher Umbruch und seine Konsequenzen für die individuelle Lebensbewältigung. Zu finden: <http://www.gestalt-institut-frankfurt.de/download/Keupp.pdf>, S. 6f.
- 2 <https://www.bertelsmann-stiftung.de/de/publikationen/publikation/did/religionsmonitor-verstehen-was-verbindet-religiositaet-und-zusammenhalt-in-deutschland/>.
- 3 Shell Deutschland Holding (Hrsg.) (2010): Jugend 2010 – eine pragmatische Generation behauptet sich. Frankfurt – Fischer Taschenbuch Verlag; S. 197-207
- 4 Martin Lechner / Angelika Gabriel (Hrsg.): Religionsensible Erziehung; Impulse aus dem Forschungsprojekt „Religion in der Jugendhilfe“ (2005-2008). Don Bosco Medien GmbH, München 2013<sup>2</sup>.
- 5 Ebd., 40.



Bernd Hillebrand

## Milieusensibel Gott verehren

### Ästhetische Ansätze einer Jugendliturgie

Zum Einstieg in den Workshop wurden ca. 40 verschiedene Gottesdienstformen präsentiert. Darunter fielen beispielsweise die Osternacht, eine Maiandacht oder die Anbetung. In einem nächsten Schritt wurden die TeilnehmerInnen gebeten, sich innerlich zu einer favorisierten Form zu stellen. In einer folgenden Austauschrunde entstand eine plural motivierte Gottesdienstlandschaft, in der jede Form eine gute Berechtigung erhielt.

Das entstandene Bild präsentierte gleichsam eine milieudifferenzierte und plurale Liturgie. Ausgehend von diesem Ergebnis wurden ästhetische Differenzen unter den Milieus und deren Einfluss auf eine gelingende Liturgie diskutiert.

Im Blick auf junge Menschen spielen ästhetische und kommunikative Veränderung eine wesentliche Rolle. Der ästhetische und inszenierende Ausdruck von jungen Menschen im Kommunikationswandel des „Iconic Turn“ und die Herausforderung ihrer eigenen Biografisierung führt zu vier Kriterien, die beim Feiern einer Liturgie mit jungen Menschen eine Relevanz bekommen. Diese wurden als Input präsentiert.

#### Vier Kriterien für eine gelingende Liturgie

Ein gottesdienstliches Angebot wird dann angenommen werden, wenn es zum eigenen Lebensentwurf passt. Dabei lassen sich drei Aspekte unterscheiden. „Es muss ein ‚Biografischer Bezug‘ zur

eigenen Lebenssituation gegeben sein, außerdem eine ‚Ästhetische Passung‘ und das Angebot muss eine ‚Emotionale Gegenwart‘ zu der eigenen darstellen.“<sup>1</sup> Diesen drei Aspekten, die von dem Pastoraltheologen Matthias Sellmann aus Bochum stammen, füge ich noch einen vierten Aspekt hinzu: das personale Übertragungsmedium. Was mit diesen vier Aspekten gemeint ist, soll im Folgenden näher dargelegt werden.

#### 1. Biografischer Bezug

Die junge Generation ist zur Biografisierung gezwungen. Ihre Biografie ist durch plurale Möglichkeiten nicht mehr eindeutig und muss durch individuelle Entscheidungen selbst geschrieben und präsentiert werden. Die entscheidenden Schlagwörter aus der Sozialtheorie sind dazu Selbstsozialisation und Inklusion. Beides sind Herausforderungen, von deren Gelingen das Zustandekommen der eigenen Biografie abhängt. Dies schafft eine enorme Unsicherheit in diesem Prozess bezüglich Beziehungen, Beruf, Wohnort und vielem mehr.

Gerade in Sachen Religion suchen die jungen Menschen nach Passungssignaturen, die zu ihrer Biografie passen.<sup>2</sup> Folglich werden die jungen Menschen auf die Kirche, auf das Innen zugreifen, wenn es zu ihnen passt, wenn es zu ihrer Kultur passt. Die Kirche hat nur noch sehr eingeschränkt die Möglichkeit, auf die Menschen zuzugreifen.

Im gottesdienstlichen Kontext bekommt ein Gottesdienst einen biografischen

Bezug, wo Themen von Menschen und ihrer Lebenswelt zur Sprache kommen. Diese haben gerade an Wendepunkten und -orten ihres Lebens einen Platz. Hier suchen Menschen nach Halt und Stärkung, z.B. Gottesdienst für 18-jährige, Welcome-Back-Gottesdienst nach den Ferien oder Gottesdienst im Freibad oder am Bahnhof. Biografische Anknüpfungspunkte sind auch Zeiten, die einen Wendepunkt darstellen, z.B. Neujahrgottesdienste, Gottesdienste zur Lebensmitte oder zum Eintritt in die Rente.

## 2. Ästhetische Passung

Die Forderung nach ästhetischer Passung reagiert auf den Kommunikationswandel im „Iconic Turn“. Wie oben schon erwähnt, geht dieses Modell davon aus, dass die Kulturbewältigung der jungen Generation immer stärker im Modus des Bildes und immer weniger im Modus des Wortes erfolgt. Man spricht von einer bilddominierten Kulturbewältigung. Dem Bild kommt somit sowohl Sinnpotential als auch Inhaltspotential zu. Menschen suchen nicht nur nach passenden Werten und Kulturen, sondern drücken ihre Einstellung und Zugehörigkeit vor allem über Ästhetik aus.

„Der Zeichen- und Bildervorrat muss umso vielfältiger und umfangreicher sein, je weiter sich die Lebenswelten individualisiert und pluralisiert haben -, keinem externen Wertesystem mehr verpflichtet fühlen, gewinnt die ästhetische Selbstinszenierung über das Aussehen, die Kleidung und das Hören von Musik als Ausweis der eigenen Identität immer mehr an Bedeutung. Über sie kann das je individuelle Wertesystem kommunizierbar gemacht werden.“<sup>3</sup>

Ganz konkret spielen in der Gestaltung von Liturgien Kooperationen mit unterschiedlichen Milieus und Einrichtungen eine wichtige Rolle. Sie tragen neue Kulturen, neue Gestalten und neue Ästhetiken in einen dialogischen Lern- und Kommunikationsprozess.

Gerade der Raum hat im Angesicht ästhetischer Kommunikation nicht nur Dekorationsfunktion, sondern eine herausragende Bedeutung. Der Raum ist selbst Inhaltsträger der Botschaft. Form, Inhalt und Bild können nicht mehr voneinander getrennt werden, sondern haben in der Ästhetik fließende Übergänge und Kongruenzen.

## 3. Emotionale Gegenwelt

Der dritte Aspekt ist die emotionale Gegenwelt. Das assoziative Bedürfnis, Religion verstärkt in der Emotion zu suchen, zollt dem benannten Kommunikationswandel auf der einen Seite und einer (Zweck-)Rationalität der Welt auf der anderen Seite Gebühr. „Gesucht wird nicht eine religiöse Überzeugung, sondern das religiöse Gefühl.“<sup>4</sup> Es ist eine Religion, „die Raum eröffnen muss für die Flucht aus der aktuellen Realität, für Trost oder Revolte.“<sup>5</sup> Diese Flucht wäre missverstanden, wenn damit eine dauerhafte und lebensfremde Wirklichkeit gemeint wäre. Es ist vielmehr die Suche nach einem Ort, der gegen jede Rationalität noch Hoffnung in sich trägt. Es ist eine Flucht, die sehr wohl Weltbezug meint. Mit Henning Luther ausgedrückt: „Welterfahrung heißt dann nicht nur: Welt zu erfahren, wie sie wirklich ist, sondern zugleich auch Erinnerung und Ahnung eines Versprechens.“<sup>6</sup> Dieses Versprechen muss performativ sein. Es muss in seiner ganzen Ästhetik wahrnehm- und erfahrbar sein. Die Emotion,

die vorrangig durch die Atmosphäre und die Musik ermöglicht wird, ist ein zentraler Ausdruck in einer ganzheitlichen Glaubenskommunikation.

Das Anliegen der emotionalen Gegenwart haben die Freikirchen in ihrer „Worship-Tradition“ aufgegriffen und füllen mit dem religiösen Gefühl ihrer Musik große Veranstaltungshallen. Die stark berührenden Lieder sind Träger einer emotionalen Gegenwart, leider oft auf Kosten theologisch unreflektierter Texte.

Die andere Seite der Musik, nämlich die Stille, hat die *Communauté von Taizé* vorbildlich aufgenommen und umgesetzt. Gerade in einer emotionalen Gegenwart lässt sich in besonderem Maße ein Einvernehmen jenseits von Sprache herstellen.

#### 4. Personales Übertragungsmedium

Mit dem essentiellen Einschnitt in der Kommunikation durch den „Iconic Turn“ ist eine gelingende Glaubenskommunikation nicht nur von der inhaltlichen Plausibilität abhängig, sondern in gleichem Maße von ihrer ästhetischen und emotionalen Vermittlung. Diese Vermittlung geschieht in Beziehung, Begegnung und Leidenschaft von und mit Menschen. Es klingt hier ein dialogisches Prinzip an, das Martin Buber ausgehend vom und hin-führend zum göttlichen Du als Grundprinzip menschlicher Existenz beeindruckend ausgeführt hat.<sup>7</sup> In der heute so pluralen und säkularen Gesellschaft mit all den vielen Sinnangeboten kommt gerade dem personalen Übertragungsmedium als Vermittlungsgröße eine unermessliche Bedeutung zu.

Aus diesen Gründen füge ich noch einen vierten Aspekt hinzu: das personale

Übertragungsmedium. Es wird auf die pastoralen Personen ankommen, aber in gleichem Maße auf die Eltern, Kinder und Jugendlichen, die den Glauben leben und weitergeben.

In einer lebendigen Debatte dieser vier Kriterien und deren konkrete Umsetzungsmöglichkeiten wurde die ästhetische Relevanz gottesdienstlichen Feierns in einer funktional differenzierten Gesellschaft offensichtlich.

Es lässt sich zusammenfassend resümieren: Wo eine milieudifferenzierte und ästhetisch passende Liturgie gelingt, passt sie zum Leben der Menschen und weist gleichzeitig über es hinaus. Und wer an einer solchen Liturgie nicht teilnimmt, verpasst etwas.

.....

- 1 Zöller, Inszenierung des gefühlten Heiligen. Religiöse Signaturen in der jugendlichen Musikkultur, in: *Lebendige Seelsorge*, S. 113.
- 2 Der Religionssoziologe Oevermann reduziert die religiöse Wahrnehmung auf ein ausschließliches Instrument für die eigene biografische Gestaltung und Selbstverwirklichung, vgl.: Oevermann, Ulrich, Strukturmodell von Religiosität, in: Gabriel, Karl (Hg.), *Religiöse Individualisierung oder Säkularisierung. Biografie und Gruppe als Bezugspunkte moderner Religiosität*, Gütersloh 1996, S. 29-40.
- 3 Zöller, *Inszenierung des gefühlten Heiligen*, aaO., S. 114.
- 4 Ebd., S. 114.
- 5 Ebd., S. 114.
- 6 Luther, *Religion und Alltag : Bausteine zu einer praktischen Theologie des Subjekts*, Stuttgart, 1992, S. 26.
- 7 Vgl. Buber, *Das dialogische Prinzip*, Heidelberg, 1984.

Peter Schorr OFM

## Jugend und Ordensschulen

Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unseren pädagogischen Einrichtungen sind sehr daran interessiert, dass diese erhalten bleiben, nicht allein aus Gründen der eigenen Lebenssicherung, sondern auch aus ideellen Gründen. Sie sind diejenigen, die künftig den Geist der Orden an unseren Schulen leben. Es muss im Interesse der katholischen Kirche und der Ordensgemeinschaften in Deutschland liegen, dass unsere pädagogischen Einrichtungen erhalten bleiben, weil sie

- a. ein lebendiger Ort von Kirche vor Ort sind,
- b. häufig die einzige Chance – neben den Bistumsschulen – bieten, mit jungen Menschen, die zumeist konsumorientiert, karrierefiziert, unpolitisch, deren Gottesvorstellungen diffus und nicht mehr kirchlich gebunden und für die das Leben aus dem Glauben und die Lehre der Kirche nicht mehr verbindlich sind, zusammenzutreffen, um ihnen das weitergeben zu können (bis hin zur Sakramentenspendung), wovon sie selbst zutiefst überzeugt sind: das Evangelium zu leben (vgl. „Evangelii Gaudium“).
- c. über alle Glaubwürdigkeitskrisen hinweg – „attraktive Orte“ eines überzeugten und überzeugenden, weil sinnstiftenden sowie authentischen Lebens im Geiste Jesu Christi und seiner Kirche sind.

**Peter Schorr OFM**



P. Peter Schorr OFM ist seit 2004 Leiter des ordenseigenen Franziskus-Gymnasiums der Franziskaner in Vossenack/Eifel. In dieser Eigenschaft ist er Vorsitzender der Vereinigung katholischer Schulen in Ordenstradition (ODIV – Ordensdirektorenvereinigung).

### Umsetzungsidee

1. Das Schlimmste, das uns passieren kann, ist die Abwicklung unserer Einrichtungen. Ein solcher Verlust wäre endgültig.
2. Wünschenswert wäre ein gemeinsames katholisches Dach, das nur die Bistümer in Deutschland bieten können. Die Rechtsform einer katholischen privaten Trägerschaft von Schulen wäre idealerweise eine Stiftung:
3. Die Schulen bleiben weitestgehend selbständig, die bestehenden Stiftun-

gen, wo sie erhalten bleiben, bleiben an sie gebunden. Die Finanzierung des Trägeranteils sollte lokal verankert sein. Die Bistümer sollten nur dann einspringen, wenn Kreise oder Kommunen aus bestehenden Finanzierungsmodellen aussteigen.

4. Die Stiftung verantwortet vor den Landesregierungen bzw. den Bezirksregierungen die finanziellen Leistungen und nimmt die Schulaufsicht wahr.
5. Die Stiftung verantwortet insbesondere die inhaltliche Ausrichtung der Schulen im Sinne der Spiritualitäten. Der eine Geist wirkt in vielen Spiritualitäten (Benediktiner, Franziskaner, Salvatorianer, Spiritaner, Jesuiten etc.).
6. Unsere Laienmitarbeiterinnen und -mitarbeiter müssen in einer berufsbezogenen und persönlich wie berufsbegleitenden Spiritualität begleitet bzw. ausgebildet werden (z.B. durch das Zentrum für ignatianische Pädagogik, die Theologische Fakultät Vallendar, das Institut für Spiritualität in Münster u.a.).

### **Modell einer künftige Trägerschaft**

Idealerweise sollte es für die noch bestehenden Ordensschulen zu einem Schulwerk der Orden in Deutschland (als Stiftung) kommen. Das böte die Chance

1. zu einem gemeinsamen Dach unter dem einen Geist in vielen Spiritualitäten;
2. unter jungen Menschen präsent und damit selber jung zu bleiben;
3. jungen Menschen Wege eines authentischen Christseins zu eröffnen;
4. die „Attraktivität“ eines gemeinsamen, auf den Gelübde der Armut, des

Gehorsams und der Keuschheit beruhenden geistlichen Lebens als Gegenmodell zu Konsum, Karriere und politischer Gleichgültigkeit vorzustellen;

5. der zunehmenden Ökonomisierung von Bildung entgegenzuwirken, die den jungen Menschen gänzlich verzwecklicht, statt ihn seiner selbst wegen zu betrachten und ihn zu befähigen, das Bild, das Gott selbst in ihn hineingelegt hat, zu seinem und der Menschen Wohl auszuformen.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Tobias Wiegelmann

## Wer wir sind und was wir wollen

### Jugendliche und Soziale Netzwerke

Kommunikation verändert sich. Das ist zunächst nichts Neues. Neu ist die Geschwindigkeit, wie die Art und Weise miteinander zu kommunizieren sich verändert. In der Antike war es die Schrift, im Mittelalter der Buchdruck, die Neuzeit wurde durch Radio und Fernsehen revolutioniert. Heute erleben wir in deutlich kürzeren Abständen bahnbrechende Neuerungen bei den Kommunikationsmedien. Die Jugend tauscht sich vermehrt im Internet, in Sozialen Netzwerken und über Kurznachrichtendienste aus. Grund genug, sich einmal darüber Gedanken zu machen, warum das so ist und was das für Ordensleute bedeuten kann.

Am Beginn des gemeinsamen Workshops im Rahmen der DOK-Vollversammlung steht die Begegnung zweier Menschen. Der eine ist Benediktinermönch seit vielen Jahren, der andere hat vor nicht allzu langer Zeit sein Abitur abgelegt und studiert heute Politik in Halle an der Saale. P. Maurus Runge OSB und Christopher Hamich haben sich im Internet kennengelernt. Genaue er gesagt bei Twitter, einem Portal, auf dem man Kurznachrichten mit bis zu 140 Zeichen miteinander teilen kann – öffentlich und für jedermann zugänglich. @pmaurus und @herrhamich – so ihre Nutzernamen – haben voneinander gelesen und fanden sich sympathisch. Es kam zu ersten „Gesprächen“ über gemeinsame Themen: die Politik, das Internet und natürlich Fußball. Nun war der eine Mönch, der zweite hatte lange

Zeit wenig Kontakt zur Kirche. Aus den Gesprächen wuchs eine Freundschaft und schon bald besuchte @herrhamich den @pmaurus in der Abtei Königsmünster. „Die Begegnung mit Maurus hat mich wieder in den Kontakt mit meinem Glauben gebracht, das kann ich schon so sagen“, berichtet er beim Workshop in Vallendar.

Neue Menschen im Internet kennenzulernen, das ist für ihn ganz normal. Sein Smartphone ist treuer Begleiter im Alltag. Die ersten „Guten Morgen“-Grüße werden online verschickt, am Ende des Tages steht ein Gruß von P. Maurus. Das Internet ist Teil seines Lebens. Schon immer.

„Ich erreiche als Mönch über Twitter Menschen, zu denen ich sonst gar keinen Zugang hätte“, begründet P. Maurus sein Engagement in Sozialen Netzwerken. Er gehört gemeinsam mit zwei Mitbrüdern zum Team der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Abtei Königsmünster in Meschede. Als Träger eines Gymnasiums und des Jugendgästehauses Oase sind Jugendliche naturgemäß eine große Zielgruppe des Klosters. „Das Internet ist Lebensraum der Jugendlichen geworden, wenn wir dort nicht präsent sind, haben wir kaum noch eine Chance, mit den Jugendlichen in Kontakt zu kommen.“ Die Abtei betreibt neben der Homepage eine Facebookseite und einen Twitterkanal. Darüber hinaus engagieren sich viele Mönche auch privat in den sozialen Netzwerken. „Im Grunde erzählen wir unsere Geschichte



ja auch den Menschen, die uns besuchen, z.B. bei Klosterführungen. Warum sollten wir das nicht auch im Internet machen?“

Die Begegnung von P. Maurus und Christopher Hamich diente den Workshopteilnehmern als Impuls, sich näher mit dem Phänomen der Sozialen Netzwerke zu beschäftigen. Tobias Wiegemann, Social-Media-Manager und Internetredakteur der DOK gab einen kurzen Überblick über den aktuellen Stand der Nutzung sozialer Medien und ermutigte die Ordensoberen, ihre eigenen Erfahrungen zu machen. Mehr als ein Viertel der Deutschen nutzt das Netzwerk Facebook aktiv, etwa drei Millionen Bundesbürgern twittern. Von den anwesenden Oberen hatten gerade einmal 6% selber ein aktives Profil bei Facebook. Getwittert hatte noch niemand. Oft wurde die fehlende Zeit als Grund angegeben, sich noch nicht näher mit Sozialen Netzwerken beschäftigt zu haben. „Wir haben schon so viel zu tun, wenn ich denke, dass ich dann auch noch was bei Facebook schreiben soll..“ war der Einwand eines Teilnehmers. Diese Sorge ist für Jugendliche kaum verständlich. Christopher Hamich machte klar, dass sein Smartphone derart zu ihm gehöre, dass eine neue Nachricht quasi en passant geschrieben werde. In intensiven Zeiten, z.B. in der Vorbereitung von Klausuren, bleibt das Smartphone allerdings liegen, räumte er ein.

Oftmals ist es auch die Angst, etwas „falsches“ zu schreiben, die verhindert, sich überhaupt zu betätigen. Viele Obere haben von so genannten Shitstorms – hämischen Kommentaren ohne erkennbaren thematischen Bezug – gehört, eine Teilnehmerin hat ihn bereits

**Tobias Wiegemann**



Tobias Wiegemann, Jg. 1979, ist Diakon im Erzbistum Köln und arbeitet seit 2013 in der Pressestelle der DOK (Schwerpunkt Internetredaktion, Social-Media).

erfahren. Dass die Kirche in der Öffentlichkeit eine treffliche Zielscheibe bietet, ist nicht zu bestreiten. Die Missbrauchsthematik und das Thema Kirchenfinanzen haben diesen Umstand zusätzlich erschwert. Dennoch, so P. Maurus, überwogen die Chancen der digitalen Kommunikation bei Weitem die Risiken. Auch Tobias Wiegemann ermunterte die Oberen, vermeintliche Negativreaktionen im Internet nicht überzubewerten. Oft sind es vollkommen irrelevante Beiträge, mit denen sich die Schreiber selber diskreditieren. Sein Rat: „Lassen Sie sich nicht auf einen Schlagabtausch ein. Ist die Kritik berechtigt, nehmen Sie sie dankbar an. Ist sie unberechtigt, punkten Sie mit Fakten – aber nur einmal.“

Selbstverständlich kamen auch vermeintliche Schattenseiten des Nutzungsverhaltens zur Sprache. So werden die Jugendlichen von den Teilnehmenden häufig als abwesend erlebt. Obere berichten davon, dass Menschen in Sitzungen oder Konferenzen permanent

mit ihren Smartphones beschäftigt sind und das aktuelle Geschehen aus dem Blick verlieren. Christopher Hamich antwortet darauf, dass den Jugendlichen die Gefahren der Nutzung von digitalen Medien durchaus bewusst seien. Hier braucht es vor allem Regeln im Umgang miteinander und zur Nutzung Sozialer Netzwerke am Arbeits-/ Ausbildungsplatz, wie die von der DOK zur Verfügung gestellten Social-Media-Guidelines.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Das Schlüsselthema zum verantwortungsvollen Umgang mit digitalen Lebenswelten ist Medienkompetenz. Sie schließt die Befähigung zur Nutzung von Social-Media ein und fördert eine vertrauensvolle Kommunikation mithilfe technischer Möglichkeiten. Hier sind auch die Höheren Oberinnen und Oberen gefragt, ihren jungen Schwestern und Brüdern den Zugang zu Sozialen Netzwerken zu ermöglichen und sie mithilfe weiterbildender Maßnahmen für einen kompetenten Umgang mit digitalen Medien zu qualifizieren.

Aus der Erkenntnis, dass in den Sozialen Netzwerken wirkliche und echte Begegnungen geschehen, ergibt sich in der Konsequenz, dass Ordensleute sich nicht länger hinter offiziellen Klosterseiten verstecken sollten. Wir brauchen wirkliche persönliche Zeuginnen und

Zeugen, die sich für eine Begegnung öffnen können. Es braucht die persönlichen Profile von Ordensmenschen, die Freude am Umgang mit den neuen Medien haben und auf diese Weise dort Zeugnis geben von der Hoffnung, die sie erfüllt.

Vier Handlungsempfehlungen sind aus dem Workshop erwachsen:

### Förderung der Medienkompetenz

Medienkompetenz bedeutet, die digitale Welt verstehen zu lernen, Kommunikation in sozialen Medien zu beherrschen und sein eigenes Handeln im Blick auf digitale Kommunikation reflektieren zu können. Schwestern und Brüder, die glaubhaft in Sozialen Netzwerken interagieren wollen, müssen dazu befähigt werden. Sie müssen grundlegendes technisches Wissen erwerben und im Umgang mit Smartphones und Tablets geschult werden. Sie müssen wissen, welche Regeln in der digitalen Kommunikation gelten. Sie müssen ihr eigenes Nutzungsverhalten reflektieren lernen und Gefährdungspotentiale erkennen können. Nicht zuletzt müssen vor allem kontemplative Ordensleute einen gesunden Umgang im Spagat von Öffentlichkeit und Klausur auch im digitalen Bereich erlernen. Mit der Clearingstelle Medienkompetenz der Deutschen Bischofskonferenz ist die Katholische Kirche ein gefragter Gesprächspartner in Sachen Medienpädagogik. Vor allem in Fragen der Medienethik könnten in Zukunft auch Ordensleute wichtige Impulse liefern.

### Raum für Begegnungen schaffen

Es kann online nur gefunden werden, wer dort auch aktiv ist. Klöster und Ordensgemeinschaften sollten die

Sozialen Netzwerke als Chance verstehen, sich und ihre Gemeinschaften dort darzustellen. Die Möglichkeiten sind vielfältig. Neben institutionellen Seiten braucht es aber vor allem persönliche Profile, die den Kontakt zu Ordensmenschen ermöglichen. Die Internetseite oder das Facebookprofil gleichen in Vielem der Pforte eines Klosters. Sie ist der erste Anlaufpunkt. Hier entscheidet sich, ob eine Gemeinschaft als gastfreundlich wahrgenommen wird oder nicht. Wie die klassische Pforte benötigt auch der Internetauftritt von Zeit zu Zeit eine Renovierung. Die Nachrichten, die dort zu finden sind, sollten einen aktuellen Stand haben. Mit den Sozialen Netzwerken ist das Internet dialogisch geworden. Die Profile dienen nicht mehr nur der Information, sondern vor allem der Kommunikation. Seien Sie offen für Anfragen und beantworten Sie diese.

#### **Mut zum Scheitern haben**

Es muss nicht immer perfekt sein. Wer in der Öffentlichkeit aktiv sein will, braucht den Mut zum Scheitern. Nicht jede Kampagne wird ein großer Erfolg, Kritiker gibt es immer. Bleiben Sie authentisch und bleiben Sie am Ball. Vor allem gilt: Nehmen Sie Kritik nicht persönlich.

#### **Mission 1 Petr 3,15**

„Haltet in Euren Herzen Christus den Herrn heilig. Seid stets darauf bedacht, jedem Rede und Antwort zu stehen, der nach der Hoffnung fragt, die Euch erfüllt. Antwortet demütig und bescheiden.“

Im Internet ist ein neuer Lebensraum entstanden. Ordensleute sind berufen, diesen neuen Lebensraum mit Gottes Liebe zu erfüllen. Die so genannte virtuelle Welt ist eine reale. Dort geschieht Begegnung. Es gilt: „Fürchtet Euch nicht.“

Bettina Rupp SSpS

## Weltkirchliche Erfahrung und solidarisches Engagement

Das Programm „MissionarIn auf Zeit“

Den Workshop gestalteten die Verantwortlichen der Steyler Missionsschwestern für das Programm „MissionarIn auf Zeit“, Sr. Bettina Rupp SSpS und Magdalena Beier gemeinsam mit den zurückgekehrten Missionarinnen auf Zeit Helena Dietz und Rebecca Kamps.

### Selbstverständnis des Programms „MissionarIn auf Zeit“ (MaZ)

Mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil formulierte die Kirche eine Neuorientierung ihres missionarischen Auftrags. Mission wird seither als eine das ganze Wesen der Kirche umfassende Dimension und als Aufgabe aller Christinnen und Christen begriffen. Vor diesem Hintergrund entwickelten sich neue Ansätze der Umsetzung des missionarischen Auftrags. Zu diesen Modellen, die ein verändertes Verständnis von Mission zu Grunde legen, gehört auch das Programm „MissionarIn auf Zeit“. Darin nehmen junge Christinnen und Christen für einen begrenzten Zeitraum, mindestens aber für ein Jahr, am Leben, Beten und Arbeiten einer religiösen Lebensgemeinschaft in einer anderen Kultur teil. Angeboten wird das Projekt „MissionarIn auf Zeit“ von verschiedenen missionarischen Ordensgemeinschaften, die junge Menschen ab 18 Jahren einladen, Erfahrungen in Gemeinschaften auf der ganzen Welt zu machen.

### Ein Leitgedanke

Als Leitgedanke legte der Workshop einen Afrikanischen Spruch zugrunde: „Wenn du gekommen bist um mir zu helfen, dann vergeudest du deine Zeit, doch wenn du gekommen bist, weil du verstanden hast, dass deine Befreiung unauflösbar mit meiner Befreiung zusammenhängt, dann lass uns gemeinsam an die Arbeit gehen.“

Wer sich unter diesem Leitgedanken als Missionarin oder Missionar auf Zeit auf den Weg macht, weiß, dass Mission ein Geschehen ist, bei dem sich beide Seiten gegenseitig beeinflussen. So will auch das Programm MaZ nicht nur einen Beitrag für eine bessere Welt in den Einsatzländern der sogenannten Dritten Welt leisten, sondern vor allem den ausgesendeten jungen Menschen Lernprozesse ermöglichen, die deren ganze Persönlichkeit umfassen. Mehr noch, das Programm will die Möglichkeit eröffnen, dass Menschen unterschiedlichster Herkunft zusammenfinden zu *einer* Gemeinschaft in wechselseitigem Geben und Nehmen. Deshalb möchte der missionarische Freiwilligendienst im gegenwärtigen Kontext der sich durch Globalisierungsprozesse immer stärker miteinander in Beziehung setzenden Lebenswirklichkeiten ein Feld interkulturellen Lernens und Handelns im Austausch mit Menschen aus den Ländern des Südens sein. Das Konzept



will zur Überwindung der kolonialen Prägung europäischer Missionsarbeit beitragen und ein neues Verständnis missionarischer Praxis vor allem bei jungen Menschen etablieren. Zwischen Menschen aus Ländern des Nordens und des Südens sollen Brücken geschlagen werden.

Der Einsatz als Missionarin/Missionar auf Zeit möchte die Dialogfähigkeit gegenüber dem mir Fremden und Unbekannten fördern. Durch einen in konkreten Situationen gemeinsam mit Menschen anderer Kultur gelebten Glauben besteht die Möglichkeit, eine befreiende Spiritualität zu entwickeln, die in der Welt verhaftet und ihr zugewandt ist. Sie kann zugleich Nährboden und Kraftquelle für politisch-soziales Engagement sein. Die direkte Begegnung mit der Lebenssituation von Menschen in den Ländern der sogenannten Dritten Welt kann auch Impulse zu gesellschaftspolitischem Engagement hier vor Ort geben, das die Verbesserung unwürdiger Lebensbedingungen zum Ziel hat.

Es hängt wesentlich von der Begleitung der jungen Missionarinnen und Missionare ab, inwieweit sie diesen breiten Horizont an Lernchancen wahrnehmen können.

### **Erwartungen, Hoffnungen und Erfahrungen**

Kann Mission auf Zeit wirklich den Kreis weiten und einer Gemeinschaft entgegengehen, die niemanden mehr auszuschließen sucht? Mit welchen Hoffnungen und Erwartungen treten Jugendliche an Ordensgemeinschaften heran, welche Erfahrungen nehmen sie mit? Welche Hoffnungen und Erwar-

**Bettina Rupp SSpS**



Sr. Bettina Rupp SSpS, geb. 1966, lebt und arbeitet mit ihrer Kommunität im „Treff am Kapellchen“ in Mönchengladbach, einer Kirche von und mit den Armen. Sie begleitet mit Ihrer Kollegin Magdalena Beier die MissionarInnen auf Zeit.

tungen spornen die Ordensgemeinschaft an und welche Erfahrungen machen die Ordensfrauen und -männer? Der Workshop erörterte an den vier Etappen eines MaZ-Einsatzes

- Orientierung
- Vorbereitung (am Beispiel einer Vorbereitungswoche in der Karwoche)
- des Einsatzes selbst
- und der Nachbereitung

inwieweit das Modell den Anspruch, eine neue Form missionarischen Miteinanders, des wechselseitigen Austauschs und des voneinander Lernens zu sein, tatsächlich erfüllt.

Festgestellt wurde, dass sich die Erwartungen und Hoffnungen, die von Jugendlichen an die Vorbereitung, den Einsatz und die Rückkehr geknüpft werden, im laufenden Prozess verändern. Dennoch lassen die von den Jugendlichen und der Ordensleuten geschilderten Erfahrungen folgende Zusammenfassung zu: Junge Leute, die sich bewusst dafür entscheiden, ein

Jahr zusammen mit Missionarinnen und Missionaren zu leben und zu arbeiten, sind sensibel für die Ungerechtigkeiten, die in dieser Welt herrschen. Sie kommen mit dem Anliegen, einen Beitrag zu leisten gegen Ungleichheit, Ausgrenzung, Armut und Elend, und sich für soziale Gerechtigkeit und Solidarität einzusetzen. Sie wollen über den Teller- rand hinausschauen und sich nicht mit Gewohntem zufrieden geben. Sie wollen sich infrage stellen lassen und durch das Kennenlernen anderer Lebensbedingungen Impulse zum Handeln bekommen.

## Resümee

In der Weggemeinschaft mit der Ordensgemeinschaft nehmen die jungen Menschen an deren missionarischem Auftrag teil. Gleichzeitig nehmen die Jugendlichen auch die Ordensgemeinschaft mit: Ordensfrauen und -männer lernen, mit ihren Augen und ihren brennenden Herzen die Welt neu zu sehen. Auf diesem Weg mit seinen vielen Begegnungen beim Mitleben, Mitbeten, Mitarbeiten weiten sie gegenseitig die je eigenen Kreise, wodurch ein Kennenlernen auf tieferer Ebene möglich wird: Im Mitleben wird die Alltäglichkeit des Lebens – Freud und Leid – geteilt. Im Mitarbeiten findet die kreative Dimension des Menschseins, das Anpacken und Gestalten, Raum und Ausdruck. Im Mitbeten gewinnt die spirituelle Dimension, die Suche nach Sinn, ja die explizite Sehnsucht nach Gott ihren Ort. Alle diese drei Wirklichkeiten vermag das Programm im Dialog zwischen den Jugendlichen, den Ordensgemeinschaften und den Menschen in den Einsatzländern, die Gastfreundschaft gewähren,

zu berühren. In diesem Miteinander findet ein Kennen- und Schätzenlernen statt, dem die Kraft der Transformation innewohnt. So wird eine neue Form von Globalisierung ermöglicht: Solidarität statt Ausbeutung. Gemeinschaft statt Ausgrenzung.

Das Programm MissionarIn auf Zeit ermöglicht die Erfahrung internationalen Lernens und weltkirchlichen Handelns für alle Beteiligten – auch wenn es immer wieder einer kritischen Selbstreflexion und der erneuten Ausrichtung an seinen Leitgedanken bedarf. Aus christlicher Überzeugung heraus gibt es Anstöße, den Kreis zu weiten und der Weltgemeinschaft entgegenzugehen. Dies geschieht sicherlich immer nur anfanghaft und zaghaft. Aber der Samen wird gesät.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Margareta Kühn SMMP

## Jugendarbeit in sozialen Brennpunkten

Die Manege gGmbH im Don-Bosco-Zentrum Berlin-Marzahn

Der Workshop stellte die Manege gGmbH in Berlin als Beispiel für eine Jugendhilfeeinrichtung in Ordensträgerschaft vor. Die Manege ist eine Einrichtung für junge Menschen im Berliner Bezirk Marzahn-Hellersdorf. Im Jahr 2005 wurde sie von den Salesianern Don Boscos (SDB) und den Schwestern der Hl. Maria Magdalena Postel (SMMP) gegründet. Seit nunmehr 10 Jahren bieten die Ordensgemeinschaften verschiedene Angebote im Bereich der Jugendhilfe, -sozialarbeit und -berufshilfe an. Dabei werden sie geleitet von einem durch und durch christlichen Leitbild, das keine „Fälle und Klienten“ kennt, sondern Menschen, das nicht die Hoffnung aufgibt, sondern den „Himmel offenhält“, und das sich ganz dem Dienst am Leben und damit auch an Gott verschrieben hat.<sup>1</sup> Für über 300 Jugendliche und junge Erwachsene zwischen 13 und 25 Jahren<sup>2</sup> ist die Manege mit ihren vielfältigen Angeboten ein wichtiger Anker: ein Wohnort für obdachlose Jugendliche, eine Bildungsstätte für Schulabbrecher oder einfach (und vor allem) ein sozialer Treffpunkt. 56 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter arbeiten hier im Schichtdienst, um den Jugendlichen rund um die Uhr in Problem- und Notsituationen zur Seite zu stehen. Die meisten der jungen Menschen werden der Manege vom JobCenter Marzahn-Hellersdorf zugewiesen. Von ihnen haben 80% die

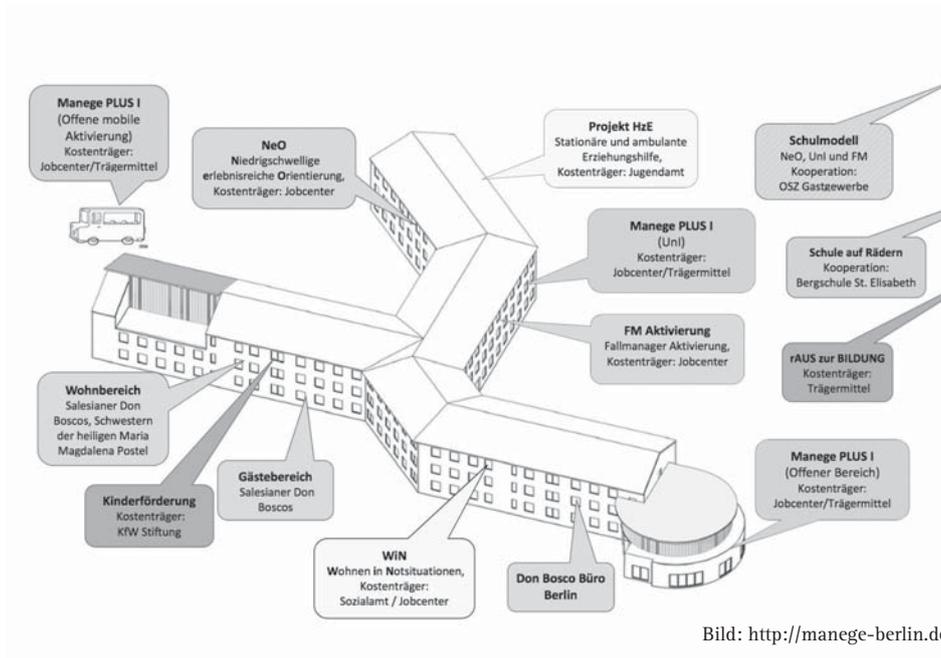
**Margareta Kühn SMMP**



Sr. Margareta Kühn SMMP gehört der Gemeinschaft der Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel an und ist Geschäftsführerin des Jugendsozialarbeitsprojekts Manege gGmbH in Berlin-Marzahn.

Schullaufbahn abgebrochen, 18% sind trotz (erweitertem) Hauptschulabschluss arbeitslos. In der Manege werden sie gezielt auf Arbeit und Ausbildung vorbereitet und bekommen dadurch neue Chancen aus der Arbeitslosigkeit herauszufinden. Doch diese Vorbereitung kann nur gelingen, wenn die jungen Menschen vor allem dazu befähigt werden

- sich und dem Nächsten zu (ver-)trauen,
- das Leben zu weiten, Horizonte zu eröffnen, neugierig, wissbegierig und mutig zu werden,
- die Enge der Umgebung, des Geistes und der Zukunftsaussichten miteinander aufzubrechen,



- sich (wieder) einzuklinken mit ihren Fähigkeiten und als unverwechselbare, verantwortungsfähige Persönlichkeit zu wachsen,
- sich einer Werteentwicklung und Sinnsuche zu stellen.

Diesen Prozess will die Manege wegweisend begleiten und dabei die Hoffnung - den Himmel - offen halten.

Meine Erfahrung als Ordensangehörige sowie die unserer Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zeigen: Wir sind HIER richtig - an diesem Ort und zu dieser Zeit, um den Jugendlichen den Weg zurück ins Leben, in die Selbst- und Fremdachung und in tragfähige Beziehungen und Lebensperspektiven zu zeigen. Eine entscheidende Voraussetzung für diese Begleitung der Jugendliche ist, dass wir unsere Alltags- und Lebensantworten authentisch vertreten und in unserem Menschsein sichtbar machen. Dazu gehört auch, dass wir junge Menschen, die kirchlich alle nicht gebunden sind, mit unserem Lebensentwurf irritieren und

somit einen Anstoß zum Nachdenken und Ins-Gespräch-Kommen bieten. Wir sind rund um die Uhr erreichbar und - mehr noch - ansprechbar, nehmen uns Zeit für die Jugendlichen. Gleichzeitig achten wir darauf, im Umgang mit den jungen Menschen durchschaubar und transparent zu sein, damit Vertrauen zu

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

uns gefasst werden kann. Und auch Wachsamkeit und Aufmerksamkeit dürfen nicht zu kurz kommen. Nur so können wir auch Probleme erkennen, die uns nicht direkt kommuniziert werden. Vor allem aber müssen wir ein Vorbild

für die Jugendlichen sein, indem wir ihnen die Lebensfreude, den Kampf für Gerechtigkeit und Menschlichkeit vorleben und ihnen neue Hoffnung vermitteln.

Seit dem Dezember 2005 haben sich die Salesianer Don Boscos, die Schwestern der Hl. Maria Magdalena Postel und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Manege mit über 2000 Jugendlichen auf den Weg gemacht und ihnen

neue Kraft und Hoffnung geschenkt. Und auch in Zukunft halten sie jungen Menschen in Sorgen, Nöten und Problemen den Himmel offen.

.....

- 1 Vgl. Leitbild der Manege gGmbH (<http://manege-berlin.de/wir.php>), zuletzt abgerufen am 29. Juli 2015, 15:00 Uhr.
- 2 Stand: Mai 2015.

Christine Zeis MC

## Spannungsreiche Erfahrungen junger Ordensfrauen in der Formation

Ein Workshop der AG der Formationsleiterinnen (AGF)

### Hintergrund des Workshops

Ermutigende und erschreckende Rückmeldungen aus der ersten deutschlandweiten Junioratsschulung 4.-7.9.2014 für 26 Juniorinnen aus 13 apostolischen Gemeinschaften haben aufgerüttelt: Einerseits wurde eine große Leidenschaft für das Ordensleben deutlich – andererseits aber auch das Leiden eines Teils der teilnehmenden Schwestern in und an den Strukturen ihrer Gemeinschaften.

In einem intensiven Abspracheprozess wurde von der Gruppe ein gemeinsamer offener Brief verfasst, der – diskret behandelt – für die Juniorinnen zum Weitergeben an Verantwortliche ihrer Gemeinschaften bestimmt war. In diesem Brief kommt, wie auch während der Junioratsschulung, die Solidarität der Juniorinnen untereinander und mit den Betroffenen zum Ausdruck. Darüber hinaus stellte sich die Frage, wie das Anliegen der jungen Schwestern an geeigneten Stellen platziert werden könnte. In der AGF-Jahrestagung und darüber hinaus bei verschiedenen Treffen von Formationsleiterinnen wurde dieses Thema ausführlich besprochen. Dass in der Mitgliederversammlung der DOK ein Workshop ermöglicht wurde, war eine gute Gelegenheit, einer großen Anzahl von Teilnehmerinnen die Anliegen der Juniorinnen zu Gehör zu brin-

gen. Insgesamt 105 Höhere Oberinnen haben aufmerksam gehört und über Konsequenzen nachgedacht.

### Workshop der AGF

Sr. Birgit Scheder (Noviziatsleiterin bei den Oberzeller Franziskanerinnen) leitete die Junioratsschulung 2014 zusammen mit der Referentin, Frau Krisztina Kolba (Psychologin und Gestalttherapeutin) zum Thema Kommunikation. Sr. Juliana Seelmann und Sr. Bernadette Wagner (beide damals Junioratsschwestern bei den Oberzeller Franziskanerinnen) waren bei der Junioratsschulung 2014 als Teilnehmerinnen und auch im Leitungsteam dabei. Beim Workshop konnten diese drei Schwestern den Juniorinnen, ihren Erfahrungen und Anliegen eine Stimme geben. Die gesammelten Erfahrungen kamen differenziert und diskret zur Sprache und fanden bei den Leitungsverantwortlichen Gehör. Das Ziel des Workshops war eine Problemansage gegenüber Leitungsverantwortlichen und brachte die Hoffnung zum Ausdruck, dass eine verändernde Bewegung in teilweise noch sehr verfestigte Ordensstrukturen kommt. Bei aller Leiderfahrung einzelner Junioratsschwestern war immer deren Liebe zum Ordensleben und die Suche nach einer guten Zukunft als junge Ordensfrauen spürbar.

## Problemfelder

Die beiden anwesenden jungen Schwestern beschrieben die Problemfelder, die beim Junioratstreffen 2014 von einem Teil der Teilnehmerinnen zur Sprache gebracht wurden. Dazu muss gesagt werden, dass sowohl die Problembereiche als auch die Schwere des leidvoll Erlebten unterschiedlich waren und nicht verallgemeinert werden sollten. Andererseits ist jedes erlebte Leid zu viel und wert, gehört – und vor allem behoben – zu werden.

Zum einen wird von manchen jungen Schwestern die Belastung durch die Aufgaben (oft in eigenen Werken) als Überforderung erlebt. Das Bedürfnis nach Freizeit wird von Mitschwestern als Schwäche gedeutet. Moderne Arbeitsabläufe stehen in Konkurrenz zu veralteten Abläufen in den Gemeinschaften. Die jungen Schwestern haben oft eine hohe Verantwortung, werden aber gleichzeitig nicht als kompetente Erwachsene behandelt. Verschärft wird die Situation durch das bekannte Ungleichgewicht von sehr vielen älteren und alten Schwestern gegenüber sehr wenigen bzw. nur einzelnen jungen und jüngeren Schwestern. Die Bedürfnisse der Jüngeren werden im Vergleich zu denen der Älteren (zu) wenig thematisiert. Es gibt im Kommunikationsbereich Missstände bzw. Unvermögen, so dass das im Noviziat eingeübte Kommunikationsverhalten in den neuen Ausbildungskommunitäten mit den Mitschwestern oft nicht praktiziert werden kann. Es ist von überforderten Oberinnen die Rede, vom Unvermögen, über persönliche Dinge zu reden und mit Konflikten umzugehen. Schwer wiegt die Tatsache, dass Macht miss-

**Christine Zeis MC**



Sr. Christine Zeis MC, geboren 1961, war 20 Jahre in Gemeindearbeit, Erwachsenenbildung, Berufungspastoral, Therapie und spiritueller Begleitung in Leipzig und Jena tätig. Seit 2011 ist sie Noviziatsleiterin ihrer Gemeinschaft in Weilheim sowie seit 2013 Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der Formationsleiterinnen (AGF).

braucht wird und das anstehende Gutachten als Drohpotential aufgebaut wird. Es ist von Grenzverletzungen die Rede. Schwierige Situationen werden lange ausgehalten und junge Schwestern fühlen sich von Seiten der Leitungsverantwortlichen zu wenig gehört und im Stich gelassen. Die leidvolle Erfahrung gipfelt im Satz einer jungen Schwester: „Ich habe mich an der Pforte abgegeben.“

## Erkenntnisse

Sr. Birgit Scheder, die selbst Erfahrungen sowohl als Formationsleiterin als auch als Mitglied der Generalleitung ihrer Gemeinschaft hat, stellte die betroffene Frage: „Was machen wir mit dem Ordensleben der nächsten Generation?“ Sie meinte, dass die Gemeinschaften für die Formation die kompe-

tentesten Schwestern zur Verfügung stellen sollten. Diese bräuchten eine solide Grundausbildung in der Begleitung von Menschen, das Wissen über spezifische Prozesse in den Phasen der Ordensausbildung, Kenntnisse psychologischer Dynamiken in der Prozessbegleitung sowie eine gute eigene Kommunikationsfähigkeit.

Die Ausbildungskommunitäten (auch die für die Juniorinnen, denn diese sind noch in Ausbildung!) sollten sich aus reifen Personen zusammen setzen, die auch in den Phasen schwieriger Beziehungsgestaltung das Verhalten seitens der Formantin mittragen bzw. spiegeln können. In Anbetracht der Altersverhältnisse seien Parallelstrukturen hilfreich, in denen unterschiedliche Bedürfnisse gleichzeitig gelebt werden können. Ihr Appell an die Oberinnen war, dass sie die Schwierigkeiten, Anliegen und das Engagement der jungen Schwestern ernst nehmen sollen, auch wenn manches nicht (gleich) änderbar ist. Sie sollen der nachfolgenden Generation helfen, *ihr* Ordensleben zu leben, das anders sein wird als das bis jetzt gewohnte.

## Fragen

Das anschließende Gespräch mit den anwesenden Höheren Oberinnen war teilweise sehr nachdenklich, betroffen, „leise“. Auch Ratlosigkeit und gescheiterte Bemühungen kamen zur Sprache. Das Bemühen um eine verbesserte Kommunikation in den Gemeinschaften ist eine permanente Aufgabe, ebenso wie die Schwierigkeit, geeignete Kommunitäten für die Ausbildung zusammen zu stellen und ihnen die nötigen Hilfen zu geben. Überforderungen an-

gesichts der Personalnot sind eine Realität. Gleichzeitig brauchen die „Neuen“ Räume, wo sie Ordensleben einüben können, ihr Ordensleben zeit- und altersgemäß leben und auch neue Formen ausprobieren können. Es geht nicht darum, fertige Visionen umzusetzen, sondern vielmehr Freiräume und Energie für Neues zu haben und die „Erlaubnis“, Ideen Wirklichkeit werden zu lassen. Im sich verändernden Ordensleben sind die „Jungen“ (aber nicht nur sie!) diejenigen, die das Ordenscharisma in die heutige Wirklichkeit hinein übersetzen. Dazu braucht es Räume – auch Räume einer offenen, vertrauensvollen Kommunikation und Räume zum Experimentieren. Wenn nicht nur Anpassung der Neuen erwartet wird, sondern auch eine Offenheit für noch nicht Dagewesenes besteht, dann sind die Chancen gut, dass eine Gemeinschaft mit Alten und Jungen in eine gute Zukunft gehen kann. Dabei darf Fremdes der jeweils anderen Generation bestehen bleiben und kann gleichzeitig gelebt werden, wenn vertrauensvolles Wohlwollen gepflegt wird.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Ein besonderes Thema, an welchem die sensiblen Machtverhältnisse deutlich werden, ist das Erstellen von Gutachten und der Umgang damit. Hierbei wird deutlich, dass Juniorat immer noch Ausbildung ist und das Verhältnis zu den Oberen ein asymmetrisches ist. Das

kann eine große Unsicherheit bewirken, je nach vorher gegangenen Erfahrungen mit teilweise harten Beurteilungen in unserer Leistungsgesellschaft. Es ist eine Anfrage an die Gemeinschaften, welche Kultur des Umgangs mit Gutachten zur Zulassung zur Profess jeweils gepflegt wird. Dass dieses Mittel zur Eignungsprüfung als Druckmittel für Wohlverhalten der Juniorin missbraucht wird, ist uneingeschränkt abzulehnen.

### **Themen zum Weiterarbeiten**

Das Thema hinter dem Thema ist die Nachwuchsfähigkeit einzelner Gemeinschaften. Gibt es ein Szenario, wo es unverantwortlich ist, sich auf die Eingliederung junger Frauen in die bestehende Gemeinschaft einzulassen? Werden die „Jungen“ instrumentalisiert als Retter, Arbeitstiere, Kinder? Werden sie gebraucht (und missbraucht?) für die vermeintliche Zukunft der Gemeinschaft? Warum wollen und brauchen wir die Jungen? Oder vielmehr: Wozu werden wir als Gemeinschaft gebraucht in der heutigen Zeit und in der heutigen Welt? Und können sich dazu junge Frauen anschließen? Ordensleben bildet sich gerade neu. Dazu ist es nötig, den „neuen Wein

des Evangeliums“, das Charisma der Gründerpersönlichkeiten, die gemeinschaftliche Berufung und Sendung in „neue Schläuche“ zu tun. Neue, vielleicht gemeinschaftsübergreifende Projekte, Vernetzungen zwischen den Ordensleuten, partizipative und transparente Kommunikations- und Entscheidungsformen, eine gut eingeübte Konfliktkultur und wohlwollendes Anders-sein-lassen, Felder zum Experimentieren... sind Spuren für Zukunftsfähigkeit. Ermöglichungsräume können entstehen und der Heilige Geist lässt Neues wachsen.

### **Schluss-Satz aus dem Brief der Juniorinnen**

„Wir alle sind (noch) da, weil wir – eigentlich – gerne und aus Überzeugung Ordensschwestern geworden sind und sind. Unsere Bereitschaft ist ehrlich; wir sind willens, viel zu investieren, um das Ordensleben gemeinsam mit unseren Mitschwestern, gerade auch den älteren, in die Zukunft zu führen. Wir lieben das Ordensleben und auch unsere Gemeinschaften, in die wir eingetreten sind. Deswegen ist es unser größter Wunsch, unsere Berufung in unseren Gemeinschaften zu leben – aber ohne an ihnen zu zerbrechen.“

João Kardinal Braz de Aviz

## Vortrag bei der Mitgliederversammlung 2015 der Deutschen Ordensobernkonzferenz am 8. Juni 2015\*

Ich möchte den Apostolischen Nuntius begrüßen, denn wir kennen uns schon aus Rom, und ich bin sehr froh, ihm hier wieder zu begegnen! Dann natürlich jede Einzelne und jeden Einzelnen von Euch! Ich freue mich sehr, dass ich hier sein darf.

Ich bin nur in Rom, weil Gott gut ist, aus keinem anderen Grund. Denn als der Anruf vom Staatssekretariat kam, dass ich nach Rom kommen soll, habe ich den Kardinal gefragt: „Sie wissen aber, dass ich kein Ordensmann bin, oder?“ Da sagt er zu mir: „Hier in Rom spielt das keine Rolle.“ Daraufhin habe ich, weil ich es besser verstehen wollte, zu ihm gesagt: „Ihnen ist aber klar, dass ich nichts über das Dikasterium für die Ordensleute weiß, oder?“ Und er: „Sie werden es lernen, Sie werden es lernen.“ Und jetzt bin ich schon vier Jahre dort ... Doch ich fühle mich als Ordensmitglied, genau wie Ihr. Mein ganzes Leben lang habe ich das geweihte Leben sehr, sehr geliebt. Meine erste Ausbildung habe ich bei den Patres vom Mailänder Seminar für auswärtige Missionen – dem Institut PIME – erhalten. Und deswegen möchte ich bei Euch keinen, nun, sagen wir, sehr akademischen Vortrag halten, das ist eigentlich nicht mein Anliegen. Es gibt viele Dinge, über die wir in diesem Jahr des geweihten Lebens nachdenken. Wir wollen ein paar davon auswählen.

Die erste Frage lautet: Wer sind die Gottgeweihten, denen dieses Jahr, das wir gerade begehen, gewidmet ist? Das sind, so können wir sagen, die Säkularinstitute, der *Ordo Virginum* (Stand der Jungfrauen) und auch – das fängt gerade an, aber es ist etwas sehr Altes – der Stand der Witwen, die Eremitinnen und Eremiten, die Mönche und Nonnen, die geweihten Männer und Frauen der anderen, nicht monastischen Orden, die Schwestern, die Brüder, die Mitglieder der Ordensgemeinschaften im Allgemeinen, die Mitglieder der Gesellschaften apostolischen Lebens, auch der neuen, jüngeren, und in gewisser Hinsicht auch die Gottgeweihten der kirchlichen Bewegungen, der neuen Gemeinschaften.

Wir sind in unserem Dikasterium für etwa eine Million von Gottgeweihten zuständig. Und für ungefähr zwei-, dreitausend Institute. Alle gottgeweihten Männer und Frauen der jüngeren Zeit haben eine interessante Eigenart, die wir gerade zu verstehen versuchen. Vielleicht werden wir sie „kirchliche Familien“ nennen. Denn innerhalb dieser Gruppen sehen wir Priester, gottgeweihte Männer und Frauen und auch Familien. Und dieses selbe Phänomen erwacht auch in vielen anderen Orden und Gemeinschaften wieder zum Leben. Und weil das etwas ist, das sich immer mehr entwickelt, fragen wir uns, ob sich

darin nicht auch heute das Wirken des Heiligen Geistes ausdrückt. Denn das Erste, was wir im Hinblick auf das geweihte Leben betrachten wollen, ist, dass wir in der Dogmatischen Konstitution *Lumen Gentium* des Zweiten Vatikanischen Konzils ein kleines Kapitel haben, das dem geweihten Leben gewidmet ist. Es sind nur wenige Abschnitte. Doch die Ordensleute, die Gottgeweihten, werden dort innerhalb des Volkes Gottes gesehen. Es heißt dort, dass die Ordensleute wesentlicher Bestandteil der Kirche sind. Sie sagen jetzt vielleicht: „Wussten wir das nicht schon vorher?“ Ja, natürlich, aber diese Erklärung ist wichtig. Warum? Das sechste Kapitel stellt uns diese Denkweise vor Augen, dass wir Teil eines Volkes sind. Und das hat eine sehr große Bedeutung. Denn wir gehören zu einem Volk, dem Volk Gottes. Und wenn wir uns sozusagen eingelassen haben auf diese Berufung, dann verlangt das Konzil verschiedene Dinge von uns. Es sind mehrere ... Ich werde nur drei anführen, die, nun, sagen wir, die wichtigsten sind.

- Erstens: Die Gottgeweihten sind Menschen, die die vom Evangelium vorgeschlagene Christuskirche als oberste Regel in die Praxis umsetzen. Christus nachfolgen ist die große Regel. Auf diesen Weg der Christuskirche zurückzukehren, ist sozusagen eine gemeinsame Straße für uns alle und kann uns auch bei der gemeinsamen Ausbildung sehr helfen.
- Zweitens müssen wir den Geist, die Absichten der Gründer und Gründerinnen kennen und treu befolgen, uns also immer tiefer auf das einlassen, was für unsere Gründer/innen grundlegend ist, und alle Traditionen

aufgeben, die nicht wesentlich sind. Die Zeiten ändern sich. Also ist unsere Zeit nicht die Zeit unserer Gründer/innen. Diese Betrachtungsweise ist sehr, sehr schön, denn sie lässt uns begreifen, dass die Berufung der Gottgeweihten keine statische Berufung ist, sie ist ein sehr dynamischer Weg. Das hat auch Konsequenzen für die Dinge, von denen wir später noch sprechen werden.

- Das dritte Element des Konzils, das wichtig ist, ist die Aufgeschlossenheit für die Kultur der Gegenwart. Dieser Aspekt bedeutet, dass wir Jünger und Jüngerinnen Jesu sind, Jünger/innen eines Charismas: dass wir den Mann und die Frau unserer Zeit wirklich im Herzen tragen.

Diese drei und all die anderen Dinge hatten wir also vor Augen – das Konzil erwähnt etwa zehn Punkte, aber das kommt später, das entwickelt sich –, als wir uns Ende letzten Jahres auf der Vollversammlung unserer Kongregation mit allen Kardinälen, Bischöfen und Generaloberen, die dazugehören, gefragt haben, wie unsere Situation, wenn wir auf das Konzil blicken, heute ist, 50 Jahre nach dem Konzil: wie diese Situation des geweihten Lebens ist und was wir festhalten müssen. Denn wir wissen um die Schwierigkeiten, die wir durchmachen. Als ich 2011 nach Rom kam, kursierte an den Universitäten ein lateinischer Satz. Die Orden und die Gemeinschaften müssten die *Ars Moriendi* lernen, sie müssten lernen zu sterben. Das heißt, wir verschwinden. Da habe ich mich gefragt: Ist das Charisma unser Charisma oder kommt es von oben? Wenn das Charisma von oben kommt, dann kann nur einer es sterben oder verschwinden lassen: Gott.

Ich habe auch mit einigen Leuten darüber gesprochen, zum Beispiel mit dem Generaloberen der Marianistenpatres: An diesem Tag war der Durchgangsverkehr in Rom zusammengebrochen, Ihr wisst ja, wie das ist... Für fünf Kilometer haben wir eineinhalb Stunden gebraucht. Und da hat er mir die Geschichte seines Ordens erzählt. Sie waren eine große Gemeinschaft gewesen, und dann waren sie praktisch am Ende. Ein Einziger war übriggeblieben. Dieser eine ist treu geblieben bis zum Tod. Als er sehr alt war, wirklich schon sehr alt, da kamen drei Männer und sagten zu ihm: „Wir wollen so sein wie du!“ Da er der Einzige war, war er gleichzeitig auch Generaloberer, also hat er zu den Dreien gesagt: „Ist gut, kommt mit mir!“ Einer von ihnen ist Bischof geworden. Er hat seine Diözese für die Ordensfamilie geöffnet, der er angehörte. Und heute ist dieser Orden, diese Gemeinschaft wieder groß. Das heißt, das Charisma kommt von oben. Wir

wissen, dass einige Charismen im Sterben liegen. Und wir müssen mit dieser Situation umgehen. Aber wir dürfen uns nicht selber einreden, dass wir die Letzten sind, dass wir die Tür abschließen und das Licht ausmachen müssen. Denn es ist Gottes Werk, nicht unseres. Vielleicht ist das die Frage, die wir uns stellen müssen: Sind wir Jünger/innen Jesu? Sind wir Jünger/innen unserer Gründer/innen? Hören wir wirklich auf die Kultur unserer Zeit? Und dann haben wir uns auf dieser Vollversammlung Folgendes gedacht: Da ist ein neuer Wein, der immer gut ist, nämlich Jesus Christus. Und auch das Evangelium ist dieser neue Wein. Das heißt, das Evangelium und Jesus werden niemals alt, sondern haben immer Bestand. Also, den neuen Wein haben wir, aber vielleicht sind die Schläuche alt geworden. Das ist aus dem Markusevangelium, nicht wahr? Neuer Wein in neuen Schläuchen. Also haben wir uns gefragt: Gibt es für uns heute in unserer



João Kardinal Braz de Aviz (rechts) im Gespräch mit P. Dr. Ulrich Dobhan OCD, Provinzial der Unbeschuhten Karmeliten in Deutschland, während der Mitgliederversammlung 2015 der Deutschen Ordensobernkongress.

Kultur vielleicht drei Schläuche – nur drei, damit es nicht zu schwierig wird –, drei neue Schläuche, auf die wir uns besinnen können? Und wir haben drei ausgesucht: die Gemeinschaft als Allererstes, die Gemeinschaft. Als zweites haben wir die Ausbildung ausgewählt. Und als drittes haben wir Leitung und Ökonomie genommen, beides zusammen. Auch wenn wir nicht sehr damit einverstanden sind, dass die Generaloberin auch die Ökonomin ist. Das sollte besser getrennt sein, nicht wahr?

Es passiert gerade etwas Merkwürdiges, ein eigenartiges Phänomen, und deshalb müssen wir an einigen Punkten mit einer gewissen Freiheit vorgehen, um die heutige Situation zu analysieren. Zum Beispiel diese Frage der Gemeinschaft. Die heutige Kultur hat den Individualismus zum obersten Gesetz des Lebens erhoben. Und auch die jungen Leute haben vor einiger Zeit einen Satz geprägt: „Hab keine Angst, glücklich zu sein!“ Doch diese Angelegenheit, dieses Glücklich-Sein, hat nichts mit den Werten des Christentums zu tun. Die Bezugsgröße ist das Individuum: „Alles, was mich glücklich macht, und sei es auch nur für eine Sekunde, all das ist gut.“

Also muss ich immer ausprobieren, was mir gefällt, und das angesichts einer sehr ausgeprägten individuellen Spiritualität, die wir gelernt haben: eine sehr starke persönliche Beziehung zu Gott zu haben. Wir haben eine sehr klare Vorstellung von dieser Gottesbeziehung. Aber die Beziehung zum Mitmenschen ist nicht so klar. Und unsere Gegenwartskultur ist die Kultur der Beziehungskrisen. Das macht die Kultur unserer Zeit aus: dass die Beziehungen nicht gut funktionieren. Die Psycholo-

gen haben sehr viel mehr Arbeit bekommen; wir lieben sie sehr, weil sie uns sehr helfen. Aber das heißt, dass es in der Frage der Beziehungen nicht gut steht. Unsere Beziehungserfahrungen machen uns krank. Statt zu wachsen werden wir kleiner. Denn es gilt das Prinzip, dass alles von mir selber ausgeht, das heißt, ich bin die Mitte von allem.

Hier ergibt sich ein schwerwiegendes Problem, das schon der heilige Basilius in den Anfängen des Mönchtums entdeckt hat. Er machte sich auf um herauszufinden, worin das Mönchtum seiner Zeit im Wesentlichen bestand. Er besuchte die Einsiedeleien. Und in den Einsiedeleien stellte er sich einige Fragen. Er sagte: Das ist ja schön und gut für jemanden, der intensiver in Gott leben will (ich sage das jetzt mit meinen eigenen Worten, nicht mit denen des heiligen Basilius, aber das ist im Großen und Ganzen das, was Basilius gemeint hat). Aber wie kann ein Eremit seine Demut beweisen? Er hat doch niemanden in seiner Nähe. Er kann nicht einfach sagen: „Ich bin demütig.“ Er muss beweisen, dass er demütig ist. Und noch etwas: Ein Eremit hat niemanden in seiner Nähe. Wie kann er da den anderen die Füße waschen? Das heißt also, dass einige Seiten des Evangeliums für den Eremiten gestrichen sind. Deshalb ist es für einen Eremiten auch so schwierig, das Gleichgewicht zu finden. Ich glaube an ihre Berufung, aber ich finde, einige von ihnen sind manchmal halbverrückt, oder nicht?

Dann hat sich dieser Weg in Richtung auf das klösterliche Mönchtum weiterentwickelt, also vom individuellen Leben zum Leben der *Koinonía*. Also: Lebe du dein Leben allein mit Gott in

deiner Zelle, aber danach arbeitest du gemeinsam mit den anderen, redest mit den anderen, betest mit den anderen, singst mit den anderen. Diese Dinge helfen dir, auch den Teil des Evangeliums zu leben, der sich auf das Zusammensein, auf das gemeinschaftliche Leben bezieht. In einigen unserer Ordensgemeinschaften hat es eine so große Beziehungskrise gegeben, dass die Oberin in das eine Haus umgezogen ist, zwei Schwestern in das andere, zwei weitere Schwestern in ein drittes und so weiter... Man traf sich nur einmal pro Woche, damit es keinen Streit gab. Das ist wahr.

Wir kennen einige Sätze, die uns nicht sehr geholfen haben, auch wenn sie zutreffen. Zum Beispiel den des heiligen Johannes Berchmans. Er ist ein Jesuit, mit 22 Jahren gestorben, mit 22 Jahren! Das heißt, er war sehr jung, als er gestorben ist. Und sehr heilig. Aber die größte Buße war für ihn das Gemeinschaftsleben. Das gilt auch für uns. Aber einen anderen Satz, der wichtig für uns wäre, den hat er uns nicht hinterlassen, nämlich, dass der andere für mich die Möglichkeit ist, Gott zu erfahren. Wir sagen, wir erfahren Gott im Gebet, wir erfahren Gott auch in der Einsamkeit, all das ist wahr. Aber wir sagen nicht, dass wir Gott in der Beziehung zum anderen finden können. Und so wird der andere für uns zum Problem. Das ist schwierig: Wir leben zusammen, aber es ist ein Problem. Wir geraten in die Versuchung, dass wir den anderen uns gleich machen wollen. Ich gehe auf den anderen nicht in dem Sinne zu, dass ich ihn annehme, weil ich um mich selbst kreise.

Wir haben auch einen sehr interessanten und schönen asketischen Weg ent-

wickelt, der auch schön weitergeht – schön, aber gefährlich: Ich stelle einen Plan auf, um meine Fehler auszumerzen, alles, was nicht im Sinne des Evangeliums ist. Ich beseitige meinen Hauptfehler. Und danach beseitige ich den nächsten Fehler, ich versuche, den nächsten Fehler zu beseitigen. Nach einer Weile stelle ich fest, dass der erste Fehler zurückgekommen ist. Und was mache ich jetzt? Das ist ein schwerer Kampf. Was ist daran falsch, was funktioniert nicht? Manchmal gibt es zum Beispiel Menschen, die viel beten, die eine sehr schöne persönliche Beziehung zu Gott haben – aber in der Gemeinschaft sind sie echte Streithähne.

Das heißt, dass der Jünger Jesu vielleicht einen anderen Weg einschlagen muss, wenn er dem anderen begegnen will. Er müsste sich dem Herrn zur Verfügung stellen, auf Seine Liebe vertrauen und sich führen lassen. Dieses Sichführen-Lassen ist schwierig, weil du Gott wirklich vertrauen musst. Und das geht nicht ohne das Kreuz. Auch nicht, ohne sich selbst zu verleugnen. Doch es ist anders, weil du, auch mit der Hilfe deiner Brüder oder Schwestern, zu verstehen versuchst, was Gott von dir will. Und so werde ich nach und nach sensibel für diesen Willen Gottes, für das, was Er mit mir vorhat. Doch das soll jetzt genügen zum Thema Gemeinschaft, ich werde später in einem anderen Zusammenhang noch einmal darauf zurückkommen.

Der zweite Punkt – und das ist auch eine Konsequenz aus diesem Weg – ist die Wichtigkeit der Ausbildung. Ausbildung, um Jünger Jesu zu werden, Jünger des Gründers/der Gründerin und offen für die Gegenwartskultur. Das verändert unsere Art, die Ausbildung zu



verstehen und zu leben. Wer Jesus nachfolgt, tritt in einen Prozess der Umkehr ein. Diese Ausbildung hat im Mutterleib begonnen und wird mit dem letzten Atemzug des Lebens enden. Wenn wir nicht mehr atmen, werden wir ausgebildet sein. Das versetzt uns alle in eine sehr starke Dynamik. Man muss sich die Ausbildung also als eine beständige Ausbildung vorstellen: keine Ausbildung, die man erhält, und dann ist man fertig. In diesem Sinne sind nicht einmal unsere Ausbilder ausgebildet. An dem Tag, an dem die Ausbilder sich für ausgebildet halten, verderben sie die Auszubildenden.

Deshalb ist die Anfangsausbildung wichtig, muss aber im Kontext einer Ausbildung gesehen werden, die niemals endet. Der Papst erinnert uns daran, dass die Ausbildung umfassend sein muss: menschlich, intellektuell, theologisch und spirituell. Dann ist es eine Ausbildung, die dazu führt, dass die ganze Person ausgebildet wird. Und hier müssen wir sehr darauf achten, dass wir nichts verwechseln und denken, einer, der die höheren Studien abgeschlossen hat, wäre ausgebildet. Denn die intellektuelle Ausbildung ist sozusagen nicht das Gemälde, sondern der Rahmen des Gemäldes.

An dieser Stelle kommt ein kleines Wort ins Spiel, das sie uns auf Latein gesagt haben und das mir gefallen hat. Ich werde es Ihnen sagen, auch wenn ich nicht viel Latein kann: Es geht um eine Ausbildung, die nicht nur *docilis* ist, also nicht nur auf die Werte bedacht, sondern die *docibilis* ist, die sich formen lässt. Da ist eine Person, die geformt, ausgebildet werden soll, aber wir können sie nur ausbilden, wenn wir uns selbst formen lassen. Auch ein General-

oberer und eine Generaloberin müssen sich formen lassen. Sonst verderben sie ihre Gemeinschaft. Was müssen wir hier erreichen? Das, was der heilige Paulus in seinem Brief an die Philipper, Kap. 2, 5-11 sagt: „Seid untereinander so gesinnt, wie es dem Leben in Christus Jesus entspricht.“ Das hat eine besondere Konsequenz, denn Paulus sagt dazu ja noch mehr. Wir kommen später darauf zurück, weil das für uns wichtig ist.

Also, diese Sache mit dem Mann und der Frau, die auf Gott hören, die sich verändern lassen und den Wegen Gottes folgen, auch wenn es absurd scheint: Wir haben zwei sehr deutliche Beispiele für die Absurdität dieser Nachfolge. Das eine ist die Erfahrung Abrahams im Hinblick auf seinen Sohn Isaak. Das ist eine Absurdität! Aber Abraham hatte gelernt, Gott Folge zu leisten. Die erhabenste Erfahrung jedoch, die wir im Christentum kennen, ist die Erfahrung Jesu, besonders sein Schrei am Kreuz, als er den Sinn seines Lebens, nämlich die Gegenwart des Vaters, nicht mehr erkennen kann. Diese *docibilitas* ist es, die zum Reich Gottes führt. Sie ist nicht leicht, aber man kann diesen Weg gehen.

Der dritte Bereich, den wir als „neuen Schlauch“ benannt haben und den wir angesichts der Kultur von heute aufbauen müssen, ist folgender: die Frage der Leitung, der Macht, und auch der Ökonomie. Hier dreht sich alles darum, sich wirklich für die Geschwisterlichkeit, für die Beteiligung zu öffnen. Eine Autorität, die nicht dem Evangelium entspricht, wird herrisch. Und eine solche Leitung richtet sich nicht mehr nach dem Willen Gottes, sondern nach dem Willen einer Autorität, die kein Jünger des Herrn ist. Eine Autorität, die nicht geschwisterlich ist, wird zum Au-

toritarismus und entfernt uns vom Willen Gottes, weil sie zum Willen der Person wird.

Der blinde Gehorsam – nein, nicht der blinde Gehorsam, der darf sein, der ist in Ordnung –, der Gehorsam, der nicht dem Evangelium entspricht, der nicht brüderlich/schwesterlich ist, wird – entschuldigt den harten Ausdruck – zum Schwachsinn. Warum? Weil er darin besteht, das zu tun, was der andere verlangt, das schon – aber ohne dabei zu offenbaren, was man auf dem Herzen hat. Also, wenn du ein echter Bruder bist, eine echte Schwester, dann ist das Erste, was du tust, wenn die Autorität etwas von dir verlangt – natürlich bist du bereit, es zu tun – aber gleichzeitig weißt du, dass auch du dem anderen helfen musst, herauszufinden, was Gott will. Wenn du also etwas auf dem Herzen hast und glaubst, dass es von Gott kommt, dann musst du es sagen, auch wenn dir das schwerfällt.

Deshalb sollte es heute zum Beispiel in unseren Häusern, in unseren Ordensfamilien keine Leitung mehr geben ohne eine gut gelebte Beratungskultur. Es sollte auch keine Oberen und Oberinnen geben, die die Entscheidungen der Kapitel umstoßen. Denn das Kapitel ist größer als die Oberin oder der Obere. Dort ist ganz konkret der Wille Gottes. Das ist dieses Spiel, auf das wir uns einlassen müssen, wenn wir Jesus nachfolgen wollen, nicht wahr?

Eines möchte ich noch über die Ökonomie sagen. Wir sind – durch die Werbung, die wir sehen, die Ideen, die wir hören, die Erfahrungen, die wir machen – Kapitalisten geworden. Wir haben das Evangelium vergessen. Wir glauben mehr an unser Bankkonto als an die göttliche Vorsehung. Das ist für uns

wirklich ein Schisma und eine Häresie. Das heißt, nachdem wir uns für Gott entschieden haben, haben wir Gott verlassen, um dem Gott *Geld* nachzufolgen. Und wenn wir ganz viel Geld aufgehäuft haben, bereitet Gott uns eine schöne Überraschung.

Ein Ordensinstitut, beispielsweise, hatte zehn Millionen Euro bereitgestellt, um den Todestag des heiligen Gründers zu feiern. Dann ist ein Mafioso gekommen, hat sich mit dem Ordensgeneral angefreundet, hat ein Krankenhaus in Sizilien saniert und ist mit den zehn Millionen Euro verschwunden. Das ist jetzt ein Jahr her. Ein anderes Ordensinstitut hatte 20 Millionen Euro investiert. Darüber hat der Ökonom allein entschieden, ohne seinen Oberen um Rat zu fragen: Die Gruppe, die das Geld genommen hat, hat gedacht, es wäre für sie bestimmt, und hat es beiseite geschafft. Sie haben 20 Millionen Euro verloren! Wenn ich hier Lügen erzähle, dann sagt es mir, ja? Ich nenne noch ein drittes Beispiel, das ist noch schlimmer: ein Institut, das das Konzil nicht akzeptiert und sich hinter dem alten lateinischen Ritus versteckt – einige von ihnen – aber um das Konzil zu verleugnen. Wir haben jetzt eine kommissarische Verwaltung, weil wir im Namen des Papstes diese Dinge prüfen müssen, und haben nun entdeckt, dass sie das Konzil nicht akzeptieren. Es gibt ein viertes Gelübde der Treue zum Gründer, ihrem Generaloberen, – nicht zum Papst. Als wir mit der Arbeit begonnen und die Dinge überprüft haben, hat dieser das Geld genommen und seiner Familie überschrieben. 30 Millionen Euro! Und jetzt hat die Staatsanwaltschaft diese 30 Millionen Euro beschlagnahmt. Weil sie zweckentfremdet, weil sie beiseite geschafft worden sind.



Gott stellt uns auf die Probe. Gott lässt uns begreifen, dass wir uns ändern müssen. Vielleicht haben wir jahrelang gesagt, wir hätten kein Geld. Und dann passieren solche Sachen. Also ist doch Geld da! Man muss über diese Dinge nachdenken.

Im März waren wir mit dem Heiligen Vater zu Einkehrtagen in Ariccia in der Nähe von Rom, weil der Papst bemerkt hatte, dass wir während der Einkehrtage nie viel gebetet haben, wenn wir im Vatikan geblieben sind: Wir gingen zu den Betrachtungen und dann wieder an die Arbeit. Deshalb hat uns der Papst mit nach draußen genommen. Wir haben ignatianische Exerzitien gemacht. In völligem Schweigen, mit strammen Lesungstexten und einem sehr anspruchsvollen Prediger, der uns bei einer Betrachtung Folgendes gesagt hat: „Wir müssen das Armutsgelübde gut leben.“ Dann hat er dieses Armutsgelübde gut erklärt – die Armut betrifft ja auch uns. Er hat sie uns gut erklärt, anhand der Gestalt des Propheten Elija, die wir betrachtet haben und die ganz wundervoll ist, alle diese Krisen des Elija, nicht wahr?

Dann kam also die Rede auf den Aspekt der Armut. Der Prediger hat Folgendes gesagt: „Ihr Kardinäle, geht an Eure persönlichen Konten und hebt ein bisschen Geld ab und gebt es dem Almosenier des Papstes.“ Und wir, nun, wir haben gedacht, das geht jetzt vielleicht ein bisschen zu weit, so deutlich hätte er uns das nicht sagen müssen. Doch als die Betrachtung beendet war und wir zur Tür gingen, stand da der Almosenier des Papstes mit einem kleinen Kärtchen mit den Kontodaten des Papstes. Er sagte: „Das ist für dich, das ist für dich, das ist für dich...“ Ich habe ein Kärtchen ge-

nommen und es in die Jackentasche gesteckt. Gleich danach gab es kritische Stimmen, die sagten: „Nein, das ist der Almosenier, der will sich wichtigmachen, das war seine Idee, das ist nicht der Papst, der das will, sondern der Almosenier ...“. Andere von uns sind am darauffolgenden Montag zur Bank gegangen und haben ein bisschen Geld überwiesen. Wie gut hat uns das getan!

Bei dieser Gelegenheit habe ich gesehen, wie viel Geld ich auf meinem Bankkonto hatte, von meinem Gehalt. Ich war schon bei 150.000 Euro angekommen, denn die Kardinäle verdienen gut, wisst Ihr? Ich bekomme 5.400 Euro im Monat. Für Euch ist das nicht viel, das weiß ich. Doch für uns ist es genug. Natürlich haben wir auch Ausgaben. Wir müssen den Schwestern, die bei uns arbeiten, Geld geben. Wir müssen Lebensmittel kaufen. Wir müssen das ganze Jahr Heizkosten bezahlen usw., doch wird es immer mehr, immer mehr. Mir kamen also Zweifel, ob dieses Geld wirklich mir gehört. Und dann habe ich einen Teil genommen, ein Drittel der gesamten Summe, und habe es drei armen Pfarreien in Brasilien gegeben, die ich kannte, ich habe einem Studenten ein zweijähriges Stipendium bezahlt und dann habe ich mich verpflichtet, den drei ärmsten Diözesen in Brasilien zu helfen, jeder ein bisschen. Soviel zu meinem Geld. Ich erzähle Euch das nicht, um über meine Tugend zu sprechen, sondern um Euch zu sagen, dass es vielleicht einen Weg der Umkehr gibt, den wir noch gehen können.

Und dann noch etwas zur Ökonomie: Man muss das Geld von dem Sockel herunternehmen, auf den wir es gestellt haben, denn wenn wir anderen von dem geben, was uns gehört, können wir

nur gewinnen. Das will einfach nicht in unseren Kopf hinein, das ist schwierig. Aber wenn wir es tun, dann verstehen wir es. Es ist interessant: Das mit dem Hundertfachen passiert wirklich. Das heißt, du gibst – und erhältst das Hundertfache zurück. Auch das ist wahr! Ich könnte von so vielen Erfahrungen erzählen, die das bestätigen. Daran kann man anknüpfen.

Der Papst hat sechs Worte für uns Ordensleute,<sup>1</sup> und damit werde ich enden. Was er will (er ist ja selbst ein Ordensmann, er ist Jesuit), ist Folgendes: „Wo Ordensleute sind, da ist Freude“. Ihr seid „gerufen, zu erfahren und zu zeigen, dass Gott fähig ist, unser Herz zu erfüllen und uns glücklich zu machen, ohne dass wir anderswo unsere Glückseligkeit zu suchen brauchen“. Doch wenn wir jemanden aus einem Orden sehen, der tiefe Falten [auf der Stirn] hat und ein langes Gesicht zieht, wie sollen wir dann erkennen, dass dieser Mensch glücklich ist? Das ist auch etwas, das wir ändern müssen, nicht wahr?

Das zweite Wort: „Ich erwarte, dass ihr die Welt aufweckt“, denn das Merkmal, das das geweihte Leben kennzeichnet, ist die Prophetie.“ Und dann kommt ein Satz, der mich sehr beeindruckt hat, jetzt erklärt der Papst diese Sache: „Die evangeliumsgemäße Radikalität [gehört] nicht nur den Ordensleuten, sie wird von allen verlangt.“ In diesem Wort des Papstes überwinden wir ein gewaltiges Problem. Ein verheirateter Mann, ein berufstätiger Mann, eine verheiratete Frau, eine berufstätige Frau können heiliger sein als wir Ordensleute. Wir haben eine Heiligkeit erster Klasse und eine Heiligkeit zweiter Klasse geschaffen. Wir haben Männer und Frauen des Geistes und Männer und

Frauen, die – wie sagt man? – Proletarier des Geistes sind. Das geht nicht. An der Fassade der Vatikanbasilika sieht man keine heiligen Eheleute: nur Ordensschwestern und Ordensbrüder und selten, ganz selten mal einen Jugendlichen. Das ist wohl wahr.

Einmal habe ich den Heiligen Vater vor allen meinen Mitkardinälen gefragt, ich sagte zu ihm: „Heiliger Vater, wäre es nicht besser, Heiligkeit und Geld in der Kirche voneinander zu trennen?“ Ich sagte: „Weil es so viel kostet, jemanden heiligsprechen zu lassen. Und die Armen können niemanden heiligsprechen lassen. Und nicht nur das“, habe ich gesagt, „wenn jemand viel Geld hat, bezahlt er manchmal den Anwalt, und der Anwalt nimmt ihn vom 40. Platz in der Warteschlange weg und setzt ihn an Platz drei.“ Ich hatte nämlich gerade in dieser Woche mit einem solchen Fall zu tun gehabt; ich hatte gerade davon erfahren. Ich war der Sache nicht nachgegangen, aber ich wusste es von jemandem, der ganz sicher war und es mir erzählt hat. Daraufhin fing Kardinal Amato an zu erklären und sagte: „Nein, es gibt viele Schritte, die auch die Armen unternehmen können.“ Ich glaube das nicht, aber gut. Doch dann sagte er: „Diese Geschichte mit dem Anwalt ist wahr, das ist wirklich passiert.“ Ich glaube, dass wir uns bessern können.

In Rom lebte eine Oberin, die war mit uns allen sehr gut befreundet. Sie spendete viel Geld. Sie war mit vielen sehr gut befreundet und sie hatte sehr große Macht. Diese Schwester war 35 Jahre lang an der Macht geblieben. Schließlich hat sie ihre Gemeinschaft aufgefordert die Satzungen zu ändern, um als Oberin sterben zu können. Wir haben sie zu uns gerufen und mit ihr über die-



se Dinge gesprochen. Sie hat sehr geweint, aber ich glaube, dass sie sich ein bisschen, nun, sagen wir, bekehrt hat. So etwas geht nicht. Man verdirbt eine ganze Gemeinschaft durch den Einfluss von Geld und Macht. Ich weiß, dass ich nicht nur vom Vatikan spreche, es gibt viele solche Situationen.

Entschuldigt, wir sind erst beim zweiten Punkt, ich bin abgeschweift. Die anderen vier werde ich jetzt nur noch zitieren: „Die Ordensmänner und Ordensfrauen [...] sind berufen, ‚Experten der *Communio*‘ zu sein.“ Viertens: „Weiter erwarte ich von euch, worum ich alle Glieder der Kirche bitte: aus sich herauszugehen, um zu den existenziellen Peripherien zu gehen. ‚Geht hinaus in die ganze Welt‘ [...]. Da ist eine ganze Menschheit, die wartet“. Und danach hat er noch gesagt: „Nur in dieser Aufmerksamkeit gegenüber den Bedürfnissen der Welt und im folgsamen Hinhö-

ren auf die Eingaben des Heiligen Geistes wird dieses Jahr des geweihten Lebens zu einem echten *Kairós* werden“. Das heißt, das Erste, was der Papst von uns fordert, ist die Umkehr. Und schließlich noch ein letztes Wort, das er bei einer anderen Gelegenheit gesagt hat: „Seid mutig!“<sup>2</sup>

Danke.

.....

\* Übersetzung der leicht überarbeiteten Mitschrift des mündlich gehaltenen italienischen Originalvortrags.

- 1 Franziskus, Apostolisches Schreiben an alle Personen des geweihten Lebens aus Anlass des Jahrs des Geweihten Lebens (21. November 2014).
- 2 Franziskus, Ansprache an die Seminaristen, Novizen und Novizinnen aus aller Welt, die zum Jahr des Glaubens nach Rom gekommen sind (6. Juli 2013).

»Wir sind gerufen,  
zu erfahren und zu zeigen,  
dass Gott fähig ist,  
unser Herz zu erfüllen  
und uns glücklich zu machen.«

Papst Franziskus

## Hans Waldenfels SJ

Prof. P. DDr. Hans Waldenfels SJ, 1931 geboren, trat im Jahr 1951 bei den Jesuiten ein. Er wurde 1963 in Tokio zum Priester geweiht und habilitierte sich 1976 im Fach Missionswissenschaften. Von 1977 – 1997 war er Professor für Fundamentaltheologie, Theologie der Religionen und Religionsphilosophie in Bonn sowie von 1978 – 1998 Vorsitzender des Internationalen Instituts für missionswissenschaftliche Forschungen (IIMF).



Hans Waldenfels SJ

## Das Jahr der Orden – was heißt das für uns?\*

Blick zurück – Blick nach vorn

Drei Daten fließen in diesen Tagen in Dachau zusammen:

- Der Karmel Heilig Blut, am Rande des früheren Konzentrationslagers Dachau erbaut und 1964 feierlich eröffnet, feiert sein 50jähriges Bestehen.
- Gleichzeitig bereitet er sich wie alle Karmel-Gemeinschaften in der ganzen Welt auf das Jubiläum der heiligen Teresa von Avila vor, die am 28. März 1515, also im Jahr 2015 vor 500 Jahren, geboren wurde.
- Schließlich hat Papst Franziskus für den 1. Advent 2014 bis Ende 2015 ein Jahr der Orden bzw. des geweihten Lebens ausgerufen.

Nun leben wir in der Gegenwart. Gegenwart aber heißt: Hinter uns liegt eine Geschichte, unser Woher; vor uns liegt die Zukunft, unser Wohin. Wenn wir über unsere Überlegungen das „Jahr

der Orden“ schreiben, heißt das: Wir tun es hier und heute und konkret: In diesem Sinne fragen wir: Woher kommen wir, wohin gehen wir? Und was ist der Sinn von all dem?

Die Gegenwart, in der wir das bedenken, ist wie eine *Statio*, ein Innehalten in einer rasant sich ändernden Zeit. Gerade weil der Wandlungsprozess der Zeit aber so rasant verläuft, werden viele Menschen vom reinen Jetzt hinweggespült. Sie verlieren den Halt an ihre Wurzeln. Sie wissen nicht, woher sie wirklich kommen und wer sie sind. Dabei könnten sie gerade im Blick auf ein Haus und eine Gemeinschaft wie den Karmel in Dachau lernen: Hier gibt es das Innehalten. Der Karmel ist eigentlich nichts Anderes als ein Innehalten und eine Einladung, es denen gleich zu tun, die in ihm leben.

Vor wenigen Wochen besuchte mich ein indischer Schüler, – ein Karmelit, Mitglied der indischen *Carmelites of Mary Immaculate*. Der Orden – nach Jesuiten und Salesianern heute der drittgrößte Orden in Indien – wurde von Kuriakose Elias Chavara (1805-1871) gegründet. Chavara war bemüht, Brücken zwischen der Tradition der Thomaschristen, der frühen indischen Christenheit, und den nachfolgenden lateinischen Traditionen neu zu bauen. Papst Franziskus hat ihn zusammen mit einer indischen Ordensfrau am Christkönigsfest 2014 heiliggesprochen.

Ich erzähle von dem Besuch meines Mitbruders aber aus einem ganz anderen Grund. Er wurde von einem frisch verheirateten jungen indischen Ehepaar zu mir gebracht. Der junge Inder, Sohn einer nach Deutschland ausgewanderten Familie, war schon in Deutschland geboren und sprach akzentfrei Deutsch; es war schon seine Muttersprache. Seine junge Frau, mit der er nach indischem Brauch seit Mitte des Jahres verheiratet ist, war ihm nach Deutschland gefolgt und muss die Sprache erst lernen. Was mich beeindruckte, war die Geschichte ihrer jungen Ehe. Bei der Partnersuche und Heirat spielte für die Familien der beiden jungen Leute letztlich die religiöse Verankerung und Gemeinsamkeit eine ausschlaggebende Rolle. Beide sind katholisch, beide Menschen unserer Zeitgeschichte, ausgebildet für ein internationales Parkett. Das junge Paar war für mich ein Signal, was sein könnte und sein sollte, aber bei uns leider immer weniger der Fall ist: Verurzelt sein und doch mit beiden Beinen auf dieser Erde, in dieser Zeit leben, – mit einem offenen Sinn und einem weiten Herzen – letztlich vor Gott.

## Blick zurück

### 1. Karmel

Wo sind die Wurzeln? In den vielfältigen Karmel-Gemeinschaften, die sich im Laufe der Jahrhunderte gebildet haben, gibt es eine zentrale Gemeinsamkeit, die oft vergessen und übersprungen wird. Sie alle sprechen in ihrem Namen vom Karmel. Der Karmel ist bekanntlich ein Gebirge in Palästina. Er war sehr früh besiedelt und ist bekannt für seine frühgeschichtlichen Spuren und die Entdeckung früher Menschenbeine. Das Gebirge war viel umkämpft und ist zugleich ein Gebiet, das Menschen schon früh zur Gottesverehrung, zu Gebet und Einkehr eingeladen hat.

Der Karmel ist das Land des Propheten Elija<sup>1</sup> aus dem 9. vorchristlichen Jahrhundert, und mit ihm sind wir in der Zeit Israels und der großen Propheten, der Gottrufers und Gottkämpfers, aber auch der Menschen, die sich von falschen Gottesbildern befreien mussten. Wir erinnern uns, wie Elija mit den Priestern des Baal gekämpft hat (vgl. 1 Kön 18,20-40) und trotz seines Sieges dann voller Angst in die Wüste floh (vgl. 1 Kön 19,3f.). Wir kennen die Szene, in der der Engel ihm Wasser und Brot brachte und ihn aufforderte, weiterzugehen und weiterzumachen (vgl. 1 Kön 19,5-8). Wir erinnern uns an die gewaltige Szene der Gott-Begegnung auf dem Berg Horeb. Das 1. Buch der Könige beschreibt sie: *„Da zog der Herr vorüber: Ein starker, heftiger Sturm, der die Berge zerriss und die Felsen zerbrach, ging dem Herrn voraus. Doch der Herr war nicht im Sturm. Nach dem Sturm kam ein Erdbeben. Doch der Herr war nicht im Erdbeben. Nach dem Beben kam ein Feuer. Doch der Herr war*

*nicht im Feuer. Nach dem Feuer kam ein sanftes, leises Säuseln. Als Elija es hörte, hüllte er sein Gesicht in den Mantel, trat hinaus und stellte sich an den Eingang der Höhle.“ (1 Kön 19,11-13) Elija hörte die Botschaft und ging gestärkt und getröstet zurück in die Welt und erfüllte Gottes Auftrag.*

Die Kreuzzüge werden dem Christentum gerne kritisch entgegen gehalten, wenn heute von der Gewalttätigkeit islamistischer Kämpfer die Rede ist. Sie sind zweifellos ein Thema, wenn über die Gewalt in den Religionen ganz allgemein gesprochen werden muss, und wir dürfen uns dieser Diskussion nicht entziehen. Doch darf man nicht übersehen, dass zu allen Zeiten die Sehnsucht von Christen groß war, im wahrsten Sinne des Wortes in den Fußstapfen Jesu gehen zu können. Haben nicht, wie die Jünger es bezeugten, Zeitgenossen Jesu ihn für Elija gehalten (vgl. Mt 16,14; auch 14,14; 17,3f.11ff.), der nach der Tradition in einem feurigen Wagen hinweggetragen worden war (vgl. 2 Kön 2) und dessen Wiederkunft am Ende der Tage, erwartet wurde? Wir wissen aus der Zeit der Kreuzfahrer, dass sich einige von ihnen im 12. Jahrhundert auf dem Karmel als Einsiedler niedergelassen haben<sup>2</sup>. Der Karmeliterorden kennt keinen Gründer, sondern lebt aus der unmittelbaren Aufforderung zur Nachfolge Jesu und der Propheten.

Auch wenn sich die karmelitische Frömmigkeit heute vor allem mit den beiden großen Gestalten des 16. Jahrhunderts, Teresa von Avila (1515-1582) und Johannes vom Kreuz (1542-1591), den großen Kirchenlehrern des inneren Lebens, verbindet, ist es angebracht, an den palästinensischen Karmel als Ort der Gottesehnsucht und Gott-begeg-

nung zu erinnern. Denn das besagt: Dort auf dem Karmel sind wir in der Nähe Jesu, nahe seiner Heimat. Dort sind wir bei seinem jüdischen Volk und, ob wir es wollen oder nicht, in einem Land, wo bis heute gestritten wird. Dieser Streit belastet die drei abrahamitischen Religionen, Judentum, Christentum und Islam, und nimmt unserem Anspruch, uns für Frieden und Gerechtigkeit einzusetzen, viel von seiner Glaubwürdigkeit. Nochmals: Wie bei dem Zeitgenossen der großen spanischen Mystiker Ignatius von Loyola (1491-1556) steht am Anfang der konkrete Ruf in das Heilige Land; aus ihm ergibt sich die Aufforderung, Gott überall zu suchen – überall in der Welt und in uns selbst und in den Menschen, die uns begegnen.

## 2. Die Juden

Wer Heiliges Land sagt, sagt zugleich „Juden“. In Verbindung mit der Erinnerung des Dachauer Jubiläums treten sie dreimal in unser Bewusstsein:

### *Jesus*

Jesus selbst war Jude. Ich habe es eine weithin „verschwiegene Selbstverständlichkeit“ genannt<sup>3</sup>. Denn für viele traditionelle Christen ist es nach wie vor ungewohnt, von Jesus als Juden zu sprechen. In Predigten spricht man von Gottes Menschwerdung, doch wenn man Jesus in seiner Menschlichkeit wirklich verstehen will, muss man ihn in seinem historischen Ambiente sehen. Kein Wunder, dass Papst Benedikt XVI. in seinem Jesusbuch dankbar an seinen jüdischen Gesprächspartner Jacob Neusner erinnert<sup>4</sup> und dass zu den ersten Veröffentlichungen, die uns Papst Franziskus nahe gebracht haben, seine

Gespräche mit dem jüdischen Rabbi Abraham Skorka gehören<sup>5</sup>.

Bei aller Kritik am Verhalten seines Volkes und seinem persönlichen Einsatz für die Unbeschnittenen mahnt der Apostel Paulus im Römerbrief die aus dem Heidentum stammende Christenheit mit dem bekannten Bild des einen Ölbaums, dass dieser ohne die Kraft seiner Wurzel keinen Bestand hat. Die Wurzel aber ist das Judentum, und da gilt: „Nicht du trägst die Wurzel, sondern die Wurzel trägt dich.“ (Röm 11,18)

Das Bild von der einen Wurzel des Ölbaums sollte unseren Blick für alle Zeiten zurechtrücken. Denn mit dem Juden Jesus von Nazareth entstammt auch seine Nachfolgegemeinschaft der jüdischen Wurzel. Für Paulus sind die Heiden der Zweig eines wilden Ölbaums, der in den edlen Ölbaum eingepropft wurde, damit er Anteil an der Kraft der Wurzel erhalte (vgl. Röm 11,17). Dieser historischen Wirklichkeit kann sich die Christenheit niemals entziehen.

Im eschatologischen Ausblick kehrt Paulus an den Anfang seiner Überlegungen zurück. Er schreibt: „Unwiderruflich sind Gnade und Berufung, die Gott gewährt.“ (Röm 11,29) Das heißt für die Juden: „Wenn du – Heide – aus dem von Natur wilden Ölbaum herausgehauen und gegen die Natur in den edlen Ölbaum eingepropft wurdest, dann werden erst recht sie als die von Natur zugehörigen Zweige ihrem eigenen Ölbaum wieder eingepropft werden.“ (Röm 11,24)

Wir Christen von heute, die wir unser Dasein weithin der Einpropfung des wilden Ölzweigs verdanken, dürfen das niemals vergessen. Was Jesus der Samariterin am Jakobsbrunnen gesagt hat, behält seine Gültigkeit: „Das Heil kommt von den Juden.“ (Joh 4,22)

#### *Teresa von Avila*

Von Teresa von Avila wissen wir, dass ihr Großvater väterlicherseits Jude war, bevor er mit seiner Familie katholisch wurde<sup>6</sup>. Teresas Vater war zur Zeit seiner Taufe fünf Jahre alt. Die Tatsache selbst wie auch, dass Johannes vom Kreuz vermutlich Kenntnisse von Sufi-Texten hatte, ist gleichfalls in Erinnerung zu halten. Der in Fribourg lehrende Kirchenhistoriker und Theologe Mariano Delgado hat herausgearbeitet, dass die Konvivenz, das Nebeneinander-Leben von Angehörigen der drei abrahamitischen Religionen in Spanien eine eigene Geschichte hat, die über den Beschäftigungen mit der Inquisition oft übersehen wird<sup>7</sup>. Dass damit ein eigenes Kapitel innerhalb der Geschichte des Karmel ausgelöst wird, belegen für uns heute zwei Namen: Edith Stein und Dachau.

#### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

#### *Edith Stein*

Edith Stein (Sr. Teresia Benedicta a Cruce (1891-1942) stammte direkt aus einem jüdischen Elternhaus. Sie gehört in ihrer Intellektualität und der Bewältigung ihrer religiösen Krise, die am Ende zur Taufe und dann in den Karmel nach Köln führte, zu den zukunftsweisenden Frauengestalten unserer Tage. Ihre ursprünglich jüdische Herkunft blieb Grund genug, sie selbst in ihrem hol-

ländischen Zufluchtsort Echt, wohin sie sich von Köln aus mit ihrer Schwester Rosa zurückgezogen hatte, aufzuspüren und nach Auschwitz zu verschleppen. Es wird berichtet, dass sie, als sie von der SS in Echt abgeholt wurde, gesagt hat: „Komm, wir gehen für unser Volk.“<sup>8</sup> Edith Stein hat auch als Christin ihre Herkunft und ihre Zugehörigkeit zum jüdischen Volk niemals geleugnet<sup>9</sup>. In Auschwitz-Birkenau wurde sie am 9. August 1942 ermordet. Der Kreuzestod, über den sie geschrieben hat<sup>10</sup>, war für sie keine Spekulation, sondern wurde in der Gewalttätigkeit des Todes Erfahrung. Papst Johannes Paul II. hat die große Frau 1987 selig- und 1998 heiliggesprochen.

Wie schwierig es ist, die Botschaft der Sühne und der Versöhnung zu verbreiten, hat der Streit gezeigt, der um den unweit des Lagers Auschwitz-Birkenau errichteten Karmel zwischen 1985 und 1993 entbrannt ist. In Polen sahen Juden und andere kirchenkritische Kreise in der Errichtung eines Karmel einen Affront. Es kam 1986 in Genf zu internationalen Verhandlungen zwischen katholischen und jüdischen Autoritäten, katholischerseits einer Reihe von Kardinälen. Sie rieten zur Aufgabe des Karmel. Unter den Kardinälen war u.a. der französische Kardinal Jean-Marie Lustiger (1992-2007), selbst ein vom Judentum konvertierter Christ. Seine Eltern waren polnische Juden, die Anfang des 20. Jahrhunderts nach Frankreich emigrierten und während der Besatzungszeit von den Nazis deportiert wurden; seine Mutter wurde in Auschwitz umgebracht. Sehr zögerlich verließen die Schwestern erst 1993 ihren Konvent und zogen sich aus der unmittelbaren Nähe zum Konzentrationslager

zurück. Der Streit um den Karmel in Auschwitz ist hier nicht im Detail aufzurollen. Er verdient aber erwähnt zu werden, weil er die Schwierigkeit der ersehnten Versöhnung unterstreicht und zugleich das Bemühen ins rechte Licht rückt, das in Dachau gelungen ist.

Der Karmel Heilig Blut wird 50 Jahre alt, hat also eine längere Geschichte als Auschwitz. Auch in Dachau sind Juden umgebracht worden. Die Zahl der seit dem 9. November 1938, der berüchtigten Kristallnacht, nach Dachau deportierten Juden wird mit über 10.000 aus dem ganzen Reichsgebiet angegeben. Etwa ein Viertel der zwischen 1933 und 1945 in Dachau Inhaftierten waren Juden, die am Ende aus ganz Europa, auch aus Tschechien, Ungarn, Litauen und Polen stammten. Unbestritten ist, dass die jüdischen Häftlinge in Dachau zur untersten Kategorie der Häftlinge zählten und entsprechend brutal behandelt wurden.

Da seit Ende 1940 Geistliche der verschiedenen Konfessionen vor allem in Dachau zusammengezogen wurden, ist es verständlich, dass der Pfarrerblock neben den Juden nachträglich besondere Aufmerksamkeit erfahren hat. Eine gute Anzahl von Geistlichen überlebte die Zeit und konnte über die Erfahrungen im Lager berichten. Das trug dazu bei, dass Dachau weniger unter dem Aspekt der Judenverfolgung, sondern religiös in einem jüdisch-christlichen Horizont gemeinsamer Leidensgeschichten gesehen wird.

### 3. Sühne und Versöhnung

In der Selbstvorstellung des Karmel heißt es zur Idee der Gründerin des Dachauer Karmel Mutter Maria Theresia: „Ging es ihr doch darum, an diesem Ort

schrecklichen Unheils eine Stätte des Gebets, ein Zeichen der Hoffnung zu errichten. Sühne als ein Versöhnungsgeschehen zu verstehen durch die Hineinnahme vergangenen und gegenwärtigen Unheils in die Erlösungswirklichkeit Jesu Christi.“ Das fasst auf ausgezeichnete Weise zusammen, worum es hier geht: um Sühne und Versöhnung kraft der von Christus bewirkten Wirklichkeit.

Ausgangspunkt ist die Einsicht, die allerdings dem heutigen Menschen oft genug schwerfällt, dass wir Menschen uns in unserem Verhalten immer wieder schuldig machen am Anderen, auch an der Welt und an der Schöpfung angesichts der Ordnung, die der Menschheit vorgegeben ist, – im gläubigen Verständnis können wir einfach sagen: vor Gott.

Der bedeutsamste Beschluss der Würzburger Synode, die nach dem 2. Vatikanischen Konzil in den Jahren 1971-1975 tagte, war das *Bekenntnis zum Glauben in unserer Zeit. Unsere Hoffnung*<sup>11</sup>. Was dort im Kapitel I.4: *Vergebung der Sünden* über den sich in unserer Gesellschaft ausbreitenden „heimlichen Unschuldswahn“ gesagt wird, hat seither eher zugenommen. Es heißt dort: „Christentum widersteht mit seiner Rede von Sünde und Schuld jenem heimlichen Unschuldswahn, der sich in unserer Gesellschaft ausbreitet und mit dem wir Schuld und Versagen, wenn überhaupt, immer nur bei ‚den anderen‘ suchen, bei den Feinden und Gegnern, bei der Vergangenheit, bei der Natur, bei Veranlagung und Milieu. Die Geschichte unserer Freiheit scheint zwiespältig, sie wirkt wie halbiert. Ein unheimlicher Entschuldigungsmechanismus ist in ihr wirksam: die Erfolge des Gelingens und der Siege unseres

Tuns schlagen wir uns selbst zu; im Übrigen aber kultivieren wir die Kunst der Verdrängung, der Verleugnung unserer Zuständigkeit, und wir sind auf der Suche nach immer neuen Alibis angesichts der Nachtseite, der Katastrophenseite, angesichts der Unglücksseite der von uns selbst betriebenen und geschriebenen Geschichte.“

Das mag angesichts der Gräueltaten von Auschwitz und Dachau auf den ersten Blick nicht zutreffen, denn viele können sich, da sie Nachgeborene sind, dankbar der „Stunde der späten Geburt“ rühmen. Doch es geht ja um das Heute. Da aber stehen wir vor neuen Fragen, die unser verantwortliches Handeln herausfordern. Wenn im Gaza-Streifen, im Irak, in Syrien und sonst wo in der Welt die kriegerischen Aktionen zu Menschenmord führen und Millionenschäden verursachen, ergeht der Appell an die Hilfsbereitschaft der Nationen und immer wieder auch direkt an die Bevölkerungen der „reichen“ Länder. Das einfache Volk aber ruft nach Frieden und Versöhnung.

Fragen wir aber in unserer gott-entfremdeten, säkularisierten Welt noch hinreichend nach dem, worin Versöhnung besteht und wie sie zustande kommt? Der Gedanke der Sühne kann erst greifen, wenn wir von Schuld sprechen; er kommt erst danach. Es geht dann um Wiedergutmachung und ein Eintreten-für und zugunsten derer, die geschädigt sind.

Für den gläubig-wissenden Christen kommt dann die Gestalt des Jesus von Nazareth in den Blick, – nicht zuletzt im Bild des Lammes, auf das Johannes der Täufer hinweist in Worten, die wir in der Liturgie der Kirche ständig wiederholen: „Seht, das Lamm Gottes, das die Sünde

der Welt hinwegnimmt!“ (Joh 1,29) Dazu gehören auch die Worte Jesu: „Das ist mein Blut, das Blut, das für viele vergossen wird.“ (Mk 14,24par). Und: „Auch der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele.“ (Mk 10,45)

Wir können an dieser Stelle nicht in die umfangreiche Diskussion um Sühne und Versöhnung eintreten<sup>12</sup>. Die einfache Rede vom „Dasein-für“ oder der „Stellvertretung-an-Stelle-von“ ist den meisten Menschen selbst am Rande der Glaubensexistenz nachvollziehbar<sup>13</sup>. Denn glücklicherweise gibt es den Einsatz zugunsten anderer in Not auch heute noch in viel höherem Maße, als es vielen bewusst ist.

Deshalb ist in einem vordergründigen Sinne selbst die Hingabe des Blutes verständlich. Der Name des Dachauer Karmel – Heiliges Blut – spricht von Jesus, von seinem am Kreuz verflommenen Blut und dem „für uns“. Selbst wenn wir an der Feier der Eucharistie Teilnehmenden bekennen: „*Geheimnis des Glaubens*“ und dabei vor einem tiefen, unerschöpflichen und uneinholbaren Geheimnis stehen, können wir Christen Suchende und Fragende ein Stückweit auf den Weg unseres Verstehens (und Nicht-Verstehens) mitnehmen.

### Blick nach vorne

Damit stehen wir an der Wende zur Zukunftsorientierung. Wir stehen vor dem Beginn des von Papst Franziskus ausgerufenen „Jahres der Orden“ und fragen, was es für uns bedeutet. Der Rückblick auf 50 Jahre Dachauer Karmel mahnt uns, in verschiedene Richtungen zu schauen.

### Prophetisch<sup>14</sup>

Der Karmel ist ursprünglich das Land des Elija, Land der Propheten. Das Jahr der Orden ist ausgerufen von einem Papst, der selbst Ordensmann ist. Für ihn sind Ordensleute Propheten, wie er es deutlich im Interview mit dem italienischen Jesuiten Antonio Spadaro ausgesprochen hat: „Ordensleute sind Propheten. Sie sind diejenigen, die eine Nachfolge Jesu gewählt haben, die sein Leben im Gehorsam gegen den Vater nachahmt, Armut, Gemeinschaftsleben und Keuschheit. In diesem Sinn dürfen die Gelübde nicht zu Karikaturen werden, sonst wird zum Beispiel das Gemeinschaftsleben zur Hölle, die Keuschheit zum Leben als alter Junggeselle. Das Gelübde der Keuschheit muss ein Gelübde der Fruchtbarkeit sein. In der Kirche sind Ordensleute besonders berufen, Propheten zu sein, die bezeugen, wie Jesus auf dieser Erde gelebt hat, und die zeigen, wie das Reich Gottes in seiner Vollendung sein wird. Ein Ordensmann oder eine Ordensfrau darf nie auf Prophetie verzichten. Das bedeutet nicht, das man sich gegen die hierarchische Seite der Kirche stellt, wenn die prophetische Funktion und die hierarchische Struktur nicht übereinstimmen. Ich spreche von einem positiven Vorschlag, der aber keine Angst machen darf. Denken wir daran, was so viele große heilige Mönche, Ordensfrauen und -männer seit dem Abt Antonius getan haben. Prophet zu sein, bedeutet manchmal, laut zu sein – ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll. Die Prophetie macht Lärm, Krach – manche meinen ‚Zirkus‘. Aber in Wirklichkeit ist es ihr Charisma, Sauerteig zu sein. Die Prophetie verkündet den Geist des Evangeliums.“<sup>15</sup>

Man spürt, wie der Papst um die angemessene Sprache ringt, um auszudrücken, worum es ihm geht. Sicher geht es ihm nicht um eine wissenschaftliche Beschreibung des Prophetischen, auch nicht um kirchenrechtliche Fragen. Eher erinnert er an prophetische Gestalten,

- an die alttestamentlichen Propheten in ihrem provokativen Auftreten, angefangen von Mose über Elija bis zu den Schriftpropheten Jesaja, Jeremia und Ezechiel, Amos und Hosea und anderen Gestalten, wie sie im Hintergrund ihrer Schriften sichtbar werden,
- in der Zeit Jesu an Johannes den Täufer,
- an prophetische Gestalten der Kirchengeschichte, Franz von Assisi (1181/2-1226), Frauen wie Katharina von Siena (1347-1380), später Teresa von Avila und Therese von Lisieux,
- in unseren Tagen an Mutter Teresa von Kalkutta (1910-1997), in Lateinamerika an Oscar Romero (1917-1980), an Ignacio Ellacuría (1930-1989), der am 16. November 1989, vor 25 Jahren, zusammen mit fünf Mitbrüdern, der Haushälterin und ihrer Tochter in El Salvador ermordet wurde, an Dom Helder Camara (1909-1999). Die Erwähnung der beiden Bischöfe macht deutlich, dass das Prophetische sich nicht auf Ordensleute beschränkt, sondern die ganze Kirche prägt. In der Morgenmesse des 16. Dezembers 2013 soll Papst Franziskus gesagt haben: „Alle Getauften sind Propheten. Herr, lass niemals dein Versprechen in Vergessenheit geraten! Lass uns niemals müde werden, vorwärtszugehen! Gib, dass wir uns niemals nur auf das

Gesetz beschränken! Herr, befreie dein Volk vom Geist des Klerikalismus und hilf uns durch den Geist prophetischer Worte!“<sup>16</sup>

Die Nennung der großen Gestalten der Kirche bis in unsere Tage erinnert aber daran, dass die Kirche sehr lange vergessen hat, dass das Prophetische im Neuen Testament zu den grundsätzlichen Begabungen der Kirche gehörte und auch später nicht einfach gestorben ist. Wir sprechen heute wieder unbefangener vom Prophetischen in der Kirche. Nach Eph 2,20 sind wir „auf das Fundament der Apostel und Propheten gebaut“ (vgl. Eph 3,5). Propheten waren in der frühen Kirche Amtsträger oder charismatisch Begabte wie die Apostel, die Evangelisten, wie Hirten und Lehrer (vgl. 1 Kor 12,28-30; Eph 4,11). Das war der Fall, auch wenn von Anfang an die Unterscheidung zwischen falschen und wahren Propheten notwendig war (vgl. Mt 7,15-20; 1 Thes 5,19-21; 1 Joh 4,1-3 u.ö.).

In der Folgezeit sind zwei Entwicklungen zu beobachten: (1) Die Prophetie wurde immer stärker mit der wahren Lehre identifiziert, die in Christus ihre volle Gestalt erreicht hat. (2) Das kirchliche Lehramt in seinen episkopalen Vertretern sah sich (spätestens in nachtridentinischer Zeit) in der Verfügungsgewalt über die Lehre, so dass in der Bekämpfung der Häresie das Prophetische seine Bedeutung für die Kirche mehr und mehr verlor und am Ende höchstens als Privatoffenbarung geduldet wurde<sup>17</sup>.

Zu einer Wiederentdeckung des Prophetischen ist es erst in unseren Tagen gekommen. Dabei kommt es zu auffälligen Korrekturen an der Sicht des Prophetischen und zu einer Wiedergewin-

nung ihres kreativ-kritischen Potentials. Anstöße dazu kommen vielfach von den Rändern der Kirche, aus den sogenannten jungen Kirchen, auch von außerhalb der katholischen Kirche. Zweifellos kommt dabei den Orden erneut eine nicht zu übersehende Bedeutung zu. Vor allem aber ist auf die Rolle der Frauen in der Kirche zu achten.

Dass es innerkirchlich nach wie vor zu Spannungen zwischen den Orden und der kirchlichen Hierarchie kommen kann, weiß Papst Franziskus. Deutlich hat er das am 6. Juli 2013 bei einer Audienz für die Leitung der Confederación Latinoamericana y Caribeña de Religiosos y Religiosas (CLAR) zur Sprache gebracht: „Ihr werdet Fehler machen, ihr werdet anderen auf die Füße treten. Das passiert. Vielleicht wird sogar ein Brief der Glaubenskongregation bei euch eintreffen, in dem es heißt, dass Ihr dies oder jenes gesagt hättet... Macht Euch darüber keine Sorgen. Erklärt, wo Ihr meint erklären zu müssen, aber macht weiter. ... Macht die Türen auf. Tut dort etwas, wo der Schrei des Lebens zu hören ist. Mir ist eine Kirche lieber, die etwas falsch macht, weil sie überhaupt etwas tut, als eine Kirche die krank wird, weil sie sich nur um sich selbst dreht.“<sup>18</sup>

Das ist eine andere Sprache, als sie noch das Ordensdekret des 2. Vatikanischen Konzils gesprochen hat. Dennoch steht hinter ihr die Theologie des Konzils, die sich von Lateinamerika her in den Äußerungen des argentinischen Papstes Gehör verschafft<sup>19</sup>.

### Unterscheidung der Geister und die Frauen

Wo von Prophetie die Rede ist, ist immer von der Unterscheidung der Geister

zu sprechen. Ihre Notwendigkeit ist unbestritten. Weniger klar ist freilich, wem die Unterscheidung der Geister letztlich zukommt und welche Rolle Frauen dabei spielen.

Mir liegt ein neuer römischer Fragebogen der Kongregation für das geweihte Leben aus dem Jahr 2014 vor. Er betrifft wieder einmal die kontemplativen Frauenklöster. Nahe bei unserem Thema „Prophetie“ wird unter Nr. 3.a gefragt: „Zu welcher Prophetie in der Kirche und in der heutigen Gesellschaft ist das vollkommen kontemplative Leben gemäß dem Charakter und der charismatischen Eigentümlichkeit des eigenen Ordens berufen?“

Eine solche Anfrage ist überaus verwunderlich, erst recht in der Zeit von Papst Franziskus. Dabei ist es in den letzten Jahrzehnten immer wieder gerade im Hinblick auf den Karmel und seine Frauenklöster zu Rückfragen gekommen<sup>20</sup>. Angesichts der von Papst Franziskus betonten prophetischen Begabung der Ordensleute, Männer wie Frauen, fragen wir uns:

- Wird das Prophetische hier nicht am Ende auf ängstliche Weise in Frage gestellt? Wie kann man eine Prophetie bestimmen, die sich noch gar zu Wort gemeldet hat? Was heißt hier: „Zu welcher Prophetie“?
- Sodann: Wer will hier über die Prophetie das Urteil sprechen? In Nr. 1 desselben Fragebogens geht es um die Autonomie der Frauenklöster. Angesprochen wird (a.) die besondere Aufsicht des Diözesanbischofs und (b) die Anbindung an den „entsprechenden männlichen Orden“. Außenstehende Männer verfügen hier also nach wie vor über das Innenleben von Frauengemeinschaften.

- Man fragt sich: Wie geht man hier immer noch mit Frauen um? In einer Zeit, in der überall in der Welt die Rechte der Frauen betont werden, wirkt es merkwürdig, dass aus Rom immer noch solche Fragebögen verschickt werden. Hat nicht Papst Franziskus zu Antonio Spadaro gesagt: „Der weibliche Genius ist nötig an den Stellen, wo wichtige Entscheidungen getroffen werden. Die Herausforderung heute ist: reflektieren über den spezifischen Platz der Frau gerade auch dort, wo in den verschiedenen Bereichen der Kirche Autorität ausgeübt wird.“<sup>21</sup>

Und steht nicht in *Evangelii gaudium* (= EG) Nr. 103 zu lesen: „Ich sehe mit Freude, wie viele Frauen pastorale Verantwortungen gemeinsam mit den Priestern ausüben, ihren Beitrag zur Begleitung von Einzelnen, von Familien oder Gruppen leisten und neue Anstöße zur theologischen Reflexion geben. Doch müssen die Räume für eine wirksamere weibliche Gegenwart in der Kirche noch erweitert werden. Denn ‚das weibliche Talent ist unentbehrlich in allen Ausdrucksformen des Gesellschaftslebens; aus diesem Grund muss die Gegenwart der Frauen auch im Bereich der Arbeit garantiert werden‘ [Kompendium der Soziallehre der Kirche] und an den verschiedenen Stellen, wo die wichtigen Entscheidungen getroffen werden, in der Kirche ebenso wie in den sozialen Strukturen.“<sup>22</sup>

Hier sind also nicht zunächst Rückfragen an die Frauenklöster zu stellen. Vielmehr müssen sich die kirchlichen Autoritätsträger fragen lassen, mit welchen Kriterien sie zu einer Unterscheidung der Geister im Hinblick auf das Prophetische in der Kirche gelangen

und wieso sich immer noch Männer das Urteil über Frauenklöster anmaßen. Das Urteil über das spirituelle Leben folgt ohnehin eigenen Gesetzen. Ein Grundgesetz für das individuelle geistliche Leben besteht darin, dass jemand nur soweit urteilen kann, als er selbst auf dem Weg der inneren Gottbegegnung vorangeschritten ist. In einer Ordensgemeinschaft verbindet sich die Situation des einzelnen Mitglieds bzw. einer in sich geschlossenen Gemeinschaft mit der Frage nach dem ursprünglichen Charisma. Insofern als Charismata paulinisch zum Aufbau der Kirche geschenkte Gnadengaben sind, spricht die Kirche zweifellos bei der Prüfung mit; es bleibt aber die Frage nach den Subjekten, die die Unterscheidung der Geister vornehmen.

Im Falle des Karmel ist daran zu erinnern, dass der selige Papst Paul VI. am 27. September 1970 die heilige Teresa von Avila unter die Kirchenlehrer eingereiht hat. Diese Entscheidung war revolutionär, weil erstmals eine Frau als Lehrerin der Kirche anerkannt wurde. Der Karmelit Otger Steggink sprach seinerzeit von einer „fruchtbaren Wechselwirkung zwischen ihrer typisch weiblichen religiösen Erfahrung und der Theologie ‚gelehrter Männer‘“. Wie ist es möglich, dass über 40 Jahre später immer noch männliche Vertreter einer römischen Kongregation in dem oben beschriebenen Tonfall Fragen an Frauengemeinschaften richten können? Müssten solche Gespräche nicht längst auf einer Ebene geführt werden, die der Autorität, die sich in weiblichen spirituellen Erfahrungen zeigt, gerecht wird? Müssten nicht längst Frauen auf der Leitungsebene in die geistliche Urteilsfindung einbezogen, wenn schon Prü-

fungen der in den römischen Fragebögen zutage tretenden Fragen erforderlich sein sollten?

Typisch ist, dass immer noch Fragen nach dem kontemplativen Leben und der Klausur wiederkehren, die doch jahrelang besprochen worden sind. Gerne wiederhole ich, was ich 1992 zur christlichen Kontemplation in ihrem Weltverhältnis und entsprechend zur Klausur gesagt habe: „Christliche Kontemplation ist von ihrem Wesen her in einem Miteinander von Sammlung und Teilgeben, empfangendem Schweigen und auf eigene Weise wirksamem apostolischen Tun beschlossen. Christliche Kontemplation besteht eben nicht in einer radikalen Abkehr von der Welt, sondern um der Liebe willen aus der Gottverbundenheit und Christusförmigkeit heraus in einer mitleidenden Zuwendung zu den Suchenden, Irrenden, Armen und Verlassenen in dieser Welt. Wenn es Sache der Männer im Orden ist, die Menschen heute zur Erkenntnis und Erfahrung einer innigen Gottesgemeinschaft zu führen, kann man die Frauen desselben Ordens von dieser Aufgabe heute nicht mehr ausschließen.“<sup>23</sup>

Und zur Klausurfrage: „Die äußeren und äußerlichen Bestimmungen verstellen am Ende doch in hohem Maße das, worum es geht, dass im Menschen und für den Menschen der innere und äußere Raum wächst, in dem sich die Gottverbundenheit entfalten kann zu geschwisterlicher Gemeinschaft in Stille und Einfachheit, aber auch Mitleiden und Solidarität. Im Grund dient die äußere Klausur dem Aufbau einer inneren Klausur, die sich selbst wieder in das Geschehen der Kontemplation und der gelebten Loslösung und Freiheit einfügt.“

Was die heilige Edith Stein schon vor Jahrzehnten in einem Brief geschrieben hat, trifft sich auf auffallende Weise mit der Sprache von Papst Franziskus: „In der Zeit unmittelbar vor und noch eine ganze Weile nach meiner Konversion habe ich gemeint, ein religiöses Leben führen heiße alles Irdische aufgeben und nur im Gedanken an göttliche Dinge leben. Allmählich habe ich aber einsehen gelernt, dass in dieser Welt anderes von uns verlangt wird und dass selbst im beschaulichen Leben die Verbindung mit der Welt nicht durchschnitten werden darf; ich glaube sogar, je tiefer jemand in Gott hineingezogen wird, desto mehr muss er auch in diesem Sinn ‚aus sich herausgehen‘, d.h. in die Welt hinein, um das göttliche Leben in sie hineinzutragen. Es kommt nur darauf an, dass man zunächst einmal in der Tat *einen stillen Winkel* hat, in dem man mit Gott so verkehren kann, als ob es sonst überhaupt nichts gäbe.“<sup>24</sup>

#### „Sentire in Ecclesia“

Alle Gaben der Kirche, auch die Charismen der Orden, sind – wie gesagt – der Kirche zu ihrem Aufbau geschenkt. Für den Gründer des Jesuitenordens Ignatius von Loyola ist die Unterscheidung der Geister daher zutiefst verbunden mit dem „wahren Gespür in der Kirche“, dem *Sentire in / cum Ecclesia*. In den Geistlichen Übungen hat er dazu eine Reihe von Regeln zusammengestellt (vgl. Nr. 352-370). Dabei ist allerdings auf das Verständnis von Kirche zu achten, das in seiner Zeit verbreitet war. Ignatius spricht von „unserer heiligen hierarchischen Mutter Kirche“, der wir bereitwillig zu gehorchen haben (vgl. Nr.353). Im Blick auf die Heilige Schrift und den theologischen Ansatz des 2.

Vatikanischen Konzils tun wir aber gut daran, das Verständnis von Kirche zu überprüfen.

„Gehorchen“ enthält das Wort „hören“. Christsein ist wesentlich geprägt vom Hören des Wortes Gottes<sup>25</sup>. Das Wort schlechthin aber ist in Jesus von Nazareth Mensch geworden. „Gehorsam“ vollzieht sich folglich wesentlich im Blick auf die Gestalt Jesu. Vermutlich leidet die heutige Kirche darunter, dass angesichts der Gottentfremdung zu wenig verkündet wird, dass wir es mit Gott zu tun haben, der sich in Jesus ein menschliches Gesicht gegeben hat und der in seiner mit uns gelebten Menschlichkeit für uns berührbar und in seiner Lebensexistenz Wort geworden ist. Gott ist im christlichen Verständnis mehr als der unbeschreibliche und unbegreifliche Horizont hinter alle Dingen, mehr als die absolute Essenz alles Seienden, keine abstrakte Größe, die uns die Sprache verschlägt. Der lebendige Gott begegnet uns im christlichen Glaubensverständnis mit einem menschlichen Antlitz und spricht uns an. Für Papst Franziskus ist die Kirche entsprechend die leibhaftig fortlebende Jesusgemeinschaft, Leib Christi, Jesus nachfolgende Gesellschaft, „Volk Gottes“.

„Volk Gottes“ aber spricht von einer Realität, weniger von einer Idee. „Volk Gottes“ ist das pilgernde Volk in der Wüste, von dem das Alte Testament spricht. Die Kirchenkonstitution *Lumen gentium* (= LG) hat es in ihrem 2. Kapitel aktualisiert. Das „Volk“ findet seine Fortsetzung in der Kirche und zwar in all seinen Gliedern und zu allen Zeiten. Es lebt überall in der Welt fort, wo es sich im Namen Gottes sammelt. Papst Franziskus verbindet den Gedanken des Volkes Gottes auf neue Weise mit dem

Gedanken des „Volkes“, aus dem wir selbst kommen. Für ihn als Argentinier verbindet sich das Volksein der Kirche mit seiner Heimat, seinem Volk<sup>26</sup>. Theologisch ist er zutiefst geprägt von einer Theologie des Volkes Gottes<sup>27</sup>.

Einige Grundsätze des Kircheseins müssen sich gerade im Ordensleben immer neu Ausdruck verschaffen, die Papst Franziskus mit der Wahl des Namens „Franziskus“ auf seine Weise konkretisiert<sup>28</sup>: Denn es sind vor allem die franziskanischen Gemeinschaften, die in ihrer geschwisterlichen Freundschaft und Offenheit sich in der ganzen nachfolgenden Geschichte immer wieder in den Punkten erneuert haben, die dem jetzigen Papst so sehr am Herzen liegen.

*„Man muss ganz unten anfangen.“<sup>29</sup>*

„Unten“ heißt in der Familie, im kleinen Kreis, „vor Ort“, bei den Randständigen, Armen und Verlassenen, in den Orden in der kleinen Gemeinschaft vor Ort. Viel zu lange haben wir das „Oben“, – und damit verbunden – das Zentrum betont und uns vor allem darin verortet gesehen. Für Papst Franziskus ist „dezentral“ ein Schlüsselwort: Wir selbst sind nicht das Zentrum und stehen nicht im Mittelpunkt. Das findet Ausdruck in der Aufforderung, an die Grenzen zu gehen, mit den Menschen an den Rändern der Existenz zu leben und für sie da zu sein. Dazu sind wir nicht zuletzt als Ordensleute aufgefordert. Wir sollen „dezentriert“ leben und die Menschen an den Rändern des Lebens nicht aus dem Auge verlieren. „Armut“ wird dabei gleichsam zu einem umfassenden Begriff, der nicht nur die materielle Armut und den Verzicht auf materielle Güter meint, sondern den Blick auf die geistige und spirituelle Armut richtet, die viele Menschen

auf ein Niveau fallen lässt, das man nicht mehr „menschlich“ nennen kann. Franziskus sagt das im Blick auf Jesus und seine dienende Nähe bei den Menschen. Jesu Existenz war bestimmt vom Dienst an den Menschen und der Freundschaft mit den Menschen. Nachfolge Jesu bedeutet daher stets dienende Hingabe.

„Das Volk ist das Subjekt.“<sup>30</sup>

Zu lange haben die Glieder der Kirche bei uns den Eindruck erweckt, Objekte der Betreuung zu sein. Wir werden auch in unseren klösterlichen Gemeinschaften zu Überprüfungen kommen und uns fragen müssen, ob wir hinreichend die geistgeschenkte Freiheit der Töchter und Söhne Gottes ausstrahlen. Sehr behutsam arbeitet Papst Franziskus an einer vorsichtigen Selbstbeschränkung seiner eigenen päpstlichen Autorität (vgl. EG Nr. 16.32.184). Umso entschiedener spricht er wiederholt von der Unfehlbarkeit des Volkes Gottes im Glauben.<sup>31</sup> Er hat es schon als argentinischer Kardinal getan und in seiner Schlussrede an die zur Außerordentlichen Synode 2014 versammelten Kardinäle wiederholt.

Dabei sind zwei Dinge zu beachten: Schon das 2. Vatikanische Konzil hat in LG Nr. 12 festgestellt, dass die Gesamtheit des Gottesvolkes im Glauben nicht irren kann. Papst Franziskus weiß sich also deutlich auf den Spuren des Konzils. Doch dann vertieft er die Aussage noch, indem er schreibt, dass das Volk Gottes „wenn es glaubt, sich nicht irrt, auch wenn es keine Worte findet, um seinen Glauben auszudrücken“ (EG Nr. 119; vgl. Nr. 125). Und er fügt hinzu: „Die Gegenwart des Geistes gewährt den Christen eine gewisse Wesensgleichheit mit den göttlichen Wirklich-

keiten und eine Weisheit, die ihnen erlaubt, diese intuitiv zu erfassen, obwohl sie nicht über die geeigneten Mittel verfügen, sie genau auszudrücken.“

Stärker als seine Vorgänger im Amt betont Franziskus, dass nicht das Wort, sondern die Tat über das wahre Christsein entscheidet, wie es im Gerichtsgleichnis Mt 25 zum Ausdruck kommt: Wir werden einst nicht nach dem beurteilt, was wir sagen, sondern nach dem, was wir den Geringsten unserer Brüder und Schwestern tun.

Im Übrigen wird man Ordensfrau und Ordensmann nicht durch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten kirchlichen Stand. Ordensleute sind nicht von Haus aus Priester in Unterscheidung zu den „Laien“. Wenn aber Männer wie Frauen trotzdem ganz allgemein in priesterlicher Existenz leben (vgl. 1 Petr 2,4f.), geschieht das aufgrund von Taufe und Firmung, durch die sie mündige Mitglieder des Volkes Gottes sind (vgl. LG Nr. 10). Ordensleute sind zunächst einfach Christenmenschen, die in der Kraft der in den Basissakramenten verliehenen Gnade ihr Leben gestalten. Das aber sollen sie mit Freimut und prophetisch tun.

Dass die Orden in ihrer Existenz wie ein sperriges Phänomen in der Kirche wirken, beweist die Tatsache, dass das Konzil einerseits ausdrücklich feststellt: Der Ordensstand ist „kein mittlerer zwischen der klerikalen und der laikalen Stellung“ (LG Nr. 43). Andererseits widmet das Konzil den Ordensleuten in der Kirchenkonstitution ein eigenes Kapitel: Kapitel 6. Wegweisend bleibt aber darin der Satz: „Die Ordensleute sollen aufmerksam darauf achten, dass durch sie selbst die Kirche tatsächlich von Tag zu Tag sowohl den Gläubigen als auch den Ungläubigen Christus besser zeigt, sei

es, wie Er auf dem Berg Betrachtung hält oder den Scharen das Reich Gottes ankündigt oder die Kranken und Verwundeten heilt und die Sünder zu guter Frucht bekehrt oder die Kinder segnet und allen wohl tut, stets aber dem Willen des Vaters, der Ihn gesandt hat, gehorsam.“ (LG Nr. 46)

Hier wird auf sehr einfache Weise klar gesagt, worum es in jedem Ordensleben, bei Männern und Frauen, gehen muss: Wir sind Menschen, die sich von Jesus angeschaut wissen, und wir schauen Ihn an; wir erkennen in Ihm Gottes Gegenwart unter den Menschen; wir verkünden Ihn kraft Seines Geistes als Seine Zeugen in unserem Leben und sind dabei – mit Ihm wie Er – im Sinne der Nachfolgegemeinschaft Kirche mit unter den Menschen.

Warum sollte das nicht nach wie vor gerade in den religiösen Gemeinschaften gelingen, wenn sie nur Gottes Freundschaft zu den Menschen ausstrahlen? Das freilich müssen sie tun.

.....

\* Dieser Beitrag wurde am 22. November 2014 als Festvortrag zum 50-jährigen Bestehen des Dachauer-Karmel gehalten.

- 1 Vgl. zur facettenreichen Geschichte der Elija-Gestalt Art. Elija I-VII, in LThK<sup>3</sup> 3, 595-598.
- 2 Vgl. Art. Karmel (I) (Reinhold Bohlen), in LThK<sup>3</sup> 5, 1251f. Waltraud Herbstrith, Ursprung und Entwicklung des Karmelordens, in Ulrich Dobhan / Veronika Elisabeth Schmitt (Hg.), Karmel in: Deutschland. Information – Reflexion. München 1981, 30-36; dies., Teresa von Avila. Lebensweg und Botschaft. München 1999, 27f.
- 3 Vgl. Hans Waldenfels, Er war Jude, in: Florian Bruckmann / René Dausner (Hg.), Theologie angesichts der Anderen.

Gespräche zwischen christlichem und jüdischem Denken. Paderborn 2013, 685-701, bes. 688-693.

- 4 Vgl. Joseph Ratzinger – Papst Benedikt XVI. Jesus von Nazareth. Erster Teil. Von der Taufe im Jordan bis zur Verklärung. Freiburg 2007, 99; das folgende Zitat: 136f.; Jacob Neusner, Ein Rabbi spricht mit Jesus. Ein jüdisch-christlicher Dialog. Freiburg 2007.
- 5 Vgl. Jorge Bergoglio (Papst Franziskus) / Abraham Skorka, Über Himmel und Erde. München 2013.
- 6 Vgl. Teresa von Avila, Das Buch meines Lebens. Vollständige Neuübertragung. Gesammelte Werke Bd. 1. Hg., übersetzt und eingeleitet von Ulrich Dobhan OCD / Elisabeth Peeters OCD. Freiburg u.a. 2013, 17.
- 7 Zur religiösen Konvivenz in der Zeit Teresas vgl. von Mariano Delgado: Juden und Christen in Spanien. Anmerkungen zu einem wichtigen Kapitel europäischer Geschichte, in StZ 214 (1996) 111-123; Zwischen Duldung und Verfolgung. Das Schicksal der Juden im christlichen Spanien, in: Rainer Kampling / Bruno Schlegelberger (Hg.), Wahrnehmung des Fremden. Christentum und andere Religionen. Berlin 1996, 155-189; Der Mythos „Toledo“ – Zur Konvivenz der drei monotheistischen Religionen und Kulturen im mittelalterlichen Spanien, in: Sabine Hering (Hg.), Toleranz – Weisheit, Liebe oder Kompromiss? Multikulturelle Diskurse und Orte. Opladen 2004, 69-91; „Oh Blindheit, oh Bosheit in ganz Spanien verbreitet“. Die Kontroverse um die *limpieza de sangre* im frühneuzeitlichen Spanien, in: Peter Burschel / Christoph Marx (Hg.), Reinheit (= Veröffentlichungen des Instituts für historische Anthropologie e.V., Bd. 12), Wien / Köln / Weimar 2011, 389-420.
- 8 Vgl. Waltraud Herbstrith, Verweilen vor Gott. Mit Theresa von Avila, Johannes vom Kreuz und Edith Stein. Kevelaer 1993, 94.
- 9 Vgl. Waltraud Herbstrith, Edith Stein. Jüdin und Christin. München / Zürich / Wien 2019.

- 10 Vgl. Edith Stein, Kreuzeswissenschaft. Studie über Johannes a Cruce (= Werke. Bd. I). Louvain / Freiburg <sup>2</sup>1995.
- 11 Vgl. den Text in Gemeinsame Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland. Offizielle Gesamtausgabe I. Freiburg u.a. <sup>2</sup>1976, 84-111.
- 12 Vgl. die Übersichtsartikel in LThK<sup>3</sup>, Art. Sühne I-VI, in LThK<sup>3</sup> 9, 1097-1105; Art. Versöhnung I-VIII, in LThK<sup>3</sup> 10, 719-727.
- 13 Vgl. Hans Waldenfels, Kontextuelle Fundamentaltheologie. Paderborn <sup>4</sup>2005, 264f. 277. 279-282; zur Stellvertretung Karl-Heinz Menke, Stellvertretung. Schlüsselbegriff christlichen Lebens und theologische Grundkategorie. Einsiedeln / Freiburg 1991.
- 14 Im folgenden Abschnitt greife ich – auch in wörtlichen Formulierungen – auf zwei frühere Arbeiten zurück: Mission und Prophetie, in Mariano Delgado / Michael Sievernich (Hg.), Mission und Prophetie im Zeitalter der Interkulturalität. St., Ottilien 2011, 23-35; Die Orden nach Vaticanum II und der interreligiöse Dialog (unveröffentlichter Vortrag in Salzburg 2014).
- 15 Antonio Spadaro, Das Interview mit Papst Franziskus. Hg. von Andreas Batlogg SJ. Freiburg / Basel / Wien 2012, 52f.
- 16 Niklaus Kuster / Martina Kreidler-Kos, Der Mann der Armut. Franziskus – ein Name wird Programm. Freiburg 2014, 94f.
- 17 Vgl. dazu die Art. Propheten, Prophetie u.ä. in SM 3, 1315-1321 (Karl Rahner); LRel, 512-515 (Franz-Lothar Hossfeld / Ellen Reuter); LThK<sup>3</sup> 8, 633-635 (Jürgen Werbick); RGG 6, 1702-1708 (David E. Aune); auch Art. Evangelische Räte / Prophetische Lebensstile (Paul M. Zulehner) in PLSp 352-356. Einen neuen Versuch einer kurzen Geschichte der Prophetie von der Bibel bis heute bietet Bernhard Lang in NHThG (Neuausgabe 2005) 3, 418-429.
- 18 Zitiert nach Hans Waldenfels, Sein Name ist Franziskus. Der Papst der Armen. Paderborn 2014, 83.
- 19 Vgl. Margit Eckholt, „... bei mir erwächst die Theologie aus der Pastoral“. Lucio Gera – ein „Lehrer in Theologie“ von Papst Franziskus, in StZ 232 (2014).
- 20 Vgl. Friedrich Wulf, Konfliktlösung in der Kirche? Zur Auseinandersetzung um das Erbe Teresas von Avila, in StZ 205 (1987), 491-493; Hans Waldenfels, Frauen in der Kirche. Fallbeispiel: Karmelitinnen, in StZ 210 (1992), 673-684.
- 21 Antonio Spadaro, Interview (A. 15), 56; vgl. Niklaus Kuster / Martina Kreidler-Kos (A. 16), 64-87.
- 22 Wir zitieren das Apostolische Schreiben nach Papst Franziskus, Die Freude des Evangeliums. Freiburg u.a. 2013 mit EG + Nr. im Text.
- 23 Hans Waldenfels, Frauen (A. 19), 682; das folgende Zitat: 683.
- 24 Edith Stein, Selbstbildnis in Briefen T. I: 1916-1934, in Gesammelte Werke. Bd. 8. Freiburg 1976, 45 (Brief 45). Vgl. dazu die Einladung des Papstes zum „Herausgehen“ in Hans Waldenfels, Sein Name (A. 18), 29f. 56f. 81f. 118 u.ö.
- 25 Vgl. Hans Waldenfels, Der Glaube kommt vom Hören, in ThPQ 4/2011, 363-369.
- 26 Vgl. u.a. Jorge Mario Bergoglio – Papst Franziskus, Die wahre Macht ist der Dienst. Freiburg u.a. 2014, 121-134.
- 27 Vgl. dazu ausführlicher Daniel Deckers, Papst Franziskus. Wider die Trägheit des Herzens. München 2014, 88-101. 111-116. 149-157.
- 28 Vgl. Hans Waldenfels, Sein Name (A. 18), 91-113; Niklaus Kuster / Martina Kreidler-Kos (Hg.) (A. 16).
- 29 Antonio Spadaro, Interview (A. 15), 48; zum Folgenden ausführlicher Hans Waldenfels, Sein Name (A. 18), 71-89. 122-124 129-131.
- 30 Antonio Spadaro, Interview (A. 15), 41.
- 31 Dazu ausführlicher Hans Waldenfels, Sein Name (A. 18), 76-78. 123f.; ders., Das Gottesvolk ist unfehlbar, in Christ & Welt = Beilage der ZEIT, Nr. 32 (31. Juli 2014), 2.

## Peter Beer

Prof. Dr. Dr. Peter Beer (49), Theologe und Pädagoge, wurde 2002 in Freising zum Priester geweiht. Seit 2010 ist er Generalvikar des Erzbischofs von München und Freising. Zuvor leitete er das Katholische Büro Bayern (seit 2006) und war als Honorarprofessor für Religionspädagogik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Benediktbeuern tätig (seit 2002).



Peter Beer

## Was geht uns das an?

Gedanken zu Klostergebäuden im Übergang

### Wovon wir ausgehen müssen

Es lässt sich kaum noch leugnen und kann eigentlich von jedem wahrgenommen werden. Unsere Gesellschaft und auch unsere Kirche sind einem großen Veränderungsdruck und vielfältigen Wandlungsprozessen ausgesetzt. Die Ursachen dafür mögen unterschiedlich sein, doch die Wirkung ist meistens die gleiche. Vieles, was über lange Zeit liebgewonnen wurde, und so Manches, was als selbstverständlich, ja vielleicht sogar absolut beständig erschien, steht auf dem Prüfstand oder muss – teilweise auch unter großen Schmerzen – aufgegeben werden. Besonders auffällig ist das vor allem dann, wenn es um Dinge oder Angelegenheiten geht, die in besonderer Weise im Blickpunkt der öffentlichen Wahrnehmung stehen und damit die Betroffenheit zahlreicher Menschen beziehungsweise Interessen-

und Bevölkerungsgruppen meist auch über den binnenkirchlichen Raum hinaus bewusst wird. In diesem Sinne gilt es Veränderungen im Bereich Klöster besondere Aufmerksamkeit zu schenken.

### Worüber wir sprechen sollten

Klöster (die Gebäude und die darin lebenden Ordensleute) haben für ihr soziales Umfeld in mannigfaltiger Hinsicht oft erhebliche Bedeutung. Sie bieten spirituelle Heimat und erlebbare Anregungen für das persönliche Glaubensleben. Sie sind oftmals biographische Begleiter als Tauf- und Gottesdienstort, als Ort der Eheschließung, oder sie sind, zum Beispiel im Zusammenhang mit Exerzitienangeboten, Ort der Entwicklung des eigenen Glaubenslebens. Klöster sind teilweise generationenübergreifende Konstanten im Familienleben, da dort vielleicht schon Urgroßeltern,

Großeltern und Eltern sowie deren Kinder und Kindeskinde r sich immer wieder zu religiösen Feierlichkeiten anlässlich einschneidender Lebenswenden eingefunden haben. Klöster haben beispielsweise als Arbeitgeber und Verpächter von Grund und Boden wirtschaftliche Relevanz. Nicht zuletzt schaffen persönliche Kontakte zwischen der Bevölkerung und den Ordensleuten ein Klima eines tragfähigen Zu- und Miteinanders. All diese Aspekte tragen dazu bei, dass zwischen Kloster und Bevölkerung nicht selten eine tiefe Verbindung entsteht, die sich in der Rede von „unserem Kloster“ Bahn bricht.

Genau an diesem Punkt zeigt sich aber auch die große Herausforderung für die kirchlichen Verantwortungsträger sowohl auf Ordens- als auch Bistumsseite im Falle der – aus welchen Gründen auch immer – notwendig gewordenen Abwicklung eines Klosters. Wegen der oftmals tiefen personalen Verbindung zwischen Kloster und Bevölkerung geht es für die Menschen in der Klosterumgebung rasch um Themen wie Zuverlässigkeit, Vertrauen, Beständigkeit, Treue und Wertschätzung. Kommt es diesbezüglich zu Verletzungen, kann dies auch das Glaubensleben als solches betreffen und Schaden verursachen. Klostergebäude mag man abwickeln können, die Menschen in der Umgebung aber nicht. Kirche, sowohl Ordensgemeinschaft als auch Bistum, bleiben deshalb in der Pflicht. Für die einen heißt das, dass man Verantwortung nicht einfach sang- und klanglos delegieren kann, Hauptsache man hat sich von Belastungen befreit und vielleicht sogar noch möglichst viele finanzielle Mittel akquirieren können, um anderswo scheinbar unbelastet neu anzufan-

gen; für die anderen darf es nicht darum gehen, die Chance für einen lukrativen Immobiliendeal zu sehen oder sich aus der Pflicht für ein Engagement damit herauszureden, dass man ja eh mit der Sache auf Grund der unterschiedlichen Rechtsträgerschaften nichts zu tun habe.

Dass eine gemeinschaftliche, geschwisterliche Wahrnehmung der Verantwortung zwischen Ordensgemeinschaften und Bistum zu Gunsten der Menschen vor Ort nicht einfach ist und mannigfacher Interessenausgleiche, Rücksichtnahmen sowie Sensibilität auf allen Seiten bedarf, dürfte klar sein. Genauso klar muss aber sein, dass Schwierigkeiten auf dem Weg gemeinsamer Verantwortungswahrnehmung nicht der Grund für dessen Nicht-beschreiten sein dürfen. Gemeinsam sind Bistum und Ordensgemeinschaften Kirche, gemeinsam haben sie den Sendungsauftrag Jesu, gemeinsam sind ihnen der eine Glaube und die eine Frohe Botschaft zum Wohl und Heil der Menschen.

## Was wir bedenken können

Bei der Frage nach der gemeinsamen Verantwortungsübernahme durch Bistum und Ordensgemeinschaften im Sinne der Menschen vor Ort im Falle der notwendigen Aufhebung von Klöstern geht es im Wesentlichen darum, Klöster beziehungsweise Klostergebäude als Orte verdichteter Kirchlichkeit und verdichteten Glaubenslebens zu erhalten. Sollte es in diesem Zusammenhang nicht gelingen, andere Ordensgemeinschaften oder geistliche Gemeinschaften für eine Weiterführung der Gebäude zu gewinnen, so braucht es die Überlegung auf andere realistische

Lösungen hin. Dabei ist es unumgänglich, ehrlicherweise einzugestehen, dass nicht jedes Klostergebäude auf jeden Fall in kirchlicher Hand für kirchliche Zwecke gehalten werden kann. Eigene Begrenzungen hinsichtlich Ressourcen und Handlungsmöglichkeiten gilt es genauso zu akzeptieren, wie es zugleich der Definition von Kriterien bedarf, die unterscheiden und entscheiden helfen. Als hilfreich erweist sich dabei die Grundidee der „kirchlichen Landmarken“. Damit können jene Klostergebäude identifiziert werden, die in besonderer Weise in der Geschichte einer Region prägend waren, Schnittpunkte kirchlicher Kommunikation und Organisation darstellen, in der öffentlichen Wahrnehmung nicht übergangen werden können, als touristische Anziehungspunkte hohe Besuchszahlen aufweisen, als Orte von Kunst und Kultur wertgeschätzt werden sowie im (religiösen) Bewusstsein der Bevölkerung tief verwurzelt sind. Diese Elemente, die eine „kirchliche Landmarke“ ausmachen, umfassen sowohl solche kirchlichen als auch nicht kirchlichen Charakters. Dies macht „kirchliche Landmarken“, die eben nicht „nur“ Kirchorte sind, zum idealen Anknüpfungspunkt für die Sendung der Kirche in die Welt hinein. Sie sind gleichsam die Verbindungsstücke von Kirche und Welt im Kontext der Verkündigung der Frohen Botschaft in eine immer mehr sich säkularisierende und pluralisierende Gesellschaft hinein. Für die Gestaltung dieser „kirchlichen Landmarken“ in die Zukunft braucht es natürlich auch Ideen und geistig-geistliche Beweglichkeit. Ohne entsprechende Ideen, nur mit der Absicht, Klostergebäude durch ein Bistum zu übernehmen, wird sich sehr schnell herausstellen: Die

bloße Übernahme von Klostergebäuden durch ein Bistum rettet diese genauso wenig wie die im Fall der Übernahme üblichen Konzepte für ein weiteres x-tes diözesanes Bildungs- oder Besinnungshaus in klösterlichem Ambiente. Irgendwann ist auch in diesem Sektor der Markt einfach gesättigt.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Um im Sinne der Kirche und ihres Sendungsauftrags wirklich alle Ideen eruieren zu können, bedarf es des Zusammenwirkens aller Betroffenen und Beteiligten: der Vertreter der Kommunen und Landkreise, der Ordensgemeinschaften als früheren Eigentümern, der Bistümer, der lokalen Verbände und Vereine, der Lokalpolitik, der diözesanen Räte etc. Als Leitmotiv kann dabei die Fragestellung dienen, welchen Beitrag zur lokalen Entwicklung aus dem Glauben heraus die Kirche mit dem Klostergebäude leisten könnte. Ein solches Leitmotiv entspricht nicht nur in weiten Strecken der historischen Tatsache, dass Klöster oftmals ganze Landstriche kultivierten, sondern auch dem kirchlichen Bestreben, in der Welt für die Welt so zu agieren, dass sie sich zum Besseren hin entwickeln kann und somit ein Beitrag zur Auferbauung des Reiches Gottes geleistet wird. In der Kooperation mit unterschiedlichen Trägern, durch die Koordination der Kirche sowie die Kombination verschiedener

Ansätze sollte es doch gelingen, traditionsverbunden zur bisherigen Nutzung und zukunftsorientiert hin zur Verdeutlichung der Lebensrelevanz von Gläubigen Klostergebäude als vitale Orte zu erhalten.

### **Worauf wir hoffen dürfen**

Die Lösungsansätze zur Nutzung von Klostergebäuden nach dem Weggang von Ordensgemeinschaften mögen von Fall zu Fall so unterschiedlich und vielfältig sein, wie eben die Situationen vor Ort auch immer sein können. Unbeschadet dessen gilt es aber doch Grundsätze auf dem Weg zu diesen Lösungen zu beachten, die in jedem Fall die konstruktive und nachhaltige Zusammenarbeit sichern.

Dazu gehört auf allen Seiten als erstes eine frühzeitige Einbindung der jeweiligen Kooperationspartner, damit diese vorgegebene Entscheidungswege (z. B. Gremienbeteiligungen) einhalten, fundiert planen und projektieren können. Die bloße Mitteilung von gefällten Entscheidungen nach dem Motto „Friss Vogel oder stirb“, mit denen dann das Gegenüber umgehen muss, ohne gewisse Spielräume zu haben, kann nicht der Königsweg sein. Gerade wenn es um die Aufgabe von Klostergebäuden geht, wäre es schön, wenn die Ordensgemeinschaften schon im Vorfeld von gewissen Entscheidungen auf deren Aussehen hinweisen und umgekehrt im Bistum bereits eine verlässlich ausformulierte Grundlinie in Hinblick auf die eventuelle Übernahme von Klostergebäuden vorhanden ist.

Des Weiteren erscheint der eigentlich selbstverständliche, aber nicht immer berücksichtigte Grundsatz einer konti-

nuierlichen Kommunikation als wichtig. Der Prozess der Übergabe und Übernahme von Klostergebäuden wird zu einem nicht zu unterschätzenden Maße von diversen Emotionen und Interessenlagen begleitet. Schnell kann es da zu Missverständnissen und dadurch auch Verletzungen kommen, die nur im gemeinsamen Gespräch zu verhindern oder zu heilen sind. Ein derartiger Austausch kann umso wichtiger sein, als in zunehmendem Maße nichtkirchliche Interessenvertreter auf den Plan treten. Professionelle Immobilienhändler und Unternehmer entdecken Klostergebäude verstärkt als interessantes Handlungsfeld, wobei deren primäre Sorge nicht unbedingt einer gelingenden innerkirchlichen Kommunikation gelten dürfte.

Als dritter Grundsatz sei auf die wechselseitige Wertschätzung und Beteiligung verwiesen. Schwarz-weiß-Denken führt nicht weiter. Wie auch immer geartete Denkschablonen hinsichtlich des Verhältnisses von Bistum und Ordensgemeinschaften, wie zum Beispiel Gut – Böse, Täter – Opfer, Macht – Ohnmacht, führen in die Sackgasse. Beide Seiten versuchen ihrem spezifischen Auftrag und ihrer Sendung gerecht zu werden und verantwortlich zu handeln. Beide Seiten leisten ihren unverzichtbaren Dienst in der Verkündigung, und keiner kann eigentlich so recht ohne den anderen. Warum sollte man sich dies nicht auch immer wieder sagen können, um dann in der gegenseitigen Vergewisserung auch die Kraft für die schwierige Aufgabe des Übergangs von Klostergebäuden zu schöpfen? Dazu gehört es konsequenterweise ebenso, nach einem Übergang die Möglichkeit der Beteiligung an der Zukunftsgestal-



tung der Gebäude jenen einzuräumen, die darin bisher gelebt, gebetet und gearbeitet haben. Diese Gebäude sind ihre bisherige Heimat gewesen, und Heimat, das dürfte allgemein bekannt sein, verlangt Respekt.

Noch ein Grundsatz sei erwähnt, trotzdem er schwierig und negativ konnotiert sein mag, so dass man ihn nur ungern anspricht. Es geht um die Bereitschaft zum finanziellen Kompromiss auf beiden Seiten. Sicherlich sind die Finanzen auf allen Seiten eine wichtige Ressource für das eigene Wirken. Doch eines sollte man sich immer vor Augen halten: Dieses Wirken hat dieselben Menschen als Adressaten, hat dieselbe Botschaft zum Inhalt, denselben Auftrag im Hintergrund. Da kann und darf es doch nicht sein, dass man sich gegenseitig behindert, indem vielleicht die einen so wenig als möglich geben und

die anderen so viel als möglich nehmen wollen. Sollte es da nicht so sein, dass sich jeder fragt, wie er den jeweils anderen am besten unterstützen kann, damit jener seinem Auftrag bestmöglich nachkommen kann?

Zum Ende dieser – zugegebenermaßen bruchstückhaften und ergänzungsbedürftigen – Gedanken zu Klostergebäuden im Übergang, sei nochmal der Blick zurück an deren Anfang erlaubt. Dort wurde der gegenwärtige Veränderungsdruck thematisiert. Die darauf folgenden Gedanken bringen letztendlich diese Grundüberzeugung zum Ausdruck: Gefragt ist nicht reaktiv-resignatives Zur-Kennntnisnehmen von notwendigen Veränderungen, sondern im Blick auf die Zukunft der Menschen ein positiv proaktiver, gemeinschaftlicher Gestaltungswille, der auf der Kraft des Glaubens beruht.

»Gefragt ist nicht  
reaktiv-resignatives Zur-Kennntnisnehmen  
von notwendigen Veränderungen,  
sondern im Blick  
auf die Zukunft der Menschen  
ein positiv proaktiver,  
gemeinschaftlicher Gestaltungswille,  
der auf der Kraft des Glaubens beruht.«

Peter Beer

## Aus Rom und dem Vatikan

### Papstbotschaft zum Weltmissionssonntag

Am Pfingstsonntag hat der Vatikan die Papstbotschaft zum Weltmissionssonntag veröffentlicht, der weltkirchlich am 18. Oktober, in Deutschland eine Woche später, begangen wird. Mission sei kein Proselytismus, heißt es in dem Text, auch nicht allein Strategie, sondern Leidenschaft für Jesus Christus, für die Menschen, für das Evangelium. Mit Blick auf das laufende Jahr der Orden weist der Papst auf die enge Verbindung von Ordensleben und missionarischer Tätigkeit hin. Wer Christus nachfolge, könne gar nicht anders, als missionarisch tätig zu werden. Die Jugendlichen forderte er auf, sich nicht den „Traum einer echten Mission“ rauben zu lassen, die den Einsatz der ganzen Person verlange. Auch auf die Bedeutung der Laien in der Mission weist der Papst hin. Mit Blick auf die Adressaten mahnt der Papst, die jeweiligen Kulturen zu respektieren. Man müsse von den Wurzeln ausgehen und die Werte einer jeden Kultur bewahren. Privilegierte Empfänger der Botschaft des Evangeliums seien die Armen, Kleinen, Schutzlosen, Ausgestoßenen und Vergessenen. Schließlich fordert der Papst zur Zusammenarbeit und zur Synergie der Missionare untereinander und mit dem Bischof von Rom auf. Alles missionarisches Wirken lebe von der persönlichen Beziehung mit Jesus Christus. (rv/dok)

### Papst kritisiert Personenkult um Gründer geistlicher Bewegungen

Papst Franziskus hat einen Personenkult um die Gründer geistlicher Bewegungen in der katholischen Kirche kritisiert. In der Kirche bestehe auch für führende Laien die „große Versuchung“, sich für unersetzlich zu halten und „Schritt für Schritt in einen Autoritarismus und Personalismus abzugleiten“, sagte er Anfang Juli in Rom. Unersetzbar sei in der Kirche jedoch nur der Heilige Geist, und der „einzige Herr“ sei Jesus, so Franziskus. „Für alle Dienste, auch in der Kirche, ist es gut, wenn sie zeitlich begrenzt sind“, betonte der Papst. (kna)

### Papst: Leben im Kloster darf kein Bruch mit der Welt sein

Das Ordensleben in Klausur darf nach den Worten von Papst Franziskus kein Bruch mit der Außenwelt sein. Auch in der Abgeschlossenheit eines Klosters müssten die Ordensleute „Antennen“ für die Nöte ihrer Mitmenschen haben, sagte er bereits am 18. Mai bei einem Treffen mit mehreren Tausend römischen Mönchen und Ordensschwwestern im Vatikan. Nachrichten über Krieg und Leid in der Welt sollten auch hinter die Klostermauern dringen. Die Ordensleute leben Franziskus zufolge in einer Spannung zwischen sichtbarer und unsicht-

barer Welt. Die Klausur sei jedoch kein Versteck. Vielmehr sollten die Ordensleute den Menschen immer zuhören und auf sie zugehen. Der Kontakt zwischen den Menschen sei kein Widerspruch zum klösterlichen Leben.

(kna/dok)

### Abtpräses Jeremias Schröder OSB Mitglied der Bischofssynode

Jeremias Schröder OSB, Abtpräses der Missionsbenediktiner von St. Ottilien, wird an der kommenden Bischofssynode zum Thema Familie teilnehmen. Er ist einer von zehn Vertretern der Union der Generaloberen (USG). In der DOK ist er Vorsitzender der Konferenz missionierender Orden (KMO). Weitere von der USG gewählte nun seitens des Vatikans benannte Ordensoberer sind u.a.:

- P. Javier Álvarez-Ossorio SS.CC., Generaloberer der Ordensgemeinschaft von den Heiligsten Herzen Jesu und Mariens und der ewigen Anbetung des Allerheiligsten Altarsakramentes (in Deutschland: Arnsteiner Patres)
- P. Michael Brehl C.Ss.R., Generaloberer der Redemptoristen
- P. Bruno Cadoré O.P., Generaloberer der Dominikaner
- P. Gregory Gay C.M., Generaloberer der Vinzentiner (Lazaristen)
- Br. Hervé Janson PFJ, Generalprior der Kleinen Brüder Jesu
- P. Edmund Jan Michalski MSF., Generaloberer der Missionare von der Hl. Familie
- P. Adolfo Nicolás SJ, Generaloberer der Jesuiten
- P. Marco Tasca OFM Conv., Generaloberer der Franziskaner-Minoriten,

- P. Richard Kuuia Baawobr M.Afr., Generaloberer der Afrikamissionare (Weiße Väter)

Als Vertreter der deutschen Bischofskonferenz nehmen die (Erz-)Bischöfe Reinhard Kardinal Marx (München-Freising), Heiner Koch (Dresden/Berlin) und Franz-Josef Bode (Osnabrück) an der Synode teil.

### Statistik zur weltweiten Präsenz der Ordensleute

Die Agentur Fides hat anlässlich des Jahrs der Orden aktuelle Statistiken zu Ordensleuten in aller Welt veröffentlicht (Quelle: Statistisches Jahrbuch der katholischen Kirche). Die Zahl der Ordenspriester beträgt demnach weltweit insgesamt 134.752. Die Zahl der Laienbrüder stieg weltweit und liegt bei insgesamt 55.314. Die Zahl der Ordensschwestern beträgt insgesamt 702.529 und sank im Vergleich zum Vorjahr um 10.677. Die statistischen Entwicklung zum Ordensleben im Deutschland finden sich in diesem Heft auf Seite 369.

(fides/dok)

### Neue Homepage der Religiosenkongregation

Die Religiosenkongregation hat anlässlich des Jahres der Orden eine eigene Internetseite [www.congregazionevitaconsacrata.va](http://www.congregazionevitaconsacrata.va) freigeschaltet. Der italienischsprachige Auftritt bietet neben Materialien zum Jahr der Orden Informationen über die Kongregation, ihre Struktur und Zusammensetzung sowie Kontaktdaten der Mitarbeiter und aktuelle Dokumente. Auch eine Sammlung von an Ordensleute gerichteten Ansprachen der Päpste ist vorhanden.

## Aus der Weltkirche

### Frankreich

In diesem Jahr feiert der Zisterzienserorden das 900-jährige Jubiläum der Gründung der ehemaligen Abtei Clairvaux bei Troyes in Frankreich - im Jahr 1115 durch den Heiligen Bernhard. Dieses Ereignis stellt einen bedeutenden Punkt in der Gründungsgeschichte des Zisterzienserordens dar, da sich die Popularität und Ausbreitung des Ordens in den folgenden Jahrzehnten von hier aus deutlich steigerte. In den Jahrhunderten nach der Gründung von Clairvaux entstanden insgesamt 339 Tochterklöster in ganz Europa. In Deutschland gehört dazu die Abtei Himmerod (gegr. 1134) mit ihrem Tochterkloster Heisterbach, von dem aus wiederum die Abtei Marienstatt im Westerwald gegründet wurde. Im Zuge der französischen Revolution wurde die Abtei Clairvaux 1791 aufgelöst und in ein Gefängnis umgewandelt. Neben der Strafanstalt besteht auf dem Gelände heute auch ein Museum. Das Jubiläumsjahr begeht die ehemalige Zisterzienserabtei mit der Ausstellung „Clairvaux. Das Zisterzienser-Abenteuer“, die das Klosterleben und die Spiritualität der Zisterzienser sowie die politische Situation vom 12. bis ins 18. Jahrhundert beleuchtet.

### Italien

Immer mehr katholische Witwen in Italien entdecken den geistlichen Stand. Nach dem Tod ihres Gatten leben dort inzwischen mehr als 200 Frauen mit bi-

schöflicher Anerkennung als eine Art Ordensschwester ohne Kloster; rund 100 weitere befinden sich in Ausbildung, wie der italienische bischöfliche Pressedienst SIR Ende Juli berichtete. Noch in diesem Jahr wolle sich der Vatikan mit dem neuen Trend befassen. Dass der Witwenstand eine schon sehr alte Einrichtung in der Kirchengeschichte ist, deutete auch Kardinal Braz de Aviz in seinem Vortrag bei der DOK-Mitgliederversammlung 2015 an (vgl. S. 321 in diesem Heft). So ist bereits in neutestamentlicher Zeit und der frühen Kirche ein eigener Stand von Witwen belegt, die bewusst auf eine neue Partnerschaft verzichten und sich stattdessen dem Gebet und sozialen Tätigkeiten widmen. Im aktuellen katholischen Kirchenrecht ist diese Lebensform bislang nicht vorgesehen. Das Lebensmodell der „geweihten Witwe“ ist in Italien besonders mit dem Erzbistum Palermo verbunden. Dort gründete Kardinal Salvatore Pappalardo 1993 eine Vereinigung für diesen Personenkreis; 1996 rief er einen eigenen „Witwenstand“ (lateinisch „Ordo Viduarum“) ins Leben. Laut SIR leben in Palermo derzeit 80 Witwen, die öffentlich die Gelübde der Ehelosigkeit, der Armut und des Gehorsams abgelegt haben oder sich darauf vorbereiten. (kna/dok)

### Türkei

In der Türkei soll ein 1.700 Jahre altes syrisch-orthodoxes Kloster verkauft werden. Wie der Fernsehsender IMC-TV am 14 Juli unter Berufung auf den syrisch-orthodoxen Parlamentsabgeord-



neten Erol Dora meldete, steht das 'Johannes-Kloster in der südostanatolischen Provinz Mardin zum Verkauf. Dora richtete mit Blick auf den geplanten Verkauf eine parlamentarische Anfrage an die Regierung in Ankara, in der er unter anderem eine Rückgabe der Immobilie an die Christen fordert. Viele Immobilien christlicher Gemeinden in der Türkei waren in den vergangenen Jahrzehnten vom Staat eingezogen oder an Dritte weiterverkauft worden. Erst seit einigen Jahren läuft die Rückgabe an die Christen. In seiner Anfrage an das zuständige Kulturministerium will Dora unter anderem wissen, auf welche Weise das Kloster in Mardin sowie eine Kirche in Mudanya in den Besitz jener Personen gekommen sind, die nun die Gebäude zum Verkauf anbieten. Zudem kritisiert Dora, das Ministerium vernachlässige in beiden Fällen seine Aufgabe zum Schutz des kulturellen Erbes des Landes. (kna/dok)

## Syrien

Der syrische Ort Qaryatayn bei Palmyra ist offenbar in der Hand der Terrormiliz des „Islamischen Staats“ (IS). Nach Informationen aus Kirchenkreisen vom 6. August 2015 sind von der Eroberung auch das syrisch-katholische Kloster Deir Mar Elian und die verbliebenen christlichen Familien betroffen. Über deren Schicksal gab es zunächst keine Nachrichten. In dem Kloster selbst lebt kein Mönch mehr, nachdem der Leiter der Gemeinschaft, der französische Pater Jacques Mourad, am 21. Mai verschleppt worden war. Von ihm fehlt seither jede Spur.

Den Angaben zufolge griffen die Islamisten mit Selbstmordattentaten Kont-

rollposten an. Anschließend seien die Milizen in den Ort vorgerückt. Wie viele Zivilisten bei der Einnahme durch den IS und die nachfolgende Bombardierung durch Regierungstruppen ums Leben kamen, ist unbekannt. Der verschleppte Leiter des Klosters, Mourad, war im christlich-islamischen Dialog engagiert. In diesem Rahmen arbeitete er in den vergangenen zwei Jahren eng mit dem Mufti von Qaryatayn zusammen. Mourad galt als erfahren in Verhandlungen mit Aufständischen wie mit Regierungstruppen. Der Stadt blieben Zerstörungen bisher erspart. Im Winter 2013/2014 bot das Kloster Deir Mar Elian Hunderten Inlandsvertriebenen - darunter auch vielen Kindern - Zuflucht. Das Kloster am Stadtrand von Qaryatayn ist eine Zweigstelle des von dem italienischen Jesuiten Paolo Dall'Oglio gegründeten Klosters Deir Mar Musa al Habashi. P. Dall'Oglio war bereits am 29. Juli 2013 in dem vom Islamischen Staat gehaltenen Rakka verschleppt worden. (fides/kna)

## Israel

In der Jerusalemer Altstadt ist am 25. Juni der Grundstein für ein Museum über die Ursprünge des Christentums und den Erhalt der Heiligen Stätten gelegt worden. Das „Terra Sancta Museum“ auf dem Gelände der Geißelungskapelle an der Via Dolorosa soll archäologische Zeugnisse aus frühchristlicher Zeit und eine Multimedia-Abteilung zur Grabeskirche beherbergen. Getragen wird das Projekt von der Kustodie des Franziskanerordens, die für die katholischen Pilgerstätten im Heiligen Land zuständig ist, sowie der Studieneinrichtung Studium Biblicum Franciscanum

und dem Hilfswerk der Kustodie „ATS-Pro Terra Sancta“. Erste Teile des Museums sollen bereits in diesem Jahr zu sehen sein. Ein weiterer Ausstellungsteil am Sitz der Kustodie wird über die Geschichte der Christen und der Franziskaner im Heiligen Land von den Kreuzfahrern bis in die Gegenwart informieren. Zu den Exponaten gehören bedeutende Teile des Kirchenschatzes der Jerusalemer Grabeskirche. Das Gesamtprojekt soll an unterschiedlichen Standorten in Jerusalem 2.500 Quadratmeter Ausstellungsfläche umfassen.

(kna/dok)

Der seit fast zehn Jahren andauernde Rechtsstreit (vgl. OK 2/2013 und OK 1/2014) um den Bau einer israelischen Sperrmauer unter anderem auf einem Klostergrundstück der Don Bosco Schwestern und der Salesianer Don Boscos im Cremisan-Tal in Beit Dschalla (Westjordanland) unweit von Bethlehem hat abermals eine neue Wendung genommen. Israels Oberstes Gericht hat nun doch dem Bau der Sperranlage teilweise stattgegeben. Damit kippte das Gericht ein Urteil vom April, in dem die Richter die geplante Mauerführung als illegal bewertet und die Armee verpflichtet hatten, eine Alternativroute zu suchen, die keine Beeinträchtigung für die lokale Bevölkerung und zwei Klöster in Cremisan darstelle. Dies geht aus einer Mitteilung des für Kirchenfragen zuständigen „Higher Presidential Committee for Churches Affairs in Palestine“ von Anfang Juli hervor. Die Richter erlaubten der Armee demnach den Baubeginn auf privatem christlichem Land in Beit Dschalla. Ausgenommen ist laut Mitteilung ein Teilstück der Mauer entlang des Klosterbesitzes. Damit wies das

Gericht einen Einspruch der Rechtsvertreter des Dorfes und der Klostergemeinschaften gegen die im Mai erfolgte Ankündigung des israelischen Verteidigungsministeriums ab, mit dem Bau des östlichen Mauerstücks im Cremisantal zu beginnen. Der von Israel geplante Verlauf der Sperranlage im „christlichen Dreieck“ Bethlehem, Beit Dschalla und Beit Sahur droht 58 christliche Familien sowie die beiden Salesianer-Gemeinschaften von ihrem Land abzuschneiden.

(kna/dok)

Kurz vor Redaktionsschluss und knapp sechs Wochen nach dem Brand des deutschen Benediktinerklosters Tabgha am See Genezareth hat die Staatsanwaltschaft Ende Juli Anklage gegen zwei Verdächtige erhoben. Laut Regierungsangaben in Jerusalem handelt es sich um zwei junge Männer, die einer extremistischen Gruppe innerhalb der jüdischen Siedlerbewegung angehören. Einer der beiden steht im Verdacht, auch an einem Brandanschlag auf die deutsche Dormitio-Abtei in Jerusalem beteiligt gewesen zu sein. Durch das Feuer in Tabgha am 18. Juni war der Südflügel des erst 2012 fertiggestellten Klosters weitgehend zerstört worden. Der Schaden geht nach Ordensangaben in die Millionen. Ein Mönch und eine Freiwillige erlitten leichte Rauchvergiftungen. Wie das Regierungspresseamt mitteilte, dauern behördliche Ermittlungen gegen drei weitere, teils minderjährige Verdächtige an.

(kna/dok)

## Brasilien

In Brasilien ist am 24. Juli Sr. Irma Odele Francisca OSF getötet worden. Sie gehörte zur brasilianischen Provinz der

Kongregation der Franziskanerinnen von Sieben, die auf ihrer Internetseite mit großer Bestürzung auf die Meldung vom Tod reagierte. Sr. Irma Odette wurde Opfer eines Raubüberfalls auf ein Rehabilitationszentrum für Drogenabhängige – einer Fazenda da Esperanza – in Guaratingueta im Bundesstaat Sao Paulo. Das berichtete der vatikanische Pressedienst Fides unter Berufung auf örtliche Quellen. Ein maskierter und mit einem Messer bewaffneter Mann sei in die Einrichtung eingedrungen und habe Geld gefordert. Die 65-jährige sei bei dem versuchten Diebstahl erstochen worden. (fides/dok)

## Pakistan

Drei von den Philippinen stammende Ordensfrauen müssen Pakistan verlas-

sen. Das Oberste Gericht in Islamabad bestätigte eine entsprechende Anordnung des Innenministeriums, das den Frauen eine Verlängerung ihrer Visa verweigerte. Die Schwestern vermuten hinter dieser Maßnahme eine persönliche Rache der Frau des Innenministers. Diese hatte nach Medienangaben eine Weile an der von den Ordensfrauen geleiteten Schule „Convent School“ in Islamabad unterrichtet, war aber offenbar nicht gut mit den Schwestern ausgekommen. Die Ordensfrauen hatten mithilfe des Bistums Islamabad beim Obersten Gericht Berufung gegen die Entscheidung des Innenministeriums eingelegt. Die Richter urteilten aber, es sei „das Recht des souveränen Staates, Ausländern Visa zu gewähren oder zu verweigern“. (cath.ch/rv/dok)

# Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonferenz

## Personelles

Papst Franziskus hat den ehemaligen Abt der Abtei Königsmünster, *Dominicus Meier OSB*, zum neuen Weihbischof von Paderborn ernannt. Das teilte der Vatikan am 15. Juli mit. Von der Gründung der Deutschen Ordensobernkonferenz im Jahr 2006 bis zum Jahr 2010, sowie in den Jahren 2012/13 war er in seiner Funktion als Abt des Benediktinerklosters Königsmünster Mitglied im Vorstand der Deutschen Ordensobernkonferenz. Die Brüder der Abtei Königsmünster wählten den Ordinarius für Kirchenrecht an der Theologisch-Philosophischen Hochschule in Vallendar im Jahr 2001 zum dritten Abt der Gemeinschaft. Nach dem Ende seiner Amtszeit wurde er zum Offizial im Erzbistum Paderborn berufen und leitet als solcher die Rechtsprechung im Bistum. Abt em. Professor Dr. Dominicus Meier OSB wird am 27. September 2015 in Paderborn von Erzbischof Hans-Josef Becker zum Bischof geweiht.

Der Generalrat in Rom hat *Sr. M. Renate Schleer* für eine zweite Amtszeit von vier Jahren als Regionaloberin der Kongregation der Schwestern von der Schmerzhaften Mutter – Region Deutschland-Österreich – wiederernannt. Die Region war am 1. Oktober 2011 aus einer Fusion entstanden; die neue Amtszeit beginnt am 1. Oktober. Sitz der Regionalleitung ist das Kloster Marienburg, Abenberg.

Die Provinz Maria Medingen der Dillinger Franziskanerinnen hat eine neue Provinzleitung. *Sr. Elke Prochus OSF* wurde zur Provinzoberin gewählt. Sie übernimmt die Aufgabe am 1. September 2015 von Sr. M. Edith Krupp.

Im Rahmen des Wahlkapitels in der Karwoche 2015 wurde *Sr. M. Gerda Friedel OSF* zur künftigen neuen Provinzoberin der Dillinger Franziskanerinnen (Regens-Wagner-Provinz) gewählt. Zum 1. September wird sie die Aufgabe von Sr. M. Michaela Speckner übernehmen. Sr. Gerda hatte seit 1989 die Gesamtleitung des regionalen Zentrums „Regens Wagner Zell“ inne, mit einer breiten Angebotspalette für Dienste für hörgeschädigte und mehrfachbehinderte hörgeschädigte Kinder, Jugendliche und Erwachsenen in Zell, Hilpoltsein, Heideck und Nürnberg.

*Br. Lukas Jünemann CFP* ist neuer Generalminister der Armen-Brüder des hl. Franziskus. Das Generalkapitel wählte ihn am 23. Juli 2015. Er folgt in diesem Amt auf den Amerikaner Br. Mark Gastel. Bislang vertrat Br. Matthäus Werner als Generalrat den Generaloberen in Deutschland.

Das 22. Generalkapitel der Olper Franziskanerinnen hat *Sr. Magdalena Krol OSF* am 20. Juli 2015 für eine zweite Amtszeit von sechs Jahre als Generaloberin wiedergewählt. Das General-

kapitel fand vom 12.-22. Juli 2015 in Olpe statt.

Die Mitglieder der Föderation Caritas Pirckheimer der deutschsprachigen Klarrissen aus Deutschland, Österreich und Südtirol haben im Rahmen der Föderationsversammlung vom 29. Juni bis 4. Juli 2015 in Hofheim *Sr. M. Bernadette Bargel OSC*, Kevelaer, als Föderationspräsidentin wiedergewählt.

Im Rahmen des Provinzkapitels der Deutschen Provinz der Missionare vom Kostbaren Blut vom 7. – 10. Juni 2015 in Kufstein wurde *P. Andreas Hasenburger CPPS* für eine weitere Amtszeit von vier Jahren zum Provinzial gewählt.

Im Rahmen des Generalkapitels der St. Annaschwester (Kochel a. See) wurde am 1. Juni 2015 *Sr. Waltraud Engl* zur neuen Generaloberin der Gemeinschaft gewählt. Sie übernimmt das Amt von *Sr. Aloisia Hofmann*, die es zwölf Jahre lang innehatte.

Am 28. Mai 2015 ist *Sr. Rita Eble SSSF* zur Provinzoberin der Europäischen Provinz der Franziskanerinnen Erlendbad gewählt und von der Generaloberin *Sr. Dr. Mary Diez* bestätigt worden. Sie übernimmt die Aufgabe von *Sr. M. Gabriele Löffler*. Die neue Amtszeit beginnt am 1. Oktober 2015.

Im Rahmen des ersten Provinzkapitels der vereinigten Deutschen Provinz der Karmeliten vom 25. – 30. Mai 2015 im Kloster Springiersbach wurde der bisherige Provinzial *P. Dieter Lankes O. Carm.* für eine weitere Amtszeit von drei Jahren im Amt bestätigt.

Der Leiter der Deutschen Ordensprovinz der Herz-Jesu-Priester, *P. Dr. Heiner Wilmer SCJ*, wird Generaloberer seiner Kongregation. Die Delegierten des Generalkapitels wählten ihn am 25. Mai 2015 für sechs Jahre an die Spitze des Ordens. Er löst *P. José Ornelas Carvalho SCJ* ab, der dieses Amt zwölf Jahre lang innehatte. Der 54-Jährige ist der zweite Deutsche nach *P. Alphons Maria Lellig SCJ* (1954-1958), der die Kongregation leitet.

Das Wahlkapitel der deutschen Brüderprovinz des Deutschen Ordens hat am 20. Mai 2015 *P. Christoph Kehr OT* zum neuen Provinzial (Prior) gewählt. Er löst den bisherigen Prior, *P. Norbert M. Thüx OT*, ab, der seit dem Jahr 2000 die Provinz geleitet hat.

Die Franziskanerinnen von Nonnenwerth haben ihre Provinz in den Status einer Kommunität mit mehreren Standorten (nach can. 609 §1 CIC) umgewandelt. Am 10. Mai 2015 wurde diese Umwandlung vollzogen. Zur Kommunitätsoberin wurde die bisherige Provinzoberin *Sr. Maria Lay* gewählt.

*Sr. M. Magdalena Schmitz FCJM* aus der deutschen Provinz der Franziskanerinnen von Salzkotten ist am 2. Mai 2015 im Rahmen des Generalkapitels der Gemeinschaft zur neuen Generaloberin für sechs Jahre gewählt worden. Sie war bereits seit dem Jahr 2009 Generalassistentin. Zuvor war sie in der Leitung und Ausbildungsverantwortung der Gemeinschaft in Rumänien tätig. Seit 1967 befindet sich das Generalat der Gemeinschaft in Rom. *Sr. M. Magdalena* löst im Amt der Generaloberin *Sr. Mary Lou Wirtz* aus den USA ab.

Im Rahmen des Provinzkapitels der Arnsteiner Patres, das vom 7. bis 10. April 2015 in Werne stattgefunden hat, wurde *P. Heinz Josef Catrein SSCC* als Provinzial für eine dritte Amtszeit von drei Jahren wiedergewählt. (Apostel)

Das Provinzkapitel der Benediktinerinnen der Anbetung (Ortenburg) hat am 31. März 2015 *Sr. M. Helene Binder* für eine weitere Amtszeit von sechs Jahren als Priorin der bayerischen Provinz der Gemeinschaft wiedergewählt.

Im August 2014 wurde *Sr. Mercy Chevulparampil* im Rahmen des Generalkapitels der Heilig Geist Schwestern zur neuen Internationalen Leiterin der Gemeinschaft gewählt. Ihre Amtszeit begann jedoch erst am 1. Juni 2015. Sie hat das Amt von *Sr. Eugenia Thomas Mushi* übernommen. Sitz der Internationalen Leitung der Gemeinschaft ist Königstein-Mammolshain.

Bereits im Juni 2014 fand ein Wechsel in der Leitung der Blauen Schwestern von der heiligen Elisabeth (München) statt. *Sr. Cäcilia Giesl* hat die Aufgabe der Generaloberin von *Sr. Beate Barton* übernommen.

Drei aus Deutschland stammende Höhere Obere in der Benediktinerkongregation von St. Ottilien haben ihr Amt niedergelegt: Bereits im Februar hat *Abt Gottfried Sieber OSB* von Inkamana (Südafrika) das Ende seiner 12-jährigen Amtszeit erreicht. Zum 1. Juni legte *Abt Dionys Lindenmeier OSB* von Ndanda (Tansania) sein Amt nieder. Wie *Abt Gottfried* kommt auch er aus St. Ottilien. Schließlich legte – bereits im Dezember 2014 – *P. Edgar Friedmann*

*OSB*, Mönch der Abtei Münster-schwarzach, das Amt des Konventual-priors im Priorat Digos (Philippinen) nieder. In der international zusammengesetzten Gemeinschaft von Inkamana wurde der Kenianer *P. John Paul Mwani* zum Prior-Administrator gewählt; in Digos mit *P. Patrick Mariano* ein Mönch der ersten Generation philippinischer Brüder. Die Mönche in Ndanda wählten am 4. Juli *Fr. Placidus Mtunguja* zum neuen Abt. Er gehört zur ersten Gruppe von vier afrikanischen Mitbrüdern, die im Jahr 2000 zu Priestern geweiht worden waren.

## Jahresstatistik 2014 der Ordensgemeinschaften im Bereich der Deutschen Ordensobernkongferenz

### *Die Priesterorden*

Mitgliederstand der Priesterorden in der DOK am 31. Dezember 2014: 93 Provinzen, Abteien, Priorate und Regionen von 53 verschiedenen Ordensgemeinschaften. Zu ihrem Jurisdiktionsbereich gehörten am Stichtag genau 4.739 Ordensmitglieder mit Profess (Vorjahr: 4.856), davon in Deutschland 4053 (Vorjahr: 4.172) und 686 im Ausland (Vorjahr: 684). Außerdem leben weitere 124 (Vorjahr: 157) Ordensmitglieder dieser Gemeinschaften aus anderen Jurisdiktionsbereichen in Deutschland, damit insgesamt in Deutschland 4.177 Ordensmitglieder mit Profess (Vorjahr 4.329). Derzeit gibt es 390 Ordenshäuser und klösterliche Niederlassungen der Priesterorden in Deutschland (Vorjahr: 407).

Unter den einzelnen Ordensgemeinschaften stehen die Benediktiner an



erster Stelle: In 31 Niederlassungen von 25 rechtlich selbstständigen Abteien und Prioraten leben 682 Mitglieder als Patres und Brüder nach der Regel des hl. Benedikt. Zweitstärkste Gruppe unter den Priesterorden ist die franziskanische Familie mit 568 Mitgliedern in insgesamt 73 Niederlassungen – darunter die Franziskaner mit 345 Mitgliedern, die Kapuziner mit 126 Mitgliedern und die Minoriten mit 90 Mitgliedern sowie das Kommissariat der Franziskaner des Regulierten Dritten Ordens mit sieben Mitgliedern in Deutschland. Zahlenmäßig stärkste Ordensgemeinschaften sind nach den Benediktinern und Franziskanern die Jesuiten (325), die Steyler Missionare (268), die Salesianer Don Boscos (258) sowie die Pallottiner (246). Von den insgesamt 505 Professen ausländischer Herkunft stammen über 50 Prozent aus Europa, knapp ein Fünftel war asiatischer Herkunft. Die Summe aller Inlandsprofessen sank im Jahr 2014 von 4.329 auf 4.177. Die Gruppe der Ordensmitglieder im Theologiestudium (Kleriker/Scholastiker) blieb mit 168 Mitgliedern etwa gleich (Vorjahr: 166). Im Jahr 2014 empfingen in Deutschland 20 Ordensmänner die Priesterweihe. 54 Prozent der Mitglieder der Priesterorden in Deutschland sind älter als 65 Jahre, ein Viertel ist jünger als 50 Jahre. Zum 31. Dezember 2014 befanden sich 63 Novizen in den deutschen Noviziaten der Priesterorden, darunter auch die Novizen, die sich im zweiten Noviziatsjahr befinden.

#### *Die Brüderorden*

Provinzen und Regionen von elf Brüderorden und -kongregationen sind Mitglied der DOK. 193 Professmitglieder in Deutschland (2013: 203) und weitere

61 im Ausland (2013: 63) gehören zu ihren Jurisdiktionsbereichen. Von den 193 Ordensbrüdern in Deutschland, die in 46 klösterlichen Niederlassungen leben, haben 12 die Priesterweihe und weitere acht sind Ständige Diakone. Von 11 Professen ausländischer Herkunft stammen fünf aus Europa und sechs aus Asien. Am 31. Dezember 2014 bereiteten sich drei Novizen auf die Ablegung der Ordensgelübde vor.

#### *Die Frauenorden*

Mitgliederstand der Schwesternorden in der DOK am 31. Dezember 2014: 328 Provinzen, Abteien, Priorate und Regionen. Zu ihrem Jurisdiktionsbereich gehören am Stichtag genau 20.423 Ordensschwestern mit Profess, davon 17.513 in Deutschland (Vorjahr: 18.303) und 2.997 im Ausland (Vorjahr: 3.426). Von den Inlandsprofessen zählen 16.226 Schwestern zu den tätigen und 1.287 zu den kontemplativen Ordensgemeinschaften. Derzeit gibt es 1.430 Ordenshäuser und klösterliche Niederlassungen der zur DOK gehörenden Schwesternorden in Deutschland (Ausland: 513). Von den 17.513 Schwestern in Deutschland sind 10.702 über 75 Jahre alt. 6.811 haben noch nicht das 75. Lebensjahr vollendet. Deutliche Differenzen in der Altersstruktur ergeben sich im Vergleich von kontemplativen und tätigen Frauenorden: Während in den tätigen Gemeinschaften etwa 85 % der Mitglieder über 65 Jahren sind, sind es in den kontemplativen Frauenorden nur etwa 60 %.

Die Zahl der Novizinnen in Deutschland ist im Vergleich zum Vorjahr leicht gestiegen: Zum 31. Dezember 2014 befanden sich 70 Frauen in den Noviziaten der Schwesternorden (Vorjahr: 62). Von

ihnen sind 42 in den Noviziaten der tätigen Orden, zu denen ca. 95 % aller Ordensschwestern gehören. Die kontemplativen Frauenorden machen zwar nur etwa 5 % der Gesamtzahl aller Ordensschwestern in Deutschland aus, stellen aber 28 (= 40 %) der Novizinnen. Im Ausland zählen weitere 107 Novizinnen zu deutschen Ordensgemeinschaften, sodass sich eine Gesamtsumme von 177 ergibt. Die hier genannten Zahlen beziehen sich auf die DOK-Mitgliedsgemeinschaften. Darüber hinaus leben etwa 1.600 weitere Schwestern aus dem Ausland in Deutschland, die bei der Vereinigung Katholischer Orden (VKO) erfasst werden.

### Berufungspastoral: neue Homepage

Seit diesem Frühjahr hat die AG Berufungspastoral der Orden (AGBO) die Internetseite [www.ordensleben.org](http://www.ordensleben.org) freigeschaltet. Sie dient als erste Anlaufstelle für Menschen, die sich fürs Ordensleben interessieren. Hier gibt es umfassende Informationen rund um das Leben im Kloster, Filme und eine Liste mit Ordensleuten, die als Ansprechpartner für Interessierte zur Verfügung stehen.

### Klimapilgern: Gebetspatenschaft der Orden

Ab September 2015 wird ein „Ökumenischer Pilgerweg für Klimagerechtigkeit“ von Flensburg (bzw. Ludwigshafen) über Trier nach Paris gehen. Die DOK ist Mitglied des Trägerkreises. Die Ordensgemeinschaften in Deutschland möchten die Aktion Klimapilgern auch im Gebet begleiten. Für jede Etappe haben sich eine oder mehrere Gemeinschaften

gefunden, die die Pilger im Gebet begleitet. Alle weiteren Informationen unter: <http://www.orden.de/aktuelles/themen/klimapilgern/> oder [www.klimapilgern.de](http://www.klimapilgern.de)

### NAD-Schreiben an Politiker: Die strukturellen Migrationsursachen angehen

Das von über 40 Ordensgemeinschaften getragene Netzwerk Afrika Deutschland appelliert angesichts der Flüchtlingsdramatik an Europas Südgrenze an die Politik, die strukturellen Migrationsursachen anzugehen. Wörtlich heißt es in dem von P. Wolfgang Schonecke unterzeichneten Schreiben vom 28. Juni: „Wir appellieren an Sie, in Ihrer Partei die Diskussion über die wirtschaftlichen Ursachen von Migration, die langfristigen sozialen und ökologischen Folgen einer rein profit- und wachstumsorientierten Wirtschaft und die notwendigen Schritte zu einer Transformation unseres Wirtschaftssystems weiter zu vertiefen. Papst Franziskus' jüngste Enzyklika *Laudato si* bietet dafür viele Ansätze. Ein erster konkreter Schritt könnte sein, die geplanten Nachhaltigen Entwicklungsziele (SDGs) konsequent umzusetzen und zu Leitprinzipien für Politikentscheidungen auf nationaler und auf europäischer Ebene zu machen.“

### Zentrum für Umweltethik an Jesuitenhochschule

Die Hochschule für Philosophie der Jesuiten hat am 4. Mai 2015 in München ihr neues Zentrum für Umweltethik und Umweltbildung offiziell eröffnet. Seine Aufgabe ist es, neben den Grundlagen der Umweltethik unter anderem die



Ethik des Ressourcenmanagements und der Internationalen Gerechtigkeit zu untersuchen. Es will die Forschung im Dialog zwischen Philosophie, Ingenieurs-, Natur- und Sozialwissenschaften ausbauen und den Wissenstransfer in die Gesellschaft hinein sichern. Das Zentrum ist Teil des Instituts für Gesellschaftspolitik an der Hochschule und wird durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt finanziell gefördert. Angeboten werden sollen künftig unter anderem Vorträge, außerdem sei eine Zusammenarbeit mit der Volkshochschule München vorgesehen. (kna/dok)

### Masterplan für Kloster Benediktbeuern vorgelegt

Die Deutsche Provinz der Salesianer Don Boscos (SDB) will mit einem „Masterplan Kloster Benediktbeuern 2025ff.“ zur langfristigen Sicherung und Stärkung des Standortes Kloster Benediktbeuern einen wesentlichen Schritt in die Zukunft gehen. Der am 15. Juni vorgestellte Masterplan enthält Vorschläge für rund 80 strategische Maßnahmen zur Weiterentwicklung der Klosteranlage und soll in den kommenden zehn Jahren einen zielgerichteten Einsatz der knappen finanziellen Ressourcen ermöglichen und dazu beitragen, das Kloster Benediktbeuern als geistliches Zentrum und salesianischen Ort für Bildung, Begegnung und Kultur – besonders für junge Menschen – und als spirituellen, kulturellen und wirtschaftlichen Mittelpunkt der Region langfristig, nachhaltig und wirtschaftlich zu sichern und zu stärken.

Dr. Imke Germann, Geschäftsführerin des Consultingunternehmens, das an der Ausarbeitung des Masterplans beteiligt

war, hob hervor, dass der erarbeitete Masterplan „Modellcharakter“ habe. Er könne ein Beispiel für andere Klöster sein und zeigen, wie bestehende Gebäude strukturell angepasst, Synergieeffekte geschaffen und neue Nutzungsmöglichkeiten gefunden werden. (sdb)

### Ordensgetragene Krankenhäuser positionieren sich gegen Sterbehilfe

Angesicht der aktuellen politischen und gesellschaftlichen Debatte positionieren sich sieben große katholische Krankenhausträger in Ordenstradition gemeinsam mit drei weiteren katholischen Trägern gegen ärztliche und jede weitere Form der geschäftsmäßigen Beihilfe zum Suizid. Seitens der Orden gehören die Alexianer, die BBT-Gruppe, die Dernbacher Schwestern, die Malteser, die Marienhaus Stiftung der Waldbreitbacher Franziskanerinnen gemeinsam mit den Franziskanerinnen von der Heiligen Familie, der Vinzenz-Verbund der Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul sowie die St. Augustinus-Kliniken gGmbH – eine Gründung der Neusser Augustinerinnen und der Neusser Alexianerbrüder – zu diesem Bündnis. Die Träger fordern eine Stärkung der hospizlichen und palliativen Versorgung und wenden sich ebenso entschieden gegen alle Formen der geschäftsmäßig organisierten Sterbehilfe und Suizidbeihilfe. Mit dieser Positionierung teilen sie die Grundsätze der Bundesärztekammer, die die Mitwirkung des Arztes bei der Selbsttötung ausschließt. So lautet eine der Kernaussagen der Positionierung: „Weder Ärztinnen und Ärzte noch andere Mitarbeitende in unseren Einrichtungen leisten

Unterstützung bei der Vorbereitung oder Durchführung eines Suizids.“ Das Bündnis vertritt insgesamt 394 Krankenhäuser und Sozialeinrichtungen in Deutschland, in denen jährlich mehr als 1,6 Millionen Patienten, Klienten und Bewohner ambulant und stationär von knapp 70.000 Mitarbeitern versorgt werden.

### Ausstellung: Frauen-Glaube-Ursprung

Die Benediktinerinnenabtei St. Hildegard zeigt derzeit eine Ausstellung zum Thema „Frauen – Glaube – Ursprung“. In diesem „fotografischen Dialog der Religionen“ präsentiert die Frankfurter Kunstfotografin Angela Jakob vom 4. Juli bis 4. Oktober 15 Foto-Triptycha von Frauen aus fünf Weltreligionen. Die Ausstellung versteht sich als ein Beitrag zum Dialog zwischen den Religionen und zum friedlichen Miteinander der Kulturen.

### Karmeliten schließen Spätberufenengymnasium und Kolleg Theresianum

Das Provinzkapitel der Deutschen Provinz der Karmeliten hat beschlossen, die beiden Schulen des Theresianum, Spätberufenengymnasium und Kolleg, sowie das Seminar zu schließen. Nach fast 70 Jahren machten die sich aufgrund des demografischen Wandels verändernde Schullandschaft, die personelle Situation der Karmeliten und die Abhängigkeit von nicht langfristig zugesicherten Zuschüssen für den laufenden Schulbetrieb eine Fortführung unmöglich, so der Pressebericht des Kapitels. Für die Schule gebe es jedoch

eine hoffnungsvolle Perspektive: Die Schulgebäude sollen in Zukunft von der Bartolomeo-Garelli-Förderschule in Trägerschaft der Salesianer Don Boscos genutzt werden. Der Übergang soll so gestaltet werden, dass bestehenden Klassen bestehen bleiben und bis zum Abitur geführt werden. Zum neuen Schuljahr 2015/16 wurden allerdings keine Schüler mehr aufgenommen.

### „Bruder auf Zeit“ bei den Barmherzigen Brüdern

Die Barmherzigen Brüder Trier haben ein Modell von Ordensleben auf Zeit geschaffen. Sie laden jüngere Männer, die an einem Leben in einer klösterlichen Gemeinschaft interessiert sind, aber davor zurückschrecken, sich für eine ganze Lebenszeit zu verpflichten zur Lebensform „Bruder auf Zeit“ ein. Die Gemeinschaft bietet die Möglichkeit, für eine begrenzte Zeit (in der Regel drei Jahre) mit den Brüdern zusammenzuleben und mit ihnen den Alltag eines Barmherzigen Bruders zu teilen, in seinem Wechsel von Gebet, Meditation, Arbeit, Freizeit. Auf der Internetseite der Gemeinschaft heißt es: „Es geht darum, gemeinsam ein einfaches Leben zu wagen, ganz im Vertrauen auf Gott, im Verwiesensein auf die Brüdergemeinschaft und ohne auf eigenen Besitz zurückzugreifen. Wichtig ist uns dabei die Lebensinspiration des heiligen Augustinus und des seligen Bruder Peter Friedhofen.“ Vorgesehen ist, den entsprechenden Zeitraum möglichst authentisch zu gestalten. Ein Interessent muss dieselben Bedingungen erfüllen wie jemand, der sich der Gemeinschaft für immer anschließt. Er muss also für diese drei Jahre ganz auf den Gebrauch

und den Rückhalt seines privaten Vermögens verzichten: „Er untersteht dem Oberen jener Gemeinschaft, der er nach gemeinsamer Absprache zugeteilt wird. In dieser Zeit nimmt er an den gemeinsamen religiösen Vollzügen (Gebet, Meditation, Gottesdienste, Exerzitien) teil. Er teilt mit den Brüdern das alltägliche Leben mit seinen Hochs und Tiefs, mit der Arbeit und der Erholung, mit den Schwierigkeiten und den festlichen Zeiten.“ Interessenten werden zuerst zu einem unverbindlichen Aufnahmegespräch eingeladen. Falls aus der Sicht des Ordens eine Zulassung möglich ist, soll ein Vertrag abgeschlossen werden, welcher die gegenseitigen Verbindlichkeiten für die Dauer von drei Jahren regelt. Vor der definitiven Zulassung ist eine dreimonatige Probezeit vorgesehen. Auf Wunsch soll der Vertrag nach drei Jahren um weitere drei Jahre verlängert werden können.

### Kirchliches Arbeitsrecht: Änderung der Loyalitätsobliegenheiten

Die Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands (VDD) hat am 27. April 2015 eine Änderung der Grundordnung des kirchlichen Dienstes beschlossen. Neben Regelungen zum Zugangsrecht der Gewerkschaften (Art 6 GrO) wurden vor allem die Regelungen zu den an Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter zu stellenden Loyalitätsobliegenheiten (Art 4 GrO) überarbeitet. Über die geltenden Loyalitätsobliegenheiten ist zukünftig die Bewerberin bzw. der Bewerber vor Abschluss eines Arbeitsvertrages zu informieren. Hinsichtlich der Loyalitätsanforderungen wird zukünftig unterschieden zwischen

solchen, die für alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, und solchen, die nur für katholische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gelten. Zu den schwerwiegenden Verstößen zählen z.B. das öffentliche Eintreten gegen tragende Grundsätze der katholischen Kirche (z.B. Propagierung von Abtreibung oder von Fremdenhass), der Austritt aus der katholischen Kirche oder kirchenfeindliches Verhalten. Die erneute standesamtliche Heirat nach einer zivilen Scheidung ist zukünftig grundsätzlich dann als schwerwiegender Loyalitätsverstoß zu werten, wenn dieses Verhalten nach den konkreten Umständen objektiv geeignet ist, ein erhebliches Ärgernis in der Dienstgemeinschaft oder im beruflichen Wirkungskreis zu erregen und die Glaubwürdigkeit der Kirche zu beeinträchtigen. Bei bestimmten Berufsgruppen bestehen erhöhte Loyalitätserwartungen. Hierzu zählen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die pastoral, katechetisch, aufgrund einer *Missio canonica* oder einer besonderen bischöflichen Beauftragung tätig sind. Ein schwerwiegender Loyalitätsverstoß ist bei diesen Personengruppen in jedem Fall geeignet, die Glaubwürdigkeit der Kirche zu beeinträchtigen. Art 5 Absatz 4 GrO sieht vor, dass zur Sicherstellung einer einheitlichen Rechtsanwendung hinsichtlich der Grundordnung in jeder (Erz-)Diözese oder (wahlweise) von mehreren (Erz-)Diözesen gemeinsam eine zentrale Stelle gebildet wird, von der bei einer beabsichtigten Kündigung wegen eines schwerwiegenden Verstoßes gegen eine Loyalitätsobliegenheit eine Stellungnahme durch den kirchlichen Dienstgeber eingeholt werden soll.

Zu begrüßen ist aus Ordenssicht, dass

die Vollversammlung die in Art 2 Absatz 2 GrO a.F. enthaltene Frist zur Erklärung der Übernahme der Grundordnung durch sonstige Rechtsträger gestrichen hat. Somit ist es Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts auch jetzt noch möglich, die Grundordnung in die zivilrechtlichen Statuten ihres Rechtsträgers verbindlich zu übernehmen und damit das kirchliche Arbeitsrecht für anwendbar zu erklären. Auch wurde in Art 2 Absatz 2 GrO klargestellt, dass kirchliche Rechtsträger in Rechtsform einer Körperschaft des öffentlichen Rechts, die über kein Statut verfügen, die Übernahme der Grundordnung durch notarielle Erklärung herbeiführen können. Keine Anwendung findet die Grundordnung auf vorwiegend gewinnorientierte kirchliche Einrichtungen (Art 2 Absatz 4 GrO).

Die Grundordnungsänderung in der Fassung des Beschlusses der Vollversammlung des Verbandes der Diözesen vom 27. April 2015 hat grundsätzlich nur empfehlenden Charakter. Eine rechtswirksame Änderung des Gesetzes setzt voraus, dass die Bischöfe die Neuerungen in ihren Bistümern in Kraft setzten und in den kirchlichen Amtsblättern veröffentlichen. Für die meisten Bistümern war die Inkraftsetzung zum 1. August 2015 angekündigt; in den Bistümern Passau, Regensburg und Eichstätt stand sie bei Redaktionsschluss noch aus.

Haben Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts in ihren Rechtsträgern dynamisch auf die Grundordnung des jeweiligen Belegenheitsbistums verwiesen („in der jeweils geltenden Fassung“), tritt die Rechtsänderung für sie automatisch mit Inkraftsetzung und Veröffentlichung im (Erz-)bistum ein. Ist dies

nicht der Fall, muss der Wortlaut der Übernahme im jeweiligen Statut rechtswirksam verändert werden.

### Versicherungsfreiheit in der Kranken- und Pflegeversicherung in Einzeldienstverträgen

Mit Urteil vom 18. Mai 2015 stellt das Sozialgericht Aachen (Az.: S 6 R 452/13) klar, dass Ordensangehörige, die im Rahmen eines Einzeldienstvertrages beschäftigt sind, weiterhin versicherungsfrei in der gesetzlichen Kranken- und Pflegeversicherung bleiben. Voraussetzung für die Versicherungsfreiheit ist, dass sie sich aus überwiegend religiösen oder sittlichen Beweggründen mit Krankenpflege, Unterricht oder anderen gemeinnützigen Tätigkeiten beschäftigen und nicht mehr als freien Unterhalt oder ein geringes Entgelt beziehen. Das Arbeitsentgelt aus dieser Beschäftigung fällt nach Ansicht des Gerichts nicht unter den Begriff des „Entgelts“ im Sinne des Gesetzes (§ 6 Abs. 1, Nr. 7 SGB V). Die Krankenversicherung stelle in diesem Zusammenhang allein auf die Entlohnung der satzungsmäßigen Mitglieder durch die Gemeinschaft und nicht auf das Arbeitsentgelt, das von Dritten gezahlt werde, ab. Dies gründe sich darauf, dass der Gesetzestext explizit nur von einem „geringen Entgelt“ und nicht von „Arbeitsentgelt“ spreche. Zudem seien in die Pflichtversicherung der gesetzlichen Krankenversicherung nur schutzbedürftige Personen einbezogen. Zu diesem Personenkreis würden Ordensangehörige aufgrund der Versorgungszusage der Gemeinschaft jedoch gerade nicht gehören. Eine Tätigkeit im Rahmen eines

Einzelienstvertrages löse somit unter den oben benannten Voraussetzungen keine Versicherungspflicht aus, sondern lasse die Versicherungsfreiheit weiterhin bestehen. Hiermit hat das Gericht die bisher bestehende Praxis und die im sog. „Grundlagendokument zur gesetzlichen Kranken- und Pflegeversicherung von Ordensmitgliedern in der Barmer und DAK“ unter 1.1.2 und 1.2.4 festgehaltenen Regelungen faktisch bestätigt.

### Ehemalige Klöster als Flüchtlingsunterkünfte

In dem ehemaligen Klarissenkloster in Köln-Kalk sollen künftig Flüchtlinge und Einheimische unter einem Dach leben. Nach einer Einigung mit der Denkmalbehörde kann das Erzbistum nun ein schon länger geplantes Wohnprojekt umsetzen. Im Klostergebäude und einem Neubau sollen rund 100 Kölner und Flüchtlinge leben, wie das Erzbistum Mitte Juli mitteilte. Den Angaben zufolge entstehen auf 2.500 Quadratmetern Fläche 31 Wohnungen unterschiedlicher Größe. Ziel sei „eine schnelle und harmonische Integration der Bewohner mit Flüchtlingshintergrund in die Kölner Stadtgesellschaft“. Kapelle und Kloster in Köln-Kalk waren am 1. Mai 1925 geweiht worden. Die Kölner Klarissengemeinschaft wurde im Jahr 2013 aufgelöst; die letzten Schwestern wurden von anderen Klarissenkonventen aufgenommen.

Auch das Konventsgebäude im Kloster Weingarten wird befristet für die Aufnahme von Flüchtlingen dienen. Einer entsprechenden Bitte der baden-württembergischen Landesregierung hat die Diözese Rottenburg-Stuttgart jetzt zu-

gestimmt. Die Unterkunft wird als bedarfsorientierte Erstaufnahmestelle (BEA) fungieren. Anfang August waren erste 150 Flüchtlinge in der ehemaligen Benediktinerabtei untergekommen. Bischof Gebhard Fürst hatte Mitte Oktober 2013 die Aufnahme von Flüchtlingen im Klostergebäude im sogenannten Lazarettbau des Klosters angeregt. Seit April 2014 leben dort rund 40 Flüchtlinge; ein kleiner Konvent von Franziskanerinnen von Reute lebt dort mit den Flüchtlingen. 2012 hatten die letzten Mönche das Kloster verlassen. Für die jetzige Unterbringung im Konventsgebäude wurden denkmalgeschützte Bereiche nach Bistumsangaben gesichert oder unzugänglich gemacht. Der diözesane Flüchtlingsbeauftragte Thomas Broch erinnert daran, dass das Kloster auf dem Martinsberg liegt: „Die christliche Grundhaltung des Teilens nach dem Vorbild des heiligen Martin von Tours kann, das erleben wir derzeit in dramatischer Weise, im konkreten Ernstfall zu einer belastenden Herausforderung werden.“ Pläne zur Nutzung von Kloster und Kreuzgang als spirituelles Zentrum sollen weiterverfolgt werden. (pm/dok)

## ... Neue Bücher

Dominicus M. Meier / Elisabeth Kandler-Mayr / Josef Kandler (Hg.)

### 100 Begriffe aus dem Ordensrecht

St. Ottilien: EOS-Verlag 2015. – 531 S.

Das von den drei Herausgebern vorgelegte lexikalische Werk zum Ordensrecht schließt eine wichtige Lücke. Es fasst die Informationen aus dem Kirchenrecht, die sich auf die Orden beziehen, die welt- und teilkirchlichen Dokumente sowie das staatliche Recht aus den deutschsprachigen Ländern zusammen und bündelt sie zu einer praktischen Handreichung. Zwanzig Autorinnen und Autoren geben Auskunft zu 100 Begriffen aus dem Ordensrecht, erläutern die unterschiedlichen Verwendungen von Terminologien im kirchlichen und staatlichen Bereich und geben ausführliche Literaturhinweise. Die Verweise in den einzelnen Artikeln geben die Möglichkeit, Einzelthemen in ihren größeren Zusammenhängen nachzufolgen. Zwei Beispiele:

Der Artikel „Postulat“ führt nicht nur folgerichtig weiter zum „Noviziat“, sondern beinhaltet auch Verweise zu Themen, die mit der ersten Einführungszeit in Verbindung stehen, wie „Oberer“, „Eigenrecht“, „Entlassung“ und „Beratungsorgane“. Beim Artikel „Beratungsorgane“ stehen Verweise auf „Profess“, „Generalkapitel“, „Konstitutionen“ und „Beschwerden gegen Entscheidungen eines Oberen“.

Besonders hilfreich sind die „100 Begriffe“, wenn es um die ökonomischen Realitäten des Ordenslebens geht. „Außerordentliche Verwaltung“ ist das erste Stichwort in der alphabetischen Reihenfolge. Andere Begriffe beziehen sich auf die gemeinschaftliche Verantwortung, wie „Baulast“ und „Stammvermögen“, andere auf Personen, wie „Erbfähigkeit“ und „Gestellung/Gestellungsvertrag“. Dass die Autoren ausgewiesene Praktiker sind, zeigen die Artikel, die Probleme aufgreifen, in denen kirchliches und staatliches Recht miteinander kooperieren oder kollidieren. In diese Richtung greifen die Artikel zur „Betreuungsverfügung/Patientenverfügung“, „Körperschaftsstatus“, „Krankenversicherung“, „Nachversicherung“, „Pflegeversicherung“ und „Vorsorgevollmacht“. Bei diesen und anderen Artikeln wird nicht nur die Situation in Deutschland, sondern auch in Österreich und der Schweiz eigens dargestellt. Das gilt auch für den Artikel „Datenschutz/Datenschutzbeauftragter“.



ISBN 978-3-8306-7706-2.

€ 29.95.

Besonders hervorzuheben ist die differenzierte Redeweise in den Artikeln, wenn es um unterschiedliche Richtlinien für Institute des geweihten Lebens, Gesellschaften des apostolischen Lebens und Säkularinstitute geht. Wie wichtig Differenzierung ist, zeigt sich besonders in dem langen Artikel zu „Auflösung/Aufhebung“. Elf unterschiedliche Situationen werden analysiert, vom Erlöschen eines Instituts bis zur Aufhebung einer Niederlassung, alle mit eigenen Rechtsnormen versehen und in ihrer kirchlichen und zivilen Wirkung zu bedenken.

Den Herausgebern gebührt ein großer Dank, ein Standardwerk vorgelegt zu haben, das knapp, informativ und praktisch zu allen wichtigen Themen des Ordensrecht eine Antwort gibt. Oberinnen und Obere sowie Verantwortliche in den Ökonomien der Gemeinschaften werden mit Freude konstatieren, wie viele Fragen auf wenigen Seiten beantwortet werden.

Joachim Schmedl ISCh

Katharina Karl (Hg.)

## Scheitern und Glauben als Herausforderung

Spirituelle Theologie, Band 4.

Würzburg: Echter-Verlag 2014. – 110 S.

*sowie*

Katharina Karl

## Religiöse Erfahrung und Entscheidungsfindung

Eine empirisch-pastoraltheologische Studie zur Biografie junger Menschen in Orden und geistlichen Gemeinschaften im deutschsprachigen Raum.

Studien zur Theologie und Praxis der Seelsorge, Band 93.

Würzburg: Echter-Verlag 2015. – 286 S.

Im Selbstbild einer Gesellschaft, die sich neben vielem anderen Gewinn, Profitmaximierung und Selbstverwirklichung auf die Fahnen schreibt, ist das Scheitern nicht vorgesehen und doch ist es als „Normalerfahrung“ (S. 28) allgegenwärtig. Man darf sich fragen, ob nicht auch in den Umbruchsituationen und -prozessen in Gesellschaft und Kirche unterschiedliche Dimensionen des Scheiterns offenkundig werden. Angesichts der hohen Scheidungszahlen ist es längst zu einer – oft unreflektierten – Gewohnheit geworden, vom Scheitern einer Ehe oder einer Beziehung zu sprechen. Der Begriff des Scheiterns und die damit einhergehenden Erfahrungen sind allgegenwärtig, zugleich unterliegen sie einem durchaus wirksamen, hohen Verdrängungspotential (S. 7).

Der von Katharina Karl herausgegebene kleine Sammelband „Scheitern und Glauben als Herausforderung“ kommt da gerade recht, um auf die existenzielle Bedeutung die-

ses Themas aufmerksam zu machen. Hierin sind die Beiträge der Jahrestagung der Arbeitsgemeinschaft Theologie und Spiritualität (AGTS) aus dem Jahre 2012 veröffentlicht. Sie stoßen einen Diskurs über das Phänomen „existenziellen Scheiterns“ in Gesellschaft, Kirche und Theologie an.

Sehr hilfreich und informativ – in der Lektüre durchaus eine Herausforderung – ist die systematische Annäherung an das Thema aus der Perspektive der Soziologie von Matthias Junge. Der Autor definiert Scheitern als ein „Grundelement der *conditio humana*“ (S. 16) und setzt es in Bezug zum Handlungsbegriff. Scheitern gilt zum einen als „die Negation von Handlungsfähigkeit“, zum anderen wird das Handeln als eine Variante der „Scheiternsbewältigung“ verstanden (S. 18). Um auf Scheitern angemessen reagieren zu können, unterscheidet der Autor zwischen „graduellem“ und „absoluten“ Scheitern. Wird beim graduellen Scheitern unterstellt, „dass auch nach dem Scheitern noch gehandelt werden kann“, so macht das absolute Scheitern genau dies unmöglich und führt in seiner Konsequenz zur „Entstrukturierung“ (S. 18ff). Im Rückgriff auf soziologische Theorien (Luhmann) entwickelt der Autor „vor der Folie des absoluten Scheiterns“ Ansatzpunkte einer Scheiternsbewältigung (S. 24ff), die als „Chance für einen Neuanfang“ angesehen werden können: Wiedergewinnung eines „Zeithorizonts“, eines „Möglichkeitssinns“, „kommunikativer Kompetenz“ und des sozialen Raumes (S. 26). Neben der soziologischen Analyse des Phänomens sieht der Autor angesichts des Scheiterns einen großen Bedarf an „Sinn- und Transzendenzarbeit“ (S. 9/30). Damit leitet er über zur systematischen Annäherung an die Thematik aus theologischer Perspektive von Jochen Sautermeister. Angesichts „fragmentarischer Identität“ und „fragiler Freiheit“ wird die Grunderfahrung des Scheiterns (S. 33) hier als existenzielle und theologisch-ethische Herausforderung verstanden (S. 36ff) und in den „Rahmen einer personalen Verantwortungsethik“ sowie in Bezug zur Erfahrung von Schuld (S. 38ff), Identität und biografischer Entwicklung gestellt (S. 44). Der Autor votiert dafür, das Scheitern – er spricht von „realem Misslingen“ – vom Schuldigwerden zu unterscheidenden und ihm Raum in der theologischen Reflexion, im pastoralen Handeln wie auch in spiritueller Praxis zu geben (S. 45). Zugleich fragt er nach, inwieweit die Erfahrung und das Thema des Scheiterns in der Kirche wirklich einen Platz haben (S. 46). Der Autor tritt für eine „Theologie des Scheiterns“ ein, die das Scheitern „als eine Schlüsselerfahrung des Glaubens“ deutet (S. 47ff). Eine solche Theologie wäre in der Lage, eine „scheiternssensible Spiritualität und Pastoral“ zu fördern, die Räume öffnet, in denen „das Scheitern von Menschen zur Sprache kommen kann und wo der Versuch gemacht wird, es zu bewältigen und in die eigene Lebensgeschichte zu integrieren“ wie auch in das Leben der Kirche (S. 50). Dass dies zu allen Zeiten immer wieder eine große Herausforderung darstellt, zeigen die folgenden Beiträge auf.



ISBN 978-3-429-03780-2.  
€ 12.80.

Unter dem Fokus auf das Scheitern unterzieht Igna Kramp das Lebenswerk Mary Wards und die Geschichte des von ihr gegründeten Institutes einer kritischen Relecture. Auf den ersten Blick hin, so die Autorin, scheint Mary Ward mit ihrem Projekt gescheitert zu sein, denn ihr wurde im Jahre 1631 durch die päpstliche Bulle die Anerkennung hierfür versagt (S. 58). Erst im Jahr 2003 fand das von ihr gegründete Institut die erstrebte kirchliche Anerkennung. Die Autorin stellt die Erfahrung des Scheiterns nun jedoch in den Kontext von Spiritualität und Berufung und entwickelt eine andere Dimension des Scheiterns, die sich aus dem Kontext praktizierter Nachfolge erklärt: „Für Mary Ward hätte es vermutlich nur eine Art von Scheitern gegeben: das, was sie als den Willen Gottes erkannt hatte, nicht zu tun“ (S. 58). Damit stellt die Autorin das Lebenswerk Mary Wards letztlich in die Dynamik wohl jeder Ordensgründung, nämlich in die Spannung zwischen dem persönlichen Gehorsam Gott gegenüber und dem öffentlichen Gehorsam gegenüber der Kirche (S. 61). Insofern in solchen Prozessen dann Konflikte zu Tage treten und beide Parteien dem Geist folgen, kann der Autorin zu Folge in diesem Zusammenhang nicht von Scheitern gesprochen werden (S. 63). Sie wählt anstelle des Begriffes des Scheiterns – ohne zu glätten und zu beschönigen – den des unblutigen, „weißen Martyriums“ (S. 64/65).

Auch Corinna Dahlgrün legt mit ihrem Beitrag eine Relecture vor. Aus unterschiedlichen Perspektiven stellt sie das zu seiner Zeit äußerst umstrittene seelsorgliche Handeln Christoph Blumhardts des Älteren (1805-1880) dar und geht der Frage nach, ob es sich hierbei um eine Geschichte des Scheiterns oder um eine Erfolgsgeschichte handelt. Dass dies aus verschiedenen Perspektiven des Erzählens und der Deutung unterschiedlich bewertet wird, liegt auf der Hand. Die Autorin selbst will sich hier bewusst nicht festlegen, „denn ob ein Scheitern zu konstatieren ist, kann letztlich nur der Betroffene sagen“. Sie postuliert eine Offenheit für spätere Umdeutungen von Narrativen und Erzählungen, die auch in einem vermeintlichen Scheitern immer noch einen Wendepunkt entdecken können (S. 89).

Im abschließenden Beitrag dieses kleinen Bandes fragt Katharina Karl am Beispiel des Austritts jüngerer Ordensmitglieder aus ihren Gemeinschaften ebenfalls nach den markanten biographischen Wendepunkten. Sie stellt gleich zu Beginn der Auswertung ihrer diesbezüglichen Studie heraus, dass niemand ihrer Probanden im Zusammenhang mit seinem Ordensaustritt von „Scheitern“ spreche (S. 94). Vielmehr würden die „Fragilität“ von Glaubenswegen und die „Glaubensschwachheit“ eines jeden auf seinem persönlichen Glaubensweg hier in der Art offenkundig, dass sie bei entsprechender Würdigung „zu einem Anker für das Ganz- und Heilwerden eines Menschen“ werden könne (S. 110). Da es sich bei ihrem Beitrag um einen kleinen Auszug aus ihrer 2015 publizierten, sehr empfehlenswerten Habilitationsschrift: „Religiöse Erfahrung und Entscheidungsfindung“ handelt, sei diese hier gewürdigt.

Als Habilitationsschrift ist sie natürlich umfangreich und wegen der ihr eigenen Wissenschaftlichkeit nicht immer ein leichtes Lesevergnügen. Eine leserfreundlichere Gestaltung, beispielsweise durch Zusammenfassungen der jeweiligen Hauptkapitel, wäre dem Buch zu wünschen. Um Leserinnen und Lesern dennoch Lust auf dieses Buch, auf die zu Grunde liegende Untersuchung und deren umfangreiche Auswertung zu machen, sollten sie am Besten zunächst das Vor- und Schlusswort zusammen lesen. Damit

können sie sich ein dauerhaft wirksames Motivationsdepot für den bevorstehenden, zuweilen mühevollen Weg durch die Studie anlegen. Es ist ihr nämlich sehr zu wünschen, dass viele in der (Ordens- und Berufungs-) Pastoral Verantwortliche und darüber hinaus Interessierte sich vom zuweilen beschwerlichen und langen Weg durch die Untersuchung nicht abschrecken lassen.

Die besondere Leistung der hier veröffentlichten Habilitationsschrift besteht in der Erhebung und Aufarbeitung umfangreichen Quellenmaterials, das die Verfasserin auf der Basis „einer qualitativen Interviewstudie mit 50 jungen Menschen, die den Weg in eine Ordensgemeinschaft eingeschlagen haben“ (S. 5) der Öffentlichkeit, und damit auch dem praktisch-theologischen Diskurs, zur Verfügung stellt. Der zu Grunde liegende Interviewleitfaden ist dem Buch als Anhang beigelegt (S. 279-286). Ziel der Arbeit ist es, das durch die Interviews gewonnene Quellenmaterial zu ordnen und es einer eingehenden Analyse zu unterziehen (Teil II, S. 48-247), um auf dieser Grundlage „einen Beitrag für die pastorale Praxis der biografiesensiblen Begleitung von Menschen zu leisten“ (Teil III, S. 248-264). In einer Einführung werden das Forschungsinteresse sowie die Methode präsentiert (Teil I, S. 14-46).

Als Hauptteil der Arbeit erscheint Teil II, in dem die Autorin das Quellenmaterial entsprechend ihrer Ankündigung darstellt und einer Analyse unterzieht. Auf Grund der in den Interviews beschriebenen Biografieverläufe kann sie belegen, „dass die Wahl des Ordenseintritts prozesshaft abläuft“ (S. 78). Um dies anschaulich zu machen, kommen die Probandinnen und Probanden hier selbst ausgiebig zu Wort. Sie werden zunächst anhand einiger wichtiger „Sozialisationsfaktoren“ wie „Herkunftsfamilien und -milieus“, „religiöse Prägung“ und „religiöses Selbstverständnis“ näher vorgestellt. Dabei geht es um die Frage, von „welche(n) multifaktoriellen und komplexen Faktoren der religiösen Sozialisation“ junge Ordensleute heute geprägt sind (S. 48-77). Entsprechend dem Titel des Buches geht es dann im Folgenden zentral um den Zusammenhang von „Erfahrung und Entscheidung“ in Hinblick auf den Ordenseintritt. Zunächst stellt die Verfasserin einige wesentliche, aus den Interviews identifizierbare biographische „Muster der Entscheidungsprozesse“ vor (Kap. 4). So untersucht sie die „Motivation“ der Probanden, wobei religiöse („Gottsuche“, „Gottese Erfahrung“ und „Nachfolge Jesu“), existentielle und soziale Motive im Vordergrund stehen (S. 84-100). Motivation wird hier – und dies lässt sich auf andere Motivations- und Entscheidungsprozesse im religiösen Kontext übertragen – als „multivariable Größe“ verstanden (S. 99). Neben der Motivation beschreibt die Verfasserin weitere Muster der Entscheidungsprozesse: „Instanzen der Vermittlung“, „Zeitverläufe“ und Zeiträume, hiervon unterschieden den „Kairos“, und zuletzt „die Entscheidung selbst“. Anhand der hier erarbeiteten Muster gelingt es ihr, die multidimensionale Komplexität von Entscheidungsfindungsprozessen herauszustellen.

Neben diesen Mustern der Entscheidungsprozesse ist der Autorin daran gelegen, anhand des vorliegenden Quellenmaterials „Strukturen religiöser Erfahrung“ zu erheben (Kap. 5). Wie bereits hinsichtlich der Entscheidungsprozesse, erarbeitet sie auch in diesem Zusammenhang ein multifaktorielles Schema religiöser Erfahrung (S. 179), das nicht nur im Hinblick auf die Berufung zum Ordensleben anwendbar erscheint. In einer „Topologie der Erfahrung“ beschreibt sie Räume, in denen „sich religiöse Erfahrung

verorten lässt“: Klöster, Kirchen, Exerzitien, das Pilgern, sakrale und liturgische Orte und Zeiten, alltägliche, wie auch virtuelle Orte und innere Räume (S. 180-196). Als weitere, die religiöse Erfahrung strukturierende Faktoren arbeitet sie anhand ihrer Quellen unterschiedliche Formen der Artikulation religiöser Erfahrungen (S. 196-208), Wendepunkte und Intensivphasen in den Berufungsprozessen (S. 209-231) und die diese beeinflussenden Gottesbilder (S. 231-245) heraus.

Eines der wichtigen Ergebnisse dieser Studie ist es, auf der Grundlage des zusammengetragenen empirischen Materials, die „fluide“ Dynamik der Identitätsentwicklung (S. 251/261) – nicht nur von Ordensleuten – als einen dauerhaften und lebenslangen Prozess zu verstehen und dies letztlich zum Ausgangspunkt jeder „Berufungspastoral“ zu nehmen. Dabei geht es der Verfasserin nicht einfach nur um die Rekrutierung von Nachwuchs. Berufungspastoral dient ihr vielmehr zum Zwecke der Förderung des „biographiesensible(n) Anliegen(s) aller Pastoral“ (S. 264). Dies neu bewusst zu machen ist eine der großen Leistungen dieser Arbeit. Es bleibt zu wünschen, dass viele in der (Ordens- und Berufungs-)Pastoral Verantwortliche sich für die „Beobachtung von religiösen und lebensgeschichtlichen Suchbewegungen“ als die „Prozesse der Berufsfindung junger Menschen“ (S. 5) sensibilisieren lassen und diese zum Ausgangspunkt ihrer Reflexion und ihres Handelns machen. Für die pastoraltheologische Diskussion sind mit der vorgelegten Arbeit viele Themen eröffnet, die vertiefend und in Anbindung an bereits vorliegende Beiträge (z.B. Heribert Wahl, Glaube und symbolische Erfahrung) fortgeführt werden können. Gewiss wird hierbei der eine oder andere inhaltliche Dissens zu Tage treten, wenn es um den Religionsbegriff geht, um die notwendige Unterscheidung von Religiosität-Christianität-Kirchlichkeit, um den Unterschied von Gottesbeziehung, Gotteserfahrung und Glaubenserfahrung oder um Rolle und Funktion der Deutung biographiesensibler Daten. Dem konstruktiven Diskurs hierüber ist mit der vorliegenden Arbeit Tür und Tor eröffnet.

Beide besprochene Bücher widmen sich existenziellen Lebensthemen und stellen den Leser in die spannende Dynamik von Scheitern und Entscheidung als eine *conditio humana*, an der die Theologie und die seelsorgliche Praxis der Kirche natürlich nicht vorbeigehen dürfen.

Wolfgang Reuter



ISBN 978-3-429-03808-3.  
€ 30.00.

Ruth Stengel

## Brucherfahrungen einer Heiligen

Maria Magdalena Postel: Spurenlese mit Michel de Certeau für heutige Nachfolge.

Theologie der Spiritualität. Quellen und Studien. Band 8.  
St. Ottilien: EOS-Verlag 2015. – 173 S.

Die Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel hatten keine leichte Gründungsgeschichte. Julie Postel (1756-1846) wurde erst im Alter von 49 Jahren zur Gründerin einer religiösen Gemeinschaft. Mit 51 Jahren nahm sie den Ordensnamen Maria Magdalena an. In einer Zeit des politischen und religiösen Umbruchs bewegte sich ihr Leben in einem engen Radius der Normandie in Zurückgezogenheit, großer Armut und wortwörtlich auf der Straße. Schwester Ruth Stengel zeichnet das Leben ihrer Ordensgründerin unter den Stichworten „Ortswechsel und Umbrüche“ nach. Sie kann sich dabei nur auf einige Lebensbeschreibungen und wenige zuverlässig überlieferte Worte Postels stützen.

Auf der Folie der spirituellen Theologie des französischen Jesuiten Michel de Certeau, für den der „Bruch“ in Verbindung mit der Kenosis Jesu Christi ein Konstitutivum der Nachfolge darstellt, deutet Stengel dann zunächst die Namenswahl der Gründerin, sieht das Leben Maria Magdalena Postels und das Gründungsereignis aus der „Gnade des Bruchs“. Die Nachfolge Jesu bekommt ihre eigene Qualität durch die Worte „so nah wie möglich“ und „dem armen und demütigen Jesus nachfolgen“. Dabei ist für Postel die Präsenz Gottes überall sichtbar, Nachfolge ereignet sich in der Welt und ist ein gemeinsames Unterwegs-Sein. In fünf Punkten fasst Stengel die Persönlichkeit ihrer Gründerin zusammen: Sie war eine exemplarische Nachfolgeexistenz, eine originale Frau, eine mystische Frau, eine praktische Frau, eine verletzte und verletzbar Frau.

Der dritte Teil der Studie ist der Bedeutung der Spiritualität Maria Magdalena Postels für die Gegenwart, die Stengel als Postmoderne beschreibt, gewidmet. Stengel sieht ihre Gemeinschaft im Umbruch und benennt sechs spirituelle Optionen: Den Namenswechsel von „Heiligenstädter Schulschwestern“ zu „Schwestern der hl. Maria Magdalena Postel“ sieht sie als ein Bekenntnis zur Originalität. Die Gegenwart erlebt sie als eine Zeit der Neugründung. Als sehnsüchtige und suchende Menschen unterwegs zu sein, stellt eine Option für die Mystik dar. Die Praxis der Nachfolge äußert sich in der Differenz des Lebens und dem Zeugnis für den schwachen Gott. Das Sinnbild für Gemeinschaft sieht sie im Sinnbild der Pietà, einer Statue, die die Gründerin „auf staubiger Straße“ mitgenommen hat. Und schließlich regt sie an, die Gelübde als eine Geste des Aufbruchs zu leben.



ISBN 978-3-8306-7728-4.

€ 19.95.

Ruth Stengel ist eine intensive Auseinandersetzung mit ihrer Gründerin gelungen. Sie macht sich und ihrer Gemeinschaft, aber auch allen, die in ähnlichen Umbruchssituationen stehen, Mut, die Normierung des eigenen Lebens und der Sendung der Gemeinschaft nicht an den Blütezeiten vorzunehmen, sondern auf die Anfänge zu schauen, die Brüche in den Blick zu nehmen und daraus neue Wege der Nachfolge zu gestalten.

Joachim Schmiedl ISCh

Cornelius Bohl / Bernd Schmies (Hg.)

## Felix iste viator

Franziskanisch unterwegs in Kunst, Literatur und Geschichte.

Jürgen Werinhard Einhorn zum Gedenken.

Franziskanische Forschungen. 54. Band.

Münster: Aschendorff Verlag 2014. – XIII und 354 S. – 238 Abb.

Namen sind Schicksale. Das gilt für den Franziskanerpater Jürgen Werinhard Einhorn (1934-2013) in besonderer Weise. Für seine Promotion in Kunstgeschichte gab der eigene Name das Thema: „Spiritualis unicornis. Das Einhorn als Bedeutungsträger in Literatur und Kunst des Mittelalters“ (München 1976). Drei Jahrzehnte Lehrer und Schulleiter in ordenseigenen und bischöflichen Gymnasien, war die Suche nach dem Franziskanischen in der Kunst und die Vermittlung seines profunden Wissens zentrales Anliegen P. Werinhardts. Die vorliegende Gedenkschrift versammelt einige Aufsätze zu den Schwerpunkten im Bildungsprogramm des Franziskaner-Paters.

Kunst ist dabei in einem sehr weiten Sinn zu verstehen: Es meint einzelne Symbole, von denen ihn natürlich das Einhorn in der Deutung des „Physiologus“ (um 200 n. Chr. entstanden) am meisten fasziniert. Es ist „der einziggeborene Sohn Gottes, der sich nach Gottes Rat-schluss in seiner Menschwerdung im Schoß Mariens niederlässt und durch seinen Tod zum Erlöser der Menschen wird“ (S. 27). Kunst realisiert sich für P. Werinhard in der Deutung des franziskanischen Programms in Bildern des Franziskuslebens und der ersten Märtyrer des Ordens. Die Suche nach franziskanischen Spuren führte Werinhard Einhorn nach der Wende zu den frühen Niederlassungen des Ordens in Mitteldeutschland, die er dokumentierte, deren Geschichte er erforschte und in einer großen Ausstel-



ISBN 978-3-402-18690-9.  
€ 52.00.

lung der Öffentlichkeit vermittelte. Kunst war für Einhorn aber auch der Umgang mit dem Wort, angefangen von frühen Handschriften und Drucken bis hin zu Spuren franziskanischer Spiritualität in der Lyrik des 20. Jahrhunderts, mit deren Vertretern er in lebendigem Kontakt und Austausch stand. Zur Kunst gehörte für P. Werinhard schließlich auch der Blick in die eigene Provinzgeschichte. Im Sammelband finden sich dazu zwei Beiträge zu P. Beda Kleinschmidt. Der Rezensent möchte jedoch besonders die umfangreiche Studie über „Bildung und Ausbildung, Wissenschaft, Schule und Pastoral vom Kulturkampf bis zur Gegenwart“ im dritten Band der Provinzgeschichte der Saxonia hervorheben, in der die ganze Weite des Denkens des Autors zum Tragen kommt.

Den Umfang des schriftstellerischen Wirkens P. Werinhardts bezeugt das Schriftenverzeichnis. Die Breite seines Interesses vom Mittelalter bis in die Gegenwart veranschaulichen die 238 Abbildungen im Anhang, obschon sie in einigen Fällen etwas briefmarkenhaft geraten sind. Allen religiösen Gemeinschaften ist zu wünschen, dass sie die Kraft und den Mut finden, solche grenzgängerischen Begabungen, wie sie P. Werinhard Einhorn hatte, zu entdecken und ihnen den nötigen Freiraum für kreative Arbeit zu lassen.

Joachim Schmiedl ISch

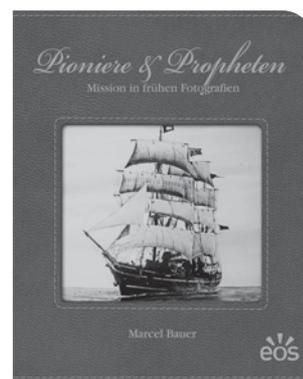
Marcel Bauer

## Pioniere & Propheten

Mission in frühen Fotografien.

Sankt Ottilien: EOS-Verlag 2014. – 248 S.

Marcel Bauer ist ein in Missionsgeschichte bestens ausgewiesener Autor und Filmproduzent. Mit dem vorliegenden Buch knüpft er an frühere Veröffentlichungen an. Aus Archiven in Deutschland, Frankreich und Italien hat er Fotografien gesammelt, die das Wirken katholischer und protestantischer Missionarinnen und Missionare in aller Welt dokumentieren. Die Darstellung missionarischen Wirkens in Amerika, Asien, Afrika und Ozeanien wird umrahmt von einigen thematischen Kapiteln über die Aussendung der Missionare, Verkehr und Transport, das Verhältnis von Mission und Imperialismus, die Schilderung des missionarischen Alltags, die Jagd sowie das Musikleben in den Missionen. Die Tätigkeiten darzustellen und für die Heimat bzw. die Nachwelt



ISBN 978-3-8306-7672-0.  
€ 29.95.

zu sichern, war bereits früh ein Anliegen der Missionare, die mit Handkameras über ihr Leben berichteten und Post- und Ansichtskarten aus der Mission nach Europa schickten. In den Noviziaten der großen Missionsgesellschaften, wie der Steyler und der Weißen Väter, aber auch der Herrnhuter Gemeinden, gehörte Fotografie zu den Pflichtfächern. Bilderserien dienten der Propaganda für die Mission, bald auch in Form des neuen Mediums Film. „Während von der Kirchenkanzel häufig gegen das Kino als Ort des Sittenverfalls, ja der Sünde gewettert wurde, setzten Missionare den Film offensiv für ihre Zwecke ein.“ (S. 244)

Zeugnisse des Lebens und der Tätigkeit der Missionare in Glaubensverkündigung, Schulunterricht, Begegnung mit fremden Kulturen werden von Marcel Bauer mit knappen Bildunterschriften präsentiert. Dabei nehmen gestellte Aufnahmen in Einzel- und Gruppenporträts den meisten Raum ein. Doch auch erste Schnappschüsse, manche handkoloriert, gibt es. Sie lassen am Alltagsleben der Missionare und der einheimischen Bevölkerung teilnehmen. Marcel Bauer hat ein wichtiges Dokumentarwerk zum Verständnis der europäischen Missionare für die Jahre bis zum Einschnitt durch den Ersten Weltkrieg vorgelegt.

Joachim Schmiedl ISCh

Ulrich L. Lehner

## Mönche und Nonnen im Klosterkerker

Ein verdrängtes Kapitel Kirchengeschichte.

topos taschenbücher. Band 1004.

Kevelaer: Verlagsgemeinschaft topos plus. – 174 S.

Einer dunklen Seite der Kirchen- und Ordensgeschichte spürt der in Milwaukee lehrende Kirchenhistoriker Ulrich Lehner nach. Seine detektivische Suche nach Quellen führte ihn in 19 staatliche und kirchliche Archive in Österreich, Deutschland und Polen. Anfangs wollte er selbst nicht glauben, dass in der Frühen Neuzeit in Männer- und Frauenorden eine parallele Justiz herrschte, die Mitglieder zu jahre-, ja jahrzehntelanger Kerkerhaft, zu regelmäßigen Auspeitschungen, zu Fasten bei Wasser und Brot, zu Vernachlässigung gesundheitlicher Versorgung verurteilte. Doch die Funde in den Archiven belehrten ihn eines Besseren. Zwar wurden in vielen Akten in den Klosterarchiven Vorgänge entnommen, doch existiert eine wenig beachtete Literatur zu Kriminalprozessen in religiösen Gemeinschaften, die deutlich macht, dass angebliche Mythen vom finsternen Klosterkerkern ihren Wahrheitsgrund im Verschweigen und Vertuschen der Orden hatten.



ISBN 978-3-8367-1004-6.  
€ 9.95.

Betroffen von Klosterhaft waren in der Frühen Neuzeit vor allem drei Personengruppen: Mönche und Nonnen, die als Geisteskranke eingestuft wurden und mit ähnlichen Strafen traktiert wurden wie im weltlichen Recht (Kerkerhaft und Auspeitschung); Ordensleute, die ihr Kloster verlassen wollten und auf der Flucht erwischt wurden; solche, die sich eines Delikts schuldig gemacht haben, besonders sexueller Art. Die Kerker existierten teilweise bis zur Säkularisation, obwohl die weltlichen Gesetze die autonome Klostergerichtsbarkeit schon längst verboten hatten.

Lehner weist zu Recht darauf hin, dass sich die Kerker auf Frauenklöster und Bettelorden beschränkten. Die neuen, ab dem 16. Jahrhundert gegründeten Orden wie die Jesuiten hatten in ihren Konstitutionen die Möglichkeit der Entlassung ungeeigneter Mitglieder. So kann es sich bei delinquenten Ordensleuten zum einen um die Folge ungehemmten Mitgliederwachstums handeln, zum anderen um eine Situation vor einer besseren Auslese der Mitglieder.

Ein schwieriges Thema, das voller Grausamkeit steckt, hat Lehner angerissen. Er schätzt für die bayerischen Franziskaner, dass etwa zwei Prozent der Brüder eingekerkert wurden. Auch im Blick auf die gegenwärtige kirchliche Situation (Missbrauchsfälle) kann man nur seiner Schlussfolgerung zustimmen, „das Verschwiegenheitsprinzip ernst zu nehmen und auch die inneren Disziplinprobleme der Orden und des Weltklerus besser aufzuarbeiten, als dies bisher geschehen ist“ (S. 131). Joachim Schmiedl ISch

Bernardin Schellenberger

## Eine neue Gottesvorstellung

Die Herausforderung des Johannesevangeliums.

Stuttgart: Katholisches Bibelwerk 2014. – 128 S.

In diesem Buch stellt Schellenberger durch seine geistliche Auslegung die Tiefe des Johannesevangeliums dar. Dies ermöglicht dem Leser, sich dem Evangelium „fragend, hörbereit und offen“ (S. 9) anzunähern. Das theologisch-anspruchsvolle Johannesevangelium wird durch diese Auslegung für den Leser in seinem vollen Umfang verständlich und klar.

Das Buch beinhaltet 40 beispielhafte Abschnitte des Johannesevangeliums. Innerhalb dieser Auszüge wird das Hauptziel des Autors erkennbar. Es geht „...um die Begegnung [des Lesers] mit diesem einmaligen Wort [Logos] und ein Gespräch mit ihm [Jesus]“ (S. 13). Die Art und Weise, wie der Autor beim Lesen des Evangeliums eine persönliche

Begegnung mit dem fleischgewordenen „Wort“ (Jesus) aufbaut, schafft eine Brücke zwischen dem Text bzw. Jesus und dem Leser. Bemerkenswert ist, wie der Autor den unterschiedlichen Stellen des Evangeliums gerecht wird. Dies zeigt sich dadurch, dass der Leser angeregt wird, sich seine eigene Meinung zum Johannesevangelium zu bilden. Beispielsweise zeigt dies die folgende Stelle: „...Lesen sie ihn (der Text) als alte Geschichte – oder lassen sie sich mit ihm – oder genauer: mit Jesus, der sie mit diesem Anspruch konfrontiert – auf ein Gespräch, eine Begegnung ein?“ (S 42)

An verschiedenen Stellen der Auslegung ist der interpretierte Text in Zusammenhang mit anderen Texten des Evangeliums und in Relation zu anderen Stellen der Bibel gesetzt. Die Vertreibung der Händler aus dem Tempel wird zum Beispiel in Verbindung zum fleischgewordenen Wort in uns (Unser Leib als Tempel des Heiligen Geistes – 1 Kor 6,19) gesehen. Die Art und Weise, mit der der Autor das Wesentliche bei solcher Intertextualität herausarbeitet, ist beachtlich: sowohl im (äußeren) Tempel als auch im Tempel unseres Herzens sollte die innere Mitte nicht verloren gehen (vgl. 30). Der Autor hinterlässt durch ein solches Zusammensehen der Texte eine Botschaft, die dem Leser ermöglicht, die Bibel zu interpretieren. Das Gespräch mit Jesus sieht der Autor als Entwicklungsprozess, nicht nur als einmaliges Wundererlebnis. Demnach sollte es auch uns befähigen, im täglichen Leben zu wirken und konkret zu handeln (vgl. S. 52).

Die Nennung zweier wichtiger Merkmale des Johannesevangeliums, die Beziehung Jesu mit dem Vater und seine „Ich bin...“ Aussage, führen dazu, dass der Leser ins Gespräch mit Jesus und in das innertrinitarische Leben zwischen Vater, Sohn und Heiligem Geist einbezogen wird. Die Art und Weise mit der dies geschieht, ist vom Autor sprachlich m.E. sehr lebensbezogen formuliert. Beispielsweise verdeutlicht dies der Ausdruck „Angestecktwerden von der ewigen Vitalität Gottes“ (S. 51-52) sowie der Heilige Geist als „Träger des Wortes, der intensiven Kommunikation“ (S. 72). Durch die persönliche Herausforderung einzelner Situationen, in denen man die „Ich“ Form der Gottesstimme hört („Ich bin bei dir...“), findet man einen Zugang zum Glauben und zu Jesus. Die persönliche Aussage Jesu „Ich bin...“ zieht sich durch das ganze Johannesevangelium (vgl. S. 59-60).

Das Verhalten Jesu in den Gesprächen der Kapitel 2-4 des Johannesevangeliums (mit seiner Mutter, Nikodemus und der Samariterin), bezeichnet der Autor als „das Meisterstück der Strategie Jesu“ (S. 36). Er geht bei seinen Gesprächen nicht nur auf ihm gestellte Fragen ein, sondern er versucht darüber hinaus den Menschen auf eine andere Ebene zu führen. Der Autor sieht die Brot-Rede als die Eucharistiefeier der Christen in Brot und Wein („den Leib und das Blut Christi“, S. 69), jedoch schließt er aus dem Gespräch Jesu mit Nikodemus nicht auf die Einsetzung der Taufe als Sakrament.



ISBN 978-3-460-23207-5.  
€ 9.95.

Das Buch ist für Bibelkreise und die persönliche Lektüre geeignet. Schellenberger rechnet dabei mit einem Prozess der innerjohanneischen Entwicklung, der durch Lesen bzw. durch das Gespräch mit dem Text und mit Jesus im Licht neuer Anliegen und Nachfragen der Leserschaft entsteht. Deutlich macht er diese Intention mit dem folgenden Auszug: „Das Wort ist lebendiges Wort nur, solange es gesprochen und gehört und beantwortet wird“ (S. 51).  
Sahaya Kumar ISch

Martina Kreidler-Kos

## Lebensmutig

Klara von Assisi und ihre Gefährtinnen.  
Franziskanische Akzente. Band 5.  
Würzburg: Echter Verlag 2015. – 79 S.

*sowie*

Niklaus Kuster

## Franz von Assisi – Freiheit und Geschwisterlichkeit in der Kirche

Franziskanische Akzente. Band 6.  
Würzburg: Echter Verlag 2015. – 96 S.

Zwei weitere Bändchen aus der Reihe „Franziskanische Akzente“ sind anzuzeigen. Im „Jahr der Orden“ werden die Lebenswege der Gründergestalten als Paradigmen für heutiges christliches Leben vorgestellt. Martina Kreidler-Kos, bekannt durch mehrere Veröffentlichungen zum Thema, betrachtet Klara von Assisi unter dem Aspekt ihres Lebensmuts: „Lebensmut zeigen“ behandelt Klaras Berufung und vergleicht den weiblichen Aufbruch in Assisi mit dem weiblichen Aufbruch in der Kirche durch „Konzilsmütter“. „Lebensmut stärken“ plädiert dafür, die Entscheidung Klaras zu einer Lebensform in Zurückgezogenheit ernst zu nehmen und das Gebet als Dienst für andere zu verstehen. „Lebensmut beheimaten“ reflektiert die Kirche als realen Ort der Berufung Klaras sowie ihre Träume von einer Kirche, die zwar Baustelle ist und bleibt, aber auch ein Zuhause bieten kann, und vergleicht sie mit den Kirchenerfahrungen einer „verbeulten Kirche“ heute. „Lebensmut schöpfen“ will zum Lobpreis Gottes im Angesicht der eigenen Berufung ermuntern.



ISBN 978-3-429-03772-7.  
€ 8.90.

neue Bücher – spiritualität

Kreidler-Kos verbindet Texte Klaras, die ihre Glaubenserfahrungen im 13. Jahrhundert widerspiegeln, mit Lebenssituationen von Menschen auf der Suche nach ihrem Glaubensleben im 21. Jahrhundert. Dass dabei auch immer wieder Texte von Papst Franziskus zitiert werden, ist nicht nur der Aktualität des Pontifex geschuldet.

Diesen Weg geht auch Niklaus Kuster. Der Schweizer Kapuziner nimmt Papst Franziskus zum Zeugen für die Gegenwartsmächtigkeit des charismatischen Ordensgründers. Das Leben und die Botschaft des Franz von Assisi werden unter den Blickwinkeln der Gottsuche und der Kirchenerfahrungen im Sinne einer neuen Geschwisterlichkeit chronologisch dargestellt. Jedes Teilkapitel endet mit „Geschichte im Dialog mit heute“ und lädt dazu ein, ausgehend von franziskanischen Erfahrungen unter bestimmten Fragen das eigene Leben zu reflektieren. Auf diese Weise wird eine kleine Franziskus-Biographie, die auf den Quellentexten basiert, zu einem Leitfaden für Exerzitien im Alltag. Das letzte Kapitel verbindet dann die beiden Franzens, indem die Kirchenreform des Franz von Assisi der des „Franziskus von Rom“ gegenüber gestellt wird.

Die beiden Bändchen bringen nichts Neues, aber sie können helfen, Botschaft, Spiritualität und Sendung der franziskanischen Gründungsheiligen ins Heute zu übersetzen und für das eigene Leben fruchtbar zu machen.



ISBN 978-3-429-03781-9.  
€ 9.90.

Joachim Schmiidl ISch

Wunibald Müller/ Detlev Cuntz (Hg.)

## Kontemplativ leben

Erinnerungen an Thomas Merton.

Münsterschwarzach: Vier Türme Verlag 2014. – 304 S.

Als ich das Buch über Thomas Merton mit der Bitte um Rezension überreicht bekam, dachte ich: Ja, von dem hast du doch schon einmal etwas gelesen. Aber das ist lange her. Und so musste ich mir zum 100. Gedenktag des großen Mönch-Schriftstellers erst einmal seine Eckdaten in Erinnerung rufen: Am 31.1.1915 in Frankreich in einer protestantischen Familie geboren, Studium in England, dann bei Verwandten in New York, näherte sich nach religionskritischen Zeiten der katholischen Kirche, trat ins Trappistenkloster Gethsemani in Kentucky ein, begann mit einer Autobiografie sein reiches

schriftstellerisches Schaffen über Mönchtum, Spiritualität, kontemplatives Gebet, Christentum und Zen, gewaltfreien politischen Widerstand und andere Themen. Er lebte von außen betrachtet in vielerlei Hinsicht einen Spagat: Mönch und Eremit – zugleich mit einem überwältigenden Netzwerk an persönlichen, kirchlichen und politischen Beziehungen; bis hin zu der öffentlich gewordenen Liebe zu einer Krankenschwester gegen Ende seines Lebens. Auf einer Asienreise, die ihn zu spirituellen Führern in Indien und Thailand führte, starb er am 10.12.1968 in Bangkok.

Diese Lebenskoordinaten sollte man vor Augen haben bei der Lektüre des Sammelbandes, der – und das passt gut zu Merton – Erfahrungsberichte enthält, die aus der oft sehr persönlichen Beziehung zu Merton und / oder seinen Werken erwachsen und Ergebnis einer Umfrage sind: „Wir haben um die 120 Benediktiner-, Zisterzienser- und Trappistenklöster in Deutschland, Österreich, der Schweiz und Südtirol angeschrieben und darum gebeten, uns die unterschiedlichen Erfahrungen mit der Person und den Schriften Mertons mitzuteilen. Leider war, was den Umfang der Rückmeldungen betraf, das Resultat eher dürftig.“ (Einleitung der Herausgeber, S. 12f.) Trotzdem ist es ein lesenswerter Band geworden, der ganz unterschiedliche Aspekte im Leben Mertons beleuchtet.

Vielleicht ist der Beitrag von Thomas Wagner (promovierter Theologe, Studienleiter Rabanus Maurus Akademie in Frankfurt) in seinem systematischen Aufbau am besten geeignet, um die Weite des Merton'schen Lebensspektrums vor Augen zu führen. Er unterstreicht sein Anliegen, den Wert von Stille und gelebter Spiritualität aus den Mauern des Klosters zu befreien und durch seine Schriften für alle zugänglich zu machen. In Merton's Suchbewegung nach einem authentischen Leben, die ihm bis zum Tod keine Ruhe ließ, gehören die Begegnung mit asiatischen Religionen und dem Zen, das mit der Feder geführte friedensaktivistische Engagement wie auch die Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Schreckensherrschaft in seinem Geburtsland. Es ist Hildegard Goss-Mayr, die seinen Einsatz für eine entstehende Theologie der Befreiung und in diesem Zusammenhang gegen lateinamerikanische politische Unterdrückung (Bischof O. Romero) in der Form eines Interviews nachzeichnet. Sie selbst brachte Inspirationen von Merton dann auch in Rom ein, als es um konkrete Formulierungen der Konzilskonstitution „Gaudium et Spes“ ging.

Eine Reihe von Artikeln beschäftigt sich damit, welche Bedeutung Merton für die Mönchstradition bzw. für den Blick auf den persönlichen Weg im Orden hat: Bernardin Schellenberger hat viele Schriften von Merton übersetzt. Er hebt in seinem Beitrag hervor, wie wertvoll die ohne Zweifel schillernde Persönlichkeit für den – ja auch vom Konzil geforderten – Übergang von der objektiven zur subjektiven Biografie des Mönchs gewesen ist. Durch sein publik gemachtes persönliches Leben trat die eigene,



ISBN 978-3-89680-915-5.  
€ 19.90.

individuelle Berufung in ihrer Werthaftigkeit hervor und drängte die vor dem Konzil in Orden selbstverständlichen objektiven Frömmigkeits- und Alltagsablauf-Schemata zurück. Einen guten Einblick in das, was man bei Merton Gotteserfahrung mitten im Leben – Transzendenz in Immanenz – nennen könnte, bietet der seit dem II. Vatikanum interreligiös engagierte Benediktiner David Steindl-Rast (in Österreich geboren, in den USA lebend). Und schließlich seien auch die religiös-biografischen Suchberichte von zwei Frauen hier erwähnt: Magdalena König, Ordensfrau im mit Merton's Kloster gleichnamigen Trappistinnenkonvent bei Dannenfels (Rheinland-Pfalz); Lilin Wu, Philosophiestudentin in Peking, Promovendin über Merton mit mehreren Monaten Studienaufenthalt in Deutschland. Beide entdeckten, gerade in Zeiten der Krise, die Suchbewegung Mertons für sich als Wegbegleitung.

Weitere Themen des Sammelbandes wie Gottleiden, Spiritualität und Poesie sowie die Integration der persönlichen Sexualität ins Mönchsleben (ausgehend von der erwähnten Liebesepisode in mehreren Beiträgen sehr breit ausgefaltet!) seien hier nur kurz erwähnt. Es ist zu wünschen, dass die Botschaft Merton's für alle Suchenden – Gottes Geheimnis in die Mitte des eigenen Lebens zu stellen gerade da zu entdecken – zusammen mit seiner einzigartigen Lebensgeschichte auch im deutschen Sprachraum wieder neu entdeckt und wach gehalten wird.

Paul Rheinbay SAC

Stefan Hahn

## Wohin die Welt nicht folgt

Fotografie und Textauswahl. Mit einem Vorwort von Abt em. Benedikt Müntrich und einer Hinführung von Dr. phil. Christian Rabanus.

Koblenz: Verlag Dietmar Fölbach. – 64 S.

Der Faszination, die von Klöstern ausgeht, können sich auch moderne Menschen nur schwer entziehen. Die Abtei Maria Laach ist ein Beispiel dafür. Die Sehnsucht nach einem kontemplativen Leben bildet für viele Besucher einen Kontrast zur Hektik des Alltags. Der Fotograf Stefan Hahn hat sich dieser Faszination gestellt. Mit seiner Kamera ist er dem Geheimnis des romanischen Klostergebäudes auf der Spur. In qualitätvollen Schwarzweiß-Fotografien, die mit kurzen Sätzen aus der Heiligen Schrift, der Regel des hl. Benedikt und aus der Tradition der Mönchsorden eingeführt werden, führt er den Betrachter in die Orte des Klosters ein. Dabei vermeidet er es, die Mönche selbst zu zeigen. Er fotografiert Ecken in der Kirche, im Kreuzgang, in der Umgebung des Klosters.



ISBN 978-3-95638-502-5.  
€ 14.95.

Über die Bilder und Texte führt Stefan Hahn in die monastische Spiritualität ein. Das Vorwort des Altabtes Benedikt Müntnich und die Hinführung von Christian Rabanus bringen den spirituellen Hintergrund auf den Punkt. Monastisches Leben ist geordnetes Leben, eingebettet in eine klassische Architektur: „Der Kreuzgang, der die Haupträume miteinander verbindet – Refektorium (Speisesaal), parallel zur Kirche gelegen, weil man hier die Speise für das irdische, in jener die für das ewige Leben empfängt; Sakristei (Aufbewahrung- und Vorbereitungsraum der Kirche); Kapitelsaal (Versammlungs- und Beratungsraum); Bibliothek (Bücher sind unverzichtbar) – lädt zur inneren Sammlung ein, die dem ganzen Leben Prägung gibt.“ (Abt Benedikt Müntnich, S. 5)

Stefan Hahn legt ein Meditationsbuch vor, das zum Verweilen einlädt. Dabei ist klar, dass es sich um eine idealisierte Darstellung monastischen Lebens handelt. Auch in Maria Laach verbergen sich die stillen Orte hinter dem vordergründig sichtbaren Touristenmagnet und Wirtschaftsunternehmen. Doch das gehört bereits zum benediktinischen Dreiklang von „bete, lies und arbeite“.

Joachim Schmiedl ISCh

Günter Riße

## Der Islam in unserer Welt

Theologische Gedanken an der Grenze der Begegnung von Christentum und Islam.

Begegnung. Band 22.

Paderborn: Bonifatius 2015. – 140 S.

Der Religionswissenschaftler Günter Riße legt eine Sammlung von Aufsätzen vor, die dem Verhältnis von Christentum und Islam gewidmet sind. Zunächst skizziert er die Geschichte und Gegenwart der Begegnung der beiden Religionen und analysiert die Handreichung der deutschen Bischöfe zu Muslimen in Deutschland. Die Herausforderung des Islam sieht er in der Frage, ob es sich dabei um eine Religion der Gewalt oder des Friedens handle. Sein Fazit: Gewalt im Namen des Islam ist ein Missbrauch der Religion, wobei eine Ursache in den Wunden der Kolonialherrschaft zu suchen sei. Geschichtliche Rückblicke machen deutlich, dass seit dem Mittelalter Christen und Muslime gemeinsam an der „Baustelle Europa“ beteiligt waren.

Zwei weitere Abschnitte wagen die theologische Begegnung mit dem Islam. Zunächst sucht Riße nach Spuren des Dekalogs und des Doppelgebots der Gottes- und



ISBN 978-3-89710-588-1.  
€ 19.90.

neue Bücher – religionen

Nächstenliebe im Koran. Bei vielen Gemeinsamkeiten bleibt doch das unterscheidend Christliche bestehen, nämlich die Selbstentäußerung Gottes in die Welt hinein durch Jesus Christus (Kenosis). Verbindend ist wieder der Glaube an das Leben nach dem Tod, symbolisiert in der Vorstellung vom Paradies.

Gemeinsamkeiten und Unterschiede gibt es auch in der Christologie und Mariologie. Jesus, für den Islam nur ein Gesandter Gottes und Prophet, hat in diesem Sinne eher eine untergeordnete Position gegenüber der Gottessohnschaft im Christentum. Maria sieht Riße als „Grenzgängerin im Gottes-Glauben“ und weist ihr eine Schlüsselrolle zu im gemeinsamen Ringen um den Frieden der Religionen.

Diesem Religionsfrieden ist der letzte Abschnitt gewidmet. Charles de Foucauld, Alfred Delp, Madeleine Delbr el werden im Verein mit Pionieren des christlich-islamischen Dialogs (Louis Massignon und Georges C. Anawati) bemüht, um Verständnis zu wecken für interreligiöse Begegnung. Sein eigenes Zukunftsbild sieht Günter Riße in der Begegnung von Papst Franziskus und seinen beiden Landsleuten, dem Rabbiner und dem Imam vorweggenommen: „Drei Religionsvertreter, drei Religionen im und für den Frieden vereint an der Stätte, an der einst der Jerusalemer Tempel stand.“ (S. 136) Hoffentlich kein einmaliges Ereignis!

Joachim Schmiedl ISCh

### Im nächsten Heft...

Der Themenschwerpunkt der Ordenskorrespondenz 4/2015 wird Beiträge aus zwei Missionsveranstaltungen der DOK in diesem Sommer und Herbst dokumentieren:

- Eine Tagung der Konferenz der missionierende Orden (KMO) und des Missions-ärztlichen Instituts Würzburg wird auf den Auftrag von Ordensgemeinschaften im Kontext von Fragen globaler Gesundheit blicken. Hintergrund sind die bisherigen Millenniumsziele der UN und die künftigen Nachhaltigkeitsziele, in denen Gesundheitsfragen eine wichtige Rolle spielen.
- Seit vielen Jahren werden im Sommer Missionarinnen und Missionare im Heimaturlaub zu einer Studienwoche eingeladen. Die Beiträge der diesjährigen Studienwoche thematisieren Mission in den unterschiedlichen Kontexten der Kontinente und werfen ein Schlaglicht auf die jeweiligen Herausforderungen.

56. Jahrgang 2015, Heft 4

2015/Heft 4

# ok ordens korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

ordenskorrespondenz

ok



Gemeinschaftliches  
und eremitisches  
Leben



Orden  
und globale  
Gesundheitsfragen



Mission in  
allen Kontinenten –  
Studienwoche 2015

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens,  
Organ der Deutschen Ordensobernkongferenz



ISSN: 1867-4291

56. Jahrgang 2015, Heft 4

**Herausgeber:** Deutsche Ordensobernkongferenz e.V. (DOK), Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn.

**Schriftleitung:** Sr. Agnesita Dobler OSF, Generalsekretärin der Deutschen Ordensobernkongferenz.

**Redaktionsbeirat:** P. Konrad Flatau SCJ, Sr. Dr. Igna Kramp CJ, Sr. Philippa Rath OSB, Prof. P. Dr. Paul Rheinbay SAC.

**Redaktion:** Arnulf Salmen, Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-30, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [pressestelle@orden.de](mailto:pressestelle@orden.de).

**Rezensionen:** Die Koordination der OK-Rezensionen liegt bei der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar. Rezensionsexemplare senden Sie bitte an den Koordinator, Prof. Dr. Joachim Schmiedl, Philosophisch-Theologische Hochschule, Pallottistr. 3, D-56179 Vallendar, E-Mail: [jschmiedl@pthv.de](mailto:jschmiedl@pthv.de). Unverlangt eingesandte Bücher werden nicht zurückgeschickt. Die Rezension erfolgt nach Ermessen der Schriftleitung.

**Bestellungen sind zu richten an:** Haus der Orden, Wittelsbacherring 9, 53115 Bonn, Telefon (02 28) 6 84 49-0, Telefax (02 28) 6 84 49-44, E-Mail: [info@orden.de](mailto:info@orden.de).

**Bezugsbedingungen:** Die Ordenskorrespondenz erscheint viermal im Jahr. Jahresabonnement inkl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 40,00 Euro, im Ausland 41,20 Euro (Schweiz: 38,50 Euro). Einzelheft incl. Mehrwertsteuer und Versand in Deutschland 10,00 Euro, in Europa 11,00 Euro. Abbestellungen nur zum Jahresende möglich mit dreimonatiger Kündigungsfrist.

**Herstellung und Auslieferung:** Don Bosco Druck & Design, Hauptstrasse 2a, 92266 Ensding, Telefon (09624) 92 01-0, [www.donbosco-druckdesign.de](http://www.donbosco-druckdesign.de).

Alle Verlagsrechte vorbehalten. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Gezeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung von Herausgebern und Redaktion wieder.

## Vorwort



Wenn in diesen Tagen die Flüchtlingsdramen unserer Welt die Schlagzeilen bestimmen, so wird dabei auch immer deutlicher, dass die ursprünglichen Probleme, die die Menschen zur Flucht drängen, nur in deren Herkunftsländern gelöst werden können. Im November hat die DOK-Internetseite [orden.de](http://orden.de) die Arbeit dreier Ordensgemeinschaften vorgestellt, die in diesem Sinne „Wurzelarbeit“ in den Krisengebieten der Erde leisten. Ordensleute, die im Südsudan, in Syrien und in Afghanistan tätig sind, berichten dort über ihre Präsenz in diesen Ländern. Missionarinnen und Missionare aus Deutschland, die die dort oft schwierigen Situationen zu bewältigen haben, kommen seit vielen Jahren im Zuge ihres Heimaturlaubs zu einer Studienwoche zusammen. Die DOK lädt dazu in Kooperation mit dem Steyler Missionswissenschaftlichen Institut ein. Erstmals berichtet die Ordenskorrespondenz ausführlich über diese Studienwoche und dokumentiert Beiträge der Referenten der Tagung. Zum Thema „Mission in allen Kontinenten“ ging es um einen Rundumblick auf sehr unterschiedliche Herausforderungen und Fragestellungen in Lateinamerika, China, Afrika und Deutschland.

Eines wichtigen Teilaspekts der Arbeit der Missionarinnen und Missionare hat sich in diesem Jahr die „Ordenstagung Mission“ der Konferenz missionierender Orden (KMO) angenommen: Unter dem Motto „Und heilt die Kranken, die dort sind“ (LK 10,9) ging es in Zusammenarbeit mit dem Missionsärztlichen Institut, Würzburg, um globale Gesundheitsfragen und das Engagement der Orden in diesem Bereich. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert Beiträge auch dieser Tagung sowie die dort am 13. September verabschiedete „Nürnberger Erklärung für eine gesunde Zukunft der Menschheit“.

Einleitend beschäftigt sich das vorliegende Heft aus kirchenrechtlicher Perspektive mit Möglichkeiten und Grenzen der Verbindung der Lebensmodelle von gemeinschaftlichem und eremitischem Leben. Ein Bericht über ein soziologisches Seminar mit dem Titel „Klosterforschung“, das im vergangenen Sommersemester an der Universität Gießen stattfand, macht deutlich, in welcher Weise sich junge Studierende dem Thema „Kloster“ nähern (können), für die Ordensleben zuvor eine unbekannte Welt gewesen ist.

Arnulf Salmen

# Inhalt

.....

Arnulf Salmen Vorwort	385
--------------------------	-----

## ● Ordensleben

Dominicus M. Meier OSB Gemeinschaftliches und eremitisches Leben	389
Bianca Preuß Organisation Kloster	396

## ● Dokumentation

Botschaft von Papst Franziskus zum Weltmissionssonntag 2015	409
Albert-Peter Rethmann Herausforderungen an die Gesundheitsarbeit der Barmherzigen Brüder	413
Klemens Ochel Den Ebola-Opfern verpflichtet	419
Agèle Ndione FFM / Sabine Gies Die Bedeutung und Organisation christlicher Gesundheitsarbeit am Beispiel Senegal	427
Piet Reijer Katholische Gesundheits- einrichtungen in Afrika und Asien	433
Nürnberger Erklärung: Für eine gesunde Zukunft der Menschheit	440

Mission in allen Kontinenten-  
Die Studienwoche 2015 der  
DOK für Missionarinnen und  
Missionare auf Heimaturlaub 442

Zbigniew Wesolowski SVD  
Religion und sozialer Friede 445

Julia Ratzmann  
Land unter im Pazifik? 455

Michael Huhn  
Ein Kontinent verschreibt sich  
der Mission 461

Moses Asaah Awinongya SVD  
Welchen Gott beten wir an? 468

Christian Tauchner SVD  
Europa - Missionsland? 473

## Nachrichten

Aus Rom und Vatikan 480

Aus der Weltkirche 485

Aus dem Bereich der Deutschen  
Ordensobernkonzferenz 489

## Neue Bücher

Ordensgeschichte 495

Kirche aktuell 500

Formation 507



## Dominicus M. Meier OSB

Weihbischof Dr. Dominicus Meier OSB trat 1982 in die Benediktinerabtei Königsmünster in Meschede ein und empfing 1989 die Priesterweihe. Von 2001 bis 2013 war er Abt seiner Gemeinschaft. Er ist seit 2013 Offizial des Erzbistums Paderborn und war zudem Inhaber des Lehrstuhls für Kirchenrecht an der Pallottinerhochschule Vallendar. Seit dem 27. September 2015 ist er Weihbischof in Paderborn.



Dominicus M. Meier OSB

## Gemeinschaftliches und eremitisches Leben

Zwei sich ausschließende Lebensmodelle?

Gleichzeitig eine Besprechung zu M. Antonia Sondermann, *Praedicatio silentiosa et ecclesia minor*. Eremitisches Leben nach dem geltenden Recht der katholischen Kirche

Seit den Anfängen gottgeweihten Lebens hat es neben dem Stand der Mönche und der Jungfrauen<sup>1</sup> den des eremitischen (anachoretischen) Lebens gegeben, dem eine hohe Wertschätzung innerhalb der kirchlichen Strukturen entgegengebracht wurde, aber auch immer eine gewisse Reserviertheit. „Sie leben in der Einsamkeit einer Berghütte oder im leerstehenden Pfarrhaus eines Dorfes. Sie tragen Zivil oder einen ordensähnlichen Habit und gestalten ihr

geistliches Leben aus den Quellen unterschiedlichster Spiritualitätsformen: benediktinisch, franziskanisch-klarianisch, karmelitisch, zisterziensisch oder nach dem Vorbild des Charles de Foucauld. Ihre Hauptaufgabe ist das Gebet, ihre Vorbilder finden sich meist in der Zeit der Frühen Kirche. Schweigen und Hören, die Stille und das Wort durchdringen ihren Tag. Ihr Leben versucht Zeugnis abzulegen von der geheimnisvollen Unergründlichkeit Gottes, der

sich dem einzelnen kleinen Menschen in unbegreiflicher Weise schenkt und von der Herzlichkeit des gekreuzigten Christus.“<sup>2</sup>

Mit diesem Begriffs-Staccato umschreibt Maria Anna Leenen die Lebenswelt der Eremitinnen und Eremiten und somit eine Thematik, die in der Spiritualität unserer Tage immer wieder aufbricht, im katholischen wie im evangelischen Bereich, und nach heutigen, lebhaften Formen sucht.<sup>3</sup> Die Ausgestaltungen dieser „Lebensform der leisen Töne“ variieren von einer radikal eremitischen – von der Welt abgeschiedenen – Lebensweise unter der Verantwortung des Diözesanbischofs (Diözesaneremiten) bis zu emeritischen Einzelpersonen oder Gruppierungen innerhalb von Instituten des geweihten Lebens und geistlichen Gemeinschaften, entsprechend der jeweiligen Spiritualität und dem Eigenrecht eines Institutes.<sup>4</sup> Gerade für die letzte Gruppe der Institutseremiten ergeben sich oftmals Schwierigkeiten bei der Wahl dieser Lebensform. Sofern das Eigenrecht eines Institutes die eremitische Lebensform nicht vorsah, blieben der Eremitin bzw. dem Eremiten nur die Form der Loslösung von ihrer Gemeinschaft, d.h. eine Exklaustration und dann die Säkularisierung. Dieser Weg wurde von vielen als schmerzvoll bezeichnet, da es sich um Institutsmitglieder handelt, die über viele Jahre in ihrem Kloster gelebt und sich in der Spiritualität des eigenen Verbandes verwurzelt haben. Es ist nicht ihre Absicht, aus dem Ordensinstitut auszutreten, um ein Leben in radikalerer Vollkommenheit und Einsamkeit zu führen. Doch entsteht durch die rechtlichen Schwierigkeiten der Eindruck, dass es sich bei dem gemeinschaftlichen Leben und dem

eremitischen Leben um zwei sich ausschließende Lebensmodelle handelt. Es stellt sich die Frage, ob dies so sein muss, oder welche kodikarischen Wege bei einer richtigen Interpretation der Normen den Betroffenen offen stehen.

An diesem Punkt und den damit verbundenen Fragen setzt die Verfasserin der vorliegenden Studie an. Sr. M. Antonia Sondermann OCD wurde 1972 in Kassel geboren, studierte Philosophie und Katholische Theologie in Eichstätt und Münster und erwarb das Lizentiat im kanonischen Recht am Internationalen Kanonischen Institut der Universität Münster mit der vorzustellenden Arbeit, die von Prof. Rudolf Henseler begleitet wurde. In ihrer Dissertation möchte die Verfasserin der „*Praedicatio silentiosa Christi*“ aus kanonistischer Sicht nachgehen. Der besseren Einordnung der geltenden eremitischen Gesetzgebung im Codex Iuris Canonici von 1983 dienen dabei zunächst ein kurzer rechtsgeschichtlicher Überblick und eine Verhältnisbestimmung dieser Lebensform zur Kirche (S. 5-49). Daran schließt die Verfasserin die geltende eremitische Gesetzgebung der unierten Ostkirchen und der lateinischen Kirche an (S. 51-158), bevor sie sich der konkreten Gestalt eremitischen Lebens in Deutschland zuwendet und Ergebnisse einer von ihr durchgeführten Befragung vorstellt (S. 159-166). Den Abschluss bildet der Schriftverkehr der Verfasserin mit dem Pontificium Consilium de Legum Textibus (=PCLT) zu rechtlichen Fragen, die sich aus der Studie ergaben (S. 167-171). Ein Anlagen-, Abkürzungs-, Quellen- und Literaturverzeichnis schließen die Dissertation ab (S. 173-217).

Aus der rechtsgeschichtlich sauber und fundiert erarbeiteten Dissertation soll in

dieser Rezension der Blick auf zwei aktuelle Schwerpunkte gelenkt werden. Ein erster Blick ist auf die Ergebnisse einer Umfrage unter in Deutschland lebenden Eremitinnen und Eremiten gerichtet; ein zweiter auf den Schriftverkehr der Verfasserin mit dem PCLT.

### I. Eremitisches Leben in Deutschland – Ergebnisse einer Umfrage (S. 159–166)

Ausgangspunkt der von der Verfasserin durchgeführten Befragung war die sie nicht befriedigende Auskunft der Kommission IV für geistliche Berufe und kirchliche Dienste der Deutschen Bischofskonferenz aus dem Jahr 2009 über den Stand und die Situation der Eremiten in Deutschland. In diesem Jahr gab es in den 27 (Erz-)Diözesen neunzehn kanonisch anerkannte Eremiten gemäß c. 603 CIC, davon zwei Männer, zwei Eremitinnen ad experimentum und vier Interessentinnen. Die Mehrheit der eremitisch Lebenden gehörte zuvor einem Ordensinstitut an.

Da die Auskünfte nicht sehr detailliert waren, schrieb die Verfasserin von Herbst 2010 bis Frühjahr 2011 sowohl die einzelnen Diözesen Deutschlands als auch die Eremiten selbst an, um ihre Motivation und ihren rechtlichen Status fundierter zu erheben (vgl. Fragebogen S. 179–182). Danach gibt es in den Diözesen Dresden-Meißen, Eichstätt, Erfurt, Fulda, Görlitz, Hamburg, Limburg, Magdeburg, Mainz, München, Rottenburg-Stuttgart und Würzburg keine kirchlich anerkannten Diözesaneremiten. Die Diözesen Aachen, Augsburg, Freiburg, Hildesheim, Köln, Münster, Osnabrück, Paderborn und Trier haben Eremiten aufzuweisen. Die Diözese Ber-

lin hat einen Eremiten in der Probezeit und das Bistum Essen eine Interessentin. Die Diözesen Bamberg, Speyer und Passau haben auf die Anfrage nicht geantwortet.

#### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Da es sich bei den Antworten oftmals um rein statistische Angaben handelte und die Antworten qualitativ sehr unterschiedlich waren, wählte die Verfasserin in einem weiteren Schritt den direkten Weg zu den Eremiten. Ihr Fragebogen war bewusst anonym gehalten, sodass von dieser Seite her persönlicher geantwortet wurde; fünf haben keine Antwort abgegeben, sodass die Auswertung der Umfrage auf der Rückantwort von vierzehn Eremiten basiert.

#### a) Geschlecht und Alter der Eremiten

Die Auswertung des Fragebogens zeigt, dass mit über 70 % die Zahl der Eremitinnen überwiegt. Der Altersdurchschnitt liegt bei 55 Jahren, woraus die Verfasserin schließt, dass diese Form der Berufung heutzutage eher ein Mid-life-Phänomen ist, wie bereits Untersuchungen aus den USA gezeigt haben (S. 160–161).<sup>5</sup>

#### b) Ordenszugehörigkeit

Bei der Frage, aus welchem Personenkreis die Eremiten stammen (S. 161-

162), ergab sich das eindeutige Ergebnis, dass nur 1/3 der Eremiten nicht zuvor Mitglied in einem Ordensinstitut war und keine monastisch-klösterliche Formation durchlaufen hat. 2/3 der Eremiten gehörte zu den drei großen Ordensfamilien: der benediktinischen, der franziskanischen und der karmelitischen, wobei es bei der letzteren eine natürliche Affinität zum eremitischen Leben bereits durch den Ursprung des Ordens gibt, dessen Mitglieder heute noch nach der Laurenregel<sup>6</sup> leben, die Patriarch Albert von Jerusalem (1150-1214) der Eremitengemeinschaft 1206 gegeben hatte.

Acht Eremiten lebten zum Zeitpunkt der Entscheidung für diese Lebensform schon viele Jahre mit ewiger Profess in ihrer Gemeinschaft (13-34 Jahre) und wurden nach Ablauf der Exklaustration vor die Alternative gestellt, ein Säkularisationsindult bzw. Übertrittsindult zum eremitischen Stand zu erbitten oder in ihre Gemeinschaft zurückzukehren. In der Gruppe der kirchlich anerkannten Eremiten in Deutschland gibt es nur einen Priester (S. 165).

#### c) Tragen des geistlichen Gewandes

Die Herkunft der Mehrzahl der Eremiten aus Ordensinstituten erklärt, dass diese am Tragen des Ordenskleides festhielten und es als äußeres Zeichen ihrer Berufung schätzen (S. 162).

#### d) Verantwortung des Diözesanbischofs gemäß c. 603 § 2 CIC

Auf Nachfrage, wie die Leitung durch den Diözesanbischof wahrgenommen wird, gaben fünf Eremiten an, dass sie überhaupt keine Leitung erfahren, eine Eremitin bemerkte sogar, dass sie die Weisung habe, sich erst wieder in drei

Jahren zu melden. In fast allen Fällen ist die Leitungsaufgabe an den Bischofsvikar oder den Ordensreferenten delegiert (S. 163) und somit ein direkter Kontakt zum zuständigen Diözesanbischof erschwert.

#### e) Form der kanonischen Bindung

Was die Ablegung der Profess der evangelischen Räte gegenüber dem Diözesanbischof betrifft, wählten 71 % der Eremiten die Form der Gelübdeablegung, während die anderen sich für Versprechen entschieden (S. 163).

Die Verfasserin zeigt in ihrer Phänomenbeschreibung eremitischen Lebens in Deutschland, dass überwiegend Mitglieder aus Instituten des geweihten Lebens, zumeist den klassischen Orden, nach vielen Jahren des geistlichen Lebens innerhalb ihrer Gemeinschaften den Ruf zu einem radikaleren Leben in der Einsamkeit verspürt haben (S. 165-166).<sup>7</sup> Um diesem (erneuten) Ruf in eine intensivere Nachfolge zu folgen, sind die Institutsmitglieder bisher gezwungen, nach Ablauf einer ordensintern gewährten Exklaustrationszeit ihr Institut zu verlassen, sofern dieses nicht im Eigenrecht die Möglichkeit eremitischen Lebens kodifiziert hat. Diese rechtlich erzwungene Ablösung vom Ordensinstitut führt auf beiden Seiten zu nicht geringen Verletzungen, wobei die Verfasserin eher die Erschwernisse der Eremiten im Blick hat.

## II. Schriftverkehr mit dem PCLT 2012 (S. 167-171)

Aufgrund der Ergebnisse der Umfrage wandte sich die Verfasserin an das PCLT. In der Beschäftigung mit der Typologie der verschiedenen eremitischen Lebensweisen sah sich die Verfasserin

mit dem Phänomen konfrontiert, „daß der Gesetzgeber des CIC einen besonderen Fall nicht berücksichtigt hat: nämlich den Wunsch von Nonnen mit feierlicher Profeß eremitisch zu leben und zugleich weiter ihrem Orden anzugehören. Zumeist fehlt im Eigenrecht der Orden eine entsprechende gesetzliche Regelung, die es der Moniale erlaubt, auf dem Gebiet ihres Klosters als Einsiedlerin zu leben oder eine Einsiedelei außerhalb als zur Klausur des Klosters gehörig zu definieren“ (S. 167). Daneben stand die Frage nach der Notwendigkeit einer Exklaustration bzw. eines Übertritts in das eremitische Leben auf ihrer Agenda.

Am 5. November 2012 erfolgte die Antwort des PCLT (Prot. N. 13579/2012) dahingehend, dass festgestellt wurde,

- dass das Recht der lateinischen Kirche zwei Typen von Eremiten kenne: die Diözesaneremiten und die Eremiten, die Mitglieder von Ordensinstituten sind und nach den Normen des Eigenrechts leben.
- dass es nie die mens legislatoris war, in c. 603 CIC die Existenz von Eremiten aus den Instituten des geweihten Lebens zu leugnen, sondern zum einen die Figur des Diözesaneremiten als neue Form des geweihten Lebens darzustellen und zum anderen dem Partikularrecht der Institute nähere Regelungen für die Institutseremiten zu überlassen.

Im Blick auf die konkrete Vorgehensweise bei Nonnen, die die eremitische Lebensform leben wollen, schlägt das PCLT zwei Lösungsansätze vor:

- Man kann der zuständigen Autorität (sc. gemeint ist die gesetzgebende Autorität innerhalb eines Ordensins-

titutes) vorschlagen, in die Konstitutionen eine Norm aufzunehmen, die das Procedere festlegt, wie das eremitische Leben innerhalb des Instituts des geweihten Lebens realisiert werden kann. Gemäß dem Eigenrecht der Institute haben Mitglieder das Recht, Anträge für das General- oder Provinzkapitel einzubringen.

- Im Einzelfall kann die zuständige Autorität (sc. gemeint ist hier der zuständige Obere) aus einem konkreten geistlichen Grund, wenn es opportun erscheint, eine Dispens vom gemeinsamen Leben in der Gemeinschaft erteilen. Die Nonne bleibt dann Mitglied des Instituts, ist an ihre Gelübde gebunden und untersteht dem rechtmäßigen Oberen kraft des Gehorsamsgelübdes.

### III. Ertrag und Anfrage an die vorgestellte Arbeit

Bei der vorgelegten Dissertation handelt es sich um eine äußerst inhaltsreiche Arbeit, in der die kirchengeschichtlichen und -rechtlichen Entwicklungslinien für das Eremitentum systematisch dargestellt und die heutigen Grundlagen in c. 603 CIC kritisch hinterfragt werden. Sie ist umso verdienstvoller, als sie durch die durchgeführte Umfrage unter den Eremiten Deutschlands den rein kanonistischen Rahmen überschreitet und wertvolle Hinweise für die konkrete Lebensweise vermittelt. So mag diese Studie den Verantwortlichen in den Diözesen und den Instituten des geweihten Lebens den Horizont weiten, welche aktuellen Frage- und Problemstellungen zu berücksichtigen sind, und damit helfen, eher unbestimmte Gefühle „auf den Punkt“ zu bringen.

Doch setzen gerade hier meine Anfragen an. Die Verfasserin ergreift eindeutig Stellung für die Eremiten, insbesondere unter ihnen die Moniales, aufgrund ihrer Gelübdebindung an das eigene Ordensinstitut. Die Antwort des PCLT sieht sie als „ein Hoffnungszeichen für alle, die ein intensiveres geistliches Leben in Einsamkeit führen möchten, davon bisher aber Abstand genommen haben, weil sie den Schritt einer Exklaustration / eines Austrittsindultes oder Übertrittsindultes zum eremitischen Leben nicht gehen wollten“ (S. 171). Sicher kann die Antwort des PCLT Ansätze für ein versöhnliches Miteinander weisen, doch wird die Bitte eines Mitglieds, eremitisch leben zu dürfen, immer im Kontext der Gemeinschaft und ihrer Situation zu erörtern sein. Wer entscheidet letztlich, ob wirklich eine Berufung zum eremitischen Leben vorliegt? Ist dies allein Sache des Mitglieds? Sollte über diese Frage kein Konsens zwischen dem Mitglied und den zuständigen Oberen<sup>8</sup> zu erzielen sein, welche Instanz wird dann involviert? Anzufragen ist weiterhin, ob die Dispens vom Gemeinschaftsleben auf bestimmte oder unbestimmte Zeit erteilt wird. Die Verfasserin spricht davon, dass es denkbar ist, dass eine solche Dispens nur *ad tempus* erteilt wird, um zu prüfen, ob der Wunsch nach dem eremitischen Leben dem Geist Gottes entspringt und ob die Nonne für diese Lebensweise geeignet ist (S. 170-171). Anzufragen ist ebenso, ob im Interesse des Institutes ein Oberer die erteilte Dispens zurücknehmen kann. An diesen Fragen zeigt sich meines Erachtens, dass an der konkreten Umsetzung und Rezeption noch zu arbeiten ist. Wünschenswert wäre es gewesen, dass die

Verfasserin hier noch weitere Linien in die Zukunft gezogen hätte.

Abschließend möchte ich angesichts dieser Fragen nochmals betonen, dass die vorliegende Dissertation ohne Zweifel eine Erkenntnishilfe für diejenigen darstellt, die sich mit dem eremitischen Leben in seiner Geschichte beschäftigen wollen bzw. sich mit einer konkreten Bitte als Verantwortliche konfrontiert sehen. Möge ihr die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werden.

.....

- 1 Vgl. Dominicus M. Meier, Der Stand der Jungfrauen in c. 604 CIC – eine Sonderform des geweihten Lebens, in: *Erbe und Auftrag* 86 (2010) 72-77.
- 2 Maria Anna Leenen, Neuaufbruch des eremitischen Lebens in Deutschland, in: *Ordenskorrespondenz* 45 (2004) 420-424, hier 420.
- 3 Gemäß einer Umfrage der Deutschen Bischofskonferenz gab es im Herbst 2008 insgesamt 19 Eremiten (2 männlich, 17 weiblich), 2 Eremitinnen ad experimentum und 4 Interessierte. Auch wenn diese Zahl nicht sehr hoch erscheint, spricht die Fach-Literatur vom Neuaufbruch dieser Lebensform. Signifikant sind dafür die zahlreichen Buch- und Filmtitel, die sich mit der Sonderform der Institute des geweihten Lebens oder den Themen Stille, Spiritualität der Wüste etc. beschäftigen. Vgl. Marianne Schlosser, *Einsam bist du nicht allein. Der Neuaufbruch des eremitischen Lebens: ein prophetisches Zeichen für die Kirche heute?*, in: *Geist und Leben* 80/3 (2007) 171-192.
- 4 Vgl. Dominicus M. Meier, *Die Lebensform der leisen Töne – eremitisches Leben gemäß c. 603 CIC*, in: *Erbe und Auftrag* 86 (2010) 201-205.
- 5 Paul Fredette / Karen Karper Fredette, *Consider the ravens*, Bloomington 2011, 60f.

- 6 Die Laurenregel ist abgedruckt im Anhang der Dissertation auf den S. 176-178.
- 7 Aufgrund der Zugehörigkeit zu einer Ordensgemeinschaft oder der Hinordnung auf den Bischof sind die Unterschiede in der Ausgestaltung der eremitischen Lebensweise, des Gebetes und die Frage der Versorgung zu klären (vgl. S. 164-165).
- 8 Zu klären wäre ebenso, ob und in welcher Form die Beratungsorgane des Oberen in die Frage involviert werden. Kommt ihnen ein beratendes oder ein zustimmendes Votum zu?



»Die Bitte eines Mitglieds,  
eremitisch leben zu dürfen,  
wird immer im Kontext  
der Gemeinschaft und ihrer Situation  
zu erörtern sein.«

Dominicus Meier OSB

## Bianca Preuß

Dr. Bianca Preuß, Jg. 1965, hat neben der Erziehung ihrer drei Kinder an der FernUniversität Hagen die Fächer Erziehungswissenschaft, Psychologie und Soziologie studiert und anschließend im Fachbereich Soziologie promoviert. Derzeit ist sie im Rahmen einer Qualifizierungsstelle zur Habilitation Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Soziologie der Justus-Liebig-Universität in Gießen.



Bianca Preuß

## Organisation Kloster

Ein soziologischer Forschungsreview

### Einleitung

An der soziologischen Fakultät der Justus-Liebig-Universität in Gießen befasst sich ein spezifischer Forschungsbereich mit der „Steuerung“ und Entwicklung von Organisationen, insbesondere von Bildungsorganisationen. Im Rahmen dieser sogenannten „Educational Governance“<sup>1</sup> wird untersucht, wie Bildungsreformen verarbeitet und umgesetzt werden und ob deren erhoffte Wirkungen eintreten. Hierzu gehört auch ein dezidiertes Blick auf (Bildungs-)Organisationen und deren soziale Gefüge sowie auf Veränderungen und Entwicklungen. Angeregt durch diesen Forschungsblick und der bereits seit meiner Jugend bestehenden persönlichen Verbundenheit mit dem Klosterleben, entstand die Überlegung, mit Stu-

dierenden im Fachbereich der Soziologie „Klosterforschungen“ durchzuführen. Studien über die Organisation Kloster sind in der soziologischen Fachdisziplin relativ ungewöhnlich und in der nationalen und internationalen Wissenschaft selten. Ungewöhnlich ist es sicher auch, junge Studierende, für die dieses Thema in der Regel fremd und neu ist, in ein Forschungsprojekt über Klöster einzubeziehen. Gleichwohl, die Soziologie bietet den einzigartigen Ansatz, soziale Zusammenhänge von Organisationen und Individuen zu beobachten und zu untersuchen und dabei offene, explorierende und auch disziplinübergreifende Fragestellungen aufwerfen zu können. Mit einem „soziologischen Blick“ auf Klöster fällt etwa auf, dass diese derzeit einem immensen Wandlungsprozess unterliegen und hier gesellschaftliche<sup>2</sup>

Prozesse und Einflüsse wie Säkularisierung, demografischer Wandel, Individualisierung oder ökonomische sowie soziale und kulturelle Vernetzungen mit der Gesellschaft<sup>3</sup> eine bedeutende Rolle spielen. Ein Ordensmitglied brachte einen markanten aktuellen Veränderungsaspekt von Klosterorganisationen in einem Interview auf den Punkt: Ordensmitglied A betonte, dass „klösterliches Leben mit den Postulaten der Moderne korrespondiere“<sup>4</sup>. Gesellschaftlicher Wandel geht also an der Organisation Kloster nicht spurlos vorüber. Hochschild spricht in diesem Zusammenhang sogar von einer monastischen, respektive „geistlichen Krise“<sup>5</sup>. Und doch genügt die Hervorhebung von „Krise“ im Zusammenhang einer gegenwärtigen Betrachtung der Organisation Kloster nicht, um Realität abzubilden. So schreibt Hochschild in seiner Schrift „Elastische Tradition“ auch, dass die Krise auf den zweiten Blick positiv sei.<sup>6</sup> In der Tat, so lässt sich rückblickend auf die durchgeführten Forschungen der Studierenden sagen, stoßen gesellschaftliche Prozesse und Veränderungen den Wandel der Organisation Kloster (mit) an. Hierdurch entstehen für Klöster „Kämpfe der Orden“ um Raum und Zeit<sup>7</sup>, die eine spannungsvolle Dynamik bewirken zwischen den Polen von krisenhafter Existenz und Entwicklung/Erneuerung, den Polen Gemeinschaft und Individualisierung oder privat und öffentlich. Solche Prozesse bergen für einzelne Klöster und Kongregationen nicht wenige Probleme und Schwierigkeiten. Sie können jedoch durchaus positiv, herausfordernd, konstruktiv und zukunftsbestimmend sein. Darauf deuten die empirischen Befunde des Klosterforschungsprojekts der Universität

Gießen hin. Aus Forschungssicht stellt sich im Anschluss an die soziologische Disziplin die originäre und besondere Frage, was die Gesellschaft, sprich Organisation – im vorliegenden Fall das Kloster – zusammenhält?

## Forschungsprojekt und Methode

Bei den im vorliegenden Beitrag vorgestellten Untersuchungsergebnissen handelt es sich um empirische Daten, die im Zusammenhang des Seminars mit dem Titel „Klosterforschung – Empirische Analysen zu Steuerung, Spiritualität und Gesellschaft“ von Studierenden im Soziologie-Masterstudiengang „Gesellschaft und Kulturen der Moderne“ erhoben wurden. Dieses Seminar fand im Sommersemester 2015 unter meiner Leitung an der Justus-Liebig-Universität Gießen statt. Bereits im Sommersemester 2014 hatte ich im Rahmen eines Seminars mit Lehramtsstudierenden (30 Studierende) im sogenannten „Aufbaumodul“ eine empirische Klosterforschungsstudie durchgeführt. Inspiriert und beeindruckt von den positiven Erfahrungen initiierte ich im Institut für Soziologie das genannte Seminar-Forschungsprojekt (mit 17 Studierenden) über die Organisation Kloster.

Was bewegte bzw. motivierte die Studierenden, an einem solchen Seminar (mit dem besonderen Thema „Kloster“) teilzunehmen? Diese Frage habe ich ihnen zu Beginn des Semesters gestellt. Zusammenfassend lassen sich folgende Antwortrubriken anführen:

1. Die Studierenden haben Interesse daran, Erfahrungen mit einer eigenständig konzipierten und durchgeführten qualitativen Forschung zu machen.

2. Das Thema „Kloster“ bietet die Chance, einmal „hinter einen Gesellschaftsraum mit hohen Mauern zu blicken“ (Zitat Studierende/r) und eigene Vorurteile zu überdenken, eine fremde Lebenswelt zu betreten und zu erkunden.
3. Einige Studierende haben z.T. über Familienmitglieder bereits Erfahrungen mit dem Kloster gemacht, z.B. über Klostertourismus.
4. Es existiert auf Seiten der Studierenden ein fachliches Interesse, etwa im Zusammenhang mit Klosterleben über die Erhaltung geistiger Gesundheit zu reflektieren.
5. Schließlich wählten einige Studierende das Seminar aus pragmatischen Gründen der Studienorganisation.

Als Arbeitsauftrag sollten die Master-Studierenden mindestens eine empirische qualitative Erhebung samt analytischer Auswertung und schriftlicher Zusammenfassung vornehmen, die schließlich in Form eines Leistungsnachweises in die Bewertung der Studienlaufbahn eingeht. Dabei durften die Studierenden gemäß lehrdidaktischer Prinzipien der Neurowissenschaften die spezifischen Untersuchungsfragen nach ihren persönlichen, individuellen Interessen wählen. Es sollte jedoch der allgemeine Forschungsrahmen, die „Organisation Kloster aus soziologischer Sicht“, gewahrt bleiben. Auf diese Weise entstand eine Vielfalt an Forschungsfragen, wie zum Beispiel:

- Wie werden die Evangelischen Räte im Orden gegenwärtig gelebt?
- Wie wirkt sich der Rückgang des weiblichen Ordensnachwuchses auf das Klosterleben aus?
- Wie wirkt sich Interkulturalität auf das Ordensleben aus?

- Wie gestaltet sich der Umgang mit Stress im Kloster?
- Gibt es auch im Kloster einen Trend zur Individualisierung?
- Wie sieht das Verhältnis von gesellschaftlicher Armut und dem Armutsgeübde aus?
- Wie lässt sich Spiritualität und Alltag im Klosterleben verbinden?
- Welchen Zusammenhang gibt es zwischen klösterlicher Spiritualität und Bildung (an einer Schule mit klösterlicher Tradition)?
- Findet sich die „Entzauberung der Welt“ (Weber) auch im Kloster?
- Welche Governance-Anforderungen erfordert der Organisationswandel eines Klosters?

Vielfalt zeichnet auch das „Sampling“<sup>8</sup> der Studien aus, d.h. die Auswahl der Untersuchungsgruppen (Fälle), also die Auswahl der Klöster.<sup>9</sup> Beispielhaft können hier folgende Ordensgemeinschaften genannt werden, die an der Gießener Studie teilgenommen haben: Pallottinerinnen; Benediktinerinnen; Franziskanerinnen; Missionsärztliche Schwestern; Benediktiner; Kapuziner; Oblaten Missionare. Überrascht hat mich als Seminarleiterin hierbei, dass die Studierenden nicht nur in der Nähe der Stadt Gießen nach Zugangsmöglichkeiten (Feldzugang) zu Ordensgemeinschaften suchten, sondern deutschlandweit. Dies sprach für ein hohes Engagement. Die Studierenden leisteten weitaus mehr als die durchschnittlichen und obligaten Anforderungen im Rahmen eines Studienseminars vorsehen. Der „Feldzugang“ zu den verschiedenen Klöstern gestaltete sich primär über das Internet<sup>10</sup>, elektronische Kommunikation (E-Mail) oder Telefon. Hier lag der Überraschungsmoment bei

den Studierenden: Den meisten von ihnen wurde recht unkompliziert, spontan und mit freundlicher Offenheit die Zusage für ein Interview gewährt. In wenigen Fällen war die Erhebungssituation etwas schwieriger, da z.B. einige Ordensleute stark in eigene Verpflichtungen eingebunden waren und deshalb zeitlich eng begrenzt oder lediglich über E-Mail oder Telefon zur Verfügung standen. Nur in einem Fall wurde die Teilnahme an einer Studie abgelehnt. Insgesamt wurden zwölf qualitative Interviews (z.B. Fokussiertes Interview; Narratives Interview; Leitfadenterview), eine qualitative Fragebogenerhebung, ein Telefoninterview und zwei qualitative Beobachtungen durchgeführt. Für den Großteil der Studierenden war sowohl die Erhebungssituation (das selbständige Durchführen von Interviews) als auch die Feldsituation (das „natürliche Setting“ Kloster) eine völlig neue (Lebens- und Forschungs-)Erfahrung. Mit großer Offenheit, Mut, Neugierde und Achtung sind sie an diese herausfordernde Aufgabe herangegangen. Ebenso wurde ihnen von Seiten der „Forschungspersonen“, den Mitgliedern der verschiedenen Ordensgemeinschaften, mit Offenheit, Wertschätzung und Freundlichkeit begegnet. Nach der Erhebungsphase im Verlauf des Semesters haben die Studierenden die Interviews verschriftlicht (transkribiert) und, angelehnt an die spezifischen Forschungsfragen, mittels qualitativer Methoden ausgewertet (z.B. mittels Kodierung oder Inhaltsanalyse).

Als Besonderheit der Forschungserfahrungen ist noch hervorzuheben, dass wir als gesamte Seminar- und Forschergruppe zum einen die Missionsärztlichen Schwestern in Frankfurt besuchen

durften. Von ihnen wurden wir sehr herzlich empfangen und die Studierenden hatten Gelegenheit sowohl in der Großgruppe als auch in Kleingruppen persönliche sowie fachliche Fragen an die Schwestern zu stellen.<sup>11</sup> Zwei Tage später, im Rahmen des Seminars, reflektierten die Studierenden ihre persönlichen Eindrücke, von denen einige beispielhaft und im wortgetreuen Sinne wie folgt wiedergegeben werden:

„Es fanden fast private Gespräche statt“; „dass die Schwestern so offen sind, habe ich nicht erwartet; „fasziniert hat, dass gesellschaftliche Verantwortung als Gemeinsames gesehen wird“; „beeindruckt hat Willensstärke und Motivation, was Glauben so bewegen kann“; „wir wollten gar nicht mehr aufhören mit den Schwestern zu reden“; „einige Schwestern waren sehr jung“ oder „die Antworten der Schwestern waren persönlich und offenherzig“.

Zum anderen haben wir als gesamte Forschergruppe ein Live-Skype-Interview mit Sr. Mirjam Kämpf, Benediktinerin der Abtei St. Hildegard durchgeführt. Sr. Mirjam, selbst Studentin an der „Wiesbaden Business School“ im Studiengang „Business & Law“, gab den Studierenden einen eindrucksvollen und authentischen Einblick in ihr Ordenseben als Novizin und beantwortete mit großer Geduld, Offenheit und Freundlichkeit die Fragen der Studierenden.<sup>12</sup>

Die nachstehenden Untersuchungsergebnisse der Einzelstudien der Studierenden sind auf Basis einer Sekundärauswertung strukturiert, die ich mittels einer thematischen Kodierung<sup>13</sup> vorge-

nommen und in verschiedene Themen-Kategorien zusammengefasst habe. Angesichts der Fülle und Breite der Untersuchungsfragen, kann der Einblick in die empirischen Befunde lediglich ein exemplarischer sein.

### **Ausgewählte empirische Befunde im Zusammenhang von Kloster und Gesellschaft**

**1. Organisation Kloster und Ökonomie**  
Grundsätzlich stellen Organisationen keine isolierten soziale Gebilde dar, sondern sind stets eingebunden in spezifische Wirtschafts- und Gesellschaftssysteme<sup>14</sup>, so auch das Kloster. Die vorliegenden empirischen Ergebnisse zeigen, dass die Organisation Kloster auf den gesellschaftlichen Wandel sowie auf den Rückgang von Interessentinnen und Interessenten am Ordensleben reagiert und die Organisationsstruktur an das Problem „Nachwuchsmangel“ anpasst respektive anpassen muss. Dabei können zwei zentrale Ebenen des Wandels genannt werden:

- Klöster gründen und definieren sich einerseits durch eine ehrwürdige Tradition, die das klösterliche Leben regelt und die zu erhalten versucht wird.
- Aufgrund des sozialen Wandels werden Klöster andererseits damit konfrontiert, die strikte Beibehaltung der Traditionen zu überdenken.<sup>15</sup>

Ein Mangel an Ordensnachwuchs in der Gesellschaft, bedingt durch Säkularisierung, Rückgang der (bundesdeutschen) Geburtenrate und ein Bedeutungsverlust von Religion/Wandel in der Weltanschauung<sup>16</sup> impliziert gegenwärtig unter anderem demografische Umstruk-

turierungen des Klosters wie ein höheres Beitrittsalter der Interessentinnen und Interessenten und eine erhöhte Altersstruktur. Eine weitere wesentliche Folge des gesellschaftlichen Wandels – hier am Beispiel der verminderten Klostereintritte erkennbar – sind Fragen der wirtschaftlichen Existenz(-erhaltung) des Klosters: Konvente werden kleiner und weniger Ordensmitglieder tragen zum ökonomischen Unterhalt der Organisation Kloster bei. Probleme und Fragen der Ökonomie führen ferner einen Wandel der klösterlichen Traditionen und Strukturen mit sich, wie z.B. Verkürzung der Gebetszeiten, Aufgabe von konventionellen Wirtschaftsbereichen sowie der Landwirtschaft zugunsten von neuen Tätigkeitsfeldern wie Klostertourismus oder verstärkte Hinzuziehung von externen Arbeitskräften.<sup>17</sup> Organisationstheoretisch betrachtet führt dies dazu, dass in einem Kloster ein verändertes Management der verschiedenen Akteure wie z.B. zwischen Laien und Ordensmitgliedern erforderlich ist. Faktisch gerät der klösterliche Organisationsbereich durch einen Rückgang von Ordensnachwuchs verstärkt in den Blickwinkel von Wirtschaftlichkeit, da neue Einnahmequellen erschlossen werden müssen.<sup>18</sup> Ein solcher, existenziell bedingter, „ökonomischer Fokus“ birgt einerseits die Gefahr, dass Spiritualität und Tradition eines Klosters ähnlich wie Kirche „Gesetzen des Marktes“<sup>19</sup> unterliegen. Andererseits besteht jedoch – aus organisationssoziologischer Sicht – die Chance, dass sich institutionelle „Verfestigungen“ auflösen und essentielle Transformationsimpulse für die Zukunft in Gang gesetzt werden: Es entsteht die „Möglichkeit für Neues“<sup>20</sup>.

## 2. Organisation Kloster und Individualisierung

Mit gesellschaftlichem Wandel ist ein Werte- und Normenwandel verbunden<sup>21</sup>: Individualismus, Materialismus, Relativismus, Egoismus und Oberflächlichkeit korrelieren negativ mit dem Werteverständnis von Klosterorganisationen.<sup>22</sup> Klösterliches Leben weicht also zum Teil stark von gesellschaftlichem Leben ab, was unter anderem dazu führt, dass Ordensnachwuchs nicht gemeinschaftsfähig ist.<sup>23</sup> Für dieses Problem ist unter anderem die (gesellschaftliche) Individualisierung ein Grund. Eigentlich – und aus der Sicht des Mitglieds eines Ordens – heißt Individualisierung seine Fähigkeiten, Talente und sein Charisma zu leben und in die klösterliche Gemeinschaft einbringen zu können. Der Unterschied zur Gesellschaft besteht also darin, dass die Förderung der persönlichen Talente und Fähigkeiten nicht der individuellen Vervollkommnung, sondern vor allem der Gemeinschaft dienlich sein sollen. In jeder Form des Individualismus, des sich um sich selbst Kreisens, läge die Gefahr eines Egozentrismus. Im Kloster stoße jedoch die Freiheit des Einzelnen an die Grenze der Gemeinschaft. Dies zu akzeptieren sei ein wesentlicher Bestandteil klösterlichen Zusammenlebens.<sup>24</sup> Somit steht die gesellschaftliche Individualisierung, die dominant auf den Einzelnen zentrierte Lebensform, nicht nur diametral zum klösterlichen Wert des Gemeinschaftslebens, sondern mache aus klösterlicher Sicht auch keinen „Sinn“, da dieser auf die Hingabe an Gott ziele, was beinhalte, „sich selbst transzendieren auf etwas Größeres hin“<sup>25</sup>. Gleichwohl, und wie gesagt, in einem Kloster existieren Prozesse der

Individualisierung wie z.B. individuelle Berufswahl und „Professionalisierung“<sup>26</sup>, individuelles Taschengeld oder eine, oftmals berufsbedingte, Individualisierung des „ora et labora“, der täglichen Rhythmisierung und Strukturierung von Arbeiten und Beten. Allerdings fallen im Kloster gesellschaftlich übliche Konkurrenzsituationen als Begleiterscheinung von Individualisierung weg. Dies sei ein erheblicher Vorteil, hebt Ordensmitglied C in einem Interview hervor. Auch andere (gesellschaftliche) „Zwänge“, wie das Treffen von Entscheidungen, träfen in einem Kloster nicht wie in gesellschaftlich üblicher Weise zu.<sup>27</sup> Hier geschehen sie in einem Gesamtgefüge von individueller Person, Gemeinschaft und Ordensleitung.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Darüber hinaus bedeutet Individualisierung in einem Kloster nicht Auflösung oder Verlust vorgegebener (z.B. religiöser) Lebensformen.<sup>28</sup> Die Organisation Kloster zeigt also am Beispiel von Individualisierungsprozessen einerseits Gemeinsamkeiten mit gesellschaftlichem Wandel (dass es diese Prozesse überhaupt gibt). Andererseits stellt sie jedoch – insbesondere auf Werte- und Normenvorstellungen bezogen – einen deutlichen Gegenpol zu diesem Wandel

dar, einen Gegenpol auch im Hinblick auf Sinnorientierung und Gemeinschaftsleben. In diesem Punkt scheinen sich apostolische und kontemplative Orden nicht zu unterscheiden.<sup>29</sup> Dieser empirische Befund impliziert zum einen, dass auch Klöster von dem ‚Modernisierungssphänomen‘ Individualisierung beeinflusst sind, zum anderen aber auch, dass klösterliche Gemeinschaft einen bedeutungsvollen Wert birgt, der (auch zukünftig) nicht ‚auf Kosten‘ von Individualisierung aufgegeben werden sollte. In diesem Zusammenhang ist analytisch zu trennen zwischen:

- den Vorteilen von Gemeinschaft, die eine negative Wirkung von Individualisierung, wie die oben genannte Konkurrenz, abfangen kann, d.h. wenn genug Gemeinschaft vorhanden ist, dann bleibt das „gesellschaftliche Risiko“ der Individualisierung<sup>30</sup> gewissermaßen ‚draußen‘<sup>31</sup>
- der Balance, die ein Kloster beständig treffen muss zwischen den Bedürfnissen des Individuums und der Gemeinschaft. Hierin liegt sozusagen die ‚Kunst‘ eines modernen Organisations-/Klostermanagements.

### 3. Die drei Evangelischen Räte und Gesellschaft

Der vorstehend angeführte gesellschaftliche Wandel, der unter anderem mit „Individualisierung“ einhergeht, birgt die interessante Frage, wie die drei Evangelischen Räte des Ordenslebens in Relation zu den Veränderungen und ‚Postulaten‘ der Moderne<sup>32</sup> wie (marktwirtschaftlicher) Wettbewerb, Rationalismus, digitale Revolution oder „Risikogesellschaft“<sup>33</sup> stehen. Mehrere Studierendengruppen sind dieser Forschungsfrage konkreter nachgegangen.

Zunächst ist aus der Sicht des Ordensmitglieds D zu konstatieren, dass der Rat des Gehorsams dialogisch zu verstehen sei und eine Individualisierung diesem nicht im Wege stehe.<sup>34</sup> Auf der Homepage der Pallottinerinnen in Limburg heißt es:

„Das Leben nach den evangelischen Räten in Armut, Ehelosigkeit um des Reiches Gottes willen und in Gehorsam ist ein Leben *gegen den Strom*. Es ist eine Lebensform, zu der Gott ruft. Sie fordert Entschiedenheit und gibt Freiheit, um ein Mensch für Gott und andere zu werden: im Teilen, in der Liebe und im Antworten auf Seine Herausforderungen.“<sup>35</sup>

Unter „Gehorsam“ verstehen die Pallottinerinnen in Limburg an der Lahn ein dialogisches Element von „Hinhören“ auf den Willen Gottes und ein „Nachspüren“ was für die Gemeinschaft gut und wichtig ist.<sup>36</sup> Bei der „Armut“ steht wiederum im Mittelpunkt, durch Gütergemeinschaft der Mitglieder bewusst zu machen, dass es viele Menschen gibt, die in Armut und nicht im Überfluss leben.<sup>37</sup> Die drei Evangelischen Räte werden aus dieser Perspektive „um des Himmelsreiches“<sup>38</sup> willen gelebt, was eine Solidarität mit den Armen der Gesellschaft einbezieht. Eine solche Lebens- bzw. Organisationsform bedeutet ein „Leben gegen den Strom“. Zugleich impliziert ein Leben nach den Evangelischen Räten einen ‚Gegenpol‘ zur Individualisierung: Das Gemeinschaftliche steht im Mittelpunkt, die Solidarität, die Verantwortung füreinander sowie das Ablegen einer „Ellenbogenmentalität“. Es geht darum, das Leben miteinander zu teilen, aufeinander zu achten und

füreinander da zu sein.<sup>39</sup> An dieser Stelle scheinen sich Gesellschaft und Kloster diametral gegenüber zu stehen, wobei sich Gesellschaft an der Organisation Kloster orientieren könnte: „Ich glaube manchmal, dass Gesellschaft da von den Klöstern noch etwas lernen könnte.“<sup>40</sup>

Auch der Evangelische Rat der Armut steht in gewisser Relation zum gesellschaftlichen Trend zu Konkurrenz und Individualisierung, ist doch auch das Kloster oftmals marktwirtschaftlichen Wettbewerb ausgesetzt.<sup>41</sup> Die Organisation Kloster muss einerseits existenziell-wirtschaftlich gesichert sein: „Wir bekommen keine Kirchensteuer, sondern müssen uns unser Geld irgendwie verdienen. Insofern ist man nicht ganz frei von der Sorge ums Geld.“<sup>42</sup>

Andererseits befreit das Armutsgelübde auf der individuellen Ebene von dieser Sorge und vermittelt sogar im Gegensatz zur Armut in der Gesellschaft eine Form von Sicherheit: „Insofern muss ich sagen, dass mein Lebensstandard hier im Kloster eigentlich fast höher ist als es vorher war.“<sup>43</sup>

Auf die Organisation Kloster bezogen, bedeutet demnach das Armutsgelübde eine Entindividualisierung von Wettbewerb.<sup>44</sup> Trotz der Lebensorientierung nach dem Evangelischen Rat „Armut“ bedeutet es aber auch, die Organisation nach Aspekten der Wirtschaftlichkeit zu managen und die Bedürfnisse des einzelnen Ordensmitglieds nicht aus den Augen zu verlieren. In dieser notwendigen Balance organisationalen Managements bleiben die Ansprüche des Klosters gleich, wie etwa, dem Gesellschaftlichen jenseits der „Marktlogik“<sup>45</sup> zu begegnen oder an einem „Mehr an Heilung in dieser Welt“ mit-

zuwirken.<sup>46</sup> Eine nicht unerhebliche Herausforderung für die Organisation Kloster heute und in der Zukunft.

#### 4. „Entzauberung der Welt“ (Weber)

**im Kloster und in der Gesellschaft**  
Eine studentische Studie ging der Frage nach, ob das Kloster heute, wie auch die ‚moderne‘ Gesellschaft, von einer „Entzauberung der Welt“<sup>47</sup> betroffen ist, sich also Prozesse der Verweltlichung wie z.B. Intellektualisierung oder Bürokratisierung etwa durch moderne Medien oder den Aufbau von bürokratischen Strukturen im geistlichen Leben finden lassen.<sup>48</sup> In der Tat weisen die empirischen Ergebnisse darauf hin, dass in diesem Punkt gesellschaftliche respektive weltliche Einflüsse auf die Organisation Kloster wirken. Ordensleute bringen ein „Weltverständnis“ ins Kloster mit, zum Beispiel durch berufliche Tätigkeit außerhalb des Ordens.<sup>49</sup> Hierin liegt eine gewisse Gefahr, sich etwa über Arbeit zu definieren oder der Arbeit ein überdimensionales Gewicht zu verleihen und dabei Zeiten des Schweigens und Betens zu vernachlässigen. Ein anderes Beispiel für die „Entzauberung“ im Kloster ist der Einfluss der (modernen) Medien. Auf der einen Seite ist es für die Organisation Kloster wichtig, Zugang zu neuen Medien zu haben um kommunikationsfähig zu bleiben und auch Anregungen von außen zu erhalten; z.B. durch wissenschaftliche Erkenntnisse (etwa aus der Ökologie oder Psychologie). Es gibt also „weltliche“ Abhängigkeiten im Kloster. Auf der anderen Seite müsse im Kloster darauf Acht gegeben werden, dass alles „im rechten Maße“ stattfindet.<sup>50</sup> Auch über jüngere Ordensmitglieder kommt eine Form von modernem/gesellschaft-

lichem „Körperbewusstsein“ (z.B. Sport treiben, sich gesund ernähren) in das Kloster hinein. Hier müsse das Kloster der Gefahr eines extremen „Körperkultes“ und auch den anderen Einflüssen der „Entzauberung“ entgegen, indem Achtsamkeit geübt werde, dem Arbeiten kein Übermaß zukomme, Muße und Gebetszeiten nicht ausgelassen würden und ein bewusstes „Abgrenzen“ nach außen stattfinde (etwa über die Klausur oder über die Spiritualität), um die „inneren Räume“ geschützt zu halten. Dies sei eine Herausforderung und „nicht so einfach“.<sup>51</sup> Doch die „klare Struktur“ des Klosters und die Gemeinschaft sei ein deutlicher Vorteil gegenüber dem gesellschaftlichen Leben „draußen“, sogar eine Form von „Luxus“; „so viel Zeit zu haben für das Innenleben, das geistliche Leben“.<sup>52</sup> Deutlich wird mit den vorliegenden empirischen Befunden, dass die gesellschaftlichen Einflüsse der „Entzauberung der Welt“ in die Organisation Kloster hineinwirken und sich das Kloster vor diesen Einflüssen einerseits achtsam und maßhaltend „abgrenzen“ und „schützen“ muss. Andererseits profitiert das Kloster von den Einflüssen der ‚Moderne‘ und nutzt diese (z.B. durch eine mediale Vernetzung und Kommunikation). Dies allein reicht jedoch nicht, um die „Organisation zusammenzuhalten“, denn das Kloster könnte zukünftig (noch mehr) lernen, z.B. eine Art von „Körpergebet“<sup>53</sup> einführen, welches strukturell in den Tagesrhythmus bzw. in den Konstitutionen verankert werde.<sup>54</sup> Ein weiterer Punkt wäre, den Gefahren der „Verweltlichung“ zu begegnen, indem z.B. die Arbeit „auch mal einen Moment“ liegen gelassen werde, um Zeit zu gewinnen für Austausch, das Teilen von Glau-

benserfahrungen bzw. Vernetzungstreffen.<sup>55</sup> Gegenüber der Gesellschaft hat hier die Organisation Kloster einen deutlichen Vorteil:

„Das Ordensleben grenzt sich ab von den Erwartungen, Konzepten und Rollenstrukturen der Gesellschaft... Das rein Materielle schafft nicht das Glück, sondern da wollen wir immer mehr... Und da, denke ich, haben wir eine Kompetenz und das dürfen und müssen wir auch weitergeben und Räume bieten, wo Menschen auch heilen können an Geist, Körper und Seele.“<sup>56</sup>

„In der Struktur des Klosters lässt sich also ein Gegenpol zum beschleunigten Leben in der Außenwelt und somit ein Gegenpol zur ‚Entzauberung der Welt‘ erkennen.“<sup>57</sup>

## Resümee im Rück- und Ausblick

Rückblickend lassen sich aus der Sicht der Studierenden persönliche Erfahrungen mit der vorliegenden „Klosterstudie“ festhalten. Die beiden folgenden Zitate von Studierenden geben beispielhaft ihre besonderen Eindrücke wider:

„Ich konnte einen Einblick in die Lebenswelt des Klosters gewinnen, die mir zuvor völlig fremd war. Dabei war es für mich besonders interessant zu erleben, wie aufgeschlossen und weltlich die Mitglieder aus den Ordensgemeinschaften waren, die ich im Laufe des Seminars kennenlernen durfte. Der Eindruck von jener Lebenswelt war ein weltoffener und entsprach so gar nicht dem ‚Vorurteil‘

vom ‚weltfremden Klosterleben‘, welches in der Gesamtgesellschaft nicht selten bemüht wird. Trotzdem bleibt bei mir der Eindruck der ‚Parallelwelt‘ Ordensgemeinschaft. Dabei ist das Wort Parallelwelt von mir jedoch keinesfalls negativ konnotiert.“<sup>58</sup>

„Wie ich bereits in der Einleitung erwähnte, hat sich mein Interesse an der Institution Kloster im Laufe des Semesters erheblich gesteigert. Ich finde den Gemeinschaftsgedanken, der nicht zuletzt durch die Gütergemeinschaft verstärkt wird und den ganzen Alltag prägt, sehr faszinierend. Insbesondere die Exkursion zu den Missionsärztlichen Schwestern war ein sehr prägendes Erlebnis in Bezug auf unsere Klosterforschung. Die Schwestern haben deutlich gemacht, dass das Armutsgelübde eine Chance sein kann gesellschaftliche Kritik in Bezug auf Ausbeutung, Konsum und Wettbewerb auszuüben. Mit so viel ‚weltlicher Reflexion‘ habe ich naiver Weise nicht gerechnet und ich bin umso zufriedener, dass ich die Möglichkeit hatte, mich mit dem Forschungsfeld des Klosters auseinanderzusetzen.“<sup>59</sup>

Als Besonderheit der Erfahrung im Rahmen der „Klosterforschung“ ist noch anzufügen, dass ein/e Studierende/r an einer „Kloster-auf-Zeit-Woche“ teilgenommen hat, um Ordensleben authentisch und hautnah kennen zu lernen. Die/der Studierende bringt ihre/seine Erfahrung mit der „Organisation Kloster“ auf den Punkt, die im Grunde die Erfahrung der gesamten Studierenden-gruppe zusammenfasst: „Wir sind uns sicher, dass wir alle eine sehr persönli-

che und wertvolle Erfahrung machen durften. die uns im Leben ‚da draußen‘ sicherlich von hohem Wert sein wird.“ Aus meiner Sicht als Seminar- und Forschungsleiterin möchte ich noch hinzufügen, dass anhand der genannten Erfahrungen der Studierenden deutlich wird, welche Rolle (gesellschaftliche) Vorurteile über Klöster „in den Köpfen“ spielen und dass es ein bedeutender Schritt sein kann, gerade junge Menschen Möglichkeiten zu bieten, die für sie fremde Lebenswelt Kloster persönlich erleben zu lassen. So könnten sich „Gesellschaft“ und „Kloster“ annähern und begegnen; sicherlich ein Gewinn für beide Seiten.

Deutlich wird ferner mit den vorliegenden empirischen Ergebnissen, dass es für die Zukunft der Organisation Kloster wichtig sein kann, sich (vermehrt) der Gesellschaft zu „öffnen“, dabei jedoch die „leitenden Werte und Regeln“ wie Spiritualität, Gemeinschaft bzw. „aus der Tiefe der evangelischen Räte im Dienst an den Menschen zu stehen“<sup>60</sup> aufrecht zu erhalten. Zukunftsfähige Klosterorganisationen scheinen einer guten Balance zwischen „Öffnung“ (z.B. in Form einer Präsenz nach außen hin etwa über die Homepage) und „Geschlossenheit“ sowie Transformation und Beständigkeit, Ökonomie und Spiritualität, Gemeinschaft und Individualisierung, Ver- und Entweltlichung zu bedürfen. Eine „Öffnung“ von Klöstern zur Gesellschaft, die z.B. aus ökonomischer Hinsicht zum Teil essentiell ist (beispielsweise bedürfen viele Klosterorganisationen mehr und mehr weltlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter), hieße also nicht einfach ‚Verweltlichung‘. Vielmehr müsste, mit den Worten des Soziologen Niklas Luhmann formuliert, eine gewisse „Dif-

ferenz“ zwischen Organisation (Kloster) und ihrer Umwelt (Gesellschaft) bestehen bleiben, d.h. Strukturänderungen sind zum Teil und notwendigerweise unabänderlich und essentiell, jedoch sollte der für die Organisation spezifische und identitätsstiftende „Code“ erhalten bleiben.<sup>61</sup> Die Organisation Kloster wird also ‚zusammengehalten‘ durch ein sich ergänzendes Management von „Rationalisierung“ auf der einen Seite und lernender Organisation auf der anderen Seite. In einem Interview fiel in diesem Zusammenhang der Begriff „organisches Modell“<sup>62</sup>, ein Organisationsmodell von Kloster, das dynamische Veränderungspotenziale birgt. Das seit dem 1. Advent 2014 vom Papst Franziskus ausgerufenen „Jahr der Orden“ kann ein Impuls sein, über diese Veränderungen und Mechanismen stärker zu reflektieren und die Zukunft von Klöstern produktiv zu gestalten. Die Organisation Kloster als entwicklungsfähig zu sehen, ist sicherlich eine große Chance, auch für die Gesellschaft. So lässt sich mit den Worten des Provinzials der Steyler Missionare, Pater Ralf Huning, zukunftsweisend zusammenfassen: Das „Ordensleben ist kein Auslaufmodell“<sup>63</sup>. Abschließend möchte ich all denjenigen herzlich danken, die an der vorliegenden Studie mitgewirkt haben, den Master-Studierenden der Universität in Gießen und allen Ordensschwestern und Ordensbrüdern der verschiedenen Kongregationen.

.....

1 Vgl. z.B. Herbert Altrichter / Thomas Brüsemeister / Jochen Wissinger (Hg.), Educational Governance. Handlungskoordination und Steuerung im Bildungssystem, Wiesbaden 2007.

- 2 In das „Gesellschaftliche“ hinein gehören kirchliche, religiöse, wirtschaftliche etc. Institutionen und Systeme. Die systemtheoretische Soziologie sieht Gesellschaft als Zusammenspiel verschiedener „Teilsysteme“ wie z.B. Religion, Bildung, Politik, Wirtschaft (vgl. Niklas Luhmann, Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt am Main 1984.).
- 3 Vgl. Michael Hochschild, Elastische Tradition. Biometrie des Klosters von heute. St. Ottilien, 80ff.
- 4 Zitat Ordensmitglied A.
- 5 Michael Hochschild, Selbstsäkularisierung der Klöster? Ort und Grenze der geistlichen Krise in den Klöstern, in: Ordenskorrespondenz 54 (2013), 273-280, hier: 273.
- 6 Ebd., 18.
- 7 Vgl. Ulrich Engel OP, Jetztzeit der Orden, in: Ordenskorrespondenz 54 (2013), 339-352, hier: 340.
- 8 Der Begriff des „Sampling“ ist ein charakteristischer Begriff der Qualitativen Sozialforschung. Grundsätzlich zielt qualitative Forschung nicht auf eine statistische Repräsentativität von empirischen Daten, sondern auf die Untersuchung eines Einzelfalls bzw. den Fallvergleich (vgl. Thomas Brüsemeister, Qualitative Forschung. Ein Überblick, Wiesbaden 2008).
- 9 An dieser Stelle ist hervorzuheben, dass die überwiegende Anzahl der untersuchten Klöster eine Anonymisierung der Daten gewünscht hat. Aus diesem Grunde werden im vorliegenden Beitrag lediglich verallgemeinernde Aussagen über Orte, Kongregationen, Zeiten oder Personen getroffen werden, die keine Rückschlüsse auf individuelle Daten zulassen.
- 10 Hier fiel besonders auf, dass den Studierenden über die Homepage der einzelnen Ordensgemeinschaften eine Präsenz bzw. Offenheit nach außen hin signalisiert wurde. D.h. zu Ordensgemeinschaften, die sich nach außen hin, also zur Gesellschaft, öffnen, bot sich für die Studierenden ein einfacherer Feldzugang, ein persönlicher

Kontakt. Im Rahmen des gesamten Forschungsprozesses fiel weiterhin auf, dass diese „sich öffnenden Organisationen“ ein besonders hohes Entwicklungspotenzial zeigten, also Bereitschaften und Initiativen zur Veränderung, „Modernisierung“, aufwiesen und weniger „krisenhaft“, also konstruktiv, mit den aktuellen (zum Teil gesellschaftsbedingten) Herausforderungen umgehen konnten. Es wäre interessant und ggf. auch für die Organisation Kloster von Bedeutung, an dieser Stelle konkreter zu beobachten und zu forschen.

- 11 An dieser Stelle möchte ich sehr herzlich Sr. Beate Glania von den Missionsärztlichen Schwestern danken, die mit uns das Treffen koordiniert und organisiert hat und allen ihren Mitschwestern, die sich (trotz beruflicher und anderer Verpflichtungen) für die Begegnung mit den Studierenden Zeit genommen haben und eine große Offenheit, Gastfreundschaft und Herzlichkeit zeigten.
- 12 Auch Sr. Mirjam möchte ich herzlich danke sagen für Ihre spontane, offene und herzliche Bereitschaft, mit uns in Kontakt zu treten und sich (trotz umfassender Verpflichtungen im Rahmen ihres Studiums und ihres Ordenslebens als Novizin) für ein Skype-Interviewgespräch zur Verfügung zu stellen.
- 13 Nach Uwe Flick, Qualitative Sozialforschung: Eine Einführung, Reinbek 2007.
- 14 Vgl. Martin Abraham, / Günter Büschges, Einführung in die Organisationssoziologie, Wiesbaden 4/2009, 241.
- 15 Vgl. Studie Studentin Frau G.
- 16 Vgl. Zitat Ordensmitglied B.
- 17 Vgl. ebd.
- 18 Vgl. ebd.
- 19 Engel OP, 346.
- 20 Zitat Ordensmitglied B. Solche positiven Entwicklungen können beispielsweise sein: Entstehung von Säkulargemeinschaften, Profitierung durch Ordensnachwuchs aus anderen Ländern, Öffnungsprozesse des Klosters zur Gesellschaft, Annäherung von karitativen und kontemplativen Orden, Globalisierungsdynamiken von Orden (vgl. Zitat Ordensmitglied B).
- 21 Vgl. Ulrich Beck, Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt/M. 1986.
- 22 Vgl. ebd. Dies ist auch ein Grund, warum das Interesse am Klostereintritt nachgelassen hat, sich also die Eintrittsgründe verändert haben: Das Kloster bietet gegenwärtig insbesondere für Werte- und Sinnsuchende eine Anziehung, um sich für das Ordensleben zu entscheiden (vgl. Zitat Ordensmitglied C).
- 23 Vgl. Zitat Ordensmitglied C.
- 24 Vgl. ebd.
- 25 Vgl. ebd.
- 26 Studie Studentin Frau S. und Studentin Frau W.
- 27 Vgl. Zitat Ordensmitglied C.
- 28 Vgl. Studie Studentin Frau S. und Studentin Frau W.
- 29 Vgl. ebd.
- 30 Vgl. Beck.
- 31 Vgl. Studie Studentin Frau S. und Studentin Frau W.
- 32 Selbstverständlich gelten diese ‚Postulate‘ nicht für alle Gesellschaftsmitglieder. Sie zeigen lediglich einen wissenschaftlich erfassten Trend, der seit den 60er Jahren in der bundesdeutschen Gesellschaft zu verzeichnen ist (vgl. Beck).
- 33 Beck.
- 34 Vgl. Zitat Ordensmitglied D.
- 35 Vgl. <http://www.pallottinerinnen.de/> (letzter Zugriff am 27.08.2015), Hervorhebungen v. d. Verf.
- 36 Vgl. Zitat Ordensmitglied D.
- 37 Vgl. ebd., s. Studie Student Herr B.
- 38 Ebd.
- 39 Ebd.
- 40 Ebd.
- 41 Vgl. Studie Studentin Frau K.

- 42 Zitat Ordensmitglied E.
- 43 Ebd.
- 44 Vgl. Studie Studentin Frau K.
- 45 Vgl. Zitat Ordensmitglied F, s. Studie Student Herr N.
- 46 Vgl. Zitat Ordensmitglied G, s. Studie Studentin Frau F. und Studentin Frau T.
- 47 Max Weber, Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie, Band I, Tübingen 1920.
- 48 Vgl. Studie Student Herr W.
- 49 Vgl. Zitat Ordensmitglied H, s. Studie Student Herr W.
- 50 Vgl. ebd.
- 51 Vgl. ebd.
- 52 Vgl. ebd.
- 53 Ebd.
- 54 An diesem Punkt fallen die Bedürfnisse der Generationen zwischen ‚jungen‘ und ‚alten‘ Ordensmitgliedern auseinander. Hier lässt sich erkennen, dass die Organisation Kloster nicht nur im Verhältnis zwischen innen und außen Veränderungen unterliegt, sondern auch binnenbezogen, also intern.
- 55 Vgl. ebd.
- 56 Ebd.
- 57 Studie Student Herr W.
- 58 Vgl. Zitat Studierende/r.
- 59 Vgl. Zitat Studierende/r.
- 60 Paul Zahner OFM, Aus der Christus-Begegnung in die verantwortliche Gestaltung der Welt. Das Charisma von Ordensleuten gestern und heute, in: Ordenskorrespondenz 55 (2014), 147-155, hier: 154.
- 61 Luhmann.
- 62 Vgl. Zitat Ordensmitglied G, s. Studie Studentin Frau F.
- 63 Vgl. URL: <http://www.orden-online.de/news/2015/02/02/steyler-ordensleben-ist-kein-auslaufmodell/> (letzter Zugriff am 27.08.2015).

## ... Dokumentation

### Botschaft von Papst Franziskus zum Weltmissionssonntag 2015

Liebe Brüder und Schwestern, der Weltmissionssonntag 2015 findet im Kontext des Jahres des gottgeweihten Lebens statt und empfängt daraus einen Impuls für das Gebet und die Reflexion. Denn, wenn jeder Getaufte berufen ist, Jesus, den Herrn, durch das Verkünden des als Geschenk empfangenen Glaubens zu bezeugen, so gilt das in besonderer Weise für die gottgeweihte Person, denn zwischen dem *gottgeweihten Leben* und der *Mission* besteht eine enge Verbindung. Die Jesusnachfolge, die das Entstehen des geweihten Lebens in der Kirche bestimmt hat, ist die Antwort auf den Ruf, das Kreuz auf sich zu nehmen und Ihm zu folgen, seine Hingabe an den Vater und seine Gesten des Dienstes und der Liebe nachzuahmen und so das Leben zu verlieren, um es neu zu finden. Und da die gesamte Existenz Christi von der Mission geprägt ist, gilt dies auch für Männer und Frauen, die ihm in besonderer Weise folgen.

Die missionarische Dimension, die wesentlich zur Kirche gehört, *wohnt jeder Form des gottgeweihten Lebens inne* und darf nicht vernachlässigt werden, da dies eine Leere hinterlassen würde, die das Charisma verzerrt. Mission bedeutet nicht Proselytenmacherei oder reine Strategie, Mission ist Teil der „Grammatik“ des Glaubens, sie ist unumgänglich für denjenigen, der die Stimme des



Geistes hört, der ihm zuflüstert: „komm“ und „geh“. Wer Christus nachfolgt, muss zum Missionar werden; denn er weiß, dass Jesus „mit ihm geht, mit ihm spricht, mit ihm atmet, mit ihm arbeitet. Er spürt, dass der lebendige Jesus inmitten der missionarischen Arbeit bei ihm ist“ (Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium*, 266).

Mission ist *Leidenschaft für Jesus Christus* und gleichzeitig *Leidenschaft für die Menschen*. Wenn wir im Gebet vor dem gekreuzigten Jesus verweilen, erkennen wir die Größe seiner Liebe, die uns Würde verleiht und uns trägt; und

in diesem Moment spüren wir, dass diese Liebe, die aus seinem durchbohrten Herzen kommt, sich auf das ganze Volk Gottes und die ganze Menschheit erstreckt; und genau dann spüren wir, dass Er uns als Werkzeug nehmen will, um seinem geliebten Volk immer näher zu kommen (vgl. *ibd.*, 268) und allen, die aufrichtig nach ihm suchen. Der Auftrag Jesu des „Geht hinaus!“ umfasst immer wieder neue Szenarien und Herausforderungen, mit denen sich die Evangelisierungstätigkeit der Kirche konfrontiert sieht. In der Kirche sind alle berufen, das Evangelium durch das eigene Lebenszeugnis zu verkünden; und in besonderer Weise wird von gottgeweihten Personen verlangt, dass sie *die Stimme des Geistes hören, der sie dazu aufruft, an die großen Peripherien der Mission zu gehen, zu den Völkern, bei denen das Evangelium noch nicht angekommen ist.*

Der fünfzigste Jahrestag des Konzilsdekrets *Ad gentes* lädt dazu ein, dieses Dokument, das *bei den Instituten des gottgeweihten Lebens starke missionarische Impulse freisetzt*, neu zu lesen und zu bedenken. In den kontemplativen Ordensgemeinschaften erschien die Figur der heiligen Theresia vom Kinde Jesu, die als Schutzpatronin der Missionen die enge Verbindung zwischen dem kontemplativen Leben und der Mission inspiriert, in neuem Licht und mit neuer Aussagekraft. Viele religiöse Gemeinschaften des aktiven Lebens setzten die vom Zweiten Vatikanischen Konzil ausgelöste missionarische Sehnsucht durch eine außerordentliche Öffnung gegenüber der Mission *ad gentes* um, die oft mit der Aufnahme von Brüdern und Schwestern aus Ländern und Kulturen einherging, denen sie bei der Evangeli-

sierung begegnet waren, so dass man heute von einer weit verbreiteten interkulturellen Dimension des Ordenslebens sprechen kann. Aus diesem Grund ist es besonders wichtig, das Ideal der Mission aus seinem Mittelpunkt Jesus Christus und seinen Anspruch der totalen Selbsthingabe für die Verkündigung des Evangeliums zu erschließen. Dabei dürfen keine Kompromisse gemacht werden: *wer, durch die Gnade Gottes, den Missionsauftrag annimmt, ist berufen aus dem Geist der Mission zu leben.* Aus diesem Grund ist für diese Personen die Verkündigung Christi an den vielfältigen Peripherien der Welt die Art, die Christusnachfolge zu leben. Sie entlohnt für viele Mühen und Entbehrungen. Jede Tendenz, von dieser Berufung abzuweichen, auch wenn es dafür viele edle Gründe gibt, die mit pastoralen, kirchlichen und humanitären Erfordernissen in Verbindung stehen, stimmt nicht mit dem persönlichen Ruf durch den Herrn zum Dienst am Evangelium überein. Die Ausbilder in den *Missionsinstituten* sind dazu aufgerufen, sowohl auf diese Lebens- und Handlungsperspektive klar und offen hinzuweisen, als auch maßgeblich echte Missionsberufungen zu erkennen. Ich wende mich vor allem an *junge Menschen*, die noch fähig sind, ein mutiges Zeugnis abzulegen und großherzige Unternehmungen anzugehen und dabei manchmal auch gegen den Strom zu schwimmen: *lasst euch den Traum von der wahren Mission nicht nehmen*, von einer Christusnachfolge, die die totale Selbsthingabe mit sich bringt. Fragt euch im Innersten eures Gewissens, was der Grund der Entscheidung für das missionarische Ordensleben sei, und ermesst die Bereitschaft, diese anzunehmen, an dem, was es tat-

sächlich ist: ein Geschenk der Liebe im Dienst der Verkündung des Evangeliums. Bedenkt dabei, dass die Verkündigung des Evangeliums nicht so sehr ein Erfordernis für die ist, die es nicht kennen, als vielmehr eine Notwendigkeit für diejenigen, die den Meister lieben.

Heute sieht sich die Mission mit der Herausforderung konfrontiert, das Bedürfnis aller Völker zu respektieren, *von den eigenen Wurzeln auszugehen und die Werte der jeweiligen Kultur zu erhalten*. Es geht darum, andere Traditionen und philosophische Systeme zu verstehen und ihnen respektvoll zu begegnen wie auch jedem Volk und allen Kulturkreisen zuzugestehen, dass sie sich mit Hilfe der eigenen Kultur dem Verständnis des Geheimnisses Gottes und der Annahme des Evangeliums Jesu nähern, das für diese Kulturen Licht und verwandelnde Kraft ist.

Angesichts dieser komplexen Dynamik müssen wir uns fragen: „Wen soll die Verkündigung des Evangeliums bevorzugen?“ Die Antwort ist klar, und wir finden sie im Evangelium selbst: es sind die Armen, die Kleinen, die Kranken, diejenigen, die oft verachtet und vergessen werden, diejenigen, die es nicht vergelten können (vgl. *Lk 14,13-14*). Die Evangelisierung, die sich vor allem an sie wendet, ist Zeichen des Reiches, das zu bringen Jesus gekommen ist. Es besteht „ein untrennbares Band zwischen unserem Glauben und den Armen [...]. Lassen wir die Armen nie allein!“ (Apostolisches Schreiben *Evangelii gaudium*, 48). Dies muss vor allem für Personen klar sein, die sich für das missionarische Ordensleben entschieden haben: durch das Gelübde der Armut wählt man die Christusnachfrage in dieser bevorzugten Weise, nicht als

Ideologie, sondern indem man sich wie Er mit den Armen identifiziert, indem man wie sie unter prekären alltäglichen Umständen lebt und auf die Ausübung jeglicher Macht verzichtet, um sich zu Brüdern und Schwestern der Letzten zu machen, und ihnen das Zeugnis von der Freude des Evangeliums und den Ausdruck der Liebe Gottes zu bringen.

Damit sie das christliche Zeugnis und die Zeichen der Liebe des Vaters unter den Kleinen und Armen leben können, sind die Ordensleute berufen, im Dienst der Mission die *Präsenz der Laiengläubigen* zu fördern. Bereits das Zweite Vatikanische Konzil bekräftigte: „Die Laien wirken am Evangelisierungswerk der Kirche mit und haben als Zeugen ebenso wie als lebendige Werkzeuge Anteil an ihrer heilbringenden Sendung“ (*Ad gentes*, 41). Ordensmissionare müssen sich zunehmend mutig gegenüber denjenigen öffnen, die bereit sind, mit ihnen, auch über einen begrenzten Zeitraum, zusammenzuarbeiten und missionarische Erfahrungen zu machen. Sie sind Brüder und Schwestern, *die die der Taufe innewohnende missionarische Berufung teilen wollen*. Die Häuser und Einrichtungen der Missionen sind natürliche Orte für ihre Aufnahme und ihre menschliche, geistliche und apostolische Unterstützung.

*Die missionarischen Institutionen und Werke der Kirche* stellen sich gänzlich in den Dienst derjenigen, die das Evangelium Jesu nicht kennen. Damit dieses Ziel wirksam umgesetzt werden kann, brauchen sie die Charismen und das missionarische Engagement der Personen des gottgeweihten Lebens, aber auch die gottgeweihten Personen brauchen eine Struktur, die sich in ihren Dienst stellt. Sie ist Ausdruck der Für-

sorge des Bischofs von Rom, wenn es darum geht, die *Koinonia* zu garantieren, damit die Zusammenarbeit und die Synergie wesentlicher Bestandteil des missionarischen Zeugnisses sind. Jesus hat die Einheit seiner Jünger zur Bedingung gemacht, damit die Welt glaubt (vgl. *Joh 17,21*). Diese Konvergenz ist nicht gleichbedeutend mit einer juristisch-organisatorischen Unterordnung unter institutionelle Organismen oder einer Abtötung der Phantasie des Heiligen Geistes, der die Verschiedenheit weckt, sondern soll vielmehr der Botschaft des Evangeliums mehr Wirksamkeit geben und jene Einheit bei den Vorhaben fördern, die ebenfalls Frucht des Geistes ist.

Das Missionswerk des Petrusnachfolgers hat einen *universalen apostolischen Horizont*. Aus diesem Grund braucht es die vielen Charismen des gottgeweihten Lebens, damit es sich dem weiten Horizont der Evangelisierung zuwenden kann und in der Lage ist, eine angemessene Präsenz an den Grenzen und in den bereits erreichten Gebieten zu gewährleisten.

Liebe Brüder und Schwestern, die Leidenschaft des Missionars ist das Evangelium. Der heilige Paulus sagte: „Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht

verkünde!“ (*1 Kor 9,16*). Das Evangelium ist Quelle der Freude, der Befreiung und des Heils für jeden Menschen. Die Kirche weiß um dieses Geschenk; deshalb wird sie nicht müde, unaufhörlich unter allen zu verkünden, „was von Anfang an war, was wir gehört haben, was wir mit unseren Augen gesehen haben“ (*1 Joh 1,1*). Die Sendung der Diener des Wortes – Bischöfe, Priester, Ordensleute und Laien – ist es, alle, ohne Ausnahme, zur persönlichen Begegnung mit Christus zu führen. Im weiten Feld der Missionstätigkeit der Kirche ist jeder Getaufte berufen, sein Engagement, je nach der persönlichen Lebenslage, bestmöglich zu leben. Einen großzügigen Beitrag zu dieser universalen Berufung können die gottgeweihten Personen durch das intensive Gebet und die Einheit mit dem Herrn und mit seinem erlösenden Opfer leisten.

Maria, Mutter der Kirche und Vorbild des missionarischen Lebens, vertraue ich all diejenigen an, die *ad gentes* oder im eigenen Land, in jedem Lebensstand an der Verkündigung des Evangeliums mitwirken, und erteile allen den Apostolischen Segen.

*Aus dem Vatikan, am 24. Mai 2015, Hochfest von Pfingsten*

Franziskus



### KMO-Tagung zu Fragen globaler Gesundheit

Vom 11. bis 13. September 2015 fand in Nürnberg die „Ordenstagung Mission“ statt. Unter dem Motto „Und heilt die Kranken, die dort sind“ (LK 10.9) ging es um globale Gesundheitsfragen und das Engagement der Orden in diesem Bereich. Veranstalter war die Konferenz der missionierenden Orden (KMO) in Kooperation mit dem Missionsärztlichen Institut. Die Ordenskorrespondenz dokumentiert im Folgenden Beiträge der Tagung sowie die am 13. September verabschiedete „Nürnberger Erklärung für eine gesunde Zukunft der Menschheit“. Das Foto zeigt die abschließende Podiumsdiskussion mit Vertretern aus Politik und Entwicklungszusammenarbeit.

Albert-Peter Rethmann

## Herausforderungen an die Gesundheitsarbeit der Barmherzigen Brüder, lokal und global

### Caritas und Mission

Für missionierende Orden stellt sich immer wieder neu die Frage ihres Selbstverständnisses, nicht zuletzt ihres Verständnisses von Mission im Verhältnis zu ihrem diakonischen bzw. caritativen Auftrag. Da mag es eine Ermutigung sein, wenn auf der gegenwärtigen Diözesansynode in Trier formuliert wurde, dass Christen „diakonisch und missionarisch Kirche sein“ sollen. Was

bedeutet es aber, wenn wir theologisch von „missionarischer Kirche“ sprechen? Und in welchem Verhältnis steht das Missionarische zum Diakonischen? Missionarisches Selbstverständnis kann auch heute selbstbewusst gelebt werden, wenn Mission verstanden wird als Teilhabe an der Missio Dei. „Missio“ meint theologisch ursprünglich die Sendung des Geistes Gottes auf die Menschen sowie die Sendung des Sohnes in die Welt in der Menschwerdung.

Missio christiana ist in diesem Sinn Teilhabe an der Missio Dei, an der Zuwendung Gottes zu den Menschen.

Peter Friedhofen, der Gründer der Kongregation der Barmherzigen Brüder von Maria Hilf schreibt in einem Brief: „Meine Freude ist erfüllt und gestillt ist mein Verlangen, wenn ein Werk für Gottes Ehre aufgerichtet ist.“ (Peter Friedhofen – Brief 9) Christliche Mission in diesem Verständnis ist geprägt von absichtsloser Liebe: Christliche Mission meint, sein Tun als Werk zur Ehre Gottes zu verstehen. Christliche Mission ist absichtslos tätige Liebe zur Ehre Gottes.

Erstes Ziel der Mission der Christen ist damit nicht die Rekrutierung von neuen Kirchenmitgliedern oder die Rückgewinnung „verlorener Schafe“ (Mt 15,24). Vielmehr geht es um die Teilhabe an der Bewegung Gottes zu den Menschen, konkret zu jedem einzelnen Menschen in allen seinen Dimensionen als leibliche, geistige und seelische Existenz.

Deshalb gibt es für in diesem Sinn missionarische Christen und missionarische Gemeinschaften kein Entweder-Oder von Leibsorge und Seelsorge und auch kein Entweder-Oder von Einsatz gegen Armut und für Gerechtigkeit und andererseits der Rede von Gott. Entscheidend ist, dass alles christliche Tun absichtslos, das heißt um des anderen willen geschieht.

Christliche Mission umfasst damit das Sowohl-Als-Auch von Entwicklungshilfe *und* Glaubensverkündigung, das Sowohl-Als-Auch von Gesundheitsengagement, Bildungsengagement *und* expliziter Bezeugung des Christuserignisses. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ (Mt 4,4; Dtn 8,3) – aber er kann als Mensch auch nicht leben ohne das

Brot für den Leib (Nahrung, Gesundheitsvorsorge), ohne das Brot für den Geist (Bildung) und ohne das Brot für die Seele auf ihrer Suche nach Sinn und endgültiger Liebe, die selbst den Tod überwindet.

Ein so verstandenes missionarisches Selbstverständnis bedeutet auf jeden Fall eine Weitung des Begriffs der Mission, der es gerade nicht in erster Linie um Rekrutierung von Kirchenmitgliedern gehen darf. Dass Menschen in der Kirche den Raum finden, wo sie Gott entdecken und mit ihm zum Menschsein reifen, ist eine Folge, die einen christlich Glaubenden freut. Das Erste und Wichtigste ist aber, dass wir unsere Mission leben – und diese besteht in der *absichtslosen* tätigen Liebe zum Nächsten, vor allem zum bedürftigen Nächsten.

## Christliches Profil

### – Lernen aus Malaysia

In der Stadt Ipoh in Malaysia, einem islamisch geprägten Land, führen die Barmherzigen Brüder von Maria Hilf ein christliches Krankenhaus. Ein Bruder gestaltet die Einrichtung zusammen mit einem Leitungsboard, in dem sich christliche Laien engagieren. Christliche Symbole bezeugen im Haus den Anspruch, dass neben der Qualität der Medizin eine besondere Haltung zu Patientinnen und Patienten die Atmosphäre des Krankenhauses prägen sollen. Es gelingt hier, christliches Profil zu gestalten, auch wenn Christen nicht die Mehrheit bilden, weder unter den Patientinnen und Patienten noch unter den Mitarbeitenden.

Auch in Deutschland stehen wir zunehmend vor der Herausforderung christliche Dienstgemeinschaft zu gestalten,

obwohl viele Mitarbeitende ihre Arbeit nicht oder nicht mehr explizit christlich deuten. Im Brüderkrankenhaus in Paderborn kommen z.B. mehr als 15 % der jungen Ärzte aus dem arabischen Raum. Umso wichtiger ist es, sich der Herausforderung zu stellen und allen Mitarbeitenden eine Dienstgemeinschaft anzubieten, in der sie spüren, dass der christliche Glaube nicht ein mehr an Leistung fordert, sondern dem eigenen Tun Sinn gibt. Und wir machen die Erfahrung, dass dort, wo christliche Mitarbeitende ihren Dienst aus dem Glauben deuten, gerade auch entschiedene gläubige Kolleginnen und Kollegen anderer Religionen auf der Sinnenebene Anschluss finden; denn im Engagement für Kranke und Hilfsbedürftige finden sich in allen großen Religionen sehr eng verwandte Impulse und Sinndeutungen.

### Christliches Profil von Ordenseinrichtungen

Am Anfang der Geschichte der meisten kirchlichen Gründungen im sozialen Bereich stand die Entscheidung, Menschen in physischer, psychischer oder materieller Not beizustehen, vor allem solchen, die durch das soziale Netz der Gesellschaft gefallen waren oder herauszufallen drohten. Aus solche Motiven entstanden in der Neuzeit caritative Orden, die eine tätige Antwort auf die soziale Not breiter Bevölkerungsschichten geben wollten. Personen, die mit diesen Initiativen verbunden sind, finden wir in Gründergestalten wie Johannes von Gott (+1550), Vinzenz von Paul (+1660), Luise de Marillac (+1660), Peter Friedhofen (+1860), Franziska Schervier (+1867), Maria Katharina Kasper (+ 1898) und anderen.

**Albert-Peter Rethmann**



Dr. Albert-Peter Rethmann ist Geschäftsführer der BBT-Gruppe (Barmherzige Brüder Trier) für den Geschäftsbereich Christliche Unternehmenskultur und Organisationsentwicklung. Zuvor war er Professor für theologische Ethik in Chur und in Prag sowie Gründungsrektor des Instituts für Weltkirche und Mission an der Philosophisch-theologischen Hochschule Sankt Georgen.

Die meisten kirchlichen Sozialunternehmen aus der Ordenstradition wurden in der ersten Phase ihrer Gründung im Grunde wie eine große Familie organisiert und geleitet. Je größer die Werke der Orden jedoch wurden, desto notwendiger erwiesen sich Arbeitsteilung und Ausdifferenzierung der Dienste und Berufe in den einzelnen Organisationen. Durch die Tatsache, dass heute weltliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter die Mehrzahl der Arbeitskräfte im Unternehmen bilden, sind die Ordenseinrichtungen nicht mehr wie zu ihrer Gründungsphase geprägt von den Brüdern, Priestern oder Schwestern, die als Lebens-, Gebets- und Dienstgemeinschaft sowohl die Beziehungen der Helfenden zueinander als auch die Beziehung zu

Patienten und Klienten geprägt haben. Die Kehrseite dieser Entwicklung, die sich mit den Begriffen Ausdifferenzierung und Professionalisierung beschreiben lässt, ist somit die Gefahr, dass sich die Organisation von ihrem Gründungszweck entfernt und damit ihre primäre Aufgabe, für die sie gegründet wurde, aus dem Blick verliert.

### Die Mission des Unternehmens

Intuitiv ist es vermutlich zumindest den meisten Verantwortungsträgern in kirchlichen und ordenseigenen Unternehmen im Gesundheits- und Sozialsektor klar, dass nicht die Gewinnmaximierung und der finanzielle Ertrag für den Eigner des Unternehmens im Vordergrund stehen (dürfen). Ihre Existenzberechtigung schöpfen kirchliche Unternehmen vielmehr letztlich aus ihrer (religiös begründeten und spirituell genährten) Mission. Von ihrer Mission her entscheidet sich der Umgang mit der Spannung von ökonomischen Notwendigkeiten und der ethisch-spirituellen Grundausrichtung der Organisation.

Oft ist es so, dass man diese Spannungseinheit der Pole „Ökonomie“ und „ethisch-spirituelle Grundausrichtung“ in eine Richtung auflöst: Gibt man dieser Polarisierung nach, dann werden entweder auf Kosten der Ethik die angeblichen Sachzwänge der Ökonomie beschworen und das caritative Handeln richtet sich nur noch am Markt aus. Im Ergebnis werden dann diejenigen vergessen, die den Ansprüchen des Marktes nicht gewachsen sind oder für deren Begleitung kein Kostenträger vorhanden ist. Oder die (angebliche) Ethik triumphiert über die Kriterien der Wirtschaftlichkeit, was im Letzten zu

Misswirtschaft und Bankrott führen kann. Ethische und ökonomische Interessen müssen vielmehr in einem andauernden Prozess neu und situationsbezogen immer wieder aufeinander bezogen werden.

Entscheidend dabei ist, dass insbesondere die leitenden Akteure im Unternehmen wahrnehmen, dass sie nicht nur als Einzelne eine moralische Verantwortung haben, sondern in den vielen wirtschaftlichen Einzelentscheidungen die Verantwortung des Unternehmens als ganzen gefragt ist: gegenüber Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Klienten, Lieferanten, der Umwelt etc.

In der BBT-Gruppe, der Unternehmensgruppe der Barmherzigen Brüder von Maria Hilf (Trier), wird diese Verantwortung gegenüber allen Interessengruppen (Stakeholdern) in dem Führungsinstrument der Balanced Scorecard ausgedrückt, die im Rahmen der strategischen Planung ausdrücklich und bei allen Schritten die Dimension „Christlicher Auftrag“ mitprüft und in allen Strategieschritten von der Mission des Unternehmens ausgeht, die mit den Worten formuliert ist: „Unser Auftrag ist der caritative Dienst für den Menschen als lebendiges Zeugnis der frohen Botschaft Jesu als Dienstgemeinschaft in der Tradition der Orden.“

Elemente der Implementierung der Mission auf allen Ebenen der Dienstgemeinschaft sind beispielsweise Fortbildungen leitender Mitarbeiter in einem modularen Konzept der Führungskräfteentwicklung in Bezug auf den Unternehmensauftrag, das Konzept der Einsetzung von Hausoberen als Führungskräfte in den Direktorien der Einrichtungen, deren zentrale Aufgabe die Umsetzung des christlichen Unternehmensauftrags ist,

die Einrichtung eines Zentralbereichs „Christliche Unternehmenskultur und Ethik“, die Mitarbeit von Ordensbrüdern in Aufsichtsrat und Geschäftsführung, die Bildung eines Geschäftsführungsberreichs „Christliche Unternehmenskultur und Organisationsentwicklung“, die Implementierung von Seelsorgekonzepten auch im Hinblick auf die Mitarbeiter-Seelsorge, Ethikberatung und ethische Fallbesprechungen, die Formulierung von Nachhaltigkeitskriterien in der Anlagestrategie und vieles mehr.

Jedes kirchliche Unternehmen benötigt die Besinnung auf die Mission bzw. – theologisch gesprochen – Berufung des Unternehmens. Und diese Mission ist nicht nur fromm, sondern soll die Dienstgemeinschaft auch in ihrem strategischen Handeln prägen. Die Identifikation mit dieser Mission wird auf verschiedenen Ebenen des Unternehmens und bei unterschiedlichen Mitarbeitern unterschiedlich intensiv sein. Es braucht aber vermutlich so etwas wie eine „kritische Masse“ von Ganz-Identifikation tragender Persönlichkeiten im Unternehmen – und gleichzeitiger Offenheit für Fremde.

## Die Welt kommt nach Deutschland

In den letzten Monaten stehen wir in Deutschland mit der Migration und Flucht von Hunderttausenden von Menschen vor neuen Herausforderungen. Peter Friedhofen erinnert in einem Brief daran, Leben und Welt mit den Augen Gottes zu deuten und in heutigen Ereignissen und Situationen seinen Willen zu suchen: „Auch durch Ereignisse sehe ich den Willen Gottes.“ (Peter Friedhofen – Brief 5) Die Welt kommt nach Deutsch-

land, vor allem Menschen aus Teilen der Welt, die von Krieg und Hunger geprägt sind, und deren Schicksal wir bisher ausblenden konnten – weil sie weit entfernt von Europa lebten. In seinem Geistlichen Vermächtnis schreibt uns Peter Friedhofen ins Stammbuch: „Die Gastfreundschaft, meine lieben Brüder, darf ja nicht aus eurer Mitte schwinden, sondern euer Tisch sei auch der Tisch der Armen und Fremden.“ (Peter Friedhofen – Geistliches Vermächtnis 10)

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Als christliches Unternehmen sehen wir uns hier herausgefordert. Wir prüfen Unterbringungsmöglichkeiten (und haben an der einen oder anderen Stelle schon helfen können). Vor allem sehen wir uns aber mit unserer Expertise im Gesundheitssektor gefragt. So versuchen wir zurzeit, in Koordinierung mit anderen Verbänden und Organisationen Professionalität und ehrenamtliches Engagement einzubringen in der Begegnung einer Herausforderung, vor der wir als Gesellschaft in Deutschland stehen. Wir wollen Teil der Willkommenskultur werden und beweisen, dass wir die Aufgaben, vor denen wir in Deutschland und Europa stehen, auf eine menschliche Weise bewältigen können.

Was den Gesundheitsbereich angeht, machen wir bereits erste Erfahrungen. Sie zeigen uns, dass wir es zum einen mit z.T. spezifischen Erkrankungen von Menschen aus anderen Erteilen zu tun

haben, vor allem aber zum anderen mit vielen darüber hinaus reichenden Herausforderungen wie Sprachbarrieren, manchmal unzureichenden Finanzierungssystemen, zu wenig Personal in Sammelunterkünften u.v.m. Immer wieder begegnet uns, dass somatische Erkrankungen mit Traumatisierungen verbunden sind und einer tiefer greifenden Behandlung bedürfen. Dieser Frage werden wir uns wohl noch in besonderer Weise zuwenden müssen.

### **Fazit**

Als Unternehmensgruppe der Barmherzigen Brüder von Maria Hilf versuchen wir in einer Dienstgemeinschaft, die in

sich religiös und kulturell vielfältig geworden ist, dem Anspruch gerecht zu werden, dass in unserem Tun die unbedingte Zuwendung Gottes zu den Menschen sichtbar wird. Dieses Bemühen unterliegt vielen begrenzenden Rahmenbedingungen, insbesondere begrenzten finanziellen und zeitlichen Ressourcen. Dort, wo Menschen aber von innen her motiviert sind und Herausforderungen als Möglichkeiten zum Engagement entdecken, lassen sich manchmal ungeahnte Ressourcen aktivieren. „Unser Auftrag ist der caritative Dienst für den Menschen als lebendiges Zeugnis der frohen Botschaft Jesu als Dienstgemeinschaft in der Tradition der Orden“ (Mission der BBT-Gruppe).

## Klemens Ochel

Dr. med. Klemens Ochel ist Arzt für Allgemein- und Tropenmedizin. Unter Anderem arbeitet er seit 1992 als Fachreferent am Missionsärztlichen Institut in Würzburg. Im Auftrag der katholischen Werke in Deutschland berät er zudem Partner zu Fragen von Gesundheit und HIV/Aids in Afrika, Asien und Osteuropa und vertritt die Werke beim internationalen katholischen HIV/Aids-Netzwerk (CHAN). Im Jahr 2014 beriet er die Kirche in Liberia zu Maßnahmen gegen Ebola.



Klemens Ochel

## Den Ebola-Opfern verpflichtet

„Der Ausbruch von Ebola in Sierra Leone hat nahezu die Struktur der Gesellschaft zerstört. Alles, was uns und unsere Kultur bestimmt. Die Wirtschaft ist zusammengebrochen. Wir mussten viele traditionelle Praktiken aufgeben. Aber was das Schlimmste ist, wir haben das Vertrauen ineinander verloren, sogar das Vertrauen in uns selbst.“

Mit diesen Worten beschreibt Fr. Peter Conteh, der Direktor von Caritas Sierra Leone die dramatische Lage in seinem schwer von Ebola getroffenen Land im April 2015. Seine weiteren Ausführungen über die Fastenzeit und die Heilige Woche geben Zeugnis, welche dramatischen Folgen die Ebola Epidemie auf die Kirche und die Praxis des christlichen Glaubens hatten. „Der Aschermitt-

woch fiel praktisch aus, da das Bezeichnen der Stirn mit einem Aschenkreuz wegen des Körperkontakts vermieden werden musste. Die wöchentlichen Kreuzwege fanden kaum Beteiligung, da die Polizei Menschenansammlungen vermutlich aufgelöst hätte. Aus dem gleichen Grund hatten die Leute Angst zur Taufvorbereitung zu kommen. Zum Palmsonntag hatte die Regierung wiederholt eine Ausgangssperre verhängt. Kein Gläubiger war bereit sich am Gründonnerstag die Füße waschen zu lassen.“

Der Ausbruch von Ebola in Guinea, Sierra Leone und Liberia hat das letzte Jahr für die Menschen der Region, viele internationale Helfer, die Ortskirche aber auch die Orden und die kirchlichen Werke in Deutschland zu einem sehr außergewöhnlichen Jahr gemacht. Im Rahmen der Tagung der Konferenz der

missionierenden Orden möchte ich über meine Erfahrungen berichten und über zukünftige Herausforderungen diskutieren. Als ein Grund für den massiven Ausbruch waren rasch die schwachen Gesundheitsdienste in der Region identifiziert. In wie weit trifft dies auch auf die Einrichtungen der katholischen Kirche zu?

Im Auftrag von Misereor und im Rahmen eines BMZ/GIZ-Nothilfeprogramms bin ich seit Oktober 2014 viermal nach Monrovia, Liberia, gereist. Meine Erfahrungen beruhen weiter auf dem Austausch und der Zusammenarbeit mit S.E. Kurienkardinal Peter Turkson, vom Päpstlichen Rat *Justitia et Pax*, Mgr. Vitillo von Caritas Internationalis, missio Österreich, den katholischen Werken in Deutschland, insbesondere Misereor und Kindermis-sionswerk, und dem fachlichem Austausch mit Kollegen der staatlichen Entwicklungszusammenarbeit.

### **Ebola – Der Ausbruch in Westafrika**

Die Aussagen von Fr. Conteh machen deutlich, dass die Folgen von Ebola weit über die Gesundheit und den Gesundheitssektor hinausgehen. Ich beschränke mich aber in meinen Ausführungen auf diese Aspekte. Die theologische Aufarbeitung übernimmt u.a. Fr. Jacqueline Azetop SJ von der Universität Gregoriana in Rom.

„Am 30. März letzten Jahres wurden die ersten zwei Verdachtsfälle von Ebola-Viruserkrankungen in der Grenzprovinz Lofa gemeldet und bestätigt“, sagte mir Sr. Barbara Brilliant, Franciscan Missionary of Marry (FMM) Schwester und beauftragte Koordinatorin für Ebola der

katholischen Kirche in Liberia, bei meinem Treffen zum Abschluss meiner Beratung in Liberia Ende April 2015 in Monrovia.

### **Zunächst zögerliche Reaktion**

Einen Monat später, so fährt Sr. Barbara fort, seien es bereits 34 bestätigte Fälle gewesen und Mitte Juni 2014 habe die Seuche erste Opfer in Monrovia gefordert. „Wir waren zurückblickend zu zögerlich und hatten die Hoffnung, dass unsere Gesundheitsdienste nicht betroffen würden“, erklärt Sr. Barbara selbstkritisch. „Mit der Meldung der ersten Fälle in Liberia hätten auch wir auf der Seite ihrer Partner im Norden proaktiv werden können und vielleicht sogar müssen“, räume auch ich unsere Unterlassung ein, „denn wir wussten, was an Infektionsschutz und Kontroll-Maßnahmen in solchen Fällen notwendig ist, damit zumindest die Gesundheitsdienste, auch wenn sie keine Ebola-Patienten behandeln, Verdachtsfälle isolieren und sicher weiterarbeiten können.“

„Juni, Juli waren Monate rasch wachsender Angst und Panik“, schildert Ms Ngha Gausi, die Koordinatorin der acht Gesundheitszentren der Erzdiözese Monrovia. „Das Personal wurde zunehmend unruhig angesichts rasch ansteigender Todesfälle auch unter dem Gesundheitspersonal. Wir haben ihnen Plastikregenkleidung und Haushaltshandschuhe gegeben. Das Personal hat die Chlorlösung zur Desinfektion und zum Händewaschen nicht richtig dosiert und verließ mit tränenden Augen die Zentren.“ „Die Wende zu einer fachlich fundierten, strukturierten und engagierten Antwort trat erst ein, als es zu der tragischen Übertragung von Ebola

zwischen Patienten und Personal im Sankt Joseph Krankenhaus Ende August 2014 gekommen war“, bestätigt Bruder Bernard Benda, von den Barmherzigen Brüdern. „Betroffen waren u.a. unser Krankenhausdirektor, der Klinikkaplan, die Pflegedienstleitung und zwei Ärzte, die als einzige überlebt haben.“

### Kirchlicher Krisenstab

„Noch in meinem Urlaub in den USA wurde ich von der Liberianischen Bischofskonferenz zur Koordinatorin der Ebola-Antwort ernannt und am 8. September war unsere konstituierende Sitzung“, fasst Sr. Barbara zusammen. An dem Treffen sind der katholische Nuntius in Liberia, S.E. Erzbischof Miroslaw Adamczyk, die drei liberianischen Ortsbischöfe, die Vertreter der Caritas Liberia, die Koordinatorinnen der katholischen Gesundheitsdienste und der kommissarische Direktor des Sankt Joseph Krankenhauses, Br. Bernard, beteiligt gewesen. „Uns hat Mut gemacht, dass Freiwillige, Laien und Ordensbrü-

der und Schwestern, mitten in der Krise an unserer Seite stehen wollten, so Dr. Timothy Flanigan, ein Infektiologe der Brown Universität, Rhode Island, USA“, sagt Sr. Barbara. Dank der Freiwilligen und durch die Vermittlung von Fachinformationen des Missionsärztlichen Instituts<sup>1</sup>, bekamen wir das notwendige Fachwissen und konnten unsere Ausbildungsprogramme planen. Ein Glücksfall sei die große Motivation der diözesanen AIDS-Teams und der Mitarbeiterschaft der Mother Patern Hochschule für Medizin und Sozialwissenschaft gewesen, die mit Themen wie übertragbare Krankheiten, Stigma und Diskriminierung oder soziale Kommunikation umgehen konnten. Sie seien die Säulen der Aufklärung und sozialen Mobilisierung auch für die örtlichen Caritas Gruppen gewesen.

„Wir sind aber auch Misereor sehr dankbar, dass das Hilfswerk unsere Anfrage auf Unterstützung so rasch und positiv beantwortet hat“, drückt Sr. Barbara gegenüber Dr. Martin Bröckelmann-Simon, dem Geschäftsführer von Misereor, ihre Anerkennung aus, der zusammen mit mir im März 2015 die



Das Esszimmer im Konvent der FMM-Schwestern ist das zentrale Kommunikationszentrum aller Helfer, die die Ortskirche in der Ebola Krise unterstützen.

Partner in Liberia besucht hat. „Dies war die Zeit, wo es in Liberia mehr als 500 neue Ebola Fälle pro Woche gab. Die Menschen starben wegen fehlender Behandlungsplätze buchstäblich auf der Straße. Ärzte ohne Grenzen (Médecins Sans Frontières – MSF) verkündete die Epidemie sei außer Kontrolle und die internationale Antwort lief nur schleppend an“, beschreibt Sr. Barbara die Situation.

Von Misereor bekam ich die Aufgabe, mit den Partnern vor Ort Maßnahmen zu planen, die ein sicheres Arbeiten in den katholischen Gesundheitseinrichtungen ermöglichen würden und so die medizinische Grundversorgung der Bevölkerung sichern halfen. Mit den Mitteln von Misereor wurden Ausbildung und Supervision insbesondere zu Infektionsschutz in den Gesundheitszentren finanziert, Infektionsschutzmaterialien bestellt und das finanzielle Überleben der Zentren durch eine Subvention mit Medikamenten gesichert. Misereor leistete aber auch einen Beitrag für das Sankt Joseph Krankenhaus und übernahm die Erneuerung der Sterilisationsabteilung. Catholic Relief Services (CRS) stattete alle katholische Zentren mit Triage- und Isoliereinrichtungen aus, OXFAM erneuerte die Versorgung mit Trinkwasser, schaffte Einrichtungen zum Händewaschen und half Inzineratoren zu bauen, um infektiöses Material besser entsorgen zu können. Andere weltkirchliche Partner ermöglichten die soziale Mobilisierung auf Pfarreiebene, insbesondere durch Schulungsmaßnahmen und Übernahme der operativen Kosten, gaben Geld für Nahrungsmittelhilfe und zur Unterstützung der Ebola-Waisenkinder. Staatliche Hilfe aus Irland und der Schweiz unterstützte die

katholischen Schulen. Aus Deutschland kam Hilfe für das Sankt Joseph Krankenhaus.

### **GIZ–Nothilfeprojekt**

„Ohne das vom BMZ finanzierte und im Auftrag der GIZ durch das Missionsärztliche Institut und die Barmherzigen Brüder durchgeführte Nothilfeprojekt wäre das Krankenhaus heute nicht mehr am Leben“, erklärt Br. Bernard. Die Schließung und die anschließende Dekontaminierung des Krankenhauses haben viele Schäden verursacht, die erst langsam bei der Wiederinbetriebnahme offenkundig geworden sind. So mussten sämtliche Laborgeräte ersetzt werden, die unbrauchbar geworden sind. „Wir hätten aber auch nicht gewusst, wie wir das Personal hätten halten können, wenn wir nicht in der Lage gewesen wären, aus dem GIZ–Nothilfeprojekt Risikozulagen zu zahlen“, sagt Br. Bernard dankbar. „Frauen, die heute wegen Geburtskomplikationen einen Kaiserschnitt brauchen, werden in Monrovia ans Sankt Joseph Krankenhaus überwiesen. Unsere Infektionsschutzmaßnahmen gelten als vorbildlich“, sagt mir Br. Bernard nicht ohne Stolz.

### **Blick auf den Erfolg mit einem systemischen Ansatz**

Die Antwort der katholischen Kirche und ihrer sozio-pastoralen Strukturen und die weltkirchliche Solidarität in Bezug auf Ebola muss den Vergleich zu staatlichen und anderen zivilgesellschaftlichen Akteuren nicht scheuen. In keinem Fall soll die Antwort hier klein geredet oder gar geschwächt werden.

Vielmehr sollen einige Punkte angesprochen werden, die eine kritische Selbstreflexion darstellen und die eine Diskussion und Handlungen auslösen, die helfen sollen, in Zukunft besser vorbereitet zu sein. Es gibt eine Verpflichtung, Neues zu wagen, weil Ebola den Kontext auch für sozial pastorale Dienste verändert hat. Dies ist eine Verpflichtung gegenüber den Opfern auch unter kirchlichen Gesundheitsarbeitern. Als grundlegende Bausteine für Gesundheitsdienste sehen Fachleute u.a. Folgendes an: Personal und seine Entwicklung, die evidenz-basierte Qualität der Versorgung, die Planung der Entwicklung einer Institution und des Netzwerks von Einrichtungen in gleicher Trägerschaft, die Förderung einer solidarischen Finanzierung von Gesundheitsleistungen oder die Zusammenarbeit mit anderen, insbesondere staatlichen Akteuren.

Viele der katholischen Gesundheitseinrichtungen hatten genauso wie die staatlichen Gesundheitsdienste in der Region bereits vor der Epidemie ein Personalproblem. So arbeiteten am Sankt Joseph Krankenhaus überwiegend Ärzte aus dem afrikanischen Ausland. Dies tun sie, weil sie neben ihrem Gehalt weitere Vergünstigungen bekommen. Insgesamt erscheint ihre Vergütung aber immer noch niedrig für die geleistete Arbeit. Der Ausbildungsstand des einheimischen Pflegepersonals ist unterdurchschnittlich im Vergleich zu anderen afrikanischen Ländern. Zwar betreibt die katholische Kirche in Liberia eine Fachschule zur Ausbildung von Pflegekräften und Laborpersonal. Aber viele bekommen keine Anstellung in den kirchlichen Einrichtungen, weil diese das Personal nicht bezahlen kön-

nen oder die Arbeitsbedingungen zu unattraktiv sind, wenn man berücksichtigt, dass Familienangehörige der Fachkräfte wegen der dezentralen Lage der Zentren benachteiligt sind.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Gesundheitszentren sollen von ihren Einnahmen leben, evtl. sogar noch einen kleinen Gewinn für den sie betreibenden Orden oder die Ortskirche abwerfen. Einnahmen stellen somit eine Steuer auf Krankheit dar. Dies ist unsolidarisch und eigentlich nicht vereinbar mit dem christlichen Wert der Option für die Armen. Es werden Labordienste angeboten, die medizinisch nicht erforderlich sind, von den Patienten aber gerne angenommen und bezahlt werden. Da die angebotenen Dienste trotzdem oft immer noch günstiger sind als in staatlichen Einrichtungen, werden die katholischen Zentren und vor allem Krankenhäuser vorrangig von wohlhabenderen Klienten genutzt, die somit den Zugang für die Armen erschweren.

Bereits vor der Krise waren schwere Hygienemängel in den kirchlichen Häusern und Einrichtungen bekannt. Die Komplikationsraten von Wundinfektionen nach chirurgischen Eingriffen lösten in der Regel aber keine Gegenmaßnahmen aus. Sie wurden

als alternativlos hingenommen und damit gerechtfertigt, dass es nirgendwo besser sei.

Auch die Zusammenarbeit kann man kritisch sehen. Der Staat unterstellte kirchlichen Einrichtungen, sich dank weltkirchlicher Unterstützung unabhängig vom Staat zu machen bzw. zu finanzieren. Die Kirche fürchtet die staatliche Einflussnahme insbesondere auf das Personal, das in kirchlichen Einrichtungen arbeitet, und in Bezug auf das Spektrum von Gesundheitsdienstleistungen, die der Staat als Grundversorgung ansieht, insbesondere Dienste im Bereich reproduktiver Gesundheit. In Liberia bestand zum Höhepunkt der Krise keine Aussicht der Unterstützung der kirchlichen Dienste durch den Staat. Erst am Ende weichen die Fronten etwas auf und führten zu ersten vorsichtigen Vereinbarungen zur Kooperation.

Gesundheitssystemstärkung ist ein Schlagwort der internationalen Politik und findet sich auch in den Absichtserklärungen kirchlicher Werke. Wenn diese Ankündigungen ernst gemeint sind, dann bedeuten sie, dass die Bereitschaft da ist, etwas zum Positiven zu verändern. Dies können die kirchlichen Partner in den Krisenländern nicht allein. Es gilt den Beweis anzutreten, dass die Entwicklung der Gesundheitssysteme eine ernstgemeinte, von Ortskirche und Weltkirche getragene Aufgabe ist.

### **Liberia Ebola-frei**

Am 3. September erklärte die Weltgesundheitsorganisation zumindest Liberia frei von Mensch zu Mensch Übertragungen von Ebola, übrigens zum zweiten Mal in diesem Jahr. Dass es zum Auftau-

chen von Einzelfällen am Ende der Ebola-Epidemie kommen kann, ist nichts Ungewöhnliches. Es kann dadurch erklärt werden, dass die Inkubationszeit in Einzelfällen eben doch länger als 21 Tage betragen kann oder dass die Übertragung im Rahmen von Geschlechtsverkehr auch länger als 21 Tage dauern kann.

Die Infektionsschutzmaßnahmen, die sehr material- und personalintensiv sind, müssen lange aufrechterhalten werden. Die Wachsamkeit für neue Fälle muss deshalb für Wochen, wenn nicht Monate von allen Akteuren hoch gehalten werden. Jeder gemeldete Todesfall wird sicherheitshalber auf Ebola untersucht. Eine Einschleppung aus den Nachbarländern ist möglich, solange diese nicht Ebola – frei sind. Nicht zuletzt kann es zu neuen Übertragungen aus dem Tierreich kommen. Das Ebola Virus ist in der Biosphäre der Region und kann wie andere sogenannte hämorrhagische Fieber wie Lassa oder Gelbfieber jederzeit wieder ausbrechen. Das macht deutlich, dass die Region nicht nur durch Ebola gefährdet ist. Cholera, Meningitis oder auch Influenza-Ausbrüche bedeuten eine Gefahr.

### **Für die nächste Krise vorbereitet sein**

Wenn wir wirklich aus dieser Krise lernen wollen, dann muss der Weg aus der Krise als Gelegenheit verstanden werden, die nächste Krise vorzubereiten. Die Politik, wie zuletzt beim G7 Gipfel in Elmau, hat Absichtserklärungen abgegeben.

Durch veterinärmedizinische Überwachung bei Wildtieren können Alarmzeichen identifiziert werden, noch bevor es

zu ersten Übertragungen bei Menschen kommt. Die fortgesetzte Förderung von sauberem Wasser, Hygiene und Gesundheitsverhalten auf *Gemeindeebene* verhindert die Ausbreitung auch anderer Epidemien wie Durchfallerkrankungen oder Cholera. Ungelöst ist bisher die Frage, wie man traditionelle Riten um die *Bestattung* von Toten so sicher machen kann, dass auf diesem Weg keine Mensch-Mensch Übertragung mehr stattfinden kann. Da sind insbesondere die religiösen Führer gefragt. Sie sollten im weltkirchlichen Kontext der katholischen Kirche Unterstützung erfahren, Kultur und Riten dem notwendigen Schutz vor Ansteckung anzupassen. Das jetzt geschaffene Potential in katholischen Gesundheitseinrichtungen, auf Bedrohungen der öffentlichen Gesundheit durch Infektionskrankheiten wie Ebola, Lassa, Cholera, Gelbfieber, Meningitis oder ähnliches eingehen zu können, muss aktiv erhalten werden. *Triage- und Isolationseinrichtungen* müssen unterhalten werden und ihre Nutzung muss regelmäßig erprobt werden. Infektionsschutz muss Thema der

Personalausbildung, Schulung und Supervision werden. Bereits vor der Krise war bekannt, dass die Anzahl der *Gesundheitsfachkräfte* bezogen auf die zu erbringende Versorgungsleistung zu gering ist und ihr Ausbildungsstand im regionalen Vergleich unterdurchschnittlich. Dies wird eine entscheidende Säule der *Gesundheitssystemstärkung* sein müssen, wenn man sie wirklich will.

### Solidarische und soziale Finanzierung von Gesundheit

Die katholischen Gesundheitsdienste in Liberia haben in der Vergangenheit versucht, ihre Kosten durch Gebühren auf medizinische Dienstleistungen zu finanzieren. Dies reichte kaum für die laufenden Ausgaben. Eine Gebühr auf Krankheit ist eigentlich unakzeptabel, da unsolidarisch und unsozial. Ohne unsere weltkirchliche Unterstützung besteht die Gefahr, dass unsere kirchlichen Partner in diese Stufe zurückfallen. Die Ebola Krise hat zu einer besseren Wahrnehmung des Beitrags der Ortskirche durch die Gesundheitsbehör-



Dr. Klemens Ochel demonstriert das An- und Ablegen der Schutzkleidung.

den vor Ort geführt. Bis zum Juni dieses Jahres gibt es Vereinbarungen für eine finanzielle staatliche Unterstützung. Diese wird nur dann fortgeführt, wenn katholische, besser noch christliche Dienste sich zu einem Gesundheitssystem vereinen und entsprechend ihren Leistungen und für ihren Beitrag zur öffentlichen Gesundheit langfristig Unterstützung bekommen. Doch die Ressourcen des Landes werden nicht ausreichen. Nicht nur das Land Liberia ist bei der Überwindung von globalen Gesundheitskrisen auf die Zusammenarbeit mit globalen Akteuren angewiesen. Die Ebola-Krise hat gezeigt: unsere kirchlichen Partner sind es auch. Wenn wir den weltkirchlichen Heilsauftrag angesichts globaler Gesundheitsrisiken ernst nehmen, dann müssen wir Gesundheitssystemstärkung ebenfalls weltkirchlich angehen. Das ist mein Resümee der Ebola-Einsätze der letzten neun Monate.

Als wesentliche Ergebnisse zur Antwort kirchlicher Gesundheitsdienste auf Ebola in Westafrika möchte ich also festhalten:

- Die katholischen Gesundheitszentren haben mehrheitlich während der gesamten Krise funktioniert und sind nicht geschlossen gewesen.

- Die Caritas in den drei Ländern hat wesentlich zur sozialen Mobilisierung der Bevölkerung beigetragen.
- Nur durch kirchliche Vertrauenspersonen konnten die Menschen dazu gebracht werden Riten und Praktiken abzulegen, durch die sich Ebola ausbreitete oder Kontroll-Maßnahmen wie die Isolation von Verdachtsfällen zu akzeptierten und allgemeine Hygienemaßnahmen wie Händewaschen anzunehmen.
- Durch die Kirchen erhielten direkt und indirekt Betroffene eine Basisversorgung unter Beibehaltung der sozialen Kontakte.
- Ohne die internationale weltkirchliche Unterstützung in Form von Infektionsschutzmaterialien, Medikamenten, Fachberatung und Ausbildung oder die spirituelle solidarische Unterstützung hätte die Ortskirche diese Antwort jedoch nicht geben können.
- Die Ortskirche und ihre sozial-caritativen Einrichtungen leiden im Augenblick unter den wirtschaftlichen und sozialen Folgen der Ebola-Epidemie. Sie sind weit davon entfernt, um auf einen weiteren Ausbruch oder eine weitere Katastrophe antworten zu können.

.....

1 Vgl. <http://www.medbox.org/ebola/toolboxes/listing>.

Angèle Ndione FMM im Gespräch mit Dr. med. Sabine Gies

## Die Bedeutung und Organisation christlicher Gesundheitsarbeit am Beispiel Senegal

Erfahrungen und Erwartungen aus der Partnerperspektive

*Sabine Gies (SG): Sr. Angèle, Sie kommen aus dem Senegal. Können Sie uns kurz etwas über Ihre Heimat sagen?*

Angèle Ndione (AN): An der Westküste Afrikas gelegen und mit 700 km an den atlantischen Ozean grenzend umfasst Senegal eine Gesamtfläche von 196.722 km<sup>2</sup> (etwas weniger als die Hälfte der Bundesrepublik Deutschland) über die die Bevölkerung von 13,5 Millionen ungleich verteilt ist. Knapp die Hälfte der Bevölkerung konzentriert sich auf die drei westlichen Regionen Dakar (3,1 Mio), Diourbel (1,5 Mio) und Thiès (1,8 Mio), die zusammen nur 3% der Fläche ausmachen. Das Land ist flach und sandig. Wir haben zwei Jahreszeiten, die Regenzeit von Juli bis September und dann die lange Trockenzeit. Das durchschnittliche Bevölkerungswachstum beträgt 2,7% pro Jahr, die Lebenserwartung liegt bei 67 Jahren für Frauen und 64 Jahren für Männer und ist seit 1990 um 7 Jahre gestiegen.

Im 17. und 18. Jahrhundert von Portugiesen, Holländern, Engländern und Franzosen umkämpft, wurde Senegal um die Wende zum 20. Jahrhundert Teil der französischen Föderation Westafrika und 1960 unabhängig. Nach mehreren Verwaltungsreformen ist das Land seit 2008 in 14 Regionen, 45 Provinzen und 123 Bezirke unterteilt.

*SG: Bei uns in Deutschland wird Senegal als ein mehrheitlich moslemisches Land wahrgenommen. Wann und wie kam das Christentum in den Senegal? Wie ist die katholische Kirche heute organisiert?*

AN: Fast 94% der senegalesischen Bevölkerung ist moslemischen Glaubens. Die Islamisierung begann im 11. Jahrhundert mit der Eroberung Nordsenegals durch die Almoraviden, einer Berberdynastie aus Nordafrika. Erste Kontakte mit dem Christentum gab es im 16. Jahrhundert, aber erst im 19. Jahrhundert kamen französische Missionare ins Land. Die Evangelisierung ging mit dem Bau von Schulen und Krankenstationen einher.

Neben Islam und Christentum und häufig mit beiden vermischt ist die traditionelle afrikanische Religion weiterhin präsent. Allgemein ist Senegal für seine große religiöse Toleranz bekannt.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts waren vier Kongregationen aus Frankreich im Senegal präsent: Die Kongregation vom Heiligen Geist und vom Heiligen Herzen Mariens (Spiritaner), deren Mitglied Alois Kobes von 1848-1872 der erste Bischof des Bistums Senegambia war; die Schwestern vom Heiligen Josef von Cluny; die Brüder der katholischen Erziehung von



Ploërmel; und die Schwestern der Unbefleckten Empfängnis von Castres. Erster einheimischer Bischof war von 1962-2000 Monseigneur Hyacinthe Thiadoum. Heute gibt es im Senegal sieben Bistümer.

*SG: Was sind die vorrangigen Gesundheitsprobleme der Bevölkerung und wie steht es um das staatliche Versorgungssystem?*

AN: Was die Bevölkerung vor allem braucht ist Zugang zu qualitativ guter, zeitnaher und bezahlbarer Gesundheitsversorgung. Das heißt Gesundheitszentren in erreichbarer Nähe mit qualifiziertem Personal, das zu erschwinglichen Preisen die richtige Behandlung anbietet.

Die Müttersterblichkeit liegt bei 320 pro 100 000 Lebendgeburten, die Kindersterblichkeit bei 55 pro 1000 Lebendgeburten. Das ist trotz sichtbarer Fortschritte in den letzten 15 Jahren viel zu hoch. (Zum Vergleich, im Jahr 2000 lag die Müttersterblichkeit bei 480, die Kindersterblichkeit bei 137). Die häufigsten Krankheiten sind Malaria, Atemwegsinfektionen, Durchfall, zunehmend auch Bluthochdruck und Diabetes.

Das staatliche Gesundheitssystem ist wie eine Pyramide aufgebaut. Auf der untersten Stufe stehen von Krankenpflegern geleitete Gesundheitsposten (Poste de santé) für eine Bevölkerung von 5000 bis 10 000. In kleineren Dörfern findet man auch „Gesundheitshütten“ (Case de santé) mit Dorfgesundheitshelfern und Dorfhebammen. Für mehrere Gesundheitsposten gibt es für 150.000 bis 250 000 Einwohner ein Gesundheitszentrum (Centre de santé) mit mindestens einem Arzt, Möglichkeiten

der stationären Behandlung, Labor- und Röntgendiagnostik und meist einem Operationssaal. Danach folgen auf regionaler und nationaler Ebene Referenzkrankenhäuser (Hôpital Régional und Hôpital National) mit verschiedenen Fachabteilungen.

Eine Schwachstelle des Systems ist die mangelnde technische Ausstattung vor allem der peripheren Einrichtungen sowie der Mangel an qualifiziertem Personal. Das macht vor allem beim Überweisen von Patienten aus den Gesundheitsposten zur weiteren Abklärung beim Arzt Probleme. Häufig bleibt nur der Weg in eine private Praxis oder Klinik, wenn das Geld dafür aufgebracht werden kann.

*SG: Sie sind die Präsidentin des Verbands der katholischen Gesundheitsposten im Senegal. Wann und wie hat die Arbeit der katholischen Gesundheitsposten angefangen?*

AN: Der erste Gesundheitsposten wurde 1941 von den Schwestern von Unbefleckten Empfängnis in Mont Rolland, etwa 60 km nordöstlich von Dakar, gegründet. Im Jahr 1960 waren es 20 Posten bei einer Gesamtbevölkerung von 3 Millionen. Heute gehören 76 Gesundheitseinrichtungen dem 1967 gegründeten Verband der katholischen Gesundheitsposten an. Darunter sind 22 Posten mit Entbindungsstation, 48 Posten ohne Entbindungsstation, 2 Posten mit Zentrum zur Behandlung von Mangelernährung, 2 reine Zentren zur Behandlung von Mangelernährung, ein Waisenhaus und eine AIDS-Klinik. Dazu kommt das 1983 von Barmherzigen Brüdern gegründete bisher einzige katholische Krankenhaus in Thiès. Die



**Sr. Angèle Ndione FMM** (rechts), geboren 1965 im Senegal, ist ausgebildete Krankenschwester und hat eine Weiterbildung in Personalmanagement absolviert. Von 2002 bis 2006 war sie Direktorin eines Waisenhauses von Franziskanerinnen in Dakar und bis 2009 technische Beraterin für das Malaria Präventions- und Behandlungsprojekt in 5 Gesundheitsdistrikten im Senegal. Seit 2007 ist sie Präsidentin des Verbands der katholischen Gesundheitsposten im Senegal. Ihre Gesprächspartnerin **Dr. med. Sabine Gies** (links), ist beim Missionsärztlichen Institut (MI) in Würzburg Expertin für Ebolatraining in Westafrika und war zur Schulung von Trainern im Umgang mit hochkontagiösen Erkrankungen u.a. auch für wiederholte Kurzeinsätze im Senegal.

Posten sind über 13 der 14 Regionen des Landes verteilt und lokal in Diözesanpolen organisiert. Fast alle Posten werden von Ordensleuten, meist Ordensschwestern, geleitet, die über 20 internationalen und zwei lokalen Ordensgemeinschaften angehören. Jeder Posten ist für sich autonom und finanziert sich über den Verkauf von Medikamenten, Sprechstundengebühren und Zuwendungen von Spendern. Davon werden die laufenden Kosten wie Gehälter, Medikamenteneinkauf, Treibstoff und Reinigungskosten gedeckt. Direkte Zuschüsse vom Staat erhalten die katholischen Einrichtungen

nicht. Für größere Investitionen sind sie auf Wohltäter, Partnerorganisationen der Orden und Hilfsorganisationen angewiesen.

In den Diözesanpolen werden jeweils ein oder zwei Schwestern zu Sprecherinnen des Verbandes gewählt. Sie koordinieren in ihrem Bistum die Arbeit der Posten, organisieren lokale Fortbildungen für das Personal, sammeln die Statistiken und leiten diese an das Zentralbüro weiter.

*SG: Welche Rolle spielt der nationale Verband der katholischen Gesundheitsposten?*

AN: Der Verband wurde 1967 auf Initiative von Professor Marc Sankalé ins Leben gerufen und ist seit 1995 als Nichtregierungsorganisation anerkannt. Mit diesem Status sind z.B. Mehrwertsteuerbefreiung und Zollerleichterungen verbunden. Ziel der Arbeit ist eine gesundheitliche und soziale Entwicklung, die die medizinische Grundversorgung in präventive, kurative und soziale Perspektiven einbindet und die Wiederherstellung der Gesundheit in einem ganzheitlichen Sinn.

Der Verband unterhält in Dakar eine Hebammenschule, früher Schule für polyvalente Hilfskräfte, und hat in den Räumlichkeiten der Schule ein Büro mit den festen Mitarbeitern, zu denen die Präsidentin, eine Sekretärin, ein Buchhalter, ein Verwalter für die Medikamente und ein Wächter gehören.

Alle 2 Monate tagt in Dakar der Verwaltungsrat, zu dem neben der Präsidentin und ihrer Stellvertreterin die Sprecher der 8 diözesanen Pole gehören. Hier werden die Tätigkeitsberichte der einzelnen Pole gesammelt, aktuelle Entwicklungen besprochen und alle wichtigen Entscheidungen für den Verband getroffen. Einmal im Jahr findet eine Vollversammlung statt, bei der auch immer Fortbildungsthemen auf dem Programm stehen.

Zu den Aufgaben des Verbandes gehören die Koordination der Aktivitäten der einzelnen Posten und die Förderung des Erfahrungsaustausches unter den Mitarbeitern. Der Verband fungiert auch als Bindeglied zwischen den Posten und dem Gesundheitsministerium auf der einen und anderen Nichtregierungsorganisationen auf der anderen Seite und unterstützt so die Gesundheitspolitik des Staates. Der Verband

nimmt an wichtigen Sitzungen im Gesundheitsministerium teil, wenn es z.B. um neue Gesundheitsprogramme geht, und unterstützt die einzelnen Posten bei Verwaltungsangelegenheiten wie der Genehmigung zur Eröffnung eines Postens oder der Arbeitserlaubnis neuer Ordensschwestern. Eine Schwerpunktaufgabe ist sicherlich der zentrale Einkauf von Medikamenten und Labormaterialien für umgerechnet rund 500.000 € pro Jahr. Durch die bescheidene Gewinnspanne des Verbandes und der Posten können Medikamente so günstig an die Patienten abgegeben werden. Auch in der qualifizierten Ausbildung der Mitarbeiter sieht der Verband seine Aufgabe, sei es in der Hebammenausbildung in der eigenen Schule, sei es im Bereich der berufsbegleitenden Weiterbildung wie zuletzt im Rahmen der Ebola Epidemie.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

*SG: Wie wird die Arbeit des Verbandes finanziert?*

AN: Zur Finanzierung unserer Arbeit gibt es 4 Quellen. Von Misereor erhalten wir eine institutionelle Förderung, die uns erlaubt, die Gehälter der Hauptamt-

lichen Mitarbeiter zu bezahlen. Dann trägt der Medikamentenverkauf zur Finanzierung bei, da wir Medikamente mit 5% Aufschlag an die Posten weitergeben. Ein weiteres Standbein der Finanzierung sind die Studiengebühren der Hebammenschule. Und last but not least tragen auch die Patienten zur Funktion des Verbandes bei, wenn auch vielleicht mehr symbolisch. Von den Sprechstundengebühren werden für jeden Patienten 1 FCFA (umgerechnet 0,15 € für 100 Patienten) abgeführt.

*SG: Wie sieht nun konkret die Arbeit in den 76 Gesundheitsposten aus?*

AN: Die Arbeit umfasst präventive und kurative Dienste. Zum Standardpaket der Grundversorgung gehören die Sprechstunden für Erwachsene und Kinder. Pro Jahr versorgen wir zusammen rund 1 bis 1,5 Millionen Patienten. Die meisten Posten verfügen über ein kleines Labor und über eine Apotheke. Für die Kinder gibt es spezielle Impftermine sowie Gewichtskontrollen zur Früherkennung von Unterernährung. Pro Jahr werden in unseren Posten rund 500.000 Kinder geimpft und gewogen. Viele Posten bieten Vor- und Nachsorgeuntersuchungen für Schwangere an und erreichen so 150.000 bis 200.000 Besuche pro Jahr. Auch Gesundheitserziehung steht auf dem täglichen Programm, sowohl in den Posten als auch bei Besuchen in den Dörfern klären unsere Mitarbeiter über Krankheiten und Hygiene auf. In Dakar bieten wir auch spezielle Leistungen wie Ultraschall, Röntgen, Mammographie, Zahnversorgung und Krebsfrüherkennung an. Unsere Mitarbeiter in den Posten sind Ärzte (nur in Dakar), Kranken-

schwestern, Hebammen, Hilfsschwestern und Laborhilfen. Mit einer Ausnahme, der Studiendirektorin der Hebammenschule, gibt es kein staatlich bezahltes Personal in unseren Einrichtungen. Aber natürlich arbeiten unsere Schwestern mit den staatlichen Stellen, insbesondere mit den Gesundheitsdistrikten, zusammen, nehmen an regelmäßigen Sitzungen teil und führen auch die staatlichen Gesundheitsprogramme z.B. zur Malaria- oder AIDS-Bekämpfung aus.

*SG: Wie sieht es mit dem staatlichen Familienplanungsprogramm aus? Funktioniert da die Zusammenarbeit auch? Und werden in der Hebammenschule nur natürliche Methoden gelehrt?*

AN: Der Empfehlung unserer Ortsbischöfe entsprechend, die zur Empfängnisverhütung nur Abstinenz und den Dialog zwischen den Eheleuten zulassen, wird in den katholischen Gesundheitsposten nur die natürliche Familienplanungsmethode angewandt. Da diese aber auch als eine mögliche Methode vom staatlichen Programm empfohlen wird, bekommen wir auch Unterstützung durch USAID. In besonderen Ausnahmesituationen, wenn z.B. das Leben der Mutter durch eine erneute Schwangerschaft gefährdet wäre oder bei HIV-Infektion eines Partners, kann der Ortspriester beim Bischof eine Genehmigung einer anderen Methode erbitten. Meistens verweisen unsere Ordensschwester die Paare jedoch ohnehin an die nächste staatliche Einrichtung, wo alle Verhütungsmethoden angeboten werden. In der Hebammenschule folgt der Lehrplan den staatlichen Vorgaben und

es werden selbstverständlich alle Methoden unterrichtet. Sowohl Dozenten als auch Schülerinnen sind ja nicht zwingend Katholiken und damit nicht an die Lehre der katholischen Kirche gebunden.

*SG: Wie geht es weiter mit dem Verband? Was sind Ihre nächsten Ziele?*

AN: Wir möchten vor allem weiter an der Qualifizierung des Personals arbeiten. Dabei haben wir einerseits die Hebammenschule im Blick, deren Anerkennung als Fachhochschule für Gesundheit (Institut Supérieur de Santé) mit Anbindung an die Westafrikanische Katholische Universität (Université Catholique de l'Afrique de l'Ouest, UCAO)

wir anstreben. Andererseits planen wir als zusätzlichen Ausbildungszweig die Schulung von Kinderkrankenschwestern. Daneben soll die Arbeit der Gesundheitsposten qualitativ weiter verbessert werden, durch Stärkung der Kapazitäten z.B. im Bereich des Labors (durch Fortbildungen, Qualitätskontrollen, Supervision) und Weiterbildung der Schwestern in Ultraschall und Früherkennung von Zervix Karzinomen. Schließlich sind zwei regionale katholische Krankenhäuser in Planung, eines in Ziguinchor und eines in der Gegend von Fatick.

*SG: Da wünschen wir Ihnen viel Glück und Gottes Segen. Vielen Dank für das Gespräch.*

## Piet Reijer

Dr. med. Piet Reijer ist seit 2001 Berater am Missionsärztlichen Institut Würzburg im Bereich Public Health, HIV und Gesundheitssystementwicklung. Er war von 1980 bis 1999 Tropenmediziner in Sambia, zuerst in zwei Missionskrankenhäusern und die letzten sieben Jahre Koordinator eines Home Care Programms für HIV-Infizierte. Er ist verheiratet und Vater von drei erwachsenen Kindern.



Piet Reijer

# Katholische Gesundheitseinrichtungen in Afrika und Asien

Erfahrungen und Ausblicke

## Einführung

Die katholische Kirche ist nach den nationalen Regierungen der größte Gesundheitsdienstleister der Welt.<sup>1</sup> Gemäß einer Presseerklärung des „Päpstlichen Rat für die Gesundheitspastoral“, vertritt die Kirche „117.000 Gesundheitseinrichtungen wie z.B. Krankenhäuser, Kliniken, Waisenhäuser,“ sowie „18.000 Apotheken und 512 Lepra-Behandlungszentren“<sup>2</sup>. Ferner gab der Päpstliche Rat an, dass die katholische Kirche 26 Prozent der globalen Gesundheitseinrichtungen verwaltet.

Katholische Gesundheitsverbände sind weltweit in vielen Ländern zu finden. In den USA<sup>3</sup> ist die katholische Kirche der größte gemeinnützige Gesundheitsdienstleister mit über 600 Krankenhäusern und 1.400 Einrichtungen zur Langzeitbetreuung.

„Über die ‚Catholic Health Commission of Kenya‘, leitet die katholische Kirche fast 30 % der Gesundheitseinrichtungen in Kenia. Die katholische Kirche verfügt über ein ausgedehntes Netzwerk von 448 Gesundheitsstellen (54 Krankenhäuser, 83 Gesundheitszentren und 311 Apotheken) und mehr als 46 gemeindebasierte Gesundheitsprogramme sowie OVC (Waisen und gefährdete Kinder) Programme. In ariden und semiariden Gebieten unterhält und organisiert die Kirche mobile Kliniken für Nomadengemeinden; dies sind schwierige Gebiete die andere Organisationen, einschließlich der Regierung, nicht erreichen können.“<sup>4</sup>

Der Katholische Krankenhausverband Deutschland (KKVD) meldet auf seiner Webseite: „Der KKVD vertritt bundesweit 402 Kliniken in Katholischer Trägerschaft mit etwa 98.000 Betten und

rund 165.000 Beschäftigten. In Katholischen Krankenhäusern werden jedes Jahr mehr als 3,5 Millionen Patienten und Patientinnen stationär und 5 Millionen ambulant versorgt. Bei den 1.996 Kliniken bundesweit vertritt der KKVD somit die Interessen jedes fünften Krankenhauses.“<sup>5</sup>

„In Afrika arbeitet die Kirche in 16.178 Gesundheitszentren einschließlich 1.074 Krankenhäuser, 5.373 Ambulanzen, 186 Leprakolonien, 753 Heimie für alte, physisch und psychisch eingeschränkte Brüder und Schwestern, 979 Waisenhäuser, 1.997 Kindergärten, 1.590 Eheberatungsstellen, 2.947 soziale Einrichtungen und 1.279 diverse andere Zentren.“<sup>6</sup>

### **Eigentumsverhältnisse der katholischen Einrichtungen**

Es gibt keine einheitliche Regelung für die Eigentumsverhältnisse der katholischen Gesundheitseinrichtungen. Rev. Fr. Dr. Tomi Thomas, Leiter der Organisation „Catholic Health Association of India (CHAI)“, mit über 3.500 Mitgliedern, sagte: „90 Prozent der Gesundheitseinrichtungen sind Eigentum von Ordensschwestern und werden von diesen auch verwaltet; 3 Prozent der Einrichtungen sind im Besitz von männlichen Ordensmitgliedern und weitere 7 Prozent gehören den Diözesen, die diese auch verwalten“. Nach Aussage der sambischen Bischofskonferenz gibt es im Land 17 katholische Krankenhäuser und 34 katholische Kliniken. Nur eines der Krankenhäuser und ein Gesundheitszentrum sind im Besitz eines religiösen Ordens. Fünfzehn Krankenhäuser und 33 Gesundheitszentren gehören zu unterschiedlichen Diözesen. Ein Kran-

kenhaus, das Cardinal Adam Memorial Hospital in Lusaka, gehört der sambischen Bischofskonferenz.

In einigen Industrieländern wurden katholische Krankenhäuser Teil einer Stiftung oder anderen gemeinnützigen Rechtsform. In vielen Einrichtungen ist der Begriff „katholisch“ komplett verschwunden. In den USA ist eine angelegte Internetdebatte zur katholischen Identität von (katholischen) Krankenhäusern entstanden. Auf der Webseite „U.S. Catholic“ stellen Emily Trancik und Rachelle Barina die Frage „Was macht ein katholisches Krankenhaus katholisch?“<sup>7</sup>. Sie schreiben: „Das bestehende U.S. Gesundheitssystem ist größtenteils eine Erweiterung der Gesundheitseinrichtungen, die von katholischen Ordensschwestern gegründet wurden. Im 18. und 19. Jahrhundert waren diese Ordensschwestern aus Europa immigriert“. Im Laufe der Jahre hat sich die Lage stark verändert: „Vor fünfzig Jahren leiteten Ordensschwestern 98 Prozent der katholischen Krankenhäuser. Derzeit haben nur vier katholische Krankenhäuser Geschäftsführer mit religiösem Hintergrund. Inzwischen zwangen strukturelle Maßnahmen des U.S.-Gesundheitswesens die katholischen Systeme dazu sich auf mehr Partnerschaften und gemeinschaftliche Bemühungen mit nicht-katholischen Organisationen und deren Mitarbeitern einzulassen.“ Die beiden Autoren beleuchten verschiedene Aspekte was die katholische Identität ist oder was sie sein könnte, und folgerten: „Da die katholischen Gesundheitsorganisationen immer wieder neu interpretieren wie die katholische Identität einbezogen und angewendet werden kann, dienen die theologischen und morali-

schen Verpflichtungen als solide Basis, die die Gründungsschwestern dazu inspiriert hatten sich um kranke Menschen zu kümmern. Obwohl sich katholische Organisationen heute in einer weitaus schwierigeren Position befinden als ihre Gründerschwestern, haben sie auch eine neue Aufgabe. Im Glauben an die unterstützende Liebe des allgegenwärtigen Gottes dient die katholische Identität als Orientierung um dieser neuen Aufgabe gerecht zu werden.“

### Finanzierung

Es gibt unterschiedliche Finanzierungsmöglichkeiten für Gesundheitsleistungen. Nicht jede dieser Möglichkeiten steht für katholische Gesundheitseinrichtungen zur Verfügung, obwohl einige katholische Einrichtungen oder kirchliche Organisationen im allgemeinen Zugang zu speziellen Finanzquellen haben. In einigen Ländern sind die Leistungen der katholischen Einrichtungen teilweise oder sogar komplett in das nationale (Regierungs-) System eingebettet; in anderen Ländern bekommen die katholischen Einrichtungen sehr wenig Unterstützung, manchmal nur für spezielle Leistungen wie z.B. Impfungen oder der Behandlung von Tuberkulose oder HIV-Infektionen.

Die kirchlichen Gesundheitsdienste in Sambia sind vollständig in das nationale Gesundheitssystem integriert. Die Churches Health Association of Zambia (CHAZ) vertritt alle 13 Glaubensrichtungen, die im Bereich der Gesundheitsleistungen tätig sind. Bereits im Jahr 1972 unterschrieb die sambische Regierung eine Absichtserklärung, die eine enge Zusammenarbeit vereinbarte. Die

Leistungen des Gesundheitssystems sind für die Nutzer kostenlos, also auch in den katholischen Einrichtungen. Über das Gesundheitsministerium zahlt die Regierung alle Gehälter für die Mitarbeiter, die Medikamente und die medizinische Ausstattung sowie weitere laufende Kosten. Kapitalprojekte (Neuanschaffungen, Neubauten) werden häufig nicht (komplett) abgedeckt. Dies bedeutet jedoch nicht, dass für den Nutzer keinerlei Kosten anfallen; die Kosten für die Hin- und Rückfahrt zu den Behandlungseinrichtungen muss vom Patienten selbst bezahlt werden; oftmals wird ein Rezept ausgestellt anstelle die benötigten Medikamente direkt auszuhändigen. Viele haben den Eindruck, dass dies in Regierungseinrichtungen häufiger der Fall ist, hierfür liegen aber keine konkreten Nachweise vor. Trotz der „kostenlosen“ Versorgung, ist das System bei weitem nicht perfekt und es gibt noch viele Komponenten, die noch unzureichend abgedeckt sind. Sambia hat immer noch eine hohe Müttersterblichkeitsrate (280 von 100.000 Lebendgeburten in 2013) sowie eine hohe Sterblichkeitsrate von Säuglingen und Kindern unter 5 Jahren von 56 und 89 pro 1.000 Lebendgeburten (2012). Das Land hat jedoch die höchste Behandlungsquote mit antiretroviraler Therapie von Menschen mit HIV in den Ländern mit einer hohen Prävalenz.

In Nigeria gibt es ein komplett anderes System; dort gibt es nur eine minimale Integration und die katholischen Einrichtungen sind komplett von den Gebühren abhängig, die die Patienten bezahlen. Die Leistungen der nigerianischen Regierungseinrichtungen sind häufig sehr schlecht und Medikamente sind oftmals nicht verfügbar. Die Pati-

enten sind daher immer wieder dazu „gezwungen“ für einige der Leistungen zu bezahlen. Es verwundert nicht, dass der Behandlungsrahmen für Krankheiten wie Tuberkulose und HIV in Nigeria weitaus niedriger ist als der Durchschnitt im südlichen Afrika.

Eine ähnliche Situation wie in Nigeria herrscht auch in Indien. Derzeit setzt CHAI ein Programm um in dem CHAI-Mitgliedseinrichtungen an Regierungsprojekte beteiligt werden sollen, z.B. am nationalen Tuberkuloseprogramm oder am Programm zur Prävention der Mutter-Kind-Übertragung (HIV Übertragung). Dies ist jedoch ein sehr langwieriges und schwieriges Ansinnen.

Der Großteil der katholischen Einrichtungen ist von der Zahlung von Gebühren abhängig, was fast einen Widerspruch darstellt. Die katholischen Einrichtungen beschäftigen sich hauptsächlich mit dem armen und vernachlässigten Teil der Bevölkerung und besonders diese Mitglieder der Gesellschaft haben wenig oder überhaupt kein Geld. Wir bitten die Menschen darum Geld zu bezahlen die keines haben... Katholische Krankenhäuser, die sich in dieser Lage befinden, versuchen oft kostenlose Leistungen für die Armen anzubieten, dafür müssen die besser gestellten Gemeindemitglieder mehr bezahlen. Das orthopädische Missionskrankenhaus St. John Paul II ist das einzige Krankenhaus in Sambia im Besitz einer religiösen Gemeinschaft. Dieses Krankenhaus bietet orthopädische Hightech-Behandlungen (z.B. Hüftgelenkersatz) für die wohlhabenderen Mitglieder der Gesellschaft an und das Einkommen eines einzelnen (reichen) Patienten genügt, um einen (armen) Kind eine kostenlose (orthopädische) Behandlung anzubieten. Diesen

Ansatz verfolgt auch das zuvor genannte Cardinal Adam Memorial Hospital in Lusaka.

Viele katholische Krankenhäuser verfügen über eine kleine „Privatstation“ um die besser gestellten Patienten anzulocken, aber nicht alle waren mit der Erwirtschaftung von Einkommen erfolgreich.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Der Erfolg der Gesundheitsversorgung, z.B. in Westeuropa, geht häufig zu Lasten verschiedener Krankenversicherungssysteme. Initiativen, vergleichbar mit den modernen Krankenversicherungen, reichen bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts<sup>8</sup> zurück, aber der gebräuchliche Begriff war oftmals „Krankheitsversicherung“ oder „Unfallversicherung“. Der Begriff „Krankenversicherung“ wurde zu Beginn des 20. Jahrhunderts im Vereinigten Königreich eingeführt. Die Systeme boten besonders Versicherungen für den Fall des Verlusts der Arbeitsstelle oder der Arbeitsfähigkeit an und weniger Eigenleistung für die Kosten der medizinischen Versorgung.

Es gibt verschiedene Arten von Krankenversicherungen. Im Vereinigten Königreich läuft die Finanzierung komplett über das allgemeine Besteuerungssystem, in anderen Ländern gibt es einen Mix verschiedener Arten<sup>9</sup>:

Vereinigtes Königreich	Allgemeines Besteuerungssystem
Dänemark	Lokale Besteuerung mit lokalen Anbietern
Frankreich	Gesetzliche Krankenversicherung mit Zahlung durch den Arbeitgeber und dem Arbeitnehmer, mit verschiedenen, nicht konkurrenzfähigen, unabhängigen, Fremdregulierer (Versicherer)
Deutschland	Gesetzliche Krankenversicherung mit Zahlung durch den Arbeitgeber und den Arbeitnehmer, mit unabhängigen, konkurrierenden Fremdregulieren (Versicherer)
Schweiz	Verpflichtende Krankenversicherung für Grundversorgung, Zahlung durch Einzelpersonen, mit konkurrierenden Fremdregulieren (Versicherer) und staatlich festgelegtem Leistungspaket
Australien	Freiwillige Krankenversicherung, Zahlung durch Einzelpersonen, mit Steuerzuschüssen
Singapur	Krankenversicherung im Katastrophenfall und steuerfreiem Gesundheitssparkonto
Niederlande	Verpflichtende Krankenversicherung und Langzeitbehandlung für akute medizinische Behandlung mit Zahlung durch den Arbeitgeber und den Arbeitnehmer

In 2003 wurde der „Ghana National Health Insurance Scheme (NHIS)“ eingeführt. Vor diesem landesweiten Versicherungssystem demonstrierten viele lokale Initiativen, dass diese Art von Programmen rentabel sind. Das ghanaische Versicherungsprogramm ist eine Mischung der Arten, die in obiger Tabelle dargestellt werden. Über 90 % der Bevölkerung sind daran beteiligt und ein Teil der Gelder wird durch eine Abgabe auf ausgewählte Waren und Dienstleistungen in Höhe von 2,5 Prozent aus der Krankenversicherung erhoben.

Die katholischen Gesundheitseinrichtungen in Ghana sind Teil des nationalen Gesundheitssystems. Die Eingliederung ist weniger vollständig als in Sambia, aber Hauptbestandteile der Aufwendungen der katholischen Krankenhäuser werden dem staatlichen Krankenversicherungsprogramm zugewiesen. Die Situation der meisten ka-

tholischen Krankenhäuser hat sich innerhalb des letzten Jahrzehnts einschneidend verändert, d.h. nachdem der NHIS eingeführt worden war. Im Zeitraum vor Einführung des NHIS waren arme Patienten oft von der Zahlung der Gebühr ausgenommen (oder zumindest teilweise). Nun können alle Kosten beim NHIS geltend gemacht werden. Die Zahlung durch den NHIS erfolgt häufig verspätet, aber das Programm hat zu einer Vielzahl von positiven Veränderungen geführt.

Die Beratung von Schwangeren und Müttern ist extrem wichtig. Vor der Einführung des NHIS mussten die Patientinnen für diese Leistungen bezahlen und in manchen Notfällen musste sogar etwas bezahlt werden, bevor sich das Krankenhaus um sie kümmerte. Heute hat sich dies geändert. Alle schwangeren Frauen sind automatisch versichert, wie auch andere Patientengruppen. Dies

hat dazu geführt, dass die Zahl der Entbindungen in Krankenhäusern oder Gesundheitseinrichtungen rapide angestiegen ist. Eine Reihe von katholischen Krankenhäusern haben die deutschen Geberorganisationen um Unterstützung bei der Errichtung von neuen Entbindungs- und Kinderkrankenpflegestationen gebeten. Einige Krankenhäuser berichteten, dass sich die Zahl der Entbindungen in Krankenhäusern und Gesundheitseinrichtungen in den letzten zehn Jahren verdreifacht habe. Dies bedeutet vielfach einen Dreifach-Gewinn-Situation; eine Gewinnsituation für die Menschen, da sie einen weitaus besseren Zugang zur Gesundheitsversorgung haben, eine Gewinnsituation für das Land, da die Müttersterblichkeitsrate deutlich gesunken ist und eine Gewinnsituation für die katholischen Krankenhäuser, da sich deren finanzielle Lage sehr verbessert hat.

Die positiven Erfahrungen in Ghana könnten auch auf andere Länder übergreifen, aber bisher ist dies im großen Umfang noch nicht geschehen. Indien hat mehrere Initiativen zu Krankenversicherungsprogrammen – einige sind speziell auf die Bedürfnisse der Armen zugeschnitten. Aber die katholischen Krankenhäuser sind hier oft nicht einbezogen. Bei einigen Programmen können die katholischen Krankenhäuser zugelassen werden, aber die Bedingungen sind faktisch meist nicht zu erfüllen (auch wenn die Standards höher sind als in akkreditierten staatlichen Krankenhäusern). CHAI hat ein eigenes Krankenversicherungsprogramm ins Leben gerufen für „jede Person die Teil unserer kirchlichen Einrichtung ist, seien es Seminaristen, Novizen, Postulanten, Bischöfe, Priester, Ordensmitglie-

der, Geistliche oder Laie. Berechtigt sind alle Mitarbeiter, die in einem unserer Einrichtungen arbeiten wie Ärzte, Pflegepersonal, Sanitätspersonal, Lehrer, Sozialarbeiter, Verwaltungspersonal. Das Krankenversicherungsprogramm gilt für Menschen von 18 bis 80 Jahren, bevorzugtes Durchschnittsalter ist 45 Jahre.“<sup>10</sup>

## Die Zukunft

Die Position der Kirche im Bereich der Gesundheitsversorgung hat sich verändert. Die Kirche war der hauptsächliche Gesundheitsdienstleister in Nordamerika und Europa im 19. Jahrhundert und auch zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Langsam haben die Regierungen die Verantwortung hierfür übernommen und die Rolle, die die Kirche in der Gesundheitsversorgung spielte, ist kleiner geworden. Ein ähnlicher Prozess ist in Afrika und Asien zu beobachten. Die Kolonialmächte haben wenig zur Gesundheitsversorgung der lokalen Bevölkerung beigetragen und verschiedene Kirchen übernahmen die Verantwortung für die Gesundheitsversorgung. Nach der Unabhängigkeit betrachteten die neuen Regierungen es als ihre Aufgabe, auch medizinische Versorgung für die Menschen zur Verfügung zu stellen, ob mit oder ohne die Unterstützung der kirchlichen Einrichtungen. Seitdem die Bedeutung der Regierung zugenommen hat, hat die Unterstützung der kirchlichen Organisationen in den meisten Ländern abgenommen. Um auch weiterhin eine Rolle in der Gesundheitsversorgung zu spielen, muss die Kirche zu einem Teil des nationalen Systems werden, ohne ihre Identität aufzugeben. Die vorgenannte Debatte in den USA zur

Bedeutung des Begriffs katholisch in einem katholischen Krankenhaus hat gezeigt, wie schwierig das sein kann.

.....

- 1 John Agnew, „Deus Vult: The Geopolitics of Catholic Church“, in: *Geopolitics* 15 (1), 39–61.
- 2 [http://www.catholicnewsagency.com/news/catholic\\_hospitals\\_represent\\_26\\_percent\\_of\\_worlds\\_health\\_facilities\\_reports\\_pontifical\\_council/](http://www.catholicnewsagency.com/news/catholic_hospitals_represent_26_percent_of_worlds_health_facilities_reports_pontifical_council/). Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 3 Catholic Health Association of the United States (<https://www.chausa.org/about/about>). Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 4 <http://www.kccb.or.ke/home/commission/12-catholic-health-commission-of-kenya/>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 5 <http://www.kkvd.de/>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 6 Stan Chu Ilo, *The Church and Development in Africa, Second Edition Aid and Development from the Perspective of Catholic Social Ethics* (African Christian Studies Series), Eugene 2014.
- 7 <http://www.uscatholic.org/articles/201503/what-makes-catholic-hospital-catholic-29861>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 8 [http://www.randomhistory.com/2009/03/31\\_health-insurance.html](http://www.randomhistory.com/2009/03/31_health-insurance.html). Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 9 International models of health systems financing, <http://www.ecu.edu/ah/upload/Kulesher-Forrestal-2014-International-Models-of-Health-Systems-Financing.pdf>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 10 <http://chai-india.org/chai-national-health-insurance-2/>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.

Nürnberger Erklärung

## Für eine gesunde Zukunft der Menschheit

In den letzten 15 Jahren wurde viel erreicht: Es verhungern deutlich weniger Menschen, die Sterblichkeit von Kindern unter fünf Jahren konnte halbiert werden, die Hälfte der Menschen, die mit HIV infiziert sind, haben heute Zugang zu Behandlung. All dies sind klare Zeichen, dass Entwicklungszusammenarbeit Früchte tragen kann. Doch reichen diese Erfolge nicht aus. Wir nehmen deutlich die aktuellen Bedrohungen für eine nachhaltige Entwicklung der Menschheit wahr und sehen die Weltgemeinschaft heute an einem historischen Scheidepunkt.

Im August 2015 einigten sich die Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen auf die sogenannte „Agenda für nachhaltige Entwicklung“ als Nachfolge der im September 2000 beschlossenen Millenniums-Entwicklungsziele. Diese neuen Sustainable Development Goals sind daran zu messen, ob sie allen Menschen – einschließlich künftiger Generationen – ein gesundes, erfülltes und selbstbestimmtes Leben ermöglichen können. Gesundheit ist unabdingbare Voraussetzung, erstrangiges Ziel und wesentlicher Gradmesser einer nachhaltigen Entwicklung.

Papst Franziskus weist in seiner Enzyklika *Laudato Si* darauf hin, dass weltweite Wirtschaftspraktiken dramatische Auswirkungen auf Umwelt, Zukunft und Gesundheit der Menschheit haben.

Mit ihm sehen wir die Ursachen globaler Missverhältnisse in den existierenden politischen Machtstrukturen, der praktizierten Weltwirtschaftsordnung und der Missachtung der Menschenrechte. Kriege und Konflikte an so vielen Orten der Welt, die aktuelle Flüchtlingskrise und die dramatischen Folgen des weltweiten Klimawandels sind deutliche Hinweise darauf, dass globale Zusammenhänge fundamental und unmittelbar über die Gesundheit von Menschen entscheiden. Krankheit ist weiterhin eine ganz wesentliche Ursache von Armut. Deshalb brauchen wir mehr Gesundheit für alle Menschen!

Wir fordern die Verantwortlichen in Staat, Kirche und Gesellschaft auf, der weltweiten Förderung von Gesundheit einen vorrangigen Stellenwert einzuräumen. Zugang zu Gesundheit ist ein fundamentales Menschenrecht und ein Zeichen der Würde, die jedem Menschen als Geschöpf Gottes zusteht.

Wir fordern von der Bundesregierung und den Staaten der Europäischen Union,

- innerhalb der nächsten fünf Jahre mindestens 0,7 % des Bruttonationaleinkommens für Entwicklung und mindestens 0,1 % für Maßnahmen zur Verbesserung der globalen Gesundheit bereit zu stellen, wie es seit langem von den Vereinten Nationen vereinbart ist,

- Gesundheitssysteme global und national zu stärken, um Gesundheit für jeden Menschen nachhaltig sichern und Ausbrüche von Krankheiten möglichst frühzeitig erkennen und kontrollieren zu können,
- die Forschung an den großen Gesundheitsproblemen der Menschheit zu fördern und die Umsetzung der Ergebnisse allen zukommen zu lassen,
- einen wesentlichen Beitrag zu einem globalen Aktionsplan zu leisten mit dem Ziel, allen Menschen den Zugang zu grundlegenden Gesundheitsdiensten zu ermöglichen, ohne sie dabei in Armut zu stürzen.

Wir wenden uns aber auch an unsere Kirchen, ihrer eigenen globalen Verantwortung gerecht zu werden. In vielen der armen Länder versorgen kirchliche Gesundheitseinrichtungen einen Großteil der Menschen, oft unbemerkt und ohne adäquate Unterstützung von außen. Sie sind es, die vielen Ausgegrenz-

ten, Verarmten und Minderheiten Zugang zu Gesundheit ermöglichen. Sie sind die Fürsprecher der Armen und Kranken. Es reicht nicht, Menschen darin zu unterstützen, von ihren Regierungen das Recht auf Gesundheit einzufordern, wenn ihnen angesichts von Krankheit, Armut und fehlender Bildung dazu die Möglichkeiten fehlen. Der weltweite Heilsauftrag der Kirche muss den Menschen mit Körper, Geist und Seele als Ganzes in seinem sozialen und politischen Umfeld in den Blick nehmen. Wir alle müssen den Auftrag für mehr Gesundheit als weltweite Gemeinschaftsaufgabe verstehen.

Wenn wir gemeinsam diese Ziele angehen, dann erscheint eine gesunde Zukunft der Menschheit erreichbar!

13. September 2015

Deutsches Institut für Ärztliche Mission  
Deutsche Ordensobernkonferenz  
Missionsärztliches Institut Würzburg





## Mission in allen Kontinenten

### Die Studienwoche 2015 der DOK für Missionarinnen und Missionare auf Heimaturlaub

Seit vielen Jahren bietet die DOK Missionarinnen und Missionaren auf Heimaturlaub eine Gelegenheit an, sich in einer Studienwoche mit Themen der Mission und der Kirche in Deutschland zu beschäftigen und miteinander ins Gespräch und in den Austausch zu kommen. Inhaltlich wird diese Woche vom Steyler Missionswissenschaftlichen Institut (Sankt Augustin) betreut.

Die Studienwoche 2015 stand unter dem Thema „Mission in allen Kontinenten“. Sie fand vom 20. bis 25. Juli im Exerzitienhaus Schloss Fürstenried in München statt. Es ging um einen Rundumblick auf kirchliche und theologische Fragestellungen in Lateinamerika, China, Afrika und Deutschland. An der Woche nahmen 32 Missionarinnen und Missionare teil, eine bunt gemischte und harmonische Gruppe von 26 Missionarinnen (Franziskanerinnen von Maria Stern, Franziskanerinnen von Sießen, Franziskusschwestern von Vierzehnheiligen, Missionarinnen Christi, Missionsbenediktinerinnen, Missionsdominikanerinnen, Missionsdominikanerinnen vom Heiligsten Herzen Jesu, Missionsschwestern Unserer Lieben Frau von Afrika, Missionsschwestern vom Heiligen Herzen Jesu von Hiltrup, Missionsschwestern vom Heiligsten Erlöser, Missionsschwestern vom Kostbaren Blut, St. Joseph Schwestern von Chambéry, Steyler Missionsschwestern) und fünf Missionaren (Comboni Missionare, Afrikamissionare, Fidei Donum Priester).

#### Das Programm

Der erste Blick richtete sich auf Lateinamerika: Michael Huhn (Adveniat) referierte über die Mission in Lateinamerika, ausgehend von der Bischofskonferenz von Aparecida (2007), bei der sich ein Kontinent der Mission verschrieb. Diese Option der la-

teinamerikanischen Kirche kommt nicht von ungefähr: Seit der Gründung des Lateinamerikanischen Bischofsrats (CELAM) und seinen Konferenzen von Medellín (1968) – die Anwendung des II. Vatikanischen Konzils auf den Kontinent – und Puebla (1979) – die Option für die Armen und die Lebensweise der Kirche in den Basisgemeinden – ging es um eine immer treuere Nachfolge und Jüngerschaft.

Im zweiten Referat ging es um China: Pater Dr. Zbigniew Wesolowski SVD (vom Institut Monumenta Serica in Sankt Augustin) stellte die Situation Chinas vor: Bisher war es immer gelungen, die Einflüsse von außen zu integrieren. Darauf setzt China auch heute. Das soziale Engagement der Christen ist gefragt, aber das Interesse an Religion ist nicht besonders stark. Problematisch ist die Beziehung der Christen mit dem „Ausland“ und das betrifft die gesellschaftlichen Gestaltungsmöglichkeiten.

Am Mittwoch vormittags wandten sich die Missionare den pazifischen Inseln und der Frage von Klima(gerechtigkeit) zu. Frau Julia Ratzmann, die Leiterin der Pazifik-Informationsstelle in Neuendettelsau, lieferte in ihrem Referat zunächst viel Information über den Klimawandel und seine Auswirkungen auf diesem „flüssigen Kontinent“, stellte aber auch den konziliaren Prozess seit der ökumenischen Konferenz von Vancouver (Kanada) 1983 und die Herausforderung von Gerechtigkeit und Frieden vor – ein Anliegen, das sich schon viele Kirchen zu Herzen genommen haben.

Der Nachmittag dieses Tages war einem Ausflug gewidmet: Es ging nach Freising, einen Ort, der auch deswegen so interessant ist, weil über die vielen Jahrhunderte dort der Glaube einen vielfältigen Ausdruck gefunden hat entsprechend den vielen Veränderungen, die die Aktualisierung seiner Identität im Lauf der Zeit gefordert hat. Freising bot auch eine Gelegenheit, das Hilfswerk Renovabis und seine Arbeit im Osten Europas und darüber hinaus kennenzulernen. Und wenn man schon eine Studienwoche in Bayern macht, die sich mit Kontext und Inkulturation beschäftigt, wie könnte es anders sein, als dass ein Ausflug in einem Biergarten (Weihenstephan) seinen krönenden Abschluss findet.

Am Donnerstag wurde es zunächst theoretisch und theologisch: Pater Dr. Moses Awiongya SVD (Philosophisch-Theologische Hochschule Sankt Augustin) fragte nach dem Hintergrund unserer Rede von Gott und wie unsere Lebenserfahrung die Gottesvorstellung beeinflusst und charakterisiert. Dabei erzählte er immer wieder von seiner Glaubenstradition zwischen Ghana und Bayern (seiner „zweiten Heimat“). Ein wichtiger und, wie sich in der Auswertung zeigte, anregender (wenn auch nicht unwidersprochener) Teil bezog sich auf die Thematik der „Ahnen“: Nicht jeder Verstorbene wird zu einem „Ahnem“, sondern es gibt noch andere Bedingungen, wie vorbildhaftes Leben, Anerkennung und Nachkommenschaft, die es zum Beispiel für einen Priester schwer machen, einmal ein „Ahne“ zu werden.

Nach dieser Umschau auf Kirchen und Situationen außerhalb Europas ging es in den weiteren Beiträgen um Deutschland: Dr. Gregor Buß (Deutsche Bischofskonferenz) stellte die Situation der deutschen Kirche vor und legte die möglichen Perspektiven von Pastoral und Gemeinden dar. Dieser Beitrag ist für die Studienwoche immer interessant, weil die Missionarinnen und Missionare oft schon lange Jahre außerhalb

Deutschlands leben (vielleicht der Rekord dieses Mal: 58 Jahre in einem afrikanischen Land) und daher interessiert sind zu erfahren, wie es um die Kirche in Deutschland bestellt ist.

In dieser Richtung ging es am letzten Tag der Woche weiter: Schwester Bernadette Dunkel SSpS (vom Leitungsteam) berichtete über die Citypastoral in Ulm und wie man sie plante und zur Zeit gestaltet. Abschließend ging es noch einmal allgemeiner um die „Kirche, die ihrem Wesen nach missionarisch“ ist, also auch für Deutschland einen Missionsauftrag hat (Pater Christian Tauchner SVD, Steyler Missionswissenschaftliches Institut).

### **Eine gelungene Woche**

Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren von der ganzen Woche sehr angetan. Sie bedankten sich für den weltumspannenden Überblick. Wichtig waren allen die kreativ gestalteten Gebetszeiten und Eucharistiefiern, weil es dabei auch viel Raum für Austausch und Vertiefung gab. Interessant waren auch die Berichte und der Erfahrungsaustausch zwischen den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an den Abenden. So ging es zum Beispiel um Erfahrungen aus Papua Neuguinea, die vom Druck der Modernisierung, aber auch vom gleichzeitigen Festhalten an traditionellen Initiationsriten und Tätowierungen berichteten, oder um ein Projekt mit Straßenkindern im Hochland von Peru.

Am Ende der Woche schrieben die Missionarinnen und Missionare an die DOK: „Aus dem Schloss Fürstenried schicken wir Ihnen ganz herzliche Dankesgrüße für die äußerst beeindruckende Studienwoche für Missionare-innen. Wir 32 Teilnehmer-innen aus verschiedenen Teilen der Erde fühlten uns sehr bereichert durch die aktuellen Themen, durch den Austausch untereinander über die verschiedenen Realitäten, mit denen wir leben... Wir danken Ihnen, dass Sie es uns ermöglicht haben kostenlos eine Woche vom ‚Busch‘ ins Schloss zu kommen. Wir danken für die ausgezeichnete Kursleitung, die sehr gute Verpflegung und das bereichernde Miteinander in der Liturgie, Austausch, Gespräch und Geselligkeit...“

Christian Tauchner SVD

## Zbigniew Wesółowski SVD

Prof. P. Dr. Zbigniew J. Wesółowski SVD, Jahrgang 1957, hat Theologie, Sinologie und Vergleichende Religionswissenschaft studiert. Von 1999 bis 2012 unterrichtete er an der Katholischen Fu Jen Universität in Taipeh und leitete dort das Sinologische Forschungszentrum von Monumenta Serica. Seit 2013 ist er Chefredakteur von Monumenta Serica und Professor an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Sankt Augustin.



Zbigniew Wesółowski SVD

## Religion und sozialer Friede

Eine Chance für das Christentum  
im kommunistischen China?

### Einleitung: Begriffliche Klärung des sozialen Friedens

Sozialer Friede ist eine von vielen möglichen Dimensionen des Friedens unter den Menschen. Der Friede als solcher besagt vor allem die Abwesenheit von Krieg zwischen Staaten,<sup>1</sup> weiterhin die Abwesenheit von Aufruhr als der Auflehnung gegen die bestehende Ordnung und von Selbstjustiz als dem außergesetzlichen Vorgehen der nicht dazu Berufenen gegen eine Straftat. Darüber hinaus heißt der Friede auch die Abwesenheit von Gewalt zwischen/unter den Religionen in einem Staat. Mit dem Begriff des Friedens kann man auch verschiedene gesellschaftliche Institutionen oder soziale Bereiche beschreiben. So sprechen

wir von Betriebsfrieden/Arbeitsfrieden, Schulfrieden, Hausfrieden (Frieden im Haus und häuslicher Frieden). Sogar könnte man über den Frieden zwischen den Geschlechtern sprechen.<sup>2</sup>

Als sozialer Friede werden vor allem soziale Verhältnisse verstanden, die verhindern, dass es in einem Staat zu einer Auflehnung oder einem Aufstand der unteren Schichten kommt, d.h. das Ausmaß der Verteilungsgerechtigkeit wird von den Angehörigen der unteren Schichten in diesem Staat für erträglich halten. Somit wäre die Wahrung des sozialen Friedens eine der Hauptaufgaben des Sozialstaats als des Staates, der in seinem Handeln vor allem soziale Sicherheit und soziale Gerechtigkeit beabsichtigt.<sup>3</sup>

## 1. Traditionelles China und sozialer Friede

China hat sich traditionell nie als ein Staat unter den anderen Staaten verstanden, sondern als das *tianxia*, d.h. „das, was unter dem Himmel ist“. Dieser sinozentrische Begriff hatte vor allem zwei Dimensionen. Die politische Dimension bezog sich auf das von den Chinesen beherrschte Weltreich, d.h. das chinesische Kaiserreich. Die zweite Dimension war von den Konfuzianern als kulturelle Dimension gedacht worden: China als *tianxia* war die einzig zivilisierte Kulturwelt und die allumfassende, ideologisch zu einende Menschenwelt (Ökumene). Der Rest der Welt waren die Barbaren. Die *tianxia*-Vorstellung stützt sich auf einen vom *tianzi* – dem Sohn des Himmels (Kaiser) – des chinesischen Kaiserhauses beherrschten und nach kosmologischen Ordnungsprinzipien in konzentrische Ringe eingeteilten Raum.

Der Kaiser war die absolute Achse von *tianxia*, in dem das Sakrale und das Säkulare, *sacrum* und *profanum* vereinigt waren. In dieser Doppelnatur als Oberster Priester und Alleinherrscher verknüpfte der Sohn des Himmels die kosmologisch und naturgemäß harmonisch geordnete Gegenwart des Himmels als einer moralischen Richtschnur mit dem in Ordnung zu bringenden und geordnet zu haltenden Zusammenleben der Chinesen. Die geographisch-räumliche Expansion des chinesischen Kaiserreichs konnte nur als Akt der Gnade des Kaisers an die Barbarenvölker verstanden werden. Der Kaiser, ausgestattet mit Himmelsmandat (*tianmin*<sup>4</sup>) – dem Auftrag der Ausdehnung seiner moralischen und legitimen Herrschaft – konn-

te andere Völker, die Barbaren der vier Himmelsrichtungen ins *tianxia* einschließen.

So war der chinesische Kaiser der Inbegriff aller Dimensionen des Friedens unter den Menschen im traditionellen China! Das Kaiserreich China ging erst im Jahre 1912 zugrunde. Danach entstand die Republik China, die auf dem chinesischen Festland von 1912 bis zum Jahr 1949 existierte. Der Fortbestand dieser Republik fand vor allem auf der Insel Taiwan statt: Republik China (Taiwan) bzw. Republik China in Taiwan (ROC). Der Begründer der Republik China, Sun Yat-sen (1866–1922), versuchte eine demokratische Republik aufzubauen. Seine Vorstellungen basierten auf seinen „Drei Prinzipien des Volkes“ (*sanmin zhuyi*), d.h. auf Nationalismus, Demokratie und Volkswohl. Er war immer auf Seiten der Demokratie und kämpfte gegen Despotie und Korruption. Leider fungierte er nie als Regierungschef Chinas. Die Volksrepublik China (VR China) wurde nach dem Sieg der Kommunistischen Partei Chinas (KPCh) gegen Kuomintang am 1. Oktober 1949 gegründet. Leider ist die VR China von Anfang an ein autoritäres Regime unter der alleinigen Führung der KPCh.

## 2. Chinas gegenwärtiges politisches System und sozialer Friede

In der VR China herrscht trotz der Zulassung kleinerer Blockparteien (wie z.B. Revolutionäres Komitee der Kuomintang und die 7 anderen) ein Einparteiensystem. Darüber hinaus ist das sozialistische Wirtschafts- und Staatssystem in der Verfassung der VR China

verankert. Die politische Führung der VR China liegt eigentlich bei einigen hochrangigen Politbüro- und Militärführern. Sie sind um den Vorsitzenden versammelt, der die höchsten Ämter in Staat, Partei und Armee in seiner Person vereinigt. Es geht also um 1) das Amt des Generalsekretärs der KPCh, 2) Staatspräsidenten der VR China sowie 3) der Vorsitzende der Zentralen Militärkommission.

Xi Jinping hat diese obengenannten drei Positionen seit dem 14. März 2013 inne. In China als dem Einparteiensstaat sind die Parteiämter (zum Beispiel das des KP-Generalsekretärs) als viel wichtiger und mächtiger anzusehen als die Staatsämter, wie das des Präsidenten. Darüber hinaus ist die VR China offiziell ein zentralistischer Einheitsstaat, dessen Zentralregierung die beinahe absolute Verfügungsgewalt über die der Zentrale untergeordneten Provinzen hat.

Einfach gesagt ist nach wie vor sozialer Friede in China die alleinige Angelegenheit der KPCh: Die gehorsame Annahme der Führung der KPCh sollte wie automatisch zur Abwesenheit von Aufruhr als der Auflehnung gegen die bestehende Ordnung in der chinesischen Gesellschaft führen. Alle anderen sozialen Probleme, die eben auch eine gewisse Gefahr für den sozialen Frieden darstellen, sollten durch den Einsatz der KPCh und die Zusammenarbeit aller Schichten (früher: Klassen) der Gesellschaft gemeinsam gemeistert werden. Somit ist jede Art von Organisationsbildung, die sich nicht der KPCh unterordnet, strafbar. Bis heute konnte keine organisierte Opposition außerhalb der KPCh bestehen.

Die Volksrepublik China bekennt sich zu den Menschenrechten und hat dies

im Jahr 2004 mit dem Zusatz „Der Staat respektiert und gewährleistet die Menschenrechte“ in die Verfassung aufgenommen (Artikel 33/3).<sup>5</sup> Auch ratifizierte China die wesentlichen Menschenrechtskonventionen der UNO.

Die Menschenrechte aus chinesischer Sicht unterscheiden sich allerdings in vielen Punkten von dem, was man darunter im Westen versteht. Die Menschenrechte im Westen werden primär als der Schutz des Einzelnen vor Übergriffen des Staates behandelt, in China aber hat die Verbesserung des Wohlstands und der Lebensqualität der Bevölkerung Vorrang vor jedweden individuellen Freiheitsrechten.

### 3. „Harmonische Gesellschaft“ versus „chinesischer Traum“?

Angesichts vieler Gefährdungen und sozialer Spannungen in China bemüht sich die KPCh darum, die sozialen Konflikte zu vermeiden und eine „harmonische Gesellschaft“ (*hexie shehui*) zu errichten. Seit 2006 ist der Aufbau einer harmonischen Gesellschaft ein heißes Thema in China. Es wurde in den Medien und auf zahlreichen Tagungen während des vergangenen Jahres immer wieder betont.<sup>6</sup> Eine Studie zu diesem Thema zeigt:

„Die ‚harmonische Gesellschaft‘ hat eine ideologische Dimension und Funktion: Das Konzept knüpft zum einen an die marxistisch-maoistische Denktradition (Behandlung von ‚Widersprüchen im Volk‘) an, zum anderen sind darin Elemente der klassischen (konfuzianischen) Philosophie<sup>7</sup> enthalten. Die Rehabilitation der Tradition greift dabei populäre Strö-

mungen in der Gesellschaft auf und ‚vereinnahmt‘ sie für den Aufbau der harmonischen Gesellschaft. Dies dient dem obersten Ziel der Kommunistischen Partei, nämlich dem Erhalt der Stabilität (im Sinne von Regime-stabilität).“<sup>8</sup>

Man kann in der Tat den Begriff der harmonischen Gesellschaft als einen Schlüsselbegriff der Politik im gegenwärtigen China auffassen. Sowohl nach innen als auch nach außen wird er von der chinesischen Regierung verwendet, um im Grunde genommen die eigenen Ideale zu verbreiten. Mit dem Motto der Harmonie werden die Chinesen auch in der Öffentlichkeit dazu aufgerufen, sich harmonisch zu verhalten. Die öffentliche Reaktion auf die Idee der harmonischen Gesellschaft war vor dem historischen Hintergrund der chinesischen Gesellschaft zuerst positiv. Aber nach ein paar Jahren haben viele Chinesen erfahren, dass diese Idee nicht mehr bedeutet als „Stabilität um jeden Preis“. Dabei hat man weiterhin beobachtet, wie in China die Kluft zwischen reich und arm wächst und andere Probleme entstehen. Viele hatten das Gefühl, dass die sozialistische „harmonische Gesellschaft“ nicht praktikabel ist.<sup>9</sup>

Deswegen wird in China in letzter Zeit viel „geträumt“. Jedenfalls war dies besonders das Schlagwort in den chinesischen Medien. Man hörte und las oft vom *Zhongguo meng*, „dem chinesischen Traum“. Was hat es mit diesem Begriff auf sich? Staatspräsident der VR China, Xi Jinping, hat diesem Begriff einen aktuell entscheidenden Popularitätsschub gegeben.<sup>10</sup> Hier liegt die erste und wichtigste Bedeutungsebene dieses Begriffes: Wenn Xi Jinping darüber re-

det, versteht er im Kontext: *Zhonghua minzu weida fuxing de Zhongguo meng*, d.h. der Traum vom erneuten Aufstieg des großen Volkes Chinas.<sup>11</sup> Es gibt wohl noch eine zweite Bedeutungsebene dieses Begriffes, die auf den amerikanischen Traum verweist, gewiss mit einem subtilen Zusatz: „Die USA-Amerikaner haben ihren Traum bereits ausgeträumt! Jetzt ist die Zeit für die Chinesen angebrochen!“

#### 4. Soziale Probleme der chinesischen Gesellschaft heute

Im Jahre 2011 ist Japans Wirtschaft geschrumpft und ist nicht mehr die zweitgrößte Volkswirtschaft in der Welt. China hat diesen Platz nun offiziell eingenommen. Darüber hinaus ist die Volksrepublik China auch das flächenmäßig viertgrößte Land der Welt, nach Russland, Kanada und den USA, und außerdem – nach wie vor, obwohl dicht gefolgt von Indien – der bevölkerungsreichste Staat der Welt mit ungefähr 1,4 Milliarden Menschen. Die heutige Gesamtsituation Chinas könnte man als die Spannung zwischen Marktwirtschaft und „kommunistischer“ Diktatur beschreiben. Das „kommunistische“ China von heute trennt Staat und Wirtschaft dort, wo sich Staatsbetriebe als „uneffektiv“ erwiesen haben. Dennoch verbleiben zwei Drittel der Industrieproduktion im Staatsbesitz. Das heutige Wirtschaftswachstum Chinas ist Folge dieser Teilprivatisierungen und der Orientierung auf eine starke Ausfuhr, also den Verkauf selbst produzierter Konsumgüter ins Ausland.

Trotz des starken Wirtschaftswachstums leben auch im heutigen China die meisten Menschen als arme Bauern und

Landarbeiter in der Provinz; in den Städten sammeln sich die völlig mittellosen und oft aus den ländlichen Gebieten abgewanderten „Wanderarbeiter“ (über 200 Millionen: Binnenimmigration). Infolge der „Ein-Kind-Politik“ gibt es ein ernsthaftes Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern: Viele Eltern wollten lieber Söhne als Töchter haben. Überdies sieht sich China, wie auch andere Länder der Welt, mit vielen sozialen Problemen konfrontiert, wie z.B. Machtmissbrauch, Umweltverschmutzung, steigender Alkoholkonsum, Gewalt in der Familie und Selbstmord. Dazu kommen noch die Problematik des Umgangs mit Behinderten und vor allem das Problem der alten und altwerdenden Bevölkerung. Auch sollte man die psychisch Kranken in China nicht vergessen. Viele Chinesen leben gegenwärtig in vielerlei Arten von „Wüsten“, besonders in einer Wüste der Sinnentleerung.<sup>12</sup>

## 5. Gegenwärtige Situation des Christentums in China

Bis zum heutigen Tag sind Christen in China eine religiöse Minderheit. Allgemein lässt sich das Christentum in China – in welcher Erscheinungsform auch immer – als eine „marginale Religion“ oder eine „Fremdreligion“ (*yangjiao*) charakterisieren. Das geht schon aus der Anzahl der Gläubigen hervor, über deren Höhe es verschiedene Schätzungen gibt. Nach offiziellen Angaben soll es in der Volksrepublik China etwa 19 Millionen Christen geben, was etwa 1,4% der Bevölkerung ausmachen würde.<sup>13</sup> Andere Quellen sprechen von rund 30 Millionen oder sogar bis zu 80 Millionen, was 2,2 % bis 5,9 % der Bevölkerung entspräche.<sup>14</sup>

Die kommunistische Regierung Chinas versucht eine strenge Kontrolle über alle Religionen auszuüben. Daher stehen die einzigen legalen christlichen Gruppen unter der Führung der KPCh, wie z. B. die evangelische Drei-Selbst-Kirche (*Sanyi jiaohui*) und die Patriotische Vereinigung der Katholischen Kirche in China (*Zhongguo tianzhujiao aiguoahui*; PVKKCh).<sup>15</sup> Vor allem die römisch-katholische Kirche wird als äußere, d. h. ausländische Macht angesehen und dem Papst das Recht abgesprochen, Bischöfe in China zu ernennen. Es wird weiter davon ausgegangen, dass nicht registrierte religiöse Gruppen unterschiedliche Grade öffentlicher Einmischung, Verfolgung und Unterdrückung erfahren.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Daneben gibt es auch eine illegale Untergrundkirche, die den Machtanspruch der KPCh von Anfang an nicht anerkannt hat. In der Volksrepublik China erkennt nur diese inoffizielle römisch-katholische Kirche den Primat des römischen Papstes über die Katholiken Chinas an. Ihre Bischöfe und Priester werden regelmäßig inhaftiert und in staatliche Umerziehungslager transferiert. Die chinesische Untergrundkirche betrachtete in der Vergangenheit die Mitgliedschaft in der PVKKCh oftmals als Verrat am Glauben, was immer wieder zu Spannungen zwischen der inoffiziellen Kirche und der staatlich aner-

kannten katholischen Kirche in China führte. Mittlerweile gibt es zwischen diesen beiden katholischen Gruppen aber beträchtliche Überschneidungen. Bei den Protestanten gibt es neben der offiziellen Drei-Selbst-Kirche die Mitglieder der Hauskirchen<sup>16</sup> (Unabhängige Kirchen in China<sup>17</sup>), die zahlreicher als die Mitglieder der offiziellen protestantischen Kirche oder der katholischen Untergrundkirche sind. Weil sie außerhalb der Kontrolle und Einschränkungen der Regierung tätig sind, werden ihre Mitglieder und Führer unter Umständen von lokalen Regierungsvertretern verfolgt.

## 6. Sozial-karitatives Engagement der Kirche in China

Inkulturation ist keine besondere Aufgabe der katholischen Kirche in China, sondern ist die Forderung einer jeden Ortskirche, die die christliche Verkündigung durch einheimische Kulturen zu verkünden versucht. Die Frage des heutigen China ist: Was ist das zentrale Wertesystem der chinesischen Kultur heute? Das Denken, das der Konfuzianismus, der Daoismus und der Buddhismus die zentralen Wertesysteme der chinesischen Kultur von heute seien, ist deutlich unzeitgemäß. Seit der Gründung des neuen Chinas im Jahr 1949 ist der Marxismus und Maoismus als die höchste Ideologie der KPCh anzusehen. Jeder Chinese musste von der Grundschule bis zur Universität in China kontinuierlich den Marxismus lernen. Die sozialistischen Slogans waren überall verbreitet.

Wie ist also der *modus vivendi* der katholischen Kirche mit der atheistischen Regierung in China zu gestalten? Das war die große Frage nach 1949 und dies

ist auch die Frage von heute. Können die chinesischen Katholiken eine Anpassung an und eine lebensfähige Harmonie in der sozialistischen Gesellschaft finden? Die Antwort kann nicht einfach „ja“ oder „nein“ lauten. Manchmal, wenn es um grundlegende Dinge geht, wie z.B. die Weihe von Bischöfen, ist dies unmöglich. Man sollte nicht meinen, dass mit einer Normalisierung der diplomatischen Beziehungen zwischen dem Vatikan und Beijing alle Probleme beseitigt wären.

Das sozial-karitative Engagement der Kirche in China kann auch nur als die Praxis der Anpassung des Evangeliums an den kommunistischen Alltag verstanden werden. Welches offizielle Gesicht zeigt die chinesische Regierung der Kirche? Es wurde vom ehemaligen Ministerpräsident Li Peng in seinem „Bericht über die Regierungsarbeit“ vor dem Nationalen Volkskongress im Jahre 1994 gezeigt:

„Es ist wichtig, die Regierungspolitik zur Religion korrekt durchzuführen, die religiösen Angelegenheiten in Übereinstimmung mit dem Gesetz wirksamer zu verwalten und den Religionen zu helfen, sich der sozialistischen Gesellschaft anzupassen. Schließlich sollten wir die Menschen verschiedenen religiösen Glaubens und jene, die keine Religion haben, ermutigen, einander zu respektieren, in Harmonie miteinander zu leben und energisch zusammenzuarbeiten für die Modernisierung unseres großen Vaterlandes.“<sup>18</sup>

Nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil kann die Kirche in China in einem erneuerten Sinn aufgebaut werden. In

dem Konzilsdokument *Lumen gentium* (dogmatische Konstitution) wird die Kirche als *sacramentum mundi*, als Zeichen oder Sakrament von Gottes Gegenwart in der Welt interpretiert. Dies impliziert eine große Entwicklung in der Ekklesiologie, die eine neue Offenheit der Kirche für die größere Welt hervorbringt, indem die Kirche nicht gegen die moderne Welt ist, sondern auf die Welt eingeht. Sie soll für die moderne Welt wohlwollend sein und damit die Gnade Christi in der irdischen Welt zum Ausdruck bringen.

Im sozial-karitativen Engagement der Kirche könnten wir die Gemeinsamkeiten zwischen Christentum und Marxismus erkennen. Z.B. ist eines der öffentlichen kommunistischen Ideale „Mit aller Kraft und ganzem Willen dem Volk zu dienen“ (*quanxin quanyi wei renmin fuwu*) vereinbar mit der biblischen Lehre. Im Evangelium sagte Jesus: „Der Menschensohn ist nicht gekommen, um sich dienen zu lassen, sondern um zu dienen und sein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele“ (Mt 20,28). Im Jakobusbrief des Neuen Testaments lesen wir, dass ein Glaube ohne Werke tot ist (Jak 2,14-18).

## 7. Sozial-karitative Einrichtungen in der katholischen Kirche von heute

Zuerst wollen wir eines der frühesten Sozialdienstzentren erwähnen. Das ist das Katholische Sozialdienstzentrum in der Liaoning-Provinz (*Liaoning sheng tianzhujiao shehui fuwu zhongxin*) oder mit dem anderen Namen: „Nächstenliebe in Shengjing“ (*Shengjing ren'ai*). Es ist eine mit der Genehmigung des Büros für Religiöse Angelegenheiten der Pro-

vinz Liaoning errichtete Nichtregierungsorganisation mit katholischem Hintergrund. Sie ist rechtlich an die katholische Diözese Liaoning angegliedert. Das Zentrum „Nächstenliebe in Shengjing“ wurde im Jahre 2004 von Priester Zhang Kexiang gegründet. Die Empfänger der sozialen Dienstleistungen kommen aus verschiedenen Milieus und setzen sich sowohl aus Christen als auch aus Nichtchristen zusammen. Die soziale Dienstleistung umfasst hauptsächlich drei Bereiche: das Aids-Projekt, das landwirtschaftliche Entwicklungsprojekt und das Jugend-Projekt. Das Aids-Projekt ist der Hauptinhalt des Dienstes dieses Sozialdienstzentrums. Das zweite Beispiel bezieht sich auf das Guangqi-Sozialzentrum der Diözese Shanghai. Im Juni 2005 wurde auf die Initiative des im Jahre 2013 verstorbenen Bischofs von Shanghai, Aloysius Jin Luxian, das Vorbereitungskomitee für das Guangqi-Sozialzentrum errichtet. Es umfasst hauptsächlich drei Dienstbereiche:

- Unterstützung von Schülern/Schülerinnen und Studierenden
- Seniorenfürsorge
- Betreuung von Wanderarbeitern.

## 8. Was ist denn eine echte Chance für das Christentum in China?

Hier müssen wir konstatieren, dass sich das Wesen der Religion(en) in China von dem historischen Hintergrund her deutlich von dem, was in Europa geschehen ist, unterscheidet. Im chinesischen Denken standen stets das Menschenleben, die Harmonie mit der Erde, dem Himmel und unter den Menschen sowie das innerweltliche Glück im Zen-

trum der Überlegungen. Für die Chinesen ist eine Religion nur eine Lehre unter vielen anderen Lehren. Sie schließt andere Lehren nicht aus und kann kein Vorrecht als Lehrmeinung oder unfehlbare Gültigkeit beanspruchen. Auch kann ein Chinese mehreren Religionen gleichzeitig angehören (religiöser Synkretismus).

Dazu ist China seit 1949 als VR China ein laizistischer Staat und die Mehrheit der Chinesen bekennt sich offiziell zu keinem religiösen Glauben. Die marxistisch-atheistische Ideologie der KPCh beinhaltet von Anfang an, dass die Menschen „gegen den Himmel, gegen die Erde und gegeneinander kämpfen“ müssen. Sie zielte auf den totalen „Klassenkampf“. Sie sah und sieht nach wie vor die traditionelle chinesische Kultur, der die drei Grundtraditionen, d.h. Buddhismus, Daoismus und Konfuzianismus, angehören, als ihren großen Gegner. Aber gerade die Fremdreigionen wie Christentum und Islam, die ebenso eine soziale Rolle im heutigen China spielen, müssten in dieser Sicht als die größten Feinde angesehen werden, denn sie haben Unterstützung im Ausland.

Im Rahmen des oben genannten und dargelegten Begriffes der harmonischen Gesellschaft gibt es eine positivere Bewertung der Religion seit den 1990er Jahren, die allerdings in der letzten Zeit leider wieder eingeschränkt wird. Damit das Ziel einer harmonischen Gesellschaft erreicht werden kann, hat die kommunistische Regierung Chinas anerkannt, dass die Religion eine wichtige Rolle innerhalb der Gesellschaft spielen könnte. Es gibt zurzeit über 20 Sozialdienstzentren in der offiziellen katholischen Kirche in China, die offiziell re-

gistriert wurden. Überdies gibt es auch viele in der Untergrundkirche, die (noch) nicht registriert wurden. Im protestantischen Christentum herrscht eine ähnliche Situation.

Die meisten Chinesen akzeptieren zurzeit eine pragmatische Ansicht der Führung der KPCh, in der Stabilität und (westliche) Demokratie irgendwie im Widerspruch stehen und sie entscheiden sich daher für die wirtschaftliche „Stabilität“. Hier ist die Rolle der KPCh vorgezeichnet als Hüterin der Stabilität Chinas, die überhaupt nicht in Frage gestellt werden darf. Somit ist auch die KPCh die einzige und alleinige Hüterin des sozialen Friedens in China, und wenn es nicht anders geht, auch mit Gewalt. Die KPCh kann, wenn sie will, andere Kräfte der chinesischen Gesellschaft zur Zusammenarbeit für den sozialen Frieden einladen, so wie es zwar zaghaft, aber seit etwa 10 Jahren *de facto* geschieht. Auf der Seite der so Eingeladenen ist dies jedoch nur als Ausdruck der bedingungslosen Loyalität und Bereitschaft zur totalen Kontrolle durch die KPCh möglich.

Die Problematik der internationalen Nichtregierungsorganisationen (non-governmental organisations – NGOs) in China tangiert auch die Rolle der dortigen Religionen im Umfeld des sozialen Friedens. Es gibt nach chinesischen Schätzungen zurzeit 4.000 bis 6.000 verschiedene internationale NGOs in China (die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* sprach hingegen am 6. Juni 2015 von 10.000 NGOs, darunter 6.000 amerikanische<sup>19</sup>). Es gibt auch etwa eine halbe Million chinesische NGOs. Viele dieser internationalen NGOs in China haben einen religiösen Hintergrund, so z.B. „Misereor“ einen katholischen oder

„Islamic Relief“ einen islamischen. Zu den chinesischen NGOs muss man die Sozialdienststellen der katholischen Kirche in China zählen. Bald steht in China ein Gesetz in Bezug auf die internationalen NGOs zur Verabschiedung an. Das, was die Konsultationsphase für den Entwurf zu einem NGOs-Gesetz vorbereitete, scheint die Arbeit solcher ausländischer Organisationen noch stärker und flächendeckend zu kontrollieren. Damit sollte das scheinbar wahre Ziel dieser NGOs in China verhindert werden, d.h. die „Infiltration und Verbreitung westlicher Werte“! Die meisten Arbeitsbereiche dieser internationalen und chinesischen NGOs sind Bildung, Umwelt, Gesundheit (wie Menschen mit Behinderungen, AIDS-Kranke), Binnenmigration (Wanderarbeiter) und Abhilfen für die regional definierbaren, sozialen Probleme. Außer den religiös motivierten Zielen und Arbeitsbereichen gibt es auch solche, die aus der rein bürgerlichen Willensbildung entstehen. Die negative Stellung der kommunistischen Regierung Chinas zu den NGOs zeigt wahrscheinlich eine pure Angst vor dem Machtverlust und stellt ihre Ehrlichkeit zur Zusammenarbeit für den sozialen Frieden in Frage.

Was könnte eine echte Chance für das Christentum in China sein? Es bleibt die Hoffnung, dass wir zwischen der sozialistischen politischen Strategie der KP-Ch und dem katholischen Glauben Gemeinsamkeiten finden können, die bei der Bezeugung guten Willens auf beiden Seiten zu einem vertieften Gespräch oder sogar einem dauerhaften Dialog und in Zukunft zur Zusammenarbeit führen könnte oder sogar müsste! Lasst uns darauf vertrauen, dass die Bezeugung guten Willens auf beiden

Seiten zu einer dauerhaften Zusammenarbeit führen wird; als Beitrag zum sozialen Frieden in China, d.h. zum Wohl der dort lebenden Chinesen und Chinesinnen.

- .....
- 1 Siehe Markus A. Weingardt, „Was Frieden schafft. Religiöse Friedensarbeit: Akteure – Beispiele – Methoden“, unter Mitarbeit von Friederike Faust, in: rhspecials.randomhouse.de/microsites/nahost.../leseprobe\_frieden.pdf (im Cache: Zugriff am 13.02.2015).
  - 2 Siehe Gert Krell, „Geschlechterverhältnisse – zwischen Gewalt und Frieden. Vortrag anlässlich einer Gedenkveranstaltung für die Opfer der Hexenprozesse des Kurmainzischen Amtes Hofheim am 27. April 2012“, in: www.gert-krell.de/geschlechterverhaeltnisse.pdf (Zugriff am 13.02.2015).
  - 3 Siehe dazu Hans Günter Hockerts, *Der deutsche Sozialstaat. Entfaltung und Gefährdung seit 1945*, Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 2011.
  - 4 Tianming war ein altchinesisches Konzept zur Legitimation des Herrschaftsanspruches, das seit der Zhou-Dynastie (1122/1045-256 v.Chr.) bekannt ist. Danach wurde geglaubt, dass der Himmel die Autorität eines gerechten, mit Moral regierenden Herrschers schütze, während er einen moralisch schlechten und bösen Herrscher ablehne.
  - 5 Siehe dazu Harro von Senger, „Die VR China und die Menschenrechte“, in: Boike Rehbein (Hg.), *Identitätspolitik und Interkulturalität in Asien. Ein multidisziplinäres Mosaik*, Münster 2006, 119-144.
  - 6 „Goujian shehuizhuyi hexie shehui“ (Eine sozialistische harmonische Gesellschaft bilden): [http://news.xinhuanet.com/ziliao/2005-03/23/content\\_2732356.htm](http://news.xinhuanet.com/ziliao/2005-03/23/content_2732356.htm) (Zugriff am 22.05.2015).
  - 7 Siehe dazu Li Chenyang, *The Confucian Philosophy of Harmony*, New York: Routledge, 2013.

- 8 Matthis Kaiser und Gudrun Wacker (Stiftung Wissenschaft und Politik –SWP– Deutsches Institut für Internationale Politik und Sicherheit; Hg.), „Nachhaltigkeit auf chinesische Art: das Konzept der ‚harmonischen Gesellschaft‘“, Berlin, 2008 (SWP-Studie S. 18). URN: <http://nbn-resolving.de/urn:nbn:de:0168-ssoar-24880> (Zugriff am 22.05.2015).
- 9 Li Cheng und Eve Cary (December 20, 2011), „The Last Year of Hu’s Leadership: Hu’s to Blame?“, Jamestown Foundation: China Brief 11 (23). ([http://www.jamestown.org/programs/chinabrief/single/?tx\\_ttnews\[tt\\_news\]=38811&tcHash=c0006cd99bfe551991fcf1924d37c0cf#.VWSQe-FLP91Q](http://www.jamestown.org/programs/chinabrief/single/?tx_ttnews[tt_news]=38811&tcHash=c0006cd99bfe551991fcf1924d37c0cf#.VWSQe-FLP91Q); 25. Mai 2015)
- 10 Das Politbüro der KPCh hat unter Xi Jinping eine Reihe von Publikationen seit Anfang des Jahres 2014 im Zuge einer neuen Kampagne angeordnet. Der zuständige ZK-Funktionär Li Qibao forderte die Akademie für Sozialwissenschaften dazu auf, „den chinesischen Traum“ als „vorherrschenden Zeitgeist“ zu propagieren. Siehe dazu Johnny Erling, „Chinas Präsident verordnet seinem Volk einen Traum“ in: Die Welt (<http://www.welt.de/politik/ausland/article116866505/Chinas-Praesident-verordnet-seinem-Volk-einen-Traum.html>; Zugriff am 22.05.2015).
- 11 Siehe Arseny Knaifel, „Der Traum vom chinesischen Traum“, in: <http://www.sinonerds.com/der-traum-vom-chinesischen-traum/> (Zugriff am 22.05.2015).
- 12 Die chinesische Gesellschaft hat ihre aus dem Konfuzianismus, Daoismus und Buddhismus stammenden Werte weitgehend verloren. Vgl. Xu Jilin, „Dangdai Zhongguoren de jingshen shenghuo“ (Das geistige Leben eines Gegenwarts-Chinesen), online unter: [www.360doc.com/showweb/0/0/482526.aspx](http://www.360doc.com/showweb/0/0/482526.aspx) (Zugriff am 19.06.2015).
- 13 Vgl. Hans van Ess, Die 101 wichtigsten Fragen: China, München 2008, S. 106.
- 14 Vgl. Kim Kwong-Chan, „The Christian Community in China. The Leaven Effect“, in: Daniel H. Bays, Christianity in China: From the Eighteenth Century to the Present, Stanford 1999, ix.
- 15 PVKKCh kann als Versuch der staatlich-kommunistischen Kontrolle über den Katholizismus in China gesehen werden.
- 16 Die chinesischen Hauskirchen ([Zhongguo] jiating jiaohui, Dixia jiaohui oder Dixia tianguo) sind Hauskirchen, die einen Teil des Protestantismus in China ausmachen.
- 17 Als „Unabhängige Kirchen“ in China werden die protestantischen Kirchen in der VR China bezeichnet, die nicht staatlich registriert sind.
- 18 Philip L. Wickeri, „Die Kirche in China am Vorabend des 21. Jahrhunderts: Probleme und Fragen“, in Roman Malek (Hg.), „Fallbeispiel“ China, Nettetal: Steyler Verlag, 1996, S. 508.
- 19 Siehe Petra Kolonko, „Kampf gegen NGO: Wie Xi Jinping von Putin lernte“, in Frankfurter Allgemeine Zeitung 05.06.2015 (<http://www.faz.net/aktuell/politik/ausland/asien/china-erlaesst-neues-gesetz-gegen-westliche-ngo-13629475.html>; Zugriff am 24. Juni 2015).

## Julia Ratzmann

Julia Ratzmann, Jahrgang 1972, ist Journalistin und Ethnologin mit Schwerpunkt pazifische Inseln. Sie leitet seit 2000 die Pazifik-Informationsstelle im fränkischen Neuendetsau. Diese überkonfessionell getragene Einrichtung bereitet zu wirtschaftlichen, sozialen, politischen, kulturellen und ökologischen Entwicklungen in Ozeanien Informationen für die deutschsprachige Öffentlichkeit auf und organisiert Seminare, Ausstellungen und Vorträge mit Gästen aus dem Pazifik.



Julia Ratzmann

## Land unter im Pazifik?

Die Folgen des Klimawandels für die pazifischen Inselstaaten und die Antwort der Kirchen

Als der spanische Seefahrer Vasco Núñez de Balboa 1513 das *Mar del Sur* entdeckte, konnte er nicht ahnen, dass diese über 181 Quadratkilometer große „Südsee“ mit ihren ungezählten Inseln 500 Jahre später buchstäblich vom Untergang bedroht sein würde. In den drei Regionen von Ozeanien – Mikronesien, Melanesien und Polynesien – leben heute 12 Millionen Menschen in unterschiedlichen politischen Gefügen auf einer Landfläche von insgesamt nur 1,3 Millionen Quadratkilometern. Das Leben und Denken der Bewohner dominiert der größte und tiefste Ozean der

Erde. Sie sprechen von ihrer Heimat als „sea of islands“ (Meer der Inseln). Doch der im Volksmund als „flüssiger Kontinent“ bezeichnete Pazifik und seine Menschen sind von den Folgen des menschengemachten globalen Klimawandels akut betroffen.

Die weltweit beobachteten Temperaturen von Land- und Ozean-Oberflächen zeigen einen Anstieg von 0,85 °C von 1880 bis 2012. Im Zeitraum von 1901 bis 2010 ist der mittlere globale Meeresspiegel um 19 cm gestiegen. Bis zum Ende des 21. Jahrhunderts könnte er sogar um 59 Zentimeter steigen.

## Die Folgen des Meeresspiegelanstiegs

Für die pazifischen Inselstaaten hat dieser Meeresspiegelanstieg enorme Auswirkungen, denn viele der so genannten niedrigen Inseln liegen nur bis zu maximal fünf Meter über dem Meeresspiegel.<sup>1</sup> Auch die hohen Inseln sind vom Klimawandel betroffen, da die bevölkerungsreichen und fruchtbaren Küstengebiete langsam vom Meer überspült und abgetragen werden. Ein Rückzug ins Inland ist aufgrund der teils unzugänglichen und für die Landwirtschaft unbrauchbaren Steilhanglagen sowie wegen bestehender Landrechte nicht immer praktikabel. Zudem konzentriert sich der Tourismus der Inseln auf die Küstenregionen und ein Verlust dieser Gebiete würde diesen Wirtschaftssektor beeinflussen.

Der Anstieg des Meeresspiegels bringt nicht nur die Erosion von Küstengebieten sowie die allmähliche Überflutung der Inseln mit sich, sondern wirkt sich auch auf die Süßwasserlinse, eine Wasserblase im Kalkgestein des Atolls, aus. Das Meerwasser drückt seitlich in die Linse und Flutwellen, die bis ins Landesinnere eindringen, verderben das Süßwasser von oben. Durch die Versalzung des Wassers werden die Nutzpflanzen geschädigt, was zu einem Ernteausfall und damit zu einer Hungersnot auf den Atollen führen kann.

### Größere Häufigkeit von El Niño

Durch den Klimawandel ist auch das Wetterphänomen El Niño in den letzten Jahren vermehrt aufgetreten. Üblicherweise weht im Pazifik ein Südostpassat. In El Niño-Jahren drehen sich die Win-

de, die Stürme verändern ihre Zugbahnen und treffen häufiger auf die pazifischen Inseln. Durch die veränderte Windrichtung und durch die Verschiebung des Wasserkreislaufs im Pazifischen Ozean werden große Wassermassen in die Lagunen der Atolle getrieben, was zu einer Überschwemmung der inneren Küstengebiete mit salzigem Meerwasser und damit zu Ernteausfällen führt.<sup>2</sup> Hinzu kommt die Ausbreitung von Krankheiten durch die Erwärmung der Atmosphäre. Mückenplagen und mit ihnen einhergehende Krankheiten wie Malaria oder Dengue-Fieber legen ganze Landstriche lahm, weil erkrankte Personen zu schwach für die tägliche Nahrungsmittelbeschaffung in den Gärten und auf See sind.

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

El Niño führt auch zu einer Erwärmung des Meerwassers. Korallenriffe werden durch die Erhöhung der Wassertemperatur und andere Stressfaktoren (z. B. Einleitung von Abwässern und Düngemitteln, Bodenerosion, Überfischung, Massentourismus, nicht nachhaltige Baumaßnahmen) zerstört. Die Wassererwärmung trägt zum Ausstoßen der symbiotischen Algen aus den Polypen bei, die den Korallen nicht nur ihre Farben geben, sondern auch eine wichtige Nahrungsquelle sind. Dies führt zur „Korallenbleiche“, was bei anhaltendem Stress das Absterben der Korallen zur

Folge hat. In toten Korallen leben keine Fische mehr, der Küstenfischfang geht zugunsten des viel gefährlicheren Fischfangs auf hoher See zurück.

### **Ernährungssicherheit steht auf dem Spiel**

Mit dem Verlust dieses „Supermarktes der Meere“ einher geht ein Verlust der Ernährungssicherung der Pazifikbewohner. Sie sind neben dem, was auf ihren Inseln wächst, auf den Artenreichtum des Ozeans angewiesen, um ihre tägliche Versorgung mit vitamin-, kohlenhydrat- und proteinreicher Nahrung zu sichern. Über 80 % der Pazifikinsulaner sind Selbstversorger, d.h. sie bauen Obst und Gemüse in Gärten an und gehen im Meer auf Nahrungssuche. Überschüssige Erzeugnisse verkaufen die Menschen auf dem Markt, so sichern sie ihr Familieneinkommen. In der Subsistenzwirtschaft machen sich die Folgen des Klimawandels besonders bemerkbar, denn viele Fischarten und Meerestiere sterben bei zu hoher Wassertemperatur oder wandern in kältere Gewässer ab. Die Erträge aus Ernte und Meer reichen nur noch zur unmittelbaren Versorgung der Familie, Überschüsse werden nicht mehr erzielt. Die Menschen müssen auf den Import von Dosenfisch, Instant-Nudeln, Reis, zuckerhaltigen Nahrungsmitteln sowie fettem und minderwertigem Fleisch zurückgreifen. Diese „ungesunden“ Lebensmittel wirken sich negativ auf den Stoffwechsel aus. Die Pazifikregion führt deshalb weltweit die Rate von Fettleibigen und Diabetespatienten an. Auf einigen Inseln sind 40 % bis 50 % aller Erwachsenen fettleibig. Neben den Korallen sterben auch Mangrovenwälder ab, die die Küstenregio-

nen vor Erosion schützen. Mangroven leiden unter der Erwärmung der Wassertemperatur und werden vielerorts aufgrund touristischer Interessen abgeholzt. Damit sind die Küsten den Gezeiten und Springfluten schutzlos ausgesetzt. Ein Teufelskreis setzt ein, denn Sturmfluten zerstören die sich an den Küsten befindlichen Hotelkomplexe und Touristen bleiben aus, was zu einem Einbruch der Wirtschaft vor allem kleiner Inselstaaten führt.

### **Wirbelstürme zerstören Infrastruktur**

Ein Großteil der pazifischen Inseln befindet sich in den Tropen bzw. Subtropen. Das feuchtheiße Klima herrscht das ganze Jahr vor und ist im Normalfall von Regen- und Trockenzeiten bestimmt. Während der Regenzeit kommt es häufiger zu tropischen Wirbelstürmen<sup>3</sup>, verbunden mit Windgeschwindigkeiten bis über 300 km/h und heftigen Niederschlägen. Der Klimawandel wirkt sich hier auf die Stärke und Häufigkeit von Wirbelstürmen im Pazifik aus. Steigende Meerestemperaturen führen zu einer beschleunigten Erreichung der für Wirbelstürme erforderlichen Mindesttemperaturen des Oberflächenwassers des Ozeans. Die Stürme schädigen durch Starkregen und hohe Windgeschwindigkeiten die Infrastruktur und verwüsten Pflanzungen. Das aufgepeitschte Meer zerstört Korallen, reißt Schutzmauern ein und nimmt Strände und Ackerböden mit sich, sodass nach einem Wirbelsturm ganze Küstenlandstriche verschwinden können. Die Verschiebung von Regenzeiten sowie die Zunahme von Wirbelstürmen erschweren die Planungssicherheit für Inselbewohner.

Konnten sie zuvor Ernte- und Pflanzzeiten entsprechend des Jahreszyklus an Trocken- und Regenzeiten ausrichten, erschweren die Klimawandelfolgen die Sicherheit für eine gelingende Ernte.

### **Kirchliche Initiativen gegen die Klimawandelfolgen**

#### **Die Pazifische Kirchenkonferenz**

Die oben skizzierten Folgen des Klimawandels für die pazifischen Inseln stellen die Politik und die Zivilgesellschaft vor große Herausforderungen. Neben diversen pan-pazifischen politischen Initiativen hat sich vor allem die *Pazifische Kirchenkonferenz* (Pacific Conference of Churches, PCC), ein Zusammenschluss von 34 Kirchen des Pazifiks, dem Kampf gegen den Klimawandel verschrieben. Unterstützt wird die PCC dabei vom Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK), der eine eigene Arbeitsgruppe zu den Klimawandelfolgen eingerichtet hat.

Im Rahmen des *Konziliaren Prozesses von Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung* will die PCC die Verursacher des Klimawandels in die Pflicht nehmen: Die Industriestaaten verursachen ca. 80 % der Kohlendioxidemissionen, sie stellen aber nur 20 % der Weltbevölkerung. Die Bewohner Ozeaniens sind für 0,03 % der globalen Emissionen verantwortlich, stellen jedoch nur 0,12 % der Weltbevölkerung. Jährlich produziert ein Pazifikbewohner etwa eine Tonne giftiger Gase, wohingegen der Wert in Deutschland neun Tonnen beträgt und die USA gar 17 Tonnen pro Person und Jahr ausstoßen.<sup>4</sup>

Die PCC fordert eine Begrenzung der Erwärmung der Erdatmosphäre auf unter 1,5 Grad im Vergleich zum vorin-

dustriellen Niveau. Unter dem Leitmotiv „1,5° to stay alive“ veröffentlicht die PCC regelmäßig Handreichungen und Konzeptpapiere, die Ideen und Handlungsvorschläge zur Begrenzung der Klimawandelfolgen enthalten. Bereits im Jahr 2004 hat die PCC ihre „Otin Taai“<sup>5</sup> (dt. Sonnenaufgang)-Erklärung zu den Folgen des Klimawandels herausgegeben. Hierin weist sie explizit auf den menschengemachten Klimawandel hin: „But the sea level is rising and threatening Pacific Islands with flooding from high tides and storm surges. *This is not an act of God.* It is a result of human economic and consumer activities that pollute the atmosphere and lead to climate change“. Diese Klarstellung diente vor allem dazu, konservative kirchliche Kreise von der Notwendigkeit zu überzeugen, sich gegen den Klimawandel zu engagieren. Diese hatten unter Bezugnahme auf Gottes Versprechen an Noah, keine weitere Flut mehr zu schicken, zunächst sehr zögerlich auf die Bedrohung durch den Klimawandel reagiert. Sie hatten argumentiert, sie seien aufgrund dieses Versprechens „sicher“ auf ihren Inseln. Durch die Otin Taai-Erklärung gelang es den Kirchenführern, alle Mitgliedskirchen zum Engagement gegen den Klimawandel zu verpflichten.

In der Erklärung bezeichnen sich die Bewohner des Pazifischen Ozeans als „Hüter“ (eng. Steward) des Meeres und erlegen es sich auf, im Sinne der Bewahrung von Gottes guter Schöpfung zu agieren. Um das Thema ständig präsent zu halten, einigte sich die PCC darauf, einmal jährlich an einem Sonntag im September einen „Klimawandel-Sonntag“ zu begehen. An diesem Tag wird in allen Mitgliedskirchen nach der

gleichen Liturgie für die Bewahrung der Schöpfung und die Milderung der Klimawandelfolgen gebetet.

2009 haben die Kirchenleitenden die „Moana Declaration“ (dt.: Erklärung vom tiefen blauen Meer) verabschiedet. Hierin geht es nicht mehr nur um Empfehlungen, sondern um konkrete Wünsche an die Weltgemeinschaft. So fordert die PCC die respektvolle Aufnahme von „Klimaflüchtlingen“ aus dem Pazifik. Sie sollen Schutz durch die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte genießen. Idealerweise sollen sie auch juristisch als „Klimaflüchtlinge“ im Rahmen einer Erweiterung der Kriterien aus der Genfer Flüchtlingskonvention um eine „Convention of Resettlement“ anerkannt werden. Die PCC fordert die Weltgemeinschaft auf, den Klimaflüchtlingen Schutz und Aufnahme in „sicheren“ Ländern zu bieten. Im Gegenzug bietet sie an, sich in den Umsiedlungsprozessen zu engagieren, wie bereits auf dem Carteret-Atoll, 86 Kilometer östlich der Insel Bougainville, geschehen. Die rund 3.500 Bewohner von Carteret müssen aufgrund des Meeresspiegelanstiegs ihr Atoll verlassen und haben Aufnahme in Bougainville gefunden, wo die katholische Kirche ein Stück Land sowie Baumaterial für Häuser und Schulen stiftete.

#### Der Ökumenische Rat der Kirchen

Vor vier Jahren hat der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖRK) eine Kampagne unter dem Motto „It's time for climate justice“<sup>6</sup> gestartet. Diese „Klimagerechtigkeit“ ist auch ein politisches Konzept, dass bereits seit 2007 in Deutschland zur Anwendung kommt. Sozial und ökologisch gerecht wären demnach 2,7 Tonnen Ausstoß giftiger Gase pro Jahr und Person.

Der ÖRK engagiert sich mit so genannten „side-events“ bei den Sitzungen des Menschenrechtsrates der Vereinten Nationen in Genf. So hat er im Juni dieses Jahres eine Diskussionsveranstaltung mit Mitgliedern des Menschenrechtsrates zum Thema „Human rights and climate change: Spiritual dimension and negotiations towards Paris“ durchgeführt. Der ÖRK unterstützt sowohl logistisch als auch finanziell Staats- und Regierungschefs pazifischer Inselstaaten, die sich bei den Vereinten Nationen und im Europaparlament zu Fragen des Klimawandels äußern. Medial sehr präsent und einflussreich ist der Präsident des Inselstaates Kiribati, Anote Tong. Die 103.000 Bewohner werden vermutlich ihre niedrig gelegenen Atolle langfristig verlassen müssen. Statt nun die Atollbewohner in die Opferrolle zu drängen, geht Präsident Tong proaktiv an die Sache heran. Dazu hat er die „Migrate with Dignity“-Strategie (dt. Mit Würde auswandern) entwickelt.<sup>7</sup> Sie bedeutet, dass die Bewohner Kiribatis nicht als unwillkommene Klimaflüchtlinge von pazifischen Anrainerstaaten wie Neuseeland oder Australien aufgenommen werden müssen, sondern dass sie als willkommene Facharbeiter das Aufnahmeland mit ihren Fähigkeiten und Kenntnissen bereichern. Bereits jetzt lässt Tong die Einwohner Kiribatis deshalb auch im Ausland ausbilden und hochqualifizieren.

.....

1 Die Inseln im Pazifischen Ozean lassen sich in zwei unterschiedliche Typen einteilen: Hohe Inseln (high islands) und niedrige Inseln (low islands). Zu den hohen Inseln fasst man die kontinentalen und

vulkanischen Inseln zusammen. Sie weisen ein zerklüftetes Inlandsgebirge auf und sind zur Küste hin steil abfallend. Dort gibt es Flusstäler, Sümpfe und fruchtbare Küstenebenen. Die niedrigen Inseln sind gehobene Riffe und Korallenriffe. Hier gibt es keine Wasserquellen, die Vegetation ist karg. Ein ringförmiges Korallenriff bezeichnet man als Atoll, das entsteht, wenn sich das Korallenriff um eine vulkanische Insel aufbaut, während sich der Vulkan im Inneren durch Erosion und tektonische Vorgänge absenkt. Im Inneren des Atoll-Rings befindet sich die Salzwasserlagune, die durch Lücken im Atoll-Ring mit dem Ozean verbunden ist. Ein Atoll besteht meist aus mehreren Inseln, wobei die größte Insel im Normalfall den gleichen Namen wie das Atoll trägt (z. B. liegt die Insel Bikini im Bikini-Atoll). Atolle liegen nur ein bis maximal fünf Meter über dem Meeresspiegel. Ihr Gestein ist porös, die nährstoffhaltige Bodenschicht sehr dünn. Frischwasser kann nur durch Regenwasser oder aus der Süßwasserlinse gewonnen werden.

- 2 Zur weiteren Vertiefung siehe [www.elnino.info](http://www.elnino.info) und <http://www.welt.de/wissenschaft/umwelt/article4598555/Das-Klimaphaenomen-El-Nino-hat-sich-veraendert.html>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 3 Zyklone = tropische Wirbelstürme im Südwestpazifik und im Indischen Ozean südlich des Äquators; Taifun = tropische Stürme im Nordwestpazifik/asiatischen Raum; Hurricanes = heftige Wirbelstürme im Atlantik, im Nordpazifik östlich von 180 Grad Länge und im Südpazifik östlich von 160 Grad Ost.
- 4 [https://de.wikipedia.org/wiki/Liste\\_der\\_Länder\\_nach\\_CO2-Emission](https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_der_Länder_nach_CO2-Emission). Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 5 <https://www.oikoumene.org/en/resources/documents/wcc-programmes/justice-diakonia-and-responsibility-for-creation/climate-change-water/otin-tai-declaration>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 6 <https://www.oikoumene.org/en/what-we-do/climate-change>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.
- 7 <http://www.climate.gov.ki/category/action/relocation/>. Letzter Zugriff: Oktober 2015.

## Michael Huhn

Michael Huhn, geboren 1956, ist Historiker (Wirtschafts- und Sozialgeschichte) und Referent für Hochschule und theologische Grundsatzfragen beim Lateinamerika-Hilfswerk Adveniat in Essen.



Michael Huhn

## Ein Kontinent verschreibt sich der Mission

Anstöße für missionarisches Bewusstsein  
und missionarische Praxis in Lateinamerika

### 1. Gotterfüllte Begeisterung – und wohin die führt: in die Mission

„Ihn zu fassen ist fast unsere Freude zu klein.“<sup>1</sup> Gute Gottes-Rede (Theo-Logie) weiß seit ihren biblischen Anfängen, dass sie ausgerechnet ihr Hauptthema, Gott, nicht in Wort zu fassen vermag. Friedrich Hölderlin fasst in einem Vers aus seinem Gedicht „Heimkehr“ in Sprache, wie unfassbar Gott bleibt: Nicht einmal jenseits des Begreifens und der Begriffe, nicht einmal in der Freude können wir IHN fassen. Und doch ist es gerade die Gottesfreude, die die von ihr, die von IHM Erfüllten

drängt, vom unsagbaren Gott zu sprechen. Die Freude ist der Ursprung der Mission. Es liegt in der Freude der „Sache“, in der Natur dieser Freude, dass sie keine Grenze kennt. „Unus non sufficit orbis“ (eine Welt genügt nicht) ist ein Leitwort für die Mission der Jesuiten in der Neuen Welt.<sup>2</sup> Denn die Freude am Evangelium zieht sie aus der Alten Welt hinaus: „usque ad ultimum terrae“ (bis zu den Enden der Erde) – so ein anderes Leitwort ihrer Mission.<sup>3</sup>

Die Freude an Gott in seinem Christus und seinem Evangelium äußert sich in allen Formen der Mission: in der „kapillaren“ Mission durch das christliche Lebensbeispiel in der Familie, in der

Nachbarschaft oder im Beruf, in der „professionellen“ Mission durch Apostel, Wanderprediger und Mönche, die ihr Leben der Mission widmen, und in der „institutionellen“ Mission, wie sie als flächendeckende Weltmission z.B. seit 1622 von Propaganda Fide organisiert wurde, auch durch christliche Schulen und Missionskrankenhäuser.<sup>4</sup> Es scheint notwendig, an diese überzeugend-gewinnenden Wege der Mission zu erinnern, obwohl sie keineswegs Sonderfälle der Mission waren, sondern die Hauptformen der Verkündigung. Denn beim Wort „Mission“ fällt den Medien und infolge dessen auch den allermeisten Zeitgenossen meist nur eine Sorte Mission ein: die „imperiale“ Mission im Zuge der Ausweitung und Festigung von Herrschaft, insbesondere von kolonialer Herrschaft. Ja, es stimmt: In diesem Fall wurden und waren Missionare auch Teil des Systems der Verbrechen im Zuge der europäischen Expansion seit dem Ende des 15. Jahrhunderts – siehe, als ein Beispiel von vielen, den Zusammenhang von Conquista und Mission in der Geschichte Lateinamerikas. Das führt dazu, dass selbst Christen schnell und allzu schnell mit einem Urteil über „die“ Missionare zur Hand sind. Ebenso meint die katholische Presse immer wieder, dass sie das „schlimme Wort Mission“ nur dann verwenden dürfe, wenn sie die Entschuldigung vorschickt: „Das Wort *missionieren* mag dieser Tage eher keinen positiven Beiklang haben. Zu sehr schwingt mit, dass die Kirche einst außerhalb Europas anderen den christlichen Glauben aufgedrängt hat.“<sup>5</sup> Vom Ursprung der Mission, nämlich der Freude, seinen Glauben zu bezeugen, ist hierzulande nur selten zu hören und zu lesen.

## 2. Die „Wiederentdeckung“ der Mission in Lateinamerika und in der Karibik

In der katholischen Kirche in Lateinamerika war von Mission aus einem anderen Grund selten die Rede. In Zeiten, als Mission mit „Heidenbekehrung“ gleichgesetzt wurde, galt der eigene Halbkontinent als „mehr oder weniger fertig missioniert“, weil „fertig getauft“. Gemeint war, dass in der Mitte des 20. Jahrhunderts – je nach Land – 95 bis 99 % der Bevölkerung nominell Katholiken waren. Mission, so hieß es, sei nur noch unter den letzten kleinen Völkern und Stämmen im Regenwald und in abgelegenen Gebirgen erforderlich, und zwar als Aufgabe der Missionsorden in den ihnen zugewiesenen „minderen Jurisdiktionen“: den Prälaturen und Apostolischen Vikariaten. Die dort tätigen Ordensleute waren überwiegend Ausländer, meist Europäer, mancherorts Nordamerikaner und nur selten Einheimische. Es ist bemerkenswert, dass Lateinamerika, jener Kontinent mit dem höchsten Anteil an Katholiken, bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts hinein fast ausschließlich Missionare empfing und kaum welche aussandte.

Ein missionarisches Bewusstsein zu schaffen, blieb das Anliegen der auf Anregung des Päpstlichen Werkes der Glaubensverbreitung seit 1977 alle vier Jahre stattfindenden *Congresos Misioneros Latinoamericanos y Caribeños* (COMLA), seit 1999, als auch Delegierte aus Nordamerika hinzutraten, als *Congresos Americanos Misioneros* (CAM) bezeichnet. Sie nahmen das II. Vaticanum auf und dessen Aussagen über die Mission als „Grundvollzug der Kirche“. Die COMLAs bemühten sich, dieses „neue“ (und

zugleich alte, weil biblische), vertiefte und erweiterte Verständnis von Mission bekannt zu machen. Doch in die erste Liga der Themen, die in den nationalen Bischofskonferenzen und Ordenskonferenzen verhandelt wurden, gelangte das Thema „Mission“ zunächst kaum. Die in den heftigen Debatten um die Theologie der Befreiung aufgekommenen Themen blieben obenauf. Das änderte sich um 1990, in der Vorbereitung des 500. Jahrestages der Landung des Kolumbus im Jahre 1492, als der kritische Blick auf die eigene Missionsgeschichte weiterführte zur Frage, welche Mission jetzt vonnöten sei.

Den zweiten, weit kräftigeren Anstoß zur „Wiederentdeckung“ der Mission in der katholischen Kirche in Lateinamerika gab das, was allerorten von der eigenen Kirchentür geschah: die wachsende, sich ausbreitende Mission der protestantischen Pfingstkirchen (anfangs katholischerseits noch als „Sekten“ bezeichnet), denen es gelang, mehr und mehr Katholiken für sich zu gewinnen. Deren Mission wirkt vielerorts wie frühkirchlich: Die pentekostalen Christen klopfen bei den Nachbarn und laden sie ein, am nächsten Sonntag zum Gottesdienst zu kommen. Vielen lateinamerikanischen Christen sagen die charismatisch-lebendigen Gottesdienste zu; sie bleiben dabei. Auch die – im Vergleich zu den Katholiken – weit strengere Alltagsethik pentekostaler Christen in Lateinamerika spricht sie an.

Als der Lateinamerikanische Bischofsrat (*Consejo Episcopal Latinoamericano* – CELAM) seine 5. Generalversammlung vorbereitete, war bald klar, dass „Mission“ ein Hauptthema sein müsse. Sie fand im Mai 2007 im brasilianischen Marienwallfahrtsort Aparecida statt. Ihr

Leitwort lautete: „Jünger und Missionare Jesu Christi, damit unsere Völker in Ihm das Leben haben – Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6)“. Die ersten Wörter des Leitwortes ließen aufhorchen. Denn sie stellten klar: Auch wir (im Sinne von: alle Katholiken) sind zur Mission und zur Jüngerschaft, zur Nachfolge Jesu gerufen. Zuvor hatten die katholische Kirche in Lateinamerika insgesamt und ihre Theologen den in den Evangelien so wichtigen Begriff der „Jüngerschaft“ kaum aufgegriffen. Nur die Bewegung der Charismatischen Erneuerung (*Renovação Carismática Católica / Renovación Carismática Católica*) traute sich, in ihren „Jüngerschaftsschulen“ davon zu sprechen. Ganz anders die Pfingstkirchen, bei denen Tausende von Gemeinden das Jüngersein schon im Namen öffentlich machen und sich als „Kirche der Jünger“, „Tempel der Jünger“, „Gemeinde der Jünger“, „Versammlung der Jünger“ usw. bezeichnen. Wie selbstverständlich wurden in Lateinamerika „discípulos“ und „evangélicos“ gleichgesetzt, bis dahin, dass letztere zuweilen ein exklusives „Jüngerrecht“ beanspruchten: „Wir sind die wahren Jünger Jesu, ihr aber folgt statt dessen den Lehren der katholischen Kirche.“

### 3. „Mission“ als Thema der 5. Generalversammlung der Bischöfe Lateinamerikas und der Karibik in Aparecida

Ein ganzes – lesenswertes – Buch ist das von den Bischöfen in Aparecida erarbeitete Dokument, dessen Schlussredaktion eine von Kardinal Jorge Mario Bergoglio, Erzbischof von Buenos

Aires, geleitete Kommission leistete. Es ist durch und durch biblisch fundiert und nimmt die Heilige Schrift als Quelle aller Mission: „Die Jünger Jesu sehnen sich danach, vom Brot des Wortes zu essen.“ Sie möchten aus und mit der Heiligen Schrift leben, „damit die biblischen Texte auf diese Weise zur Seele der Evangelisierung und der Jesusverkündigung für alle Menschen werden“ (Nr. 248). Dabei empfehlen die Bischöfe vor allem die *lectio divina*, die geistliche Lesung der Heiligen Schrift (Nr. 249). Im Hören auf Wort Gottes wird Gott selbst gegenwärtig, auch in „den vielen tausend Gemeinden mit Millionen Mitgliedern, die keine Gelegenheit haben, an der sonntäglichen Eucharistiefeier teilzunehmen“ (Nr. 253).

In bester lateinamerikanischer Tradition ist im Dokument von Aparecida das Wort nicht bloßes „Wort“, sondern Anstiftung zur Praxis: „Jesus suchte die Begegnung mit Armen und Reichen, Juden und Ausländern, Gerechten und Sündern ... Eben deshalb müssen missionarische Jünger Männer bzw. Frauen sein, welche die barmherzige Liebe des Vaters vor allem für die Armen und die Sünder erfahrbar machen.“ (Nr. 147) „In der kirchlichen Praxis ... waren die Basisgemeinden Schulen der Ausbildung von Christen zu Jüngern und Missionaren. Viele ihrer Mitglieder haben sogar ihr Leben dafür hingegeben.“ (Nr. 178) „Als Jünger und Missionare im Dienst des Lebens stehen wir den indigenen und einheimischen Völkern bei, wenn sie ihre Identität und ihre Selbstorganisation sichern, wenn sie ihr Territorium schützen, wenn sie sich zweisprachig interkulturell bilden und ihre Rechte verteidigen.“ (Nr. 530) „Die Jünger und Missionare Christi fördern – im Gegen-

satz zur herrschenden Kultur der egoistischen Akkumulation – eine Kultur des Teilens auf allen Ebenen. Sie übernehmen aufrichtig die Tugend der Armut im Sinne eines bescheidenen Lebensstils.“ (Nr. 540) Heute lesen wir diese Sätze wie prophetische Ansagen. Sechs Jahre nach der Versammlung in Aparecida wurde der Hauptredakteur ihres Textes zu unserem Papst gewählt.

Eine weitere Kraftquelle in der Mission, neben den Sakramenten, dem Wort Gottes und einer Praxis aus der Erfahrung der barmherzigen Liebe des Vaters, ist die Frömmigkeit der „einfachen“ Leute. „Wir dürfen die Spiritualität des einfachen Volkes nicht gering schätzen ... Denn damit würden wir das Wirken des Heiligen Geistes und die zuvorkommende Initiative göttlicher Liebe missachten. In der Volksfrömmigkeit finden und entdecken wir einen eindringlichen Sinn für Transzendenz, eine spontane Fähigkeit, sich auf Gott zu verlassen, und eine wirkliche Erfahrung der göttlichen Liebe. Sie bringt auch übernatürliche Weisheit zum Ausdruck. Denn die Weisheit der Liebe ist nicht abhängig von der Aufklärung des Denkens, sondern vom inneren Wirken der Gnade.“ (Nr. 263) „In der Volksfrömmigkeit kommt ein Hunger nach Gott zum Ausdruck, wie ihn nur die Einfachen und Armen kennen.“ (Nr. 258) „Bei den alltäglichen Mühen greifen viele dann und wann nach irgendeinem bescheidenen Zeichen der Liebe Gottes, nach einem Kreuzifix, einem Rosenkranz, einer Kerze, die angezündet wird, um innerlich bei einem kranken Kind zu sein; viele murmeln unter Tränen ein Vaterunser, werfen einen innigen Blick auf ein geliebtes Marienbild, richten ganz einfach vor Freude ein Lächeln zum Himmel.“

(Nr. 261) Auch in dieser hohen Wertschätzung der „kleinen“ Leute, zeigt sich, wie sehr die „Theologie des Volkes“ von Lucio Gera, dem Lehrer von Papst Franziskus, ihn und andere Bischöfe in Aparecida geprägt hat.<sup>6</sup>

In Aparecida verpflichteten sich die Bischöfe zu einer großen Mission im ganzen Kontinent (Nr. 362). Besondere Aufmerksamkeit soll dabei den Großstädten und Millionenstädten zukommen, denn Lateinamerika ist der am stärksten verstädterte Erdteil. Dabei kommt es darauf an, eine Sprache zu finden, die die Städte und ihr Lebensgefühl anspricht. Denn noch immer, so gestehen die Bischöfe ein, spreche die Kirche „eine unzeitgemäße Sprache“ (Nr. 100d). Gerade weil die Städte so rasant wachsen, wären Großgemeinden oder gar Großpfarreien ein Irrweg, es brauche vielmehr „eine Unterteilung der Gemeinden in kleinere Einheiten, die mehr Nähe und ein wirksameres Arbeiten erlauben“ (Nr. 518c), „eine Dezentralisierung kirchlicher Dienste“ (Nr. 518n).

#### 4. Zur Verwirklichung der Beschlüsse von Aparecida

Kirchliche Texte sind bekanntlich das eine, kirchlicher Alltag das andere. Bei weitem nicht alle Bistümer, bei weitem nicht alle Gemeinden waren willens, dem Aufruf von Aparecida zu folgen. Doch es gibt gute Beispiele, von nationalen Missionskongressen wie in Brasilien, Argentinien, Chile, Peru, Ecuador, Kolumbien oder Mexiko bis hin zu – und wichtiger noch – örtlichen Initiativen wie etwa in Santiago de Chile, wo die Christen in den Basisgemeinden miteinander einen (vereinfachten) Aus-

zug aus dem langen Text von Aparecida lasen, immer verknüpft mit der Frage: Was heißt das für uns? (Einfache, gebildete Handreichungen zu kirchlichen Texten in den Gemeinden zu studieren und zu diskutieren, ist ohnehin eine gute lateinamerikanische Gewohnheit.) Auch eine bewährte Praxis in Brasilien, die *Santas Missões Populares*, „Volksmissionen neuen Typs“, wurde durch den Anstoß aus Aparecida bestärkt.<sup>7</sup>

#### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Eine weitere Frucht aus Aparecida ist die zunehmende Aussendung von Missionaren aus Lateinamerika, vor allem aus Kolumbien und Brasilien, in andere Länder ihres Kontinentes und darüber hinaus, z.B. die brasilianischen Ordensschwwestern, die – sprachlich naheliegend – in Angola und in Mosambik arbeiten. Die oben erwähnte Einbahnstraße auf den Wegen der Ordensmissionare ist aufgehoben. Ohnehin ist die wachsende Süd-Süd-Vernetzung eine der spannendsten weltkirchlichen Entwicklungen der letzten Jahre.

Die Freude des Evangeliums ist die Mission wert, macht Freude auf Mission. Das ist in vielen Gemeinden in Lateinamerika zu spüren: Freude an Mission als Zeugnis des eigenen Glaubens in Wort und Tat. Die Freude der Mission ist der Mühe wert – auch wenn nicht immer alles gelingt. Erich Krätler CPPS, Missionar vom Kostbaren Blut in Brasi-

lien (und Vorgänger seines Neffen Erwin Kräutler CPPS als Bischof am Xingu) schreibt im Rückblick auf Jahrzehnte als Missionar: „Sollte die Ernte ausbleiben, so haben wir doch für eins gesorgt: dass die Liebe nicht stirbt.“<sup>8</sup>

## 5. „Reverse Katholizität“

Der Aufbruch missionarischen Bewusstseins – und in dessen Folge, zumindest an vielen Orten, auch einer missionarischen Praxis – in Lateinamerika kann der Weltkirche ein Beispiel geben. Ohnehin ist in den Kirchen des Südens (protestantisch wie katholisch) der „élan missionnaire“ seit langem kräftiger als in den Kirchen des Nordens. Schon bei der Weltmissionskonferenz im Jahre 1973 in Bangkok kursierte ein fiktives Protokoll der Weltmissionskonferenz im August 2123 in Kokgnab („Bangkok“ rückwärts gelesen). Denn die Umkehrung ist die Pointe der Vorschau 150 Jahre weiter: Die Mission nimmt die andere Richtung, von Süd nach Nord und von Ost nach West: Das Hilfemodell liegt vor. Bruder Hue-ling aus China verliest die Grundsätze:

„Große Demut muss farbige Missionare beseelen, die sich für die Westmission bereithalten. Niemand darf sich über die Weißen erhaben fühlen. Alle Missionare müssen aus der Hoffnung leben, dass Völker, auch wenn sie alle Chancen vertan haben, noch zur Umkehr gelangen können. Der Schauer vor dem Neuheidentum darf zu keinerlei Überlegenheitsgefühl ausarten. Durch gezielte Information sollen die Christen der Weltkirche auf die Not der Westkir-

che aufmerksam gemacht werden. Dabei sei darauf zu achten, dass nicht Mitleid mit den armen Neuheiden das einzige Motiv für verstärkten Missionseinsatz wird. Ferner dürfe sich die Westmission nicht verewigen. Sobald neues Leben aus den Ruinen gesprossen sei, müsse der farbige Missionar heimkehren.“

Nach Verlesen der Grundsätze meldet sich Bruder Alinkulu aus dem Sudan, Vorsitzender der Kommission „Wider das Neuheidentum“, zu Wort:

„Da die Mehrzahl der westlichen Priester in Tradition und europäischer Erziehung festgefahren ist, sind sie aus Minderwertigkeitsgefühlen geneigt anzunehmen, man gönne ihnen das typisch Westliche nicht mehr. Aus diesem Grund widersetzen sie sich häufig dem Universalismus und bleiben dem Milieukatholizismus verhaftet. Wer im Westen missionieren will, der muss sich dessen bewusst sein und behutsam vorgehen. Die Theologie der farbigen Welt kann nicht bedenkenlos auf die Kirche des Westens übertragen werden.“

Der indische Theologe Felix Winfred SJ spricht von „reverser Katholizität“.<sup>9</sup> Er meint damit, dass sich die Katholizität, also das Weltumspannende der katholischen Kirche, nicht mehr allein in der vertrauten Weise verwirklicht, nämlich dadurch, dass in Rom „die Fäden zusammenlaufen“, sondern nun auch auf eine zweite, neue Art: Die Peripherie beschenkt das alte Zentrum und die ganze Kirche mit dem Schatz ihres Glaubens und ihrer Formen des Christseins. Die „Retro-Missionierung“ hat begonnen,

weit vor dem Jahr 2123. Einer der im Bistum Münster tätigen Priester sagte: „Ich bin als Missionar gekommen“, und er zitierte im Blick auf seine ersten deutschen Erfahrungen die französische Mystikerin Madeleine Delbr el: „Wenn wir in einer atheistischen Umwelt leben, stellt sie uns vor die Wahl: zu missionieren oder zu demissionieren.“<sup>10</sup>

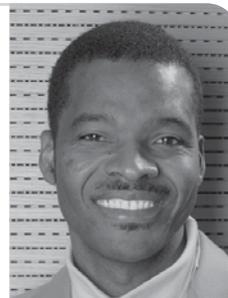
.....

- 1 Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe, Band 1: Gedichte. herausgegeben von Jochen Schmidt, Frankfurt am Main 1992, 291-295.
- 2 José Luis Betr n Moya, „Unus non sufficit orbis“. La literatura misional jesuita del Nuevo Mundo. In: Historia Social, Jg. 65 (2009), 167-185.
- 3 Johannes Meier (Hg.), „... usque ad ultimum terrae“. Die Jesuiten und die transkontinentale Ausbreitung des Christentums 1540-1773, Göttingen 2000.
- 4 Michael Sievernich, Die christliche Mission. Geschichte und Gegenwart. Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2009, 28-30 (zur kapillaren Mission), 68-70 und 103-104.
- 5 So z.B. die KNA, 6. Mai 2013.
- 6 Margit Eckholt, „... bei mir erwächst die Theologie aus der Pastoral“. Lucio Gera – ein „Lehrer in Theologie“ von Papst Franziskus. In: Stimmen der Zeit, Bd. 232 (2014), 157-172.
- 7 Lu s Mosconi, Santas Miss es Populares. Uma experiencia de evangeliza o voltada para as massas. Edi oes Paulinas, S o Paulo 1996 und weitere Auflagen.
- 8 Erich Kräutler, Blut an den Steinen, Innsbruck 1972, 110.
- 9 Felix Wilfred, Asian public theology. Critical concerns in challenging times. Indian Society for Promoting Christian Knowledge (ISPCK), Delhi 2010.
- 10 Madeleine Delbr el, Gebet in einem weltlichen Leben, Einsiedeln 1974, 101.



## Moses Asaah Awinongya SVD

P. Dr. Moses Asaah Awinongya SVD stammt aus Ghana und ist Dozent für Dogmatik an der Philosophisch-Theologischen Hochschule SVD St. Augustin. Er ist Vorstandsvorsitzender des Netzwerks Afrika – Deutschland (NAD) und der Stiftung Regentropfen – Bildung zum Leben. Er forscht derzeit zum Thema „Gottesbilder in Ghana“.



Moses Asaah Awinongya SVD

## Welchen Gott beten wir an?

### Gottesbilder und Neuevangelisierung in Ghana

In seinem nachsynodalen apostolischen Schreiben „*Ecclesia in Africa*“ schreibt Johannes Paul II. unter anderem, dass die Afrikaner einen tiefen Sinn für das Religiöse, einen Sinn für das Heilige, für die Existenz des Schöpfergottes und einer spirituellen Welt hätten.<sup>1</sup> Diese Ansicht des Papstes fand Unterstützer – aber auch Gegner. Letztere führen an, dass Religion in Afrika eher „getanzi“ als (aus)gedacht wird. Manche behaupten sogar, dass der Afrikaner als *homo religiosus* und *homo radicaliter religiosus* krankhaft religiös sei. Dagegen stellen sich Mabiala Justin-Robert Kenzo und andere Theologen, die solche Aussagen als ein Relikt der westlichen Herrschaft in Afrika, als Teil der „Kolonialen Bibliothek“<sup>2</sup> ansehen. Ich selbst vertrete die Meinung, dass Afrika zu groß ist um

pauschalisierte Aussagen über seine Einwohner zu treffen. Besser ist es, sich auf ein bestimmtes Gebiet oder ein bestimmtes Land zu beschränken. In diesem kleinen Essay wollen wir daher einige Gottesbegriffe bzw. Gottesbilder in Ghana kurz betrachten und herausstellen, worauf der Missionar oder die Missionarin bei der Neuevangelisierung achten muss.

### Ghana: ein Land mit vielen Kulturen, Sprachen und Religionen

Ghana hat viele Kulturen und Sprachen. Obwohl es bei den Sprachen in ihren jeweiligen Sprachgruppen hohe Verwandtschaftsgrade gibt, ist jede Sprache eigenständig und muss gelernt werden, wenn man im jeweiligen Kulturkreis

zurechtkommen will. So sind zum Beispiel die Kusasi und die Frafra miteinander verwandt und haben viele gemeinsame Kulturelemente. Wie Gott angebetet werden soll oder das Verständnis davon, welche Wege begangen werden sollen, wenn die Opfergabe in der traditionellen Religion Gott gebracht werden sollen, ist in diesen Gruppen jedoch unterschiedlich. Für einen Missionar bzw. eine Missionarin könnte es heißen, dass die Welten der Frafra, die Grune sprechen, und der Kusasi, die Kusal sprechen, unterschiedlicher Evangelisierungsmodelle bedürfen.

Im Alltag kommt Gott in Konversationen sehr oft vor. Vor Ankunft der beiden großen Weltreligionen, nämlich dem Christentum und dem Islam<sup>3</sup> in Ghana gab es nur die afrikanische traditionelle Religion in ihren verschiedenen Ausprägungen bzw. Ausdruckformen. Diese Situation hat sich seitdem grundlegend verändert. Das Land ist heute Heimat für viele verschiedene religiöse Gemeinschaften. Deshalb wird Ghana u.a. als „religiöser Zoo“ bezeichnet. Das Land birgt eine pluri-religiöse Gesellschaft, in der unterschiedliche Religionen mit einzelnen sporadischen Reibungen koexistieren. Die Volkszählung im Jahr 2010 zeigt, dass 71,2% der Bevölkerung Christen sind, 17,6% sind Muslime, 5,2% gehören der traditionellen Religion an, während 5,3% keine religiöse Zugehörigkeit haben<sup>4</sup>. Eine weitere Analyse der Bevölkerung ergibt, dass in der Northern Region (wozu das Dagbon Königreich gehört) 60% der Bevölkerung Muslime sind, während in den übrigen neun Verwaltungseinheiten der Anteil der Christen stets höher ist als der der Muslime. Prozentual hat die Upper East Region die meisten Anhänger der traditionellen Re-

ligion (27,9%), gefolgt von der Northern Region (16,0%) und der Volta Region (14,1%). Während mehr Frauen (73,4%) als Männer (68,8%) Christen sind, gibt es bei den Muslimen einen höheren Männer- (18,3%) als Frauenanteil (17,0%). 6,7% der Männer und 3,9% der Frauen bekennen sich als religionslos.

Die Analyse zeigt deutlich wie sich die religiöse Landschaft Ghanas seit der Ankunft von Christentum und Islam verändert hat: Sie ist bunt.<sup>5</sup>

## Ein Gott mit vielen Namen

Obwohl der Glaube an den einen Gott, der alles erschaffen hat, vorhanden ist, sind die Vorstellungen bzw. Bilder von ihm unterschiedlich. Auch wenn das Christentum und der Islam gemeinsame Glaubenswurzeln haben (z.B. Abraham als Glaubensvater), haben die beiden Religionen unterschiedliche Vorstellungen und Zugänge zu diesem einen Gott. Während die Christen den Namen Gottes in den Sprachen Ghanas übernommen haben, dürfen die Muslime dies nicht tun. Sie müssen die arabische Bezeichnung von Gott als „Allah“ beibehalten. Nicht nur in den großen Religionen, sondern allen Religionen Ghanas existiert die Vorstellung von einem höheren Wesen. Das bestätigt die Ansicht, dass die Frage nach Gott oder einem übermenschlichen Wesen urmenschlich ist. Die Muslime nennen dieses höhere oder übermenschliche Wesen „Allah“ und die Christen reden von einem Gott in drei Personen. Die Bezeichnung in der jeweiligen Sprache wird in der Regel übernommen: God, Dieu, Gott etc. In Ghana sind die Gottesbegriffe und -bilder genauso plural wie die Sprachen und religiösen Gruppen. Während die

Akan Gott als „Onyame“ anrufen, reden die Ewe von „Mawu“, die Krobo von „Mau“, die Kusasi von „Nawuni“ und die Frafra von „Nayine“.

Wenn die Krobo von „Mau“ reden, meinen sie den Schöpfer des Himmels und der Erde. Dieser Schöpfer hat die Erde als Frau geschaffen, weil sie Leben gebärt und es weiter schenkt. Der Mensch habe sein Schicksal selbst in der Hand, denn Gott habe ihm alles gegeben, was er zum Leben braucht. Wie der Mensch lebt und mit seiner Umwelt umgeht, bestimmen sein Wohlergehen. Wenn es um Familienangelegenheiten geht, muss das Familienoberhaupt die Ahnen der Familie konsultieren und ihnen Opfergaben bringen. Die Ahnen bringen dieses Opfer zu Gott und umgekehrt den Segen Gottes zu den Menschen. Wenn es um Clanangelegenheiten geht, dann muss man die Urahnen des Clans konsultieren und ihnen ebenfalls die entsprechenden Opfergaben bringen. „Mau“ selbst wird als sehr heilig angesehen und darf bzw. kann nicht direkt angebetet werden. Daher benötigt man Mittler, die Ahnen. Sie seien Gott näher und kennen seine Sprache.

Die Frafra nennen Gott *Nayine* oder *Nawine*, je nachdem aus welcher Gegend sie kommen. Der Präfix „*na*“ bedeutet: „*Naba*“ (König) oder „*naam*“ (schaffen, erschaffen). Also „Gott ist König“ bzw. „Gott ist Schöpfer“. Die Erde wird als Mutter gesehen. Offen bleibt jedoch, wer der Vater ist. Die Mutterkomponente der Erde ist mit der Fürsorge (sie gibt Nahrung und Wasser her) und der lebenschenkenden Rolle verbunden. *Nayine* ist sehr heilig und unnahbar. Deswegen braucht man auch hier Mittler, Ahnen. Einer der Ausdrücke, den man verwendet, ist das Bild des „*Posigra*“. *Posigra* ist

im alltäglichen Leben der Mann, der bei der Heirat eine Vermittlerrolle übernimmt – ein Mensch, dessen Mutter aus demselben Dorf stammt wie die Braut. Er wird „Bruder der Braut“ genannt und geht daher zu den Eltern, um zu verkünden, dass seine „Schwester“ jetzt bei ihnen im Dorf ist. Auf Grund der besonderen Beziehung zum Dorf bzw. zu den Eltern der Braut, macht es der *Posigra* leicht, eine gemeinsame Sprache mit den Brauteltern zu finden und eine schnelle Einigung zu erzielen. Dieses Bild wird bei den Frafra auf die Beziehung zwischen den Menschen, den Ahnen und Gott übertragen. Letztendlich geht es darum, dass die Gebete erhört werden – oder auch nicht. Im Falle, dass die Gebete nicht schnellstmöglich erhört werden, taucht die Frage nach dem Warum auf. In der Regel heißt es, dass die Menschen gesündigt haben, und ihre Ahnen den Segen Gottes deshalb nicht überbracht haben. Dabei ist eindeutig: Nicht Gott verweigert einen Segen, sondern die Ahnen bzw. das Verhalten der Menschen macht eine Überbringung des Segens unmöglich.

Die verschiedenen Gottesbegriffe und die dazugehörigen Prägungen, deuten darauf hin, dass es sich bei all diesen Vorstellungen um ein Wesen handelt. Die Menschen haben jedoch unterschiedlichen Wahrnehmungen und Erfahrungen von ihm und schreiben ihm daher die entsprechenden Bilder zu. Wenn die Christen von einem dreieinen Gott sprechen, fehlt es bei den Muslimen und den Anhänger der afrikanischen traditionellen Religion dafür jegliches Verständnis und umgekehrt.

Es ist nicht zu viel gewagt, wenn man sagt, dass die Gottesbilder eng mit der Gotteserfahrung eines Volkes verbun-

den sind. Othmar Gächter gibt eine Geschichte wieder, die die Situation anschaulich macht. Diese Geschichte zeigt, dass es um einen Gott aber unterschiedliche Wege bzw. Wahrnehmungsweisen geht: „Einige Leute hatten ein Chamäleon gesehen, doch jeder nur einmal und nur mit einem kurzen Blick. Gebeten, das Chamäleon zu beschreiben, sagte einer, es sei rot; ein anderer, grün; wieder ein anderer, gelb usw. Und sie stritten sich, was denn nun wahr sei. Endlich suchten sie das Urteil jenes Mannes, der unter dem Baum lebte, auf dem das Chamäleon sich normalerweise aufhielt. Der Mann, der das Tier oft und zu verschiedenen Zeiten beobachtet hatte, sagte den Fragestellern: ‚Ihr habt alle recht, und ihr habt alle unrecht, denn das Chamäleon kann noch andere Farben annehmen, die ihr gar nicht gesehen habt.‘,<sup>6</sup> Othmar Gächter benutzt die Geschichte, um zwei Dinge zu erläutern: erstens zeigt er, dass es unmöglich ist, die Wahrheit und Wesen einer Religion (hier Hinduismus) nur einseitig zu betrachten und zweitens stellt er dar, wie untrennbar die menschliche Erfahrung und die Ethik in Hinduismus miteinander verbunden sind. Die Geschichte könnte man aber auch bei der Frage nach Gottesbildern in Ghana verwenden und es wird sich ein ähnliches Ergebnis einstellen.

### Gottesbilder und Neuevangelisierung in Ghana

Nun wird Gott in der afrikanischen traditionellen Religion und im Islam dem Wesen her nicht als Person gesehen. Die Kirche hat aber dennoch die dortigen Gottesbegriffe übernommen. Zunächst ist die Frage nach den Gottesbildern

jener, die von der traditionellen Religion zu Christentum konvertiert sind. Ist Nawuni, Nayine, Onyame oder Mau, den man vorher nicht als Person betrachtet hat, jetzt eine Person, weil man den Gebetsort gewechselt hat? Dies ist eine Herausforderung für den Christen und Christinnen, die sich für die Verkündigung des Evangeliums einsetzen wollen. Das zweite Problem ist, dass es die verschiedenen Kirchen und Kirchengemeinschaften gibt: Katholiken 13,1%, Protestanten (Evangelisch) 18,4%, Pfingst-/Charismatische Kirchen 28,3% und andere Christen 11,4%. Jede dieser christlichen Gruppierungen hat ihre eigenen Gottesbilder. Das Terrain der Neuevangelisierung (bei den Muslimen, Religionslosen und Anhängern der traditionellen Religion) ist dasselbe. Und ebenso die Frage: Welchen Gott verkünden wir den Leuten?

### Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Der Weg könnte sein, die Methode des Dialogs zu verwenden, oder was man auch Ghana Pallaver nennt. Der Besuch ist erst angekommen, nachdem er Wasser getrunken hat. Die Begrüßung davor war nur eine Ankündigung, dass man da ist. Nachdem das Wasser getrunken worden ist, wird nach dem Grund des Besuches gefragt. Der Gastgeber gibt Antwort darauf, und erzählt, was es in seinem Haus Neues gibt. Diese Schritte bilden die Basis für weiteren Austausch.

Man hat nicht nur die Möglichkeit, die Botschaft der Christen zu verkünden, sondern es entsteht auch ein Miteinander. Die Annahme der Botschaft, die die Christen verkünden, wird gelingen, wenn das, was sie sagen, auch ihrem Leben entspricht. Sind sie selber davon überzeugt, oder erzählen sie nur Dinge, die sie gehört bzw. gelesen haben? Wenn die Christen auch das ausleben und davon überzeugt sind, wovon sie predigen, dann wird auch ihre Botschaft angenommen. Das Gegenteil wird der Fall sein, wenn es keine Übereinstimmung gibt.

.....

- 1 Johannes Paul II, Nachsynodales apostolisches Schreiben *Ecclesia in Africa*, 42. Max Assimeng meint, dass in der traditionellen ghanaischen Gesellschaft Religion den Alltag und den Umgang der Menschen miteinander und mit der Schöpfung präge.
- 2 Mabilia Justin-Robert Kenzo, *Religion, Hybridity, and the Construction of Reality in Postcolonial Africa*, in: *Exchange* 33/3 (2004) 244f. Er verwendet das Wort

„Colonial Library“. Seiner Meinung nach ist Religion ein kulturelles Konstrukt oder was er „hybrid product“ nennt.

- 3 Ghana bekam den ersten Kontakt mit dem Christentum im 15. Jahrhundert entlang der Küste. Der Islam kam etwa zur gleichen Zeit durch die muslimischen Geschäftsleute ins Land. Die Islamisierung des Dagbon Königreiches geht auf diese Zeit zurück. In Jahr 1900 machten die Anhänger der afrikanischen traditionellen Religion 90.3% der Bevölkerung aus. Die Christen waren 4.7% der Bevölkerung und 4% Muslime. 78 Jahre später änderte sich die Situation drastisch: Traditionelle Religion 21.61%, Christen 52.65%, Islam 13.82% und Religionslose bzw. andere Religionen 11.82% (Quelle Asempe Diary 1978).
- 4 Ghana Statistical Service, 2010 Population and House Census. Summary Report of Final Results, Accra 2012, 6 und 40.
- 5 Es muss gesagt werden, dass auch in der traditionellen Religion es Veränderungen gegeben hat. Nach einem Krieg kamen manche Leute mit fremden „Deities“ zurück und diese haben wiederum neue Tabus mit sich gebracht.
- 6 Othmar Gächter, *Die Anregung. Seelsorglicher Dienst in der Welt von heute*, 10/11 42. Jahrgang, 494.

### Christian Tauchner SVD

P. Christian Tauchner SVD, geboren 1956 in Niederösterreich, war von 1982 bis 2005 in Ecuador und später im Zeitschriftenapostolat in Österreich (Stadt Gottes) tätig. Seit 2014 ist er stellvertretender Direktor des Steyler Missionswissenschaftlich Instituts in St. Augustin.



## Christian Tauchner SVD Europa — Missionsland? Mission in Deutschland?

Die Studienwoche für Missionarinnen und Missionare auf Heimaturlaub wird von der DOK und dem Steyler Missionswissenschaftlichen Institut organisiert, um Missionaren auf Heimaturlaub eine Möglichkeit zu bieten, sich mit theologischen Fragen auseinanderzusetzen und in Austausch zu kommen, die vielleicht gerade auch mit der „Heimat“ zu tun haben.

In diesem Jahr sind es 50 Jahre, seit das II. Vatikanische Konzil das Missionsdekret *Ad Gentes* verabschiedet hat. Daher zählt es sich aus, von diesem Dokument auszugehen und sich noch einmal vor Augen zu führen, welche Veränderungen und Akzentsetzungen es gebracht hat. Eine wichtige Frage ist dabei, wie sich denn in Deutschland die Kirche

von ihrem missionarischen Wesen her versteht. Es erscheint mir interessant, dass eine Kongregation wie die Steyler Missionare erst vor 25 Jahren anfang, auch Deutschland und Europa als eine Art von Missionsland zu verstehen.

### Ihrem Wesen nach „missionarisch“

Das Missionsdekret hat einen recht abenteuerlichen Entstehungsprozess hinter sich gebracht, bevor es Ende November 1965 einigermaßen angenommen und in der letzten Sitzung des Konzils zur Abstimmung gelangte, als das Dekret mit der höchsten Zustimmungquote.<sup>1</sup> Die lange Entwicklung von einer Liste mit rechtlich akzentuier-

ten Anweisungen für die Eingliederung von Missionsgebieten in die Disziplin einer vorvatikanisch gemeinten Kirche zu einem theologisch und ekklesiologisch bedeutsamen Dokument profitierte davon, dass so viele Bischöfe aus der „Mission“ beim Konzil dabei waren. Die Steyler Missionare sind manchmal auch recht stolz auf den Beitrag, den sie über den Generalsuperior Johannes Schütte leisten konnten. Zur Arbeitsgruppe, die das Dokument mehrmals überarbeitete und ihm seine theologische Tiefe und Bedeutung verlieh, gehörte auch der junge Konzilstheologe Joseph Ratzinger.<sup>2</sup>

Zu den wesentlichen Errungenschaften des Missionsdekrets gehört es wohl, die Mission von Gott herzuleiten und in der Dreifaltigkeit selbst zu begründen. Es zahlt sich aus, diese Einleitung und Grundlegung noch einmal ausführlich anzuschauen:

Die pilgernde Kirche ist ihrem Wesen nach „missionarisch“ (d. h. als Gesandte unterwegs), da sie selbst ihren Ursprung aus der Sendung des Sohnes und der Sendung des Heiligen Geistes herleitet gemäß dem Plan Gottes des Vaters. Dieser Plan entspringt der „quellhaften Liebe“, dem Liebeswillen Gottes des Vaters. Er, der ursprungslose Ursprung, aus dem der Sohn gezeugt wird und der Heilige Geist durch den Sohn hervorgeht, hat uns in seiner übergroßen Barmherzigkeit und Güte aus freien Stücken geschaffen und überdies gnadenweise gerufen, Gemeinschaft zu haben mit ihm in Leben und Herrlichkeit. Er hat die göttliche Güte freigebig ausgegossen und gießt sie

immerfort aus, so dass er, der Schöpfer von allem, endlich „alles in allem“ (1 Kor 15,28) sein wird, indem er zugleich seine Herrlichkeit und unsere Seligkeit bewirkt. Es hat aber Gott gefallen, die Menschen nicht bloß als einzelne, ohne jede gegenseitige Verbindung, zur Teilhabe an seinem Leben zu rufen, sondern sie zu einem Volk zu bilden, in dem seine Kinder, die verstreut waren, in eins versammelt werden sollen. (*Ad gentes* 2)

Damit traten andere Motivationen und Begründungen für die Missionstätigkeit in den Hintergrund, die bis dahin – und in der Praxis natürlich auch weiterhin, wenigstens für lange Zeit – eine bedeutende Rolle spielten: Die Rettung der Seelen, die Bekehrung der Heiden, die Einpflanzung der Kirche.

### Mission in Europa?

Besonders im 19. und 20. Jahrhundert entwickelte sich eine starke Missionsbewegung, in der Europa den christlichen Glauben in andere Kontinente und zu den Menschen dort brachte. Die Kirche in Europa wusste sich im Besitz des Glaubens und der Heilmittel, die sie teilen wollte und musste. Die europäischen Kirchen hatten alles zu geben und wenig zu empfangen.

Dass Mission in Europa auch angesagt sein könnte, wurde vielleicht zum ersten Mal in Frankreich formuliert: „Frankreich – ein Missionsland?“<sup>3</sup>. Gerade dass die vorzüglichste Tochter der Kirche selbst zu einem Missionsland erklärt werden könnte, war doch zumindest eine große Provokation und blieb es lange nach dem Konzil, auch in Deutschland.

Indes hätte sich doch mit der Auffassung, dass die Kirche ihrem Wesen nach missionarisch ist, dieser Gedanke auch in den europäischen Kirchen einstellen können, und zwar missionarisch nicht nur im sendenden, sondern auch im empfangenden Sinn.

Die Steyler Missionare sind in diesem Zusammenhang eine interessante Kongregation. Schon lange funktionieren sie mit einer Struktur, in der Missionare im Prinzip international ausgetauscht werden. Es war also nicht so, dass Steyler Missionare aus Bayern in ein afrikanisches Land gehen und die Polen nach Asien usw., wie das in anderen Kongregationen oder Orden gelegentlich üblich war, sondern die Mission war überall zugänglich. Seit den 1970er Jahren gab es auch immer mehr Missionare zum Beispiel von den Philippinen, die nach Lateinamerika gingen, um dort ihrer Mission nachzugehen. Die Filipinos waren bei den Steylern die ersten, die aus einem asiatischen Land „in die Mission“ gingen. Allerdings war es in dieser Zeit noch nicht möglich, dass jemand aus einem „Missionsland“ nach Europa kommen könnte, um hier seiner „Mission“ nachzugehen. Viele Steyler Missionare aus Lateinamerika, Afrika und Asien kamen nach Europa und waren hier auch gern gesehen, aber sie kamen zu Studienzwecken und kehrten dann in ihr Herkunftsland oder in eine andere Mission zurück.<sup>4</sup>

Im Jahr 1990 trafen sich die Provinziale der europäischen Provinzen in Roscommon (Irland) zur jährlichen Koordination. Bei diesem Treffen unmittelbar nach dem Fall der Berliner Mauer und unter dem Eindruck der neuen Möglichkeiten für Europa wurde die Frage aufgeworfen, ob junge Steyler Missio-

nare aus außereuropäischen Ländern nicht auch als Missionare nach Europa eingeladen werden könnten. Aus der Diskussion entwickelte sich ein Beschluss, der am 28. Oktober 1990 formuliert wurde:

Wir stimmen zu, dass Europa als ein Aufgabengebiet betrachtet wird, im selben Sinn, wie die anderen Gebiete der Welt. [...] gemäß den Prioritäten des 13. Generalkapitels.<sup>5</sup>

Gemeint und zum Teil auch ausdrücklich vereinbart wurde bei diesem Beschluss, der unter den Steyler Missionaren als „Konsens von Roscommon“ bekannt ist, dass es um eine neue Form von Mission gehen sollte: Um das Annehmen der Herausforderung der veränderten Situationen Europas. Man wollte ausdrücklich nicht Missionare von außerhalb Europas holen, um hier personelle Engpässe in Pfarreien und anderen angestammten Tätigkeitsfeldern zu beheben, sondern es sollte um ein neues und kreatives Engagement in einer neuen Mission gehen.

Allerdings war es mit diesem Beschluss noch nicht getan, dass europäische Länder tatsächlich auch zu „Missionsländern“ wurden. Der Generalsuperior, P. Heinrich Barlage SVD, schrieb im Herbst 1991, dass das Generalat zu diesem Zeitpunkt den Wunsch nach einer Bestimmung für eine europäische Provinz noch nicht berücksichtigt hatte, „weil wir glauben, dass wir alle miteinander darüber noch weiter nachdenken und diskutieren müssen“<sup>6</sup>.

Tatsächlich begann das Generalat aber kurze Zeit später, Missionsbestimmungen auch für europäische Provinzen zu erteilen. Heute ist es völlig normal, dass

auch in den europäischen Provinzen tatsächlich Steyler Missionare aus allen Kontinenten gemeinsam arbeiten. Beachtenswert erscheint mir die Tatsache, dass eine explizit auf Mission ausgerichtete Kongregation wie die Steyler Missionare 25 Jahre gebraucht hat, um schließlich auch in ihrer sozusagen internen bürokratischen Vorgehensweise und ihrer Auffassung von Mission den „wesentlich missionarischen Charakter“ von Kirche umzusetzen und die Einbahnrichtung aufzugeben oder wenigstens aufzulösen.<sup>7</sup>

### Die Artikulation von Kirche – Reich Gottes – Mission

In den letzten Jahren ist auch im deutschsprachigen Kontext immer wieder von der Vorstellung die Rede, dass hier eine „Mission“ notwendig ist. Dabei lohnt es sich, auf die Artikulation von Kirche, Reich Gottes und Mission zu schauen.

Manche Gruppen von Missionaren sehen Mission vor allem auf die Kirche ausgerichtet. Die Gläubigen und die Kirche soll aus den Gebäuden hinausgehen, zu den Menschen auf den Plätzen und in den Städten und sie einladen wieder in die Kirche zurück zu kommen.<sup>8</sup> Das Programm einer Neuevangelisierung bietet sich für solche Initiativen immer wieder an. In einem solchen Schema wird die Kirche zum Dreh- und Angelpunkt, Veränderungen und Neuentwicklungen aufgrund kontextueller Anforderungen sind schwer zu bewerkstelligen. Mission hätte darin die Aufgabe, Menschen in die Kirche zu führen. Wenn man allerdings einen anderen Blickpunkt wählt und das Reich Gottes zum Ausgangspunkt macht, bekommt

die Kirche und die Mission einen anderen Stellenwert. In *Ad Gentes*, zumindest in der theologischen Grundlegung des ersten Kapitels, wird eher diese Perspektive gewählt: Die Kirche dient einer Mission, die von Gott ausgeht und zu Gott zurückführt. Präzise und spitz formuliert geht es darum, dass „nicht die Kirche eine Mission hat, sondern die Mission hat eine Kirche“<sup>9</sup>. Die gesamte Welt wird zum Kontext, in dem sich diese Bewegung abspielt – ein Zentralanliegen des II. Vatikanischen Konzils, die Welt ernstzunehmen.

### Ausgangspunkt vom Kontext – Antwort auf Herausforderungen

Abschließend sollen jetzt einige Hinweise gegeben werden, wie vielleicht der Kontext charakterisiert werden könnte, in dem sich Mission in Deutschland darstellt. Ursula Nothelle-Wildfeuer wagt eine Beschreibung der Situation der heutigen Welt und ihrer Kultur:

In Kürze lassen sie sich so zusammenfassen: 1. Die Säkularisierung, aber zugleich auch die Wiederentdeckung des Religiösen, 2. Die Migration, die zutiefst mit dem Phänomen der Globalisierung zusammenhängt, 3. Die mediale und digitale Kommunikation, die sich weit ausdifferenziert und verbreitet hat, 4. Die ökonomische Problematik der Wirtschaftskrise und ihrer Folgen, insbesondere des wachsenden Ungleichgewichts, 5. Die wissenschaftliche und technologische Forschung und die damit in Zusammenhang stehende Gefahr, sich damit eine neue Religion zu schaffen und

6. Das politische Gefüge mit den z. T. dramatischen Wandlungen der letzten Jahre und Jahrzehnte (vgl. Bischofssynode XIII. Ordentliche Generalversammlung 2012).<sup>10</sup>

Vor diesen Herausforderung würde sich also die Frage stellen, was hier das Reich Gottes meinen könnte und wie Mission damit umgeht.

Die Deutsche Bischofskonferenz behandelte die gegenwärtige Gesellschaft und beschrieb sie im Jahr 2000 als eine „Zeit zur Aussaat“<sup>11</sup>. In drei Abschnitten wird zunächst die Welt beschrieben: Sie ist ohne Bindung, es gibt aber religiöse Suche. Überall finden sich Spuren Gottes, die aber erst gelesen und interpretiert werden müssen. In der Folge davon wird eine missionarische Spiritualität beschrieben. Da geht es vor allem um Ermutigung, um die „Aussaat“, um eine Vermittlung der eigenen Gotteserfahrung mit einem „Gott des Gesprächs“, der ansprechbar ist und sich finden lässt. Schließlich geht es den Bischöfen um „Wege missionarischer Verkündigung“: Der erste und glaubhafteste Weg ist dabei das Zeugnis des Lebens. In mehreren recht konkreten Anweisungen wird dazu ermutigt, sich darauf vorzubereiten, in Sprache und Verkündigung tatsächlich auch Auskunft geben zu können. Predigt und Gottesdienst würden von solcher Auskunftswilligkeit und -fähigkeit verändert werden. Schließlich wird die Evangelisierung in einem umfassenden Horizont dargestellt: als Caritas, mit dem Auftrag und der Fähigkeit zur Gestaltung der Kultur und letztlich dem Willen zur Weltveränderung. Es geht von neuem um eine Inkulturation der christlichen Botschaft. Viele dieser Perspektiven werden im

heute eingeschlagenen Weg der Kirchenreform offenbar nicht eingeschlagen. Es geht offenbar doch mehr um ein Festhalten an gewohnten Strukturen, die die hergebrachte Tradition aufrecht erhalten will, indem etwa die Pfarrstruktur auf einem ausgeweiteten Gebiet gleich wiederholt wird, ohne dass sich lebendige Gemeinden von JüngereInnen bilden könnten, die auf dem Weg ihres Glaubens voranschreiten und Verantwortung übernehmen.

## Autoreninfo

Siehe gedruckte Ausgabe.

Die Vorstellungen von Evangelisierung, die Papst Franziskus in *Evangelii Gaudium* vorschlägt, gehen eher wieder in die Richtung, die auch das II. Vatikanische Konzil suchte: Das ganze Volk Gottes verkündet das Evangelium, denn „die Evangelisierung ist Aufgabe der Kirche“ (EG 111). Diese Aussage schließt ziemlich deutlich an *Ad Gentes* an: Die Mission und die Evangelisierung geht von Gott aus: Es ist „wichtig, immer zu wissen, dass das erste Wort, die wahre Initiative, das wahre Tun von Gott kommt, und nur indem wir uns in diese göttliche Initiative einfügen [...], können auch wir [...] zu Evangelisierern werden“ (EG 112). Schließlich ist die Zielrichtung der Evangelisierung und Mission umfassend – nicht für viele, sondern für *alle*: „Dieses Heil, das Gott

verwirklicht und das die Kirche freudig verkündet, gilt allen, und Gott hat einen Weg geschaffen, um sich mit jedem einzelnen Menschen aus allen Zeiten zu vereinen“ (EG 113).

Vor solche Aufforderungen und in so einen Kontext gestellt werden sich die JüngerInnen auch in Deutschland sicher zumindest herausgefordert verstehen, hoffentlich nicht überfordert. Und vielleicht tut es dann auch gut zu entdecken, dass auch Deutschland ein Missionsland ist.

- .....
- 1 Kurz zur Geschichte von *Ad Gentes*: Christoph Müller, Das Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche *Ad gentes*, in Franz Xaver Bischof und Stephan Leimgruber (Hg.) *Vierzig Jahre II. Vatikanum. Zur Wirkungsgeschichte der Konzilstexte*, Würzburg 2004, 316-333. Ausführlicher: Peter Hünemann, Theologischer Kommentar zum Dekret über die Missionstätigkeit der Kirche *Ad gentes*, in Peter Hünemann, Bernd Jochen Hilberath (Hrsg.) *Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil*, Bd. 4, 219-336, Freiburg, Basel, Wien 2005. Zur aktuellen Einschätzung und der Entwicklung seit dem Konzil vgl. Martin Üffing SVD (Hg.), *Mission seit dem Konzil*, Studia Instituti Missiologici SVD 98, Nettetal 2013.
  - 2 Anlässlich des Generalkapitels der Steyler Missionare im Jahr 2012 besuchte Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI. das Kapitel in Nemi, nicht weit von Castel Gandolfo, etwas außerhalb von Rom, und er schwelgte in Erinnerungen an die Arbeitssitzungen in diesem Zentrum der Steyler, als *Ad Gentes* ausgearbeitet wurde. Dazu: Heribert Bettscheider SVD, *The Contribution of the Society of the Divine Word to the Elaboration of Ad Gentes*, in *Verbum SVD* 46/4 (2005) 371-391. Die Beiträge Joseph Ratzingers lassen sich jetzt wieder – und nicht ohne Gewinn – in den Gesammelten

- Schriften nachlesen: Joseph Ratzinger, (Mitarbeit) *Am Missionsdekret „Ad gentes“*. Überlegungen zur theologischen Grundlage der Sendung (Mission) der Kirche. Zur Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils. Formulierung – Vermittlung – Deutung, in *Gesammelte Schriften*, hrsg. Gerhard Ludwig Müller et. al., Band 7/1, 221-236, Freiburg 2012; ders., *Das Grundproblem des Missionschemas. Berichterstattung und Begleitung*, in *Zur Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils. Formulierung – Vermittlung – Deutung*, *Gesammelte Schriften*, hrsg. Gerhard Ludwig Müller et. al., Band 7/1, 562-565, Freiburg 2012; ders., *Zur Frage der Mission. Konzilsaussagen über die Mission außerhalb des Missionsdekrets. Zur Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils. Formulierung – Vermittlung – Deutung*, in *Gesammelte Schriften*, hrsg. Gerhard Ludwig Müller et. al., Band 7/2, 917-951, Freiburg 2012.
- 3 H. Godin und Y. Daniel, *La France, pays de mission?*, Paris 1943.
  - 4 Die Steyler Missionare sind eine eher zentralistisch aufgestellte Kongregation: Die „Berufswerbung“, wie man zur Berufungspastoral früher sagte, sowie die Grundausbildung erfolgt in jeder Provinz. Am Ende dieser Ausbildungswegs bitten die jungen Missionare um die Zulassung zu den ewigen Gelübden, die vom Generalat in Rom schließlich gegeben wird, zusammen mit einer „Missionsbestimmung“: Das Generalat verschafft sich einen Überblick, wo sich junge Missionare mit welchen Interessen und Vorschlägen für den Missionsauftrag zur Verfügung stellen. Entsprechend den Anforderungen, die dem Generalat von den Provinzen weltweit vorgelegt werden, kommt es dann zu einer Zuteilung von Personal für die verschiedenen Aufgaben. Früher wurden solche „Missionsbestimmungen“ europäischen Missionaren weltweit ausgesprochen, dann jungen Missionaren aus der Dritten Welt auch für andere Provinzen in der Dritten Welt, nicht aber nach Europa. Heute werden die Missionsbestimmungen weltweit gleichmäßig bzw. nach Angebot und Nachfrage verteilt.

- 5 Martin Üffing SVD, Missionar-Sein in Europa. Missionswissenschaftliche Überlegungen, in Üffing, Mission seit dem Konzil, 2013, 177-219, hier 189. – Zur Geschichte und Bedeutung des Beschlusses von Roscommon hat das Steyler Missionswissenschaftliche Institut mehrere Bücher veröffentlicht: Steyler Missionswissenschaftliches Institut, Das heutige Europa und die SVD. Überlegungen zum Missionsverständnis, Sankt Augustin: Steyler Missionswissenschaftliches Institut, 2006; Martin Üffing svd (Hg.), Non-European Missionaries in Europe, Steyler Missionswissenschaftliches Institut Roscommon 25, Sankt Augustin 2011; Martin Üffing SVD (Hg.) Interculturality, Steyler Missionswissenschaftliches Institut Roscommon 25, Sankt Augustin 2013; Karl Josef Rivinius SVD, The Resolution of Roscommon, in Üffing (Hg.), Non-European Missionaries in Europe, 9-11; Müller SVD, Der Konsens von Roscommon und seine Wirkungsgeschichte. Ein Paradigmenwechsel für das Verstehen der Mission der Steyler Missionare in Europa und in der Welt, in Üffing, Interculturality, 2013, 145-158
- 6 Im internen Newsletter Arnoldus Nota von September 1991, zitiert in Üffing, Missionar-Sein in Europa, 190.
- 7 Ende September 2015 findet in Roscommon, Irland, wieder eine Versammlung der Provinziale der europäischen Provinzen statt, bei der auch dieses „Konsenses von Roscommon“ gedacht wird. Von einer „Feier“ ist nicht die Rede, weil sich offenbar die Vorstellungen eines kreativen Zugangs zum Kontext Europas und der damit verbundenen Missionsaufgabe nicht genug umsetzen ließen. Das Steyler Missionswissenschaftliche Institut bereitet noch Studien zu diesem Prozess und zur Entwicklung des missionarischen Engagements dieser 25 Jahre vor, die demnächst erscheinen sollen.
- 8 Einen Versuch solchen missionarischen Aufbruchs mit vielen höchst interessanten Fragestellungen sehe ich in einem langen Prozess, den die Erzdiözese Wien unter dem Titel „Apostelgeschichte 2010“ unternommen hat. Die ernste Frage des Kardinals, zum Beispiel, wozu denn Gott in der Erzdiözese eine Kirche haben wollte, blieb von einer der Versammlungen von über 1000 Delegierten im Wiener Stephansdom im wesentlich unbeantwortet. Zum Prozess siehe zum Beispiel Andrea Geiger, Veronika Prüller-Jagenteufel, Otmar Spanner (Hg.), Vom Wendepunkt der Hoffnung. Der Prozess Apg 2010 in der Erzdiözese Wien, Wien 2010.
- 9 Die Formulierung geht auf Adrian Hastings zurück und wird seither immer wieder verwendet: vgl. Stephen B. Bevans und Roger P. Schroeder, Constants in Context. A Theology of Mission for Today, American Society of Missiology Series N° 30, Maryknoll, N.Y. 2004, hier S. 8.
- 10 Ihre Zusammenfassung aus den Lineamenta. Siehe Ursula Nothelle-Wildfeuer, Katholische Soziallehre und Mission, in Üffing, Mission seit dem Konzil, 2013, 57-78, hier 72.
- 11 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.) „Zeit zur Aussaat“. Missionarisch Kirche sein. 26. November 2000, Die deutschen Bischöfe 68, Bonn 2000.

## Aus Rom und dem Vatikan

### Papst auf Kuba: Gott will seine Kirche arm

Vom 19. bis 27. September 2015 besuchte Papst Franziskus Kuba und die USA. Im Rahmen seines Aufenthalts auf Kuba feierte er am 20. September in der Kathedrale von Havanna eine Vesper mit Ordensleuten. Nachdem eine Ordensfrau während der Liturgie davon berichtet hatte, dass ihr die Armut der Kirche Kubas zunächst Angst gemacht habe, sie dann aber darin gefunden habe, verzichtete der Papst auf seine vorbereitete Rede und sprach frei über das Thema Armut. Franziskus zitierte den Heiligen Ignatius: „Die Armut ist die Mauer und Mutter des Ordenslebens.“ Sie biete Zuflucht und Schutz zugleich. Immer wenn eine Ordensgemeinschaft ihr Vertrauen auf Geld setze und beginne, ihre Zukunft abzusichern, dann sende der gute Gott einen schlechten Verwalter, so Franziskus unter dem Gelächter der Anwesenden: „Sie sind der größte Segen Gottes, diese desaströsen Verwalter, denn sie machen frei, sie machen arm!“ Und der Papst fuhr mit ernstem Gesicht fort: „Unsere heilige Mutter Kirche ist arm, Gott will sie arm.“ Reichtum und Wohlstand machen ängstlich, sie lassen uns verarmen, schloss der Papst aus der biblischen Erzählung vom reichen Jüngling. Es sei der Geist des Verzichts, in dem Jesus zu finden sei. Direkt vor seinem Besuch in der Kathedrale hatte der Papst einen Zwischenstopp an der

Pfarrkirche Sagrado Corazon (Herz Jesu) im historischen Zentrum von Havanna eingelegt. Die Pfarrei wird von seinen Mitbrüdern im Jesuitenorden geleitet. Es gehört mittlerweile zu den festen Programmpunkten der Reisen von Papst Franziskus, Jesuiten auf der Welt zu besuchen. (rv/dok)

### Papst dankt amerikanischen Frauenorden

Im Rahmen seiner Amerikareise hat Papst Franziskus bei einer Vesperfeier mit New Yorker Ordensleuten am 24. September den amerikanischen Ordensfrauen ausdrücklich für ihren Dienst in der Kirche gedankt. Er würdigte die Ordensfrauen als „starke Frauen“ und mutige Kämpferinnen an der vordersten Front der Verkündigung des Evangeliums. Viele US-Ordensfrauen ständen vor der Herausforderung, sich an ein „in der Entwicklung befindliches pastorales Panorama“ anzupassen, so Franziskus. Vor dieser Aufgabe dürften sie aber nicht „den Frieden verlieren“ und sollten wie Christus sein, der sein Kreuz genommen und nach vorn geschaut habe. „Euch, ihr Ordensfrauen, Schwestern und Mütter dieses Volkes, möchte ich Dank sagen, ein ganz großes Danke!“, so der Papst unter Beifall - „und ich will euch auch sagen, dass ich euch sehr liebe“. Die Äußerungen des Papstes sind vor dem Hintergrund einer Untersuchung der US-amerikanischen Frauenorden

durch die römische Glaubenskongregation zu sehen. Nach Vorwürfen von US-Bischöfen hatte der Vatikan diese im Jahr 2008 eingeleitet. Inhaltlich ging es um die Frage, inwieweit die amerikanischen Frauenorden sich von der kirchlichen Lehre entfernt hätten. Im April dieses Jahres legten die Glaubenskongregation und die Vereinigung der US-Ordensoberinnen LCWR ihre Differenzen bei. Der Abschlussbericht der Untersuchung der Glaubenskongregation hält fest, dass die Ordensoberinnen Maßnahmen ergriffen hätten, um in ihren Veranstaltungen und Publikationen Stellungnahmen zu vermeiden, „die mit Blick auf die kirchliche Lehre unklar sind oder als Gegensatz zu ihr gelesen werden können“. Eine Theologienkommission soll künftig die „theologische Integrität“ des LCWR gewährleisten.

Am Rande des offiziellen Programms seiner USA-Reise besuchte der Papst die Niederlassung eines Frauenordens, der gegen die Gesundheitsreform von Präsident Barack Obama geklagt hatte. Die „Kleinen Schwestern für die Armen“ hatten sich geweigert, als kirchlicher Arbeitgeber ihren Angestellten eine Krankenversicherung anzubieten, die Kosten für künstliche Verhütungsmittel, für die „Pille danach“ und für Präparate zur Abtreibung übernimmt. Dies sieht die Gesundheitsreform von Präsident Obama vor. (kna/dok)

### Dominikanerorden beginnt Festjahr zum 800-jährigen Bestehen.

Am 7. November hat der Dominikanerorden weltweit das Festjahr zu seinem 800. Gründungstag begonnen. Im De-

zember 1216 bestätigte Papst Honorius III. die Ordensregel des Heiligen Dominikus. Die eigentliche Gründung des Ordens geschah schon im April 1215 in Toulouse. Das ausgerufenen Festjahr wurde mit einer Eucharistiefeier auf dem Aventin in Rom feierlich eröffnet und dauert bis zum 21. Januar 2017. Den Abschluss bildet ein Gottesdienst in der Lateranbasilika in Rom.

Während des Jubiläumsjahres will der Orden über eine Aktualisierung seines Predigt-Gründungscharismas nachdenken. Auch das Jahr der Orden, das noch bis Februar 2016 andauert, prägt das Jubiläum. Im Zentrum steht für die Dominikaner hierbei das Hinausgehen an die Ränder, zu jenen, die der Kirche fernstehen. „Die Evangelisierung ist immer neu“, sagte der Generalobere des Dominikanerordens P. Bruno Cadoré OP gegenüber Radio Vatikan. „Sie verändert sich im heutigen Kontext. Man muss immer wieder aufs Neue Wege finden, den Menschen die frohe Botschaft zu vermitteln. Die Methoden der Begegnung, des Zuhörens und des Verstehens, was die richtigen Worte der Unterstützung und des Trostes sind, wie Barmherzigkeit gelebt werden kann müssen erneuert werden.“ 50 Jahre nach Verabschiedung des Dekrets „Perfectae caritatis“ über die Erneuerung des Ordenslebens durch das Zweite Vatikanische Konzil gelte es, diese Erneuerung wachzuhalten. Zu den Initiativen dieses Jahres gehört auch eine Gebetskette. Dabei wird in den etwa 200 Klöstern der Dominikaner und der Dominikanerinnen ein Jahr lang im Wechsel ununterbrochen in den Anliegen des Ordens gebetet.

Papst Franziskus hat dem Dominikanerorden anlässlich seines 800-jährigen

Bestehens für dessen Wirken gedankt. „Vielen Dank für alles, was ihr in und für die Kirche getan habt“, sagte er am 7. November nach dem Mittagsgebet auf dem Petersplatz. Weltweit leben heute rund 5.500 Dominikaner in 82 Ländern, davon knapp die Hälfte in Europa. Mehr als 2.500 Ordensfrauen leben das Ordenscharisma in klausurierter Form („Zweiter Orden“) sowie geschätzt rund 24.000 Angehörige von Schwesterngemeinschaften, die in Caritas, Bildung und Erziehung, Pflege oder Mission tätig sind. Rund 120.000 Männer und Frauen sind Mitglieder dominikanischer Laiengemeinschaften. Die Leitung des Gesamtordens liegt bei dem auf neun Jahre gewählten in Rom ansässigen Ordensgeneral. (kna/rv/dok)

## Orden bei der Familiensynode

Einer der Ordensvertreter bei der Synode zur „Berufung der Familie in Kirche und Welt“, die vom 5. bis 25. Oktober 2015 in Rom stattfand, war Abtpräses Jeremias Schröder OSB. Von dort aus berichtete er nahezu täglich auf [www.orden.de/familiensynode](http://www.orden.de/familiensynode) vom Geschehen vor und hinter den Kulissen. Sein Blog, der auch auf [katholisch.de](http://katholisch.de) verbreitet wurde, fand großes, weitgehend positives Echo. In seinen Reflexionen erkennt er als eine Art „Überthema“ der Synode „die Spannung zwischen globalisierter Weltkirche und regionaler Verschiedenheit“. Eine Thematik, der sich auch die Orden stellen müssen. „Ich denke an unsere weltweite Klosterfamilie. Unsere Klöster leben sehr unterschiedlich. Da wo der Wesenskern des Mönchtums angekommen ist, gibt es tiefe Einheit obwohl sich die äußeren Formen sehr unterscheiden. Aber da,

wo ein entscheidender Wert - zum Beispiel persönliche Besitzlosigkeit - nur als Lippenbekenntnis formuliert wird und nicht wirklich in die Tiefe der Lebenswirklichkeit dringt, da zerbricht die Einheit, selbst wenn als Lippenbekenntnis genau das nachgebetet wird, was man anderswo gerne hören möchte.“

Neben zehn Vertretern der Männerorden waren an der Synode lediglich drei Mitglieder der Internationalen Vereinigung der Generaloberinnen (UISG) vertreten: Sr. Maureen Kelleher (USA), Sr. Berta Maira Porras Fallas (Costa Rica) und Sr. Carmen Sammut (Vorsitzende der UISG, Malta). Sie waren nicht stimmberechtigte so genannte „Auditorinnen“. Damit hatten sie eingeschränktes Rederecht vor dem Plenum, konnten aber nicht über die Beschlusstexte der Synode mit abstimmen. Abtpräses Jeremias kritisierte diese geringe Anzahl vor Journalisten im Vatikan deutlich. Gerade die Ordensfrauen seien doch beim Thema Familie weltweit engagiert, so Abt Jeremias. Aus der deutschsprachigen Ordenslandschaft nahm neben dem Benediktiner noch der Jesuit Michael Sievernich als Berater an der Synode teil. Der emeritierte Pastoraltheologe war von Papst Franziskus nachnominert worden. Sievernich hatte Jorge Mario Bergoglio, als dieser 1986 für das später aufgegebenen Projekt einer Doktorarbeit für einige Monate an der Frankfurter Hochschule seines Ordens studierte, betreut. Der Generalobere der Jesuiten, P. Adolfo Nicolas SJ, war Mitglied des Redaktionsteams des Abschlusstextes der Synode. Seiner Einschätzung nach wird sich Papst Franziskus bis zum kommenden Sommer zu den Ergebnissen der Weltbischofssynode lehramtlich äußern.

## Papst an Ordensleute: „Starreres Einhalten der Regeln ist Egoismus“

Papst Franziskus hat junge Ordensleute vor „Starrheit“ im Leben ihrer Gemeinschaften gewarnt. Es gebe die Versuchung, besonders auf die Einhaltung von Regeln zu pochen. „Die Observanz darf nicht starr sein: wenn sie starr ist, ist sie nicht Observanz, sondern persönlicher Egoismus“, erklärte der Papst Mitte September bei einer Begegnung mit 5000 jungen Ordensleuten aus aller Welt, die er anlässlich des Jahres der Orden in Audienz empfing. Er antwortete in freier Rede auf drei Fragen, die an ihn gerichtet wurden. Franziskus würdigte das Beispiel der heiligen Teresa von Avila. Sie sei eine „freie Frau“ gewesen, „so frei, dass sie vor die Inquisition musste“. Als Klausurmonne sei sie durch ganz Spanien gezogen und habe dort Klöster gegründet, ohne je die Fähigkeit zur Kontemplation zu verlieren. „Prophetie, Fähigkeit zu träumen, das ist das Gegenteil von Starrheit. Die Starren können nicht träumen!“, verdeutlichte Franziskus. Auf die Frage nach dem rechten Weg der Evangelisierung antwortete der Papst, das Herz müsse brennen. „Evangelisieren ist nicht bloß überzeugen: es ist bezeugen, dass Christus lebt. Und wie bezeugst du das? Mit deinem Fleisch, mit deinem Leben. Du kannst noch so viel studieren und Kurse für Evangelisierung machen, und das ist ja auch gut, aber die Fähigkeit, die Herzen zu erwärmen, kommt nicht aus den Büchern, sondern aus deinem eigenen Herzen.“ Franziskus bedankte sich ausdrücklich bei den Ordensfrauen: „Ihr habt diese Lust, immer nach vorn zu gehen. Warum? Weil ihr

Mütter seid, weil ihr die Mütterlichkeit der Kirche habt.“ Aus seiner eigenen Erfahrung als Erzbischof von Buenos Aires erzählte er, wie aus Südkorea stammende Schwestern in einem von alten argentinischen Ordensfrauen geführten Krankenhaus wahre Wunder wirkten, obwohl sie kein Wort Spanisch sprachen. „Das Zeugnis eines brennenden Herzens. Das ist die Mütterlichkeit der Schwestern. Bitte, verliert das nicht.“ (rv/dok)

## Papst: Lehre der heiligen Teresa ist aktuell

Aus Anlass des 500. Geburtstages der Hl. Teresa von Avila haben im August 2015 rund 450 Delegierte aus 26 Ländern an einem Kongress katholischer Universitäten teilgenommen. Papst Franziskus wandte sich mit einem Brief an die Teilnehmenden, in dem er die Bedeutung der Heiligen für die Zukunft der Kirche betonte. Das Erbe der Karmelitin nannte der Papst eine „Quelle wahrer Wissenschaft und echter Werte“. Der Brief, der von Kardinalstaatssekretär Pietro Parolin unterschrieben ist, spricht von der Hoffnung, dass katholische Universitäten weltweit „Freunde Gottes“ ausbilden, „die in schwierigen Zeiten“ wie der heutigen „so notwendig“ seien. (rv/dok)

## Papst lobt Jesuiten-Flüchtlingsdienst

Papst Franziskus hat dem Jesuiten-Flüchtlingsdienst (JRS) für seine Arbeit gedankt. Die Hilfsorganisation stehe für den Respekt vor der Menschenwürde, sagte Franziskus bei einer Audienz für Vertreter des JRS am 14. November im

Vatikan. Anlass war der 35. Gründungstag der Hilfsorganisation. Der Papst rief dazu auf, hinter den 60 Millionen Flüchtlingen keine Statistiken, sondern Menschen zu sehen, „jeder von ihnen mit einem Namen, einem Gesicht, einer Geschichte, einer unveräußerlichen Würde als Kind Gottes“. Der JRS habe neben materieller Hilfe für die Menschen immer auch deren geistliche Bedürfnisse im Blick gehabt, hob Franziskus hervor, der selbst dem Jesuitenorden angehört. Besonders lobte er das Engagement für die Bildung von Kindern und Jugendlichen. „Einem Kind einen Platz in der Schule zu verschaffen, ist das beste Geschenk, das es gibt“, sagte er. Allzu viele Flüchtlingskinder, besonders Mädchen, erhielten keine angemessene Ausbildung. Der JRS wurde 1980 angesichts der Not vietnamesischer Bootsflüchtlinge als internationale Hilfsorganisation vom Jesuitenorden gegründet. Nach eigenen Angaben ist er heute mit etwa 1.200 Mitarbeitenden in mehr als 50 Ländern vertreten. (kna)

für den Schutz der Familie beten. Das geht den Angaben zufolge aus dem entsprechenden Dekret des zuständigen Vatikan-Gerichts, der Apostolischen Pönitentiarie, hervor. Der Heilige Vater entspricht mit diesem Ablass einer Bitte des Generaldirektors der Legionäre „Christi“ und des Regnum Christi, Eduardo Robles Gil. Dieser hat sich mit einem Brief an alle Mitglieder gewandt, in dem es laut Bericht heißt: „Ich ermutige euch, von dieser Gunst des Heiligen Vaters zu profitieren und unsere Dankbarkeit gegenüber dem Herrn zu erneuern.“ (kna/dok)

## Legionäre Christi erhalten Ablass

Aus Anlass des bevorstehenden 75. Gründungsjubiläums des Ordens gewährt Papst Franziskus den Mitgliedern der Legionäre Christi, sowie der angeschlossenen Bewegung Regnum Christi einen vollständigen Ablass. Die Mitglieder erhalten den Ablass ihrer Sündenstrafen, wenn sie sich im Heiligen Jahr erneut zu den eingegangenen Verpflichtungen gegenüber dem Orden und der Bewegung bekennen sowie für die Treue ihrer Länder zum Christentum, die geistliche Berufung von Menschen zu Priestertum oder Ordensleben sowie

## Aus der Weltkirche

### Ordensleben weltweit: Statistik 2013

Der Fidesdienst hat statistische Daten zur missionarischen Tätigkeit der Kirche in aller Welt veröffentlicht. Demnach stieg die Zahl der Ordenspriester zum Stichdatum 31. Dezember 2013 gegenüber dem Vorjahr um 64, womit ihre Anzahl insgesamt 134.816 beträgt. Die Zahl der Ordenspriester stieg wie bereits in den Vorjahren in Afrika (+507) und Asien (+540), rückläufig waren die Zahlen in Amerika (-351), Europa (-610) und Ozeanien (-22). Die Zahl der Laienbrüder ging im Gegensatz zu den Vorjahren weltweit um 61 zurück und liegt damit bei insgesamt 55.253. Anstiege gibt es in Amerika (+45), Asien (+167) und Ozeanien (+78), während die Zahl in Afrika (-218) und Europa (-133) zurückging. Die Zahl der Ordensschwestern ging weltweit zurück (-8.945) und beträgt damit insgesamt 793.575. Nach Kontinenten gegliedert: einen Anstieg gab es in Afrika (+1.293) und Asien (+172), einen Rückgang in Amerika (-4.548), Europa (-5.662) und Ozeanien (-209). Die Zahl der „Ordensbischöfe“ stieg leicht an (12 mehr als im Vorjahr) und beträgt nun 1228. (fides)

### Europa

„Dominikanische Reflexionen zum Phänomen der Migration nach Europa“ - das ist der Titel einer dominikanischen Stellungnahme zur aktuellen Flüchtlingsthematik. Sie wurde im Nachgang

einer Tagung des dominikanischen Espaces-Netzwerks zum Verhältnis von Religion und Gesellschaft veröffentlicht, die vom 6. bis 9. Juli 2015 in Istanbul stattfand. Aus Deutschland nahmen Vertreter des Institut M.-Dominique Chenu in Berlin an dem Treffen teil. Die Erklärung des Netzwerkes steht im Zeichen aktueller politischer und gesellschaftlicher Herausforderungen: die Nahostkrise, der Krieg in Syrien, die politische Situation in Nordafrika und in der Türkei, die Entwicklung des „Islamischen Staates“ und dem damit einhergehenden brutalen, globalen Terrorismus. Im Gespräch mit islamischen und türkischen Gelehrten diskutierten die Teilnehmenden das Verhältnis von Religion und Gesellschaft in unterschiedlichen Kontexten. Das Phänomen der Migration deuten die Dominikaner als „Zeichen der Zeit“. Das Leiden der Migranten sei ein „Aufschrei, mit dem wir an das Wort Jesu erinnert werden: ‚Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen...‘(Mt 25,35).“ Die eigene Verantwortung als Dominikanische Familie besteht der Veröffentlichung nach darin, „den Ruf des Evangeliums neu zu hören. [...] Ebenso sind wir dazu aufgerufen, die Praxis der Gastfreundschaft in allen Bereichen unseres Lebens zu fördern, als Zeugen für das Heil und die Rettung aller Menschen.“ Die deutsche Fassung der Erklärung steht auf der Internetseite des Instituts Chenu unter [http://dominikaner.de/downloads/Espaces\\_Network\\_Statement\\_Migration\\_DE\\_2015.pdf](http://dominikaner.de/downloads/Espaces_Network_Statement_Migration_DE_2015.pdf) zur Verfügung.

## Spanien

Die Mystikerin Teresa von Avila (1515-1582) ist posthum mit der Ehrendoktorwürde ihrer Heimatuniversität ausgezeichnet worden. Die Ehrung erfolgte im Rahmen einer Konferenz zum 500. Geburtstag der gelehrten Ordensfrau, wie die Universidad Catolica de Avila mitteilte. Den Doktorhut und die Universitätsmedaille nahm stellvertretend der Generalobere der Karmeliten, P. Saverio Cannistra OCD, entgegen. Valencias Kardinal Antonio Canizares Llovera, seinerseits Träger einer Ehrenpromotion der Hochschule, hielt die Laudatio. Teresa von Avila wurde 1622 heiliggesprochen. Papst Paul VI. (1963-1978) erhob sie 1970 als erste Frau zur Kirchenlehrerin. Die Universität Salamanca hatte sie bereits 1922 zur Doktorin honoris causa gemacht. (kna/dok)

## Österreich

P. Dr. Franz Helm SVD ist seit Mitte Oktober 2015 neuer Generalsekretär der Superiorenkonferenz der Männerorden Österreichs. Er löst in diesem Amt P. Erhard Rauch SDS ab. P. Helm wurde 1960 in Ybbsitz/NÖ geboren. 1979 trat er im Missionshaus St. Gabriel der Steyler Missionare ins Noviziat ein. Bis 1993 war er als Missionar in Brasilien und promovierte anschließend von Österreich aus in São Paulo in Missionswissenschaft. Zuletzt war er Vizeprovinzial, Provinz-Koordinator für Kommunikation und zuständig für die Begleitung von jungen Mitbrüdern, die aus anderen Kontinenten nach Österreich kommen.

Seit Jahresbeginn 2015 wurden laut österreichisch-katholischer Nachrichten-

agentur Kathpress 29 Männer in Österreich zu katholischen Priestern geweiht. Von den Neupriestern kommen 16 aus Orden und ordensähnlichen Gemeinschaften, 13 sind Diözesanpriester. Insgesamt leben und wirken in Österreich rund 4.000 katholische Priester. (kap)

## Syrien

Der syrische Mönch P. Jacques Murad empfand seine IS-Geiselhaft nach eigenen Aussagen als eine „Wiedergeburt“. Dies sagte der Prior des Klosters Mar Elian einem christlichen arabischen Fernsehsender. „Auch als man mich mit gefesselten Händen und verbundenen Augen verschleppt hat, habe ich zu meiner eigenen Überraschung gedacht: Ich befinde mich auf dem Weg in die Freiheit.“ Pater Murad war am 21. Mai gemeinsam mit einem Mitarbeiter des Klosters in Qaryatayn verschleppt worden und wurde am 11. Oktober wieder freigelassen. Er sei mit 250 weiteren Christen aus Qaryatayn in einem unterirdischen Schlafsaal festgehalten worden und habe dort Gottesdienste gefeiert, so Murad. „Die Christen beschäftigten sich oft mit ihrem Glauben und der christlichen Lehre und traten trotz großen Drucks nicht zum Islam über.“ Das Kloster Mar Elian gehört zu der von dem italienischen Ordensmann Paolo Dall'Oglio SJ gegründeten Klostergemeinschaft Deir Mar Musa. P. Dall'Oglio wurde am 29. Juli 2013 aus Raqqa, einer Hochburg des Islamischen Staates, verschleppt. Mitte Oktober erinnerte der Friedenspreisträger Navid Kermani in seiner Dankesrede in der Frankfurter Paulskirche an das ungewisse Schicksal des Ordensmannes und lud zum Gebet für ihn ein. (fides/dok)

## Israel

Entgegen früherer Aussagen erhält das teilweise zerstörte deutsche Benediktinerkloster Tabgha nun doch Entschädigungszahlungen. Einer Meldung der KNA zufolge hat die israelische Generalstaatsanwaltschaft Mitte September einen entsprechenden Beschluss gefasst. Der Südflügel des Klosters am See Genezareth war Mitte Juni durch einen Brandanschlag israelischer Extremisten schwer beschädigt worden. Nach Angaben der Dormitio-Abtei, zu der das Kloster gehört, geht der Schaden in Millionenhöhe. Die für Terror- und Kriegsschäden zuständige Abteilung des israelischen Finanzministeriums hatte zunächst Entschädigungszahlungen abgelehnt. (kna)

## Ägypten

Das Katharinenkloster auf dem Sinai hat Anfang Oktober Gerüchte über eine Schließung aufgrund von Terrorgefahr dementiert. Derartige Nachrichten entbehren jeder Grundlage, teilte ein Vertreter der Mönchsgemeinschaft auf Anfrage der Katholischen Nachrichten-Agentur (KNA) mit. In Sozialen Netzwerken waren Informationen aufgetaucht, ägyptische Behörden hätten aus Sicherheitsgründen eine Schließung des fast 1.500 Jahre alten Klosters für den Besucherverkehr angeordnet. Dem widersprachen die Mönche. Täglich kämen „hunderte“ Besucher vom Küstenort Sharm el-Sheikh. Ob und wie sich diese Situation nach dem Absturz und mutmaßlichen Bombenattentat auf den russischen Urlaubsflieger am 31. Oktober 2015 verändert hat, ist derzeit nicht bekannt. Bereits Mitte September hatte

der vatikanische Nachrichtendienst Fides berichtet, das griechisch-orthodoxe Katharinenkloster leide infolge eines Rückgangs der Zahl der Besucher unter schweren finanziellen Einbußen. Vor allem die von den Behörden des Landes im Jahr 2013 beschlossene vorübergehende Schließung des Klosters sei dafür ausschlaggebend, nachdem unter anderem auch die Entführung eines Mönchs die Angst vor möglichen terroristischen Anschlägen gegen die griechisch-orthodoxe Klostergemeinschaft gewachsen sei. Gegenüber der KNA berichtete der Sprecher, ansonsten schritten Renovierungsarbeiten in der Bibliothek des Klosters voran. In der Handschriftensammlung fänden Untersuchungen sogenannter Palimpseste statt; dies sind Handschriften, die ältere Pergamente oder Papyrusblätter wiederverwenden. Mit fotografischen Spezialverfahren wird versucht, den überschriebenen Text zu rekonstruieren. Die Sammlung spätantiker Manuskripte im Sinai-Kloster zählt zu den kostbarsten der Welt und ist einzig mit den Beständen der Vatikanbibliothek vergleichbar. Das im 6. Jahrhundert erbaute Kloster am Fuß des 2.285 Meter hohen Mosesberges ist seit 2002 UNESCO-Welterbe. (kna/fides)

## Jemen

Im jemenitische Aden ist Mitte September 2015 die historische Josefskirche in Brand gesteckt worden. Jemenitischen Onlinemedien zufolge bekannte sich zunächst niemand zu der Tat. Bereits am Vortag war das römisch-katholische Gotteshaus im Zuge von Ausschreitungen angegriffen worden. Die Kirche war 1855 unter britischer Herrschaft im Stadtteil Crater errichtet worden. Ihr

sind eine katholische Schule und ein Ordenshaus angegliedert. (kna)

## Indien

Der von der heiligen Mutter Theresa gegründeten Ordensgemeinschaft der Missionarinnen der Nächstenliebe droht die Schließung von 13 Waisenhäusern in Indien. Wie die Katholische Nachrichtenagentur in Berufung auf die Zeitung „Hindustan Times“ Anfang Oktober 2015 berichtete, wirft die Regierung dem Orden vor, gegen die Adoptionsrichtlinien zu verstoßen. Ihnen drohe die Aberkennung der staatlichen Zulassung, da sich die Missionarinnen weigerten, die Kinder an Alleinstehende oder Geschiedene abzugeben. (kna)

Die Don Bosco Schwestern (FMA) haben Mitte August 2015 ein Kloster in der Erzdiözese Cuttack-Bhubaneswar im indischen Orissa eröffnet. Der Distrikt Kandhamal wurde vor allem durch antichristliche Massaker hinduistischer Fundamentalisten im August 2008 bekannt. Bei der Einweihung des Klosters sagte die Provinzoberin, Sr. Rose Ezarath FMA: „Gott hat uns im Jahr des 200. Geburtstags unseres Gründers Don Bosco (1815-2015) ein großes Geschenk gemacht. Ein Traum ist wahr geworden“. Die Schwestern haben ihre Tätigkeit offiziell am 16. August, dem Geburtstag Don Boscos aufgenommen. Sie werden sich vor allem der Jugendarbeit und der Förderung armer Familien widmen. (fides)

## Philippinen

Den Menschenrechtspreis 2015 der Stadt Weimar erhält die philippinische

Missions-Benediktinerin Sr. Stella Matutina OSB (47). Dies gaben die Stadt Weimar und das Internationale Katholische Missionswerk missio (Aachen) bekannt. Sr. Stella „prangere die schwerwiegenden Menschenrechtsverletzungen in den Philippinen an, die in Zusammenhang mit dem Goldabbau internationaler Konzerne auf der Insel Mindanao stehen“, erklärte die Preis-Jury. Die Ordensfrau erhält die mit 2.500 Euro dotierte Auszeichnung am 10. Dezember, dem Internationalen Tag der Menschenrechte, in Weimar. Die Menschenrechtsverletzungen gegenüber der indigenen Bevölkerung Mindanaos durch philippinische Soldaten und paramilitärische Einheiten hätten in den vergangenen beiden Jahren mit über 100 Getöteten dramatisch zugenommen, so die Jury weiter. Missio-Präsident Klaus Krämer betonte, die Ehrung sei wichtig, „weil Stella Matutina offensichtlich macht, wie sehr Ausbeutung und Ungerechtigkeit verbunden sind mit der Nachfrage nach Gold in der westlichen Welt“.

Sr. Stella Matutina kritisiert unter anderem die Beteiligung kanadischer Minenunternehmen am Goldabbau sowie deren Entsorgung von Containern mit illegalem Müll in den Philippinen. „Ihr nehmt unser Gold und schickt uns Euren Müll“, erklärte die Ordensfrau. (kna/dok)

## Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz

### Personelles

Die Generalleitung der Barmherzigen Schwestern vom heiligen Kreuz hat *Sr. Benedicta-Maria Kramer* für weitere drei Jahre als Provinzoberin der Provinz Baden-Württemberg ihrer Gemeinschaft (Mutterhaus Kloster Hegne) wiederernannt. Amtsbeginn war am 31. Oktober 2015.

Die Missionsschwestern vom hl. Namen Mariens (Kloster Nette) haben im Rahmen ihres Generalkapitels am 22. Oktober 2015 eine neue Generalleitung gewählt. *Sr. M. Andrea Walterbach* wurde in ihrem Amt als Generaloberin bestätigt.

Auf Ihrem Provinzkapitel im Kloster Steinfeld in der Nordeifel haben die Salvatorianer im Oktober *P. Hubert Veese* SDS als Provinzial der deutschen Salvatorianer im Amt bestätigt und eine neue Provinzleitung gewählt. *P. Veese* ist 54 Jahre alt und wurde vor drei Jahren erstmals zum Provinzial gewählt.

Am 15. Oktober 2015 wurde von den im Bildungshaus Kloster Schwarzenberg versammelten Kapitularern der Franziskaner-Minoriten in Deutschland, Provinz St. Elisabeth, *P. Bernhard M. Seither OFM Conv.* für eine weitere Amtszeit als Provinzialminister wiedergewählt.

Die Arenberger Dominikanerinnen haben am 8. Oktober 2015 im Rahmen

ihres Generalkapitels eine neue Ordensleitung gewählt und *Sr. M. Scholastika Jurt OP* in ihrem Amt als Generalpriorin für die kommenden sechs Jahre bestätigt.

Die Generalleitung der Herz-Jesu-Priester hat den 65-jährigen *P. Heinz Lau SCJ* am 6. Oktober 2015 zum Provinzial ernannt. Der Ernennung war eine Wahl unter den deutschen Herz-Jesu-Priestern vorausgegangen. *P. Laus Vorgänger, P. Dr. Heiner Wilmer SCJ*, war im Mai 2015 zum neuen Generaloberen gewählt worden. *P. Lau*, 1950 in Thuine im Emsland geboren, trat 1970 ins Noviziat des Ordens ein und legte 1977 die Ewige Profess ab. Er war in verschiedenen Niederlassungen seiner Gemeinschaft in Deutschland tätig. Schwerpunkte seiner Arbeit waren und sind die Berufungspastoral und das Amt des Novizenmeisters und Ausbildungsleiters.

Die Mönche der Benediktinerabtei Neuburg in Heidelberg haben am 5. Oktober 2015 *P. Winfried Schwab OSB* aus der österreichischen Benediktinerabtei Admont zu ihrem künftigen Abt gewählt. Er wird das Amt im März 2016 antreten. Der amtierende Abt Franziskus Heereman OSB vollendet dann sein 70. Lebensjahr. Nach der Satzung der Abtei Neuburg endet damit seine Amtszeit als Abt, er hat das Amt seit 1988 inne. *P. Winfried Schwab* (Jahrgang 1964) studierte Rechts- und Geschichtswissenschaften unter anderem in Heidelberg

und trat 1995 in die Benediktinerabtei Admont in der Steiermark ein. Ein Studium der Philosophie und Theologie folgte in Graz, Salzburg und Einsiedeln. Im Jahr 2006 wurde Schwab zum Priester geweiht. Im Stift Admont bekleidet er derzeit unter anderem die Ämter des Subpriors, Kulturbeauftragten und Pressesprechers. Die Abtsbenediktion ist für Samstag, 12. März 2016 geplant.

*P. Helmut Scharler SAC* ist vom Generalrat der Pallottiner am 23. September 2015 für weitere drei Jahre zum Provinzial ernannt worden. Die neue Amtszeit beginnt am 2. Februar 2016. Der gebürtige Österreicher hat die Aufgabe bereits seit 2013 inne.

Das Generalkapitel der Benediktinerinnen der Anbetung hat am 2. September 2015 in Bellemagny (Frankreich) *Sr. M. Helene Binder* für sechs Jahre zur Generalpriorin der Kongregation wiedergewählt. Ihre erste Amtszeit war im August abgelaufen. *Sr. Helene* ist auch Priorin der bayerischen Provinz ihrer Gemeinschaft und war in diesem Amt im März durch das Provinzkapitel bestätigt worden.

Das Generalkapitel der Schwesternschaft der Krankenfürsorge des Dritten Ordens hat am 20./21. Juli 2015 die Leitung der Gemeinschaft neu gewählt. Neue Generaloberin ist *Sr. Irmgard Stallhofer*. Sie löst in diesem Amt *Sr. Elisabeth Seidl* ab.

*Sr. Maria Kiliana Raps* wurde am 21. Mai 2015 als Oberin der Salesianerinnen des Klosters Dietramszell erneut wiedergewählt. Nach erfolgter Postulation wurde sie in ihr Amt eingeführt.

## Herz-Jesu-Institut/Serviam ist neues DOK-Mitglied

Neues Mitglied der DOK ist das Herz-Jesu-Institut/Serviam. Die Gemeinschaft ist eine Gesellschaft apostolischen Lebens bischöflichen Rechts und wurde 1922 von dem Gemeindepfarrer Wilhelm Meyer in Deutschland gegründet. Im Jahr 1924 erhielt sie durch den Paderborner Erzbischof Caspar Klein die kirchliche Anerkennung. Das Mutterhaus der Gemeinschaft (auch: „Schwestern von Germete“) liegt in Warburg in Westfalen. Derzeit leben in Deutschland 32 Schwestern der Gemeinschaft. Generaloberin ist *Sr. Rosemeyre B. Cardoso*.

## Augustinische Föderation feiert 60. Jubiläum

Unter dem Motto „Verbindung leben“ haben vom 31. August bis zum 3. September Höhere Oberinnen aus ganz Deutschland an der Jubiläumsfeier „60 Jahre Augustinische Föderation“ im Mutterhaus der Ritaschwestern in Würzburg teilgenommen. Zu dem Verbund zählen zwölf weibliche Ordensgemeinschaften, deren Mitglieder nach der Ordensregel des heiligen Augustinus leben: die Kongregation der Marienschwestern von der Unbefleckten Empfängnis in Berlin, die Schwestern von der heiligen Hedwig in Berlin, die Christenserinnen in Stolberg-Venwegen, die Gemeinschaft der Cellitinnen in Düren-Niederau, die Cellitinnen zur heiligen Maria in Köln, die Genossenschaft der Cellitinnen Kloster zur heiligen Elisabeth in Köln, die Genossenschaft der Cellitinnen nach der Regel des heiligen Augustinus, die Schwestern vom Heiligen Geist in Koblenz, die

Genossenschaft der barmherzigen Schwestern nach der Regel des heiligen Augustinus in Neuss, die Ritaschwestern in Würzburg, die Gemeinschaft der Augustinusschwestern in Würzburg und auf der Vogelsburg sowie die Kongregation der Dienerinnen des heiligsten Herzens Jesu in Wien. Als neue Präsidentin der Föderation für die nächsten drei Jahre wurde Generaloberin Sr. Rita-Maria Käb von den Ritaschwestern gewählt. Sie ist damit Nachfolgerin von Sr. Cordula Klafki aus Berlin.  
(pow/dok)

## 1.200 Jahre Abtei Münsterschwarzach

Die Benediktinerabtei Münsterschwarzach hat am 23. November ihr Jubiläumsjahr zum 1.200-jährigen Bestehen des Klosters eröffnet. Es steht unter dem Motto „be open - sei offen“, wie die Mönche auf ihrer Internetseite mitteilen. Das Prinzip der Offenheit soll bis zum 23. November 2016 immer wieder aufgegriffen werden. Das Symbol des Jubiläums ist der Münsterschwarzacher Schlüssel. Der älteste Gegenstand, der auf dem Klostergelände gefunden wurde, ist karolingischen Ursprungs (8./9. Jahrhundert). „Er verbindet uns mit unserer langen Geschichte und will uns die Türen öffnen für unseren Auftrag in der Welt von heute“, so Abt Michael Reepen.

Höhepunkt des Jubiläumsjahres wird ein Festakt am 4. September 2016 sein. Geplant sind ein Gottesdienst mit dem Würzburger Bischof Friedhelm Hofmann und ein Festvortrag der deutschen Botschafterin beim Heiligen Stuhl, Annette Schavan. Vorgesehen sind im Jubiläumsjahr außerdem Aus-

stellungen, eine Kulturwoche, Gottesdienste, ein Konzert, ein Symposium und Begegnungstage. Auch eine Sonderbriefmarke wird es geben. Eröffnet wird im Rahmen des Jubiläumsjahres auch ein neues Informationszentrum der Abtei, das dem Besucher ermöglichen soll, interaktiv in die Geschichte des Klosters und das Leben der Mönche einzutauchen. Es komme ein „museumspädagogisch bislang einmaliger Ansatz in der deutschen Klosterlandschaft“ zur Anwendung, so die Mitteilung der Abtei.

Das Jubiläumsjahr der Abtei bezieht sich auf die Stiftungsurkunde des Grafen Megingaud und seiner Gemahlin Imma von 816. Die Benediktiner hatten zunächst ihr Kloster in Megingaudshausen in Mittelfranken, ehe sie 877 nach Münsterschwarzach übersiedelten. Deshalb wird auch das Frauenkloster in das Jubiläum einbezogen, das um 780 durch Königin Fastrada, die dritte Gemahlin Karls des Großen, in Münsterschwarzach gegründet worden war.

## Klosterschließungen bei Ursulinen, Salesianerinnen und Klarissen

Nach fast 800 Jahren klösterlichen Lebens in Villingen hat mit dem Kloster St. Ursula Ende Juli 2015 das letzte der einstmals sieben Klöster des Ortes (Dominikanerinnen-, Klarissen-, Ursulinen, Johanniter-, Franziskaner-, Kapuziner- und Benediktiner-Kloster) geschlossen. St. Ursula war über 200 Jahre Wohn- und Wirkungsort der Ursulinen in Villingen; sie unterhielten hier ihr Lehrinstitut und sorgten für die Bildung von Mädchen aus der Stadt und dem Umland. Bereits 1990 übergaben sie die

Schule an die Schulstiftung der Erzdiözese Freiburg. Zuletzt waren noch zwei Schwestern im Kloster verblieben. Das Kloster wurde nun aufgelöst und die Schwestern in die Gemeinschaft des befreundeten St. Ursula Klosters in Brig im Schweizer Wallis aufgenommen. Der Klosterkomplex geht in den Besitz der Erzdiözese Freiburg über. Freiwerdende Klosterräume werden von den St. Ursula Schulen genutzt.

(Südkurier/ St. Ursula Schulen / dok)

Die 14 Landshuter Ursulinen werden im Sommer 2016 gemeinsam in ein katholisches Seniorenheim in München ziehen, um dort ihr geistliches Leben als Konvent weiterzuführen. Das teilte Oberin Sr. M. Andrea Wohlfarter am 30. Oktober im Rahmen eines Pressegesprächs in Landshut mit. Das Erzbistum München und Freising wird das Ursulinenkloster St. Joseph in der Landshuter Innenstadt übernehmen. Die Trägerschaft der Ursulinen-Realschule, die im Klostergebäude beheimatet ist, hat das Erzbistum bereits vor längerer Zeit von den Ursulinen übernommen. Für den Teil des Klostergebäudes, der derzeit noch von den Ursulinen genutzt wird, will das Erzbistum München und Freising ein neues Nutzungskonzept entwickeln, das – so eine Pressemitteilung des Erzbistums – „auch zum Ziel hat, das reiche pädagogische Erbe der Ursulinen zu bewahren und für nachfolgende Generationen zu erschließen“. (pm)

Bereits Ende Mai 2015 haben die letzten drei Schwestern der Salesianerinnengemeinschaft in Oberroning in Niederbayern ihr Kloster verlassen. Die Schule und das Klostergebäude waren bereits im Jahr 2009 an die Schulstiftung des

Bistums Regensburg übergeben worden. Die Schwestern übersiedelten in das Schwesternwohnheim St. Hildegard der Barmherzigen Schwestern in Siegsdorf. Oberin der kleinen Gemeinschaft ist weiterhin Sr. M. Michaela Stanglmeier OVM.

Die Klarissen-Kapuzinerinnen aus dem Kloster Limbach-Balsbach im badischen Odenwald haben sich am 27. September nach 66 Jahren Klostersgeschichte aus Altersgründen von ihrer bisherigen Heimat verabschiedet und sind in das Haus Bethanien der Gengenbacher Franziskanerinnen umgezogen. Äbtissin der Gemeinschaft ist weiterhin Sr. Ancilla Fischer.

Offiziell aufgelöst hat die Religiosenkongregation das Kloster Erftstadt der Klarissen-Kapuzinerinnen. Zwei der letzten Schwestern sind in die Gemeinschaft der Klarissen-Kapuzinerinnen in Koblenz, zwei in die des Klosters Maria Lind, Waldfeucht, aufgenommen worden. Letzte Äbtissin des Klosters in Erftstadt war Sr. Theonilla Töbermann.

## Interaktive Weltkarte mit Standorten deutscher Ordensmissionare

In Zusammenarbeit der Deutschen Ordensonbernkonferenz mit dem Portal [weltkirche.katholisch.de](http://weltkirche.katholisch.de) der Konferenz Weltkirche ist eine interaktive Weltkarte entstanden, auf der die Standorte deutscher Ordensmissionare verzeichnet sind. Sie kann auf [orden.de](http://orden.de) in der Rubrik „Missionstätigkeit – weltweites Engagement“ aufgerufen werden. Die Karte ist auch Teil einer umfangreicheren Karte auf [weltkirche.katholisch.de](http://weltkirche.katholisch.de),

in der weitere Projekte und Standorte weltkirchlichen Engagements verzeichnet sind.

### Seligprechungsprozess für Aloysia Löwenfels ADJC

Auf Antrag der Ordensgemeinschaft der Armen Dienstmägde Jesu Christi (Dernbacher Schwestern) hat das Bistum Limburg ein Seligsprechungsverfahren für eine Ordensfrau eröffnet, die als konvertierte Jüdin 1942 von den Nationalsozialisten ermordet worden ist: Sr. Maria Aloysia Löwenfels ADJC starb im Alter von 27 Jahren, nachdem sie in einer niederländischen Niederlassung ihres Ordens verhaftet und deportiert worden war. Das Seligsprechungsverfahren wird aus diesem Grund in Kooperation mit dem Bistum Roermond durchgeführt. Postulatorin ist Sr. Christiane Humpert ADJC. Luise Löwenfels wurde 1915 in der Nähe von Bamberg geboren. Zum Missfallen ihrer Familie empfing sie 1935 die katholische Taufe, zwei Jahre später trat sie in den Orden der Armen Dienstmägde Jesu Christi ein. Am 2. August 1942 wurde sie in Geleen verhaftet und mit weiteren Ordensleuten jüdischer Herkunft, darunter der hl. Karmelitin Edith Stein, ins KZ Auschwitz deportiert und ermordet. (pm)

### Rechtsträgertagung der Caritas unter Vorzeichen des Jahrs der Orden

Unter dem Vorzeichen des Jahrs der Orden stand die Arbeitstagung der Rechtsträger der Unternehmen in der Caritas, die vom 29. bis 30. September 2015 in Aschaffenburg stattfand. Erör-

tert wurde das Thema „Unternehmen der Caritas: Glaubwürdiges Handeln zwischen Leitbild und Markt“. Sr. Canisia Corleis, Geschäftsführerin des St. Bernward Krankenhauses in Hildesheim und Br. Peter Berg, Vorsitzender des Aufsichtsrates der Barmherzige Brüder gGmbH, Trier, und Mitglied des erweiterten Vorstands der DOK, stellten sich der Frage, wie die Bewältigung dieses Spannungsverhältnisses aus Sicht eines Ordens gelingen kann und erläuterten, wo aus ihrer Sicht für christliche Sozialunternehmen Grenzen für die Beteiligung am Wettbewerb im Bereich der sozialen Dienste liegen.

### Kirchliches Arbeitsrecht: Loyalitätsobliegenheiten ab 2016 bundeseinheitlich

Die Änderungen im Bereich des Kirchlichen Arbeitsrechts gelten ab dem 1. Januar 2016 wahrscheinlich bundeseinheitlich. Drei Bistümer (Eichstätt, Passau und Regensburg) hatten die von der Vollversammlung des Verbandes der Diözesen Deutschlands am 27. April 2015 beschlossenen Änderungen im Kirchlichen Arbeitsrecht, insbesondere in den Loyalitätsobliegenheiten der Mitarbeiter, zunächst nicht in diözesanes Recht umgesetzt. Nach Mitteilung der diözesanen Pressestellen wolle man die Änderungen nun aber ab 2016 auch in diesen Diözesen vollziehen. Die Einheitlichkeit des Kirchlichen Arbeitsrechts sei ein höheres Gut als die Bedenken und Vorbehalte, die man bezüglich diesen Regelungen noch habe. Gleichzeitig lote man jedoch mit der Bischofskonferenz einen grundlegenden Reformprozess aus. Für die Ordensgemeinschaften bischöflichen Rechts in

diesen Diözesen sowie denjenigen päpstlichen Rechts, welche die Grundordnung einer dieser Diözesen dynamisch in Kraft gesetzt haben, bedeutet dies, dass für die Mitarbeiterverhältnisse ab dem 1. Januar 2016 auch die veränderten Loyalitätsanforderungen gelten werden und es nicht bei den bisherigen höheren Anforderungen bleibt.

### DBK-Dokument „Gemeinsam Kirche sein“: Orden als Vorbild

Die Deutsche Bischofskonferenz hat am 23. September 2015 das Dokument „Gemeinsam Kirche sein“ vorgestellt, dem eine neue Lektüre der Konzilsdokumente *Gaudium et spes* und *Lumen gentium* zugrunde liegt. Die Bischöfe wollen mit dem Papier laut Pressemitteilung „den Weg von der Volkskirche zu einer Kirche des Volkes Gottes“ begleiten. „Von den Orden kann man lernen“ heißt es im Dokument zur Erneuerung der Pastoral in Bezug auf die Leitungsdienste der Höheren Oberen. Insbesondere die Beteiligung aller Ordensmitglieder an Wahlen und Entscheidungsprozessen sowie der Umgang mit der Pluralität der Charismen in einer Gemeinschaft könnten vorbildhaft für die gesamte Kirche sein.

### Leitfaden zur Gesundheit von Flüchtlingen

Das Missionsärztliche Institut (MI) Würzburg hat einen Leitfaden zur Gesundheit von Migranten, Flüchtlingen und Asylbewerbern veröffentlicht. Auf der Website <http://migrantengesundheit.medmissio.de/> findet sich ein virtueller Katalog zu medizinischen und rechtlichen Themen in diesem Zusam-

menhang. Die wie ein Ringbuch aufgebaute Sammlung gibt einen Überblick über Erstuntersuchungen von Flüchtlingen, Impfpfehlungen, Krankheitsbilder und Gesetzestexte. Von deutschen Gesundheitseinrichtungen verwendete Formulare sind in mehrere Sprachen übersetzt. Bilder und Zeichnungen helfen dabei, sie für Flüchtlinge verständlich zu machen. (mi)

### Bayerische Ordensobere schreiben an Ministerpräsident Seehofer

Am Fest des Hl. Martin, des Patrons der Flüchtenden, haben Ordensobere bayerischer Klöster und Ordensgemeinschaften eine Brief an Ministerpräsident Horst Seehofer (CSU) veröffentlicht. Darin appellieren sie unter anderem, die Rhetorik im Blick auf die Geflüchteten zu überdenken und jene als Schwestern und Brüder zu sehen, die in Not geraten sind. 45 (Höhere) Oberinnen und Obere haben den Brief unterzeichnet. Auch das eigene Selbstverständnis formuliert der Brief. Wörtlich heißt es dazu: „Als Menschen ist es unsere Pflicht, anderen zu helfen. Als Christinnen und Christen treten wir ein für eine Kultur des Teilens. Als Ordensleute solidarisieren wir uns mit den Geflüchteten in vielfältigen Engagements, Hilfsaktionen und konkreten Initiativen. Damit stehen wir an der Seite aller Menschen guten Willens, die sich in unserem Land so überwältigend für die Geflüchteten einsetzen. Diese Hilfsbereitschaft, dieser oftmals ehrenamtliche Einsatz, der auch ungewöhnliche Anstrengungen nicht scheut, ist unseres Erachtens ein Schatz, mit dem es zu wuchern und Gesellschaft zu gestalten gilt.“

## ... Neue Bücher

Christoph Stiegemann (Hg.)

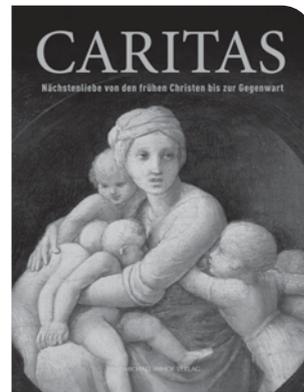
### Caritas

Nächstenliebe von den frühen Christen bis zur Gegenwart. Katalog zur Ausstellung im Erzbischöflichen Diözesanmuseum Paderborn. Petersberg: Michael Imhof Verlag 2015. – 719 S.

Nach „Canossa“ und „Credo“ jetzt „Caritas“. Die Paderborner Museumsmacher haben Sinn für prägnante Ausstellungstitel, die aber jeweils einen ganzen Kosmos erschließen helfen. Die Ausstellung aus Anlass des 100jährigen Bestehens des Paderborner Diözesanvereins des Caritasverbands geht von der Erkenntnis aus, „dass ein ganz wesentlicher Faktor für die Ausbreitung der Christen im Gebot der tätigen Nächstenliebe bestand, das von Anfang an organisierte Formen des sozialen Dienens und der Hilfsbereitschaft hervorbrachte“ (S. 15). Diese These wird in der Ausstellung bebildert und im umfangreichen Katalog in vielen Aspekten verdeutlicht.

Christliche Caritas, so Arnold Angenendt, wurzelt in der dienenden Tischgemeinschaft Jesu mit seinen Jüngern und der auch materiellen Sorge der ersten Gemeinden für die Bedürftigen. Damit vollzog sich eine „Revolution der Denkart“ (Otto Gerhard Oexle), weil erst durch das Christentum, unbeschadet der auch in den anderen Weltreligionen Judentum, Islam und Buddhismus gepflegten Fürsorge, eine geordnete Armenfürsorge entstand. Klöster, Stiftungen und, als besondere Form laikalen caritativen Engagements, Bruderschaften betonten den freiwilligen Charakter, während im Spätmittelalter die Disziplinierung und Kontrolle der Armen einsetzte. Mit der Reformation bekam die Sozialfürsorge eine staatliche Dimension, die sich in einem Miteinander von kirchlichen und staatlichen Institutionen bis zur deutschen Sozialgesetzgebung und dem Sozialstaat zeigte.

Formen der Caritas, wie sie vor allem von Laien geübt wurden, lassen sich an der frühchristlichen Bestattungskultur, an Grabinschriften, Totengedächtnis und Armenspeisung ablesen. Bereits in der Spätantike werden die ersten Xenodochien als Vorform der Krankenhäuser eingerichtet. Gerade im Mittelalter fand die Caritas zu vielfältigen symbolisch-rituellen Ausdrucksformen, wobei die Bischöfe und die Klöster eine besondere Verantwortung zu übernehmen hatten. In der mittelalterlichen Frömmigkeit war die Caritas fest im Tugendsystem verankert, was im Katalog am Beispiel der künstlerischen



ISBN 978-3-7319-0142-6.  
€ 49.95.

schen Interpretation des Gleichnisses vom barmherzigen Samariter und der Werke der Barmherzigkeit gezeigt wird. Zum Leitbild religiöser Frauen wurde Elisabeth von Thüringen, besonders unter den Beginen Nord- und Mitteleuropas. Das Stadtbild spätmittelalterlicher Städte war geprägt durch Hospitäler und Leprosorien, die als Krankenhäuser, Altenheime, Gasthäuser für Fremde und Siechenhäuser konzipiert waren, wie etwa das Beispiel der Hospitalgründung des Nikolaus von Kues in seiner Heimatstadt belegt. Vorbilder für diakonisches Wirken waren die frühchristlichen Diakone Stephanus und Laurentius.

In der frühen Neuzeit übernahm der Staat mehr und mehr die organisierte Sorge. „Policeyliche“ Maßnahmen suchten das Prinzip des „Förderns und Forderns“ durchzusetzen. Hanneke van Asperen sieht die „Caritas als Lehrmeisterin – die Stadt als Mutter“. Im 19. Jahrhundert bahnte kirchlich initiierte Caritas über Vereine (Vinzenz- und Elisabethvereine) den Weg in den Sozialstaat mit seinen Fürsorge- und Erziehungseinrichtungen. Eigenständig und doch oft in enger Zusammenarbeit mit den staatlichen und kommunalen Behörden agierten die zahlreichen katholischen Frauenkongregationen und evangelischen Diakonissen. Ihre Tätigkeit forderte zu stärkerer Professionalisierung caritativer Berufe heraus, aber auch zu Zusammenarbeit, wie sie sich in der Gründung des Caritasverbandes auf diözesaner und überdiözesaner Ebene zeigte. Im Sozialstaat geht es jedoch nicht mehr nur um Caritas und Barmherzigkeit, sondern auch um Gerechtigkeit, Solidarität, Subsidiarität und soziale Marktwirtschaft.

Im Katalogteil (S. 365–675) werden die 181 Exponate der Ausstellung ausführlich besprochen und bebildert. Das „Hohelied der Liebe“ (1 Kor 13) auf einem Papyrusfragment des zweiten Jahrhunderts gehört zu den wertvollsten Stücken. Antike Wohltätigkeit wird durch Münzen aus der Kaiserzeit benannt, die christliche Institutionalisierung im Diakonat. Immer wieder sind thematische Exkurse eingestreut, so zum Gestus der Fußwaschung als „Sakrament der Demut“ oder zu den Elendenbruderschaften. Die Vielfalt der biblischen Bezüge zur Caritas zeigt die prägende Kraft der Heiligen Schrift für das christliche Leben aller Jahrhunderte, auch in der katholischen Kirche seit der Reformation. Allegorische Darstellungen der Caritas als mütterliche Gestalt finden sich in großer Anzahl. Der Pauperismus der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts stellte die Caritas vor neue Herausforderungen. Zunächst waren der Ordensfrühling die katholische und die Diakonissenbewegung die evangelische Antwort auf die soziale Frage, bis der Erste Weltkrieg als übergroße Herausforderung für die Kranken- und Armensorge die flächendeckende Institutionalisierung der Caritas im Verbandswesen zur Folge hatte. Die Ausstellung lässt auch die dunklen Seiten des 20. Jahrhunderts, wie sie etwa in der Euthanasie-Aktion T 4 deutlich wird, nicht aus.

Von der Nächstenliebe bis zur Mitmenschlichkeit reicht das breite Panorama der Paderborner Ausstellung. Der Katalog vertieft die gezeigten Aspekte und lädt ein, die theologischen und historischen Wurzeln und Entwicklungen der Caritas auch in den gegenwärtigen Notlagen zum Maßstab zu machen.

Joachim Schmiedl ISCh

Josef Imbach

## Die geheimnisvolle Welt der Klöster

Was Mönche und Nonnen zum Rückzug aus der Welt bewegte.  
Kevelaer: topos premium 2015. – 256 S.

Mit einem Blick in Klosterküchen zu beginnen, verspricht zumindest eine unterhaltsame Lektüre des folgenden Buches. Nun, erzählen kann Josef Imbach wirklich. Er schafft es, in fast 2000 Jahre Geschichte religiöser Gemeinschaften Schneisen zu schlagen, die unterhalten und informieren. Elf unterschiedlich lange Kapitel bringen viele Facetten des Ordenslebens zum Vorschein, beginnend mit den ägyptischen Eremiten und dem Mönchtum des östlichen Mittelmeerraums. Für die Spätantike und das Mittelalter behandelt Imbach den heiligen Martin, Augustinus, Columban sowie die ideale Anlage des St. Galler Klosterplans. Im Hochmittelalter sind es die Reformbewegungen von Hirsau, die Eremitengründungen Italiens im 10. Jahrhundert, die Kartäuser und Zisterzienser, mit denen sich der Autor auseinandersetzt. Ein eigenes Kapitel ist den Ritterorden gewidmet, die sich im Umfeld der Kreuzzüge gebildet haben. Relativ knapp kommen die Frauen vor; eine erste Blütezeit des weiblichen Ordenslebens lag im späten Mittelalter und ermöglichte neue Freiräume. Das umfangreichste Kapitel ist den Bettelorden gewidmet, vor allem der Auseinandersetzung mit der Person des heiligen Franziskus, den Imbach im Spannungsfeld zwischen Reformator oder Revolutionär ansiedelt. Nach der Klosterkritik Martin Luthers ist ein längeres Kapitel der „Gesellschaft Jesu“ und weiteren Neugründungen der Gegenreformation gewidmet. Leider teilt die Imbachsche Ordensgeschichte das Schicksal der meisten Bücher dieser Art und endet de facto mit der Säkularisation. Ein kleiner Absatz weist auf die „Unmenge an Neugründungen“ des 19. Jahrhunderts hin, zwei weitere auf die Säkularinstitute und die Movimenti. Dann aber ist Imbach auch schon bei der Krise der Orden, die im letzten Kapitel mit einem amüsanten Aperçu zu Klosterschenken und Klosterläden in säkularen ökonomischen Erfolg überführt wird. Trotzdem: ein leicht zu lesendes Buch mit überraschenden Exkursen.



ISBN 978-3-8367-0006-1.  
€ 17.95.

Joachim Schmiedl | Sch

Sven Schlebes

## Ora et labora. Die großen Orden.

Das Bilderlexikon.

Leipzig: St. Beno Verlag 2015. – 118 S.

Geschichte und Gegenwart, Spiritualität und aktueller Sendungsauftrag verbinden sich in der Darstellung der geistlichen Familien. Sven Schlebes fasst die im katholischen Magazin „Theo“ bereits veröffentlichten Beiträge zusammen. Mit viel aktuellem Bildmaterial versehen, kann man kurze Informationen zu den Augustiner-Chorherren und –Chorfrauen, den Benediktinern und Benediktinerinnen, den Dominikanern und Dominikanerinnen, den Franziskanern und Franziskanerinnen, der Familie des Charles de Foucauld, den Jesuiten, den Kapuzinern und Kapuzinerinnen, den Karmeliten und Karmelitinnen, den Kartäusern und Kartäuserinnen, den Salesianern und Salesianerinnen, der Communauté de Taizé, den Ursulinen, den Vinzentinern und Lazaristen sowie den Zisterziensern und Zisterzienserinnen erhalten. Eingerahmt durch eine ganz knappe Geschichte der Orden insgesamt und einige Hinweise, wie man selbst zu einer Begegnung mit einem Orden kommen kann, sind die beiden Ziele des Buches skizziert: Kurzinformation und Weckung von Interesse. Joachim Schmiedl ISch



ISBN 978-3-7462-4357-3.

€ 14.95.

Hermann Josef Roth (Hg.)

## Die Kartäuser im Blickpunkt der Wissenschaften

35 Jahre internationale Treffen 23.-25. Mai 2014 in der ehemaligen Kölner Kartause. – *Analecta Cartusiana*. 310.

Salzburg: Universität Salzburg, FB Anglistik und Amerikanistik 2015.  
– 240 S.

Dass die Kartäuser niemals reformiert zu werden brauchten, weil sie niemals eine Reform nötig hatten, ist ein viel kolportierter Gemeinplatz. Dem kontrastiert freilich die rege Forschungstätigkeit zur Geschichte dieses Ordens und seiner Klöster, die seit Jahren von der Universität Salzburg aus durch James Hogg betrieben wird. Über 300 Bände der „*Analecta Cartusiana*“ behandeln sowohl das interne Leben der Kartäuser als auch ihre Außenwirkung, die oft durch die Lage der Klöster in den Städten beachtlich war.

Der Zisterzienser Hermann Josef Roth fasst im zu besprechenden Band Aspekte zusammen, die das Verhältnis der Kartäuser zu den Wissenschaften betreffen. Auch wenn es ein Sammelurium unterschiedlicher Beiträge geworden ist, das von einem Tagungsbericht über Predigten bis zu Berichten über Renovationen reicht, ist es gerade die Vielfalt der Aspekte, die ein interessantes Bild auf die Kartäuser werfen.

Die mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kartäuserklöster waren häufig in den aufblühenden Städten angesiedelt, nicht zuletzt in Köln, aus dem der Stifter Bruno stammte. In Köln bezog das Kloster seinen Nachwuchs im 17. Jahrhundert weitgehend aus dem Umfeld der Studenten der dortigen Universität. Das soziale Umfeld der Universitäten wirkte auf die Kartäuser und ermöglichte ihnen ein Beziehungsgeflecht zu anderen Ordensleuten, zu weltlichen und geistlichen Autoritäten. Sogar dem Kardinalskollegium gehörten im Spätmittelalter drei Kartäuser an, auch wenn diese Zugehörigkeit quellenmäßig nur zum Teil gesichert ist.

Insgesamt bietet der Band einen guten Einblick in das, was gegenwärtig in der Kartäuserforschung passiert. Dem Titel „im Blickpunkt der Wissenschaften“ werden allerdings nicht alle Beiträge gerecht.



ISBN 978-3-902895-66-0.

Joachim Schmiidl ISch

Stefan Kiechle

## Grenzen überschreiten

Papst Franziskus und seine jesuitischen Wurzeln.  
Ignatianische Impulse, Band 67.  
Würzburg: Echter-Verlag 2015. – 71 S.

Aus der Perspektive seines Ordens versucht Provinzial Stefan Kiechle eine Annäherung an Papst Franziskus. Dabei geht es weniger um „Zitate“, mit denen der Papst aus seinem Ordensvater Ignatius schöpft, sondern um die „Weise des Vorangehens“ in der Anwendung der ignatianischen Exerzitien. Die vier Wochen der Exerzitien mit ihren spirituellen Herausforderungen prägen Bergoglio und sein geistliches Leben vom Umgang mit der Bibel, über das Fühlen mit der Kirche bis zur Unterscheidung der Geister. Für die Sendung in die Welt sind ihm zwei Worte wichtig, die er bei verschiedenen Gelegenheiten bereits wiederholte: Grenzen überschreiten und an Grenzen gehen – die Wirklichkeit wichtiger als die Idee nehmen.

Auch wenn der junge Provinzial Bergoglio die Weisungen der Generalkongregation von 1974 zum Einsatz für Gerechtigkeit nicht aktiv mitgestaltete, veränderte ihn die schwierige Situation Argentiniens während der Militärdiktatur so stark, dass er die „Theologie der Befreiung“ in der Form der argentinischen „Theologie des Volkes“ aufnahm und weiterführte. In einem eigenen Exkurs geht Kiechle auf ein Problem ein, mit dem er als deutscher Provinzial nach der Wahl seines Mitbruders zum Papst

konfrontiert war: die Auseinandersetzung um die entführten Jesuiten Franz Jalics und Orlando Yorio. An diesem Beispiel illustriert Kiechle die Ambivalenz von Schuld und Versöhnung: „Man erinnert sich an die Schuld, aber sie wird nicht aufgerührt. Man hat gelernt aus Fehlern und handelt jetzt anders. Man lebt versöhnt und frei und engagiert sich neu gegen das Böse und für das Reich Gottes.“ (S. 42)

Als überraschend bezeichnet Kiechle seine Bemerkung, dass für Papst Franziskus Gemeinschaft von großer Bedeutung sei. An ihm macht er die bleibende Spannung zwischen Kommunikation und Diskretion fest. Der mächtige Papst regiert zunächst durch die Macht des Wortes, muss aber immer wieder die Kunst der Unterscheidung – und der Scheidung – üben.

Für Papst Franziskus ist das Vorbild jesuitischen Handelns der von ihm selbst seliggesprochene Peter Faber, einer der ersten Gefährten des Ignatius. Er ist ihm „das Ideal eines ignatianisch geprägten Christen, der den Auftrag, der ihm von Gott gestellt ist, annimmt und mit allen Kräften umsetzt“ (S. 60)



ISBN 978-3-429-03857-1.  
€ 7.90.

Ob die Kirche durch Papst Bergoglio mehr jesuitisch oder mehr franziskanisch werde, lässt Kiechle offen. Er meint, das spirituelle Ideal des Papstes zeige sich in beiden großen Ordensgründern; „denn im Grunde geht es darum, das Evangelium Jesu Christi heute neu und tiefer zu leben“ (S. 63).

Mit einem Glossar von zwölf Schlüsselworten aus den Ansprachen und Schriften von Papst Franziskus beschließt Stefan Kiechle sein lesenswertes Büchlein, das einen zutiefst jesuitischen Zugang zum Bischof von Rom eröffnet. Joachim Schmiedl ISCh

Margit Eckholt / Stefan Silber (Hg.)

## Glauben in Mega-Citys

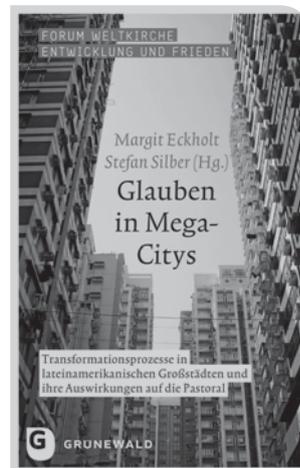
Transformationsprozesse in lateinamerikanischen Großstädten und ihre Auswirkungen auf die Pastoral.

Forum Weltkirche: Entwicklung und Frieden 14.

Ostfildern: Grünewald-Verlag 2014. – 483 S.

Verstädterung ist ein Thema der Literatur und Sozialwissenschaft, seit es sie gibt. Aus den Großstädten werden Mega-Citys. Das gegenwärtig vor allem in Lateinamerika immer rasanter zunehmende Wachstum der Metropolen verändert das Bild der Städte und führt zur Entstehung neuer kultureller und sozialer Phänomene. Mit der Frage, wie sich dies auf Glaubensleben und Pastoral auswirkt, befasste sich das interdisziplinäre Forschungsprojekt „Glaube in Mega-Citys“, das von der Wissenschaftlichen Arbeitsgruppe für weltkirchliche Aufgaben der Deutschen Bischofskonferenz gefördert wurde und an dem fünf lateinamerikanische Forschergruppen aus Argentinien, Brasilien, Chile, Kolumbien und Mexiko unter deutscher Projektleitung beteiligt waren. Die Forscherteams untersuchten die Transformationsprozesse in den Großstädten und deren Konsequenzen für die Pastoral. Die Ergebnisse können sich sehen lassen.

Der Band ist vierteilig angelegt und fokussiert die Bereiche interdisziplinäre Analysen, pastorale Herausforderungen, eine interkulturelle Theologie der Stadt und Reflexionen auf empirische Untersuchungen.



ISBN 978-3-7867-3011-8.  
€ 35.00.

neue Bücher – kirche aktuell

Mit der Überschrift: „Von der Pastoral ‚in‘ der Stadt zur ‚Pastoral urbana‘“ (17) ist der Kurswechsel angezeigt, der hier vollzogen wird. Die Stadt selber ist nicht mehr nur Schauplatz oder zufälliger Ort für pastorales Handeln, sondern bestimmt dieses wesentlich mit. Das Anliegen ist, „den Glauben in der Stadt heute [zu] leben“ (21), umzusetzen und neue pastorale Wege zu entwickeln.

In den interdisziplinären Analysen werden Themen aufgeworfen, die größere Trends markieren und in den Einzelstudien zum Teil wieder aufgegriffen werden. Einige seien hier kurz angerissen: Norbert Strotmann entwickelt für die Pastoral in den Randbereichen idealtypische Leitlinien: Sie soll „eine Re-Sensibilisierung für die menschliche Person und deren Werte“ (49), „eine kritische Würdigung der menschengemachten Welt“ (50) sein und „eine ‚neue‘ ethische Sensibilität“ (50) fördern. Die sozialdemografischen Perspektiven, die der Beitrag von Ana Lourdes Suárez einfängt, werfen als grundlegende Frage auf, inwieweit der Raum der Stadt allen offen stehen und es ein „Recht auf Stadt“ (85) geben muss. Die Frage nach der Umweltbürgerschaft wird immer relevanter, insofern, so Alejandro Pelfini, als die „private Sphäre eine bisher nicht da gewesene Bedeutung erlangt, da sich in ihr ein beträchtlicher Teil der Verhaltensweisen abspielt, die in ihrem Zusammenwirken Umweltschäden verursachen“ (127). Beiträge zur Fragmentarität städtischer Identitäten (Gustavo Ortíz), zum Phänomen wachsender christlicher Pfingstkirchen (Brenda Carranza) und zu Stadtkulturen (Marta Palacio) vervollständigen den ersten Teil.

Die pastoralen und spirituellen Herausforderungen thematisieren die Felder Frau (Olga Consuelo Veléz Caro), Volksfrömmigkeit und neue spirituelle Formen (Virginia Azcuy) sowie den Heiligen Geist in der Gebetspraxis (María José Caram).

Gerade durch die kontextuelle Verortung und Spezifität der Praxisreflexionen wird das enorme Spektrum an wichtigen, sich verändernden pastoralen Fragestellungen in den Metropolen deutlich. Die Herangehensweise der empirischen Studien erfolgt über die Erschließung spezifischer Kontexte wie einem Missionsprojekt auf der Plaza Constitución in Buenos Aires, den Lebensgeschichten von Frauen in Armenvierteln und der Pastoral in Wohnanlagen. Die konkrete Fragestellung der jeweiligen Untersuchung ermöglicht es, tatsächliche Veränderungsprozesse in der Lebens- und Glaubenswelt der Menschen problemorientiert zu erschließen. Angesichts des großen Umfangs der Studie und der Anzahl an einzelnen Beiträgen würde es zu weit führen die einzelnen Projekte ausführlicher vorzustellen.

Das Schlussdokument am Ende des Buches dokumentiert die Ergebnisse des Forschungsprojekts, hält thematische Querachsen aus den Untersuchungen fest (Pluralität, Armut, Gender, Kirchenmodelle, Bürgerrechte, Laien, Spiritualitäten und Pfarrgemeinden) und formuliert Leitthesen für eine „kirchliche und pastorale Bekehrung“ (470).

In der Zusammenschau ergeben die Studien kein Ganzes, was als solches sicher auch schon für sich spricht. Vielmehr präsentieren sie eine Vielzahl an Aspekten, die zum Weiterdenken und Forschen anregen. Künftige Längsschnittstufen könnten interessant sein, um zu sehen, wie sich im fortschreitenden Wandel die angesprochenen Tendenzen weiterentwickeln. Die einzelnen Beiträge sind Tiefenbohrungen, die ganz im Sinne einer kontextuellen Theologie jeweils ein Thema orts- und situationsspezifisch erschließen und sich zum Auszug einer pastoralen Landkarte Lateinamerikas zusammen-

legen lassen. In der Form und im wissenschaftlichen Zugang sind sie dabei sehr verschieden. Die Übersetzung aus dem Spanischen ist insgesamt sehr gut gelungen, einige Termini mögen deutschen Ohren weniger vertraut klingen und sind aus ihrer kulturellen Sprachwelt genommen nicht so einfach nachzuvollziehen.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Die große Stärke des Bandes liegt in seinem Facettenreichtum. Ethische wie spirituelle Aspekte, neue religiöse Suchbewegungen wie Volksfrömmigkeit sind gleichermaßen angesprochen. Fazit: Ein nicht nur für Liebhaber Lateinamerikas lesenswertes und aufschlussreiches Buch, das sich der Leser auch häppchenweise zu Gemüte führen kann.

Katharina Karl

Roberto Morozzo della Rocca

## Mich könnt ihr töten, nicht aber die Stimme der Gerechtigkeit

Oscar Romero (1917-1980).

Mit einem Vorwort von Andrea Riccardi.

Würzburg: Echter-Verlag 2015. – 247 S.

Nein, er habe sich nicht „bekehrt“, so die übereinstimmenden Aussagen Erzbischof Romeros und seiner engsten Weggefährten. Wohl habe es in seinem Leben eine Entwicklung gegeben, ausgelöst durch Ereignisse in seiner nächsten Umgebung und durch Erfahrungen in der pastoralen Sorge für die Menschen. Diesen Weg zeichnet Roberto Morozzo della Rocca nach. Er tut es mit der Akribie eines Historikers und der Sympathie eines Mitglieds der Gemeinschaft Sant’Egidio, für die der Einsatz für Gerechtigkeit und Frieden zu den zentralen Anliegen ihrer Spiritualität zählt.

Oscar Romero, 1917 in einer Kleinstadt in El Salvador geboren, im Knabenseminar erzogen, wurde zum Studium nach Rom geschickt. In den Jahren 1937 bis 1943 erhielt er die typisch römische Prägung eines Priesters, der zu höheren Ämtern prädestiniert war. Papst Pius XI. wurde sein großes Vorbild, nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, das er begrüßte und umzusetzen suchte, kam Paul VI. hinzu. Seit 1967 war Romero Sekretär der Bischofskonferenz von El Salvador, seit 1970 zusätzlich



ISBN 978-3-429-03831-1.  
€ 19.90.

neue Bücher – kirche aktuell

Weihbischof in San Salvador. Romeros Beziehungen zum Klerus und besonders zu den Jesuiten waren angespannt. Selbst eher traditionell und konservativ eingestellt, wandte er sich gegen marxistische Tendenzen der aufkommenden Befreiungstheologie. „Befreiung“ meinte für ihn stets „Erlösung“. Und so waren der Einsatz für gerechte Entlohnung der Landarbeiter, für die Familien und der Widerstand gegen die Ideologie der „nationalen Sicherheit“ die Eckpunkte, an denen sich Romero orientierte. Diese Ziele verfolgte er, der 1974 Bischof von Santiago de María und 1977 Erzbischof von San Salvador geworden war, in seinen fast täglichen Predigten, die über den kirchlichen Rundfunk übertragen wurden, und in Zeitungsartikeln. Ein besonderes Anliegen war ihm an den beiden eigenständigen Stellen die Sorge um die Seminaristen und Priester. Es gelang ihm, die Zuneigung seiner Mitarbeiter zu gewinnen.

Seine Amtseinführung als Erzbischof fiel zusammen mit einem Regierungswechsel, mit der Ausweisung ausländischer Priester und der Ermordung von Regimegegnern. Die Auseinandersetzung mit der Regierung, mit der Armee und mit den Großgrundbesitzern bestimmte fortan seinen Episkopat. Romero reagierte auf die Ermordung eines befreundeten jesuitischen Priesters mit einer besonderen Geste: An einem bestimmten Sonntag ließ er nur eine einzige Messe im ganzen Bistum feiern unter Teilnahme aller Priester und einer großen Zahl von Gläubigen. Papst Paul VI. ermutigte ihn zwar, seinen eigenen Weg zu gehen, doch der Nuntius und zunehmend auch die anderen Bischöfe stellten sich gegen ihn. Negative Nachrichten wurden nach Rom übermittelt. Als Romero einen vertrauten Priester zum Weihbischof erbat und auch erhielt, änderte sich dessen Einstellung nach seiner Bischofsweihe. Später erfuhr Romero, dass dieser von Rom den Auftrag erhalten hätte, gegen den Erzbischof zu handeln.

So sehr Romero auf der Seite der Armen stand und als Prediger, der die Übergriffe der Regierung und die Gewalt der Guerilla denunzierte, geschätzt und gehört wurde, wurde er von zwei Seiten in die Enge getrieben. Zum einen stand er in einem Land, das auf einen Bürgerkrieg zusteuerte, zwischen allen Fronten. Zum anderen hatte er in Rom nach dem Tod Pauls VI. seinen wichtigsten Verbündeten verloren. Das Vertrauen zu Johannes Paul II. musste erst aufgebaut werden und wurde durch negative Nachrichten über ihn, die der Nuntius und die anderen salvadorianischen Bischöfe nach Rom übermittelten, erschüttert. Nach einer apostolischen Visite sollte er entmachtet und ihm ein Apostolischer Administrator zur Seite gestellt werden. Doch der Papst stoppte dieses Vorhaben.

Romero war sich seit Anfang 1980 bewusst, dass er als Märtyrer sterben werde. Im Fernsehen wurde sein Name auf einer Liste von 200 Todeskandidaten verlesen. Nach seiner letzten Reise nach Rom kehrte er mit der Todesahnung nach El Salvador zurück. Am 24. März 1980 wurde er am Ende der Predigt während einer Totenmesse erschossen.

25 Jahre dauerte es bis zu seiner Seligsprechung. Die Spannungen während seines Lebens wirkten nach – in Rom und in El Salvador. Morozzo schließt seine spannend zu lesende Biographie, die viel zur Klärung im Hinblick auf die Seligsprechung beigetragen hat, mit den Worten: „Über die Angriffe und negativen Emotionen, die sich gegen ihn richteten, über seine Erfolge und seine Niederlagen, seine Aufbrüche und seine Grenzen hinaus war Romero ein Mann, der sein Christsein über die Bewahrung seines eigenen Lebens stellte.“ (S. 244)

Joachim Schmiedl ISCh

Joachim Söder / Hubertus Schönemann (Hg.)

## Wohin ist Gott?

Gott erfahren im säkularen Zeitalter. – Theologie im Dialog 10.  
Freiburg: Herder 2013. – 288 S.

Die Beziehungen zwischen Religion und Moderne, Glauben und Gesellschaft, Christentum und aufgeklärter Öffentlichkeit oder Kirche und Welt sind in den letzten Jahren intensiv sowohl in der wissenschaftlichen Fachwelt als auch in der breiten Öffentlichkeit diskutiert worden. Die These, dass Religion mit zunehmender Modernisierung immer unwichtiger werde und schließlich absterbe, hat sich eindeutig als falsch erwiesen. Doch ist das Bild, das sich zeigt, höchst komplex und widersprüchlich. Es gibt Anzeichen einer Revitalisierung von Religion neben dem verbreiteten Phänomen religiöser Gleichgültigkeit; mancherorts hat die Modernisierung die religiöse Praxis kaum tangiert, andernorts sind innerhalb weniger Jahrzehnte volkskirchliche Strukturen zusammengebrochen. Fundamentalistischen Tendenzen in vielen religiösen Traditionen stehen pluralistische oder auch individualistische und eklektizistische Zugänge zur Religion gegenüber. Angesichts dieser Befunde zeigen sich zumindest die Grenzen von bisher oft unkritisch vorausgesetzten Säkularisierungstheorien. Wohin also ist Gott gegangen? Wo findet er sich? Wie lässt er sich erfahren? Leben wir nicht heute in einem postsäkularen Zeitalter? Doch worin besteht dann diese Postsäkularität? Impliziert sie eine Rück- oder Wiederkehr oder etwas ganz Neues? Wie kann das Christentum auf diese Situation antworten?

Der vorliegende Sammelband, der auf eine 2012 durchgeführte Tagung der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen, der Katholischen Arbeitsstelle für missionarische Pastoral der DBK in Erfurt und dem Josef-Kentenich-Institut in Vallendar zurückgeht, diskutiert diese Fragen aus katholischer Perspektive. Sorgfältig werden nicht nur grundlegende Fragen zur Gegenwartsdiagnose erörtert; es wird auch nach der Zukunft des Christseins in unsicher gewordenen Zeiten gefragt. Einleitend geht Joachim Söder auf die Herausforderung der Säkularisierung und die genuine Weltlichkeit des Christentums und der Welt ein und zeigt mit Charles Taylor Momente menschlicher Erfahrung von Transzendenz. Daran anschließend führt Ludger Honnefelder in das Verhältnis von Religion in der Moderne anhand prägnanter Darstellungen der Religionsphilosophien von William James, Ludwig Wittgenstein, Friedrich Schleiermacher, Karl Rahner, Charles Taylor und Jürgen Habermas ein. Die besonderen Chancen des Christseins in der gegenwärtigen Gesellschaft behandeln Michael Hochschild (mit gro-



ISBN 978-3-451-30745-4.  
€ 28.00.

ber Sensibilität für die „kirchliche Systemkrise“ und die postmoderne Lebenserfahrung), Matthias Sellmann (mit großer Sensibilität für die ekklesiologischen Chancen der Säkularisierung) und Maria Widl (mit großer Sensibilität für die Differenz von Gläubigkeit und Religiosität, die religiöse Natur des Menschen und die heutigen Möglichkeiten von Evangelisierung) aus soziologischer und pastoraltheologischer Perspektive. Guido Bausenhardt wendet sich der Anthropologie Josef Kentenichs und seinem Verständnis des „neuen“, aus der Gottesbegegnung lebenden und sich in Freiheit bindenden Menschen zu, während Lothar Penners – ebenfalls in einer Auseinandersetzung unter anderem mit Kentenich – zu einer psychologisch reflektierten Theologie anregt und eine Neuverbindung von Evangelium und Kultur fordert. Nach der Bedeutung der so genannten sprachphilosophischen Wende für die Hermeneutik des Evangeliums und die Evangelisierung fragt Hubertus Schönemann, der nicht nur an die Bedeutung der Inkulturation der frohen Botschaft für die Mission erinnert, sondern auch an das Wirken des Heiligen Geistes in jedem wirklichen Verständnis des Wortes Gottes. Hubertus Brantzen macht sich auf eine Spurensuche nach dem Gott des Lebens und betont die Bedeutung persönlicher (Glaubens-)Erfahrungen. Denn diese können die Transzendenz Gottes wahrnehmbar werden lassen (was er anhand der Erfahrung der Geburt eines Kindes anschaulich zeigt). Hans-Joachim Sander nimmt die „Andersorte“ im säkularen Raum in den Blick und befragt sie auf ihre verborgenen theologischen Dimensionen, d. h. auf die oft überraschende, nicht ableitbare Gegenwart Gottes in ihnen. Dabei zeigen sich ihm neue Möglichkeiten und Aufgaben der Evangelisierung. Abschließend nehmen Magnus Striet und Erzbischof em. Robert Zollitsch engagiert zum Glauben und zur Gotteserfahrung in vermeintlich gottlosen oder gottfernen Zeiten Stellung. Striet denkt das Gottesverhältnis aus dem Freiheitsstreben und der Freiheitserfahrung des modernen Menschen heraus und plädiert überzeugend für einen radikal weltlichen Glauben (weil Gott selbst diese Welt radikal bejaht hat). Erzbischof Zollitsch zeichnet nach, inwiefern sich die Gottesfrage in der säkularen Moderne geändert hat, und verweist ebenfalls auf die Bedeutung der persönlichen Erfahrung der Wirklichkeit Gottes. Dabei zeigt er die christliche Kompetenz im Umgang mit Leid und Finsternis und die Bedeutung einer Kultur der Kontemplation und der Liturgie als eines Raumes der Gotteserfahrung.

Die Beiträge dieses Bandes sind verständlich formuliert und lesen sich daher auch als realitätsnahe Einleitung in die Diskussion über Religion im Allgemeinen und den christlichen Glauben im Besonderen in der Spätmoderne. Sie bieten in bestem Sinne Orientierung und Anregung für das weitere Fragen und Nachdenken. Sie zeigen nämlich, wo wir heute stehen und wie die Herausforderung der (Post-)Säkularität seitens des Christentums und der Kirche nicht allein äußerlich angenommen werden darf, sondern innerlich angeeignet werden kann – und muss. Dabei gilt es, so wird deutlich, den Grunderfahrungen des Menschen wie auch dem ereignishaften geschichtlichen Handeln Gottes besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Der Band entfaltet so ein mutig in die Zukunft weisendes Plädoyer: für einen Glauben an Gott, der sich nicht in falschen Sicherheiten wiegt, sondern sich seines Risikos bewusst ist und dabei dem immer auch unbekanntem, überraschenden und selbst lebendigen Gott auf der Spur bleibt.

Holger Zaborowski

Reinhard Körner

## Himmelreich leben

Die evangelischen Räte – für alle Christen.  
Leipzig: St. Benno-Verlag 2015. – 88 S.

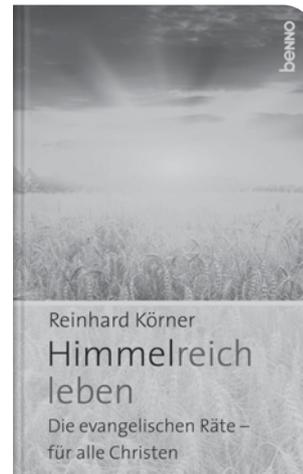
Die evangelischen Räte richten sich nicht allein an Ordensmenschen, sondern wollen von allen Christen gelebt werden – so ließe sich die Kernthese von Reinhard Körners Buch benennen. Um dies zu gewährleisten, müsse jedoch hinreichend verstanden werden, „was mit den drei evangelischen Räten in der Bibel gemeint ist“ (7). Und so richtet Körner sein Augenmerk darauf, zunächst Rat und Gebot gegeneinander abzuwägen, um dann die drei evangelischen Ratschläge biblisch zu fundieren und auf diese Weise allen Christen zugänglich zu machen. Es gelte, ihnen durch den Blick auf die Räte die Augen für die Wirklichkeit Gottes zu öffnen, damit sie zu „Grundhaltungen aus dem Geist des Evangeliums“ (16) gelangen könnten.

Ausgehend von einer ausgewählten Forschungsliteratur und eigenen Erfahrungen unterstreicht Körner sodann, dass der Rat der „Jungfräulichkeit“ die eigentliche Grundlage sei, um als Freund Gottes zu leben. Dabei ginge es nicht allein um die Ehelosigkeit, sondern um die „Glaubenshaltung eines jungfräulichen Menschen“ (26)

– und dies meine einen Menschen, dessen „suchende[s] und liebende[s] Herz (...) ganz auf Gott aus ist.“ (30) Die Jungfrau werde demnach zu einem Symbol für einen Menschen, den Gott beanspruche und der sich von Gott auch als Freund betrachten ließe (35). Und genau diese freundschaftliche Beziehung sei dann der „Ermöglichungsgrund“ (48) für ein Leben in Gehorsam und Armut.

Das Beziehungsfeld von Horchen und Ge-Horchen bildet dabei die Grundlage für Körner, um den Gehorsam aus biblischer Perspektive zu beleuchten. Hier verweist er darauf, dass auch Gott ein Gehorsamer, weil Hörender sei, der ob des Schreiens und der Bitten seines Volkes aufhorche und durchweg am freundschaftlichen Zwiegespräch mit dem Menschen interessiert sei. (43) Der Mensch indes erlausche aus dem Wort Gottes nichts weniger als die Wahrheit (46), um daran letztlich das eigene Leben auszurichten. Dies schließe bisweilen auch den „notwendigen Ungehorsam“ (47) ein, wenn Wissen und Gewissen des Menschen durch eine postulierte Wahrheit gebeugt würden.

Der Weg in die Nachfolge führe zudem in die Armut (54); ohne diese erscheint Nachfolge nicht denk-, aber auch nicht lebbar. Dabei ginge es nicht um eine „Verklärung der Armut“. Vielmehr sei der Spur der Seligpreisungen zu folgen, welche darauf verweise, dass Gott die Menschen nicht wegen, sondern trotz und in ihrer Armut beschen-



ISBN 978-3-7462-4352-8.  
€ 7.95.

ke. Damit schaue der Mensch die Wirklichkeit Gottes, die ihn – und zugleich auch jeden Armen – bereits in dieser Welt umfange. (58f.) Somit sieht Körner folgerichtig im armen ebenso auch einen „himmelreichen“ (63) Menschen, der für seine Liebe – ganz im Sinne der freundschaftlichen Beziehung zu Gott – das hergeben könne, was er besitze. (64) Und genau an dieser Haltung, so Körner weiter, entscheide sich letztlich auch die Glaubwürdigkeit der Kirche, denn an diesem Anspruch würde sie gemessen werden. Mit dieser Einlassung schafft Körner zugleich die Verbindung zum letzten Kapitel (68-81), das sich aber vom Duktus her nicht so recht in den Kontext des gesamten Bandes einpassen will. Es gleicht vielmehr einer politischen Auseinandersetzung mit aktuellen Fragen der katholischen Kirche (Mitgliederschwund, Strukturreform, Notversorgung), die in eine Kritik an der Reformfähigkeit der Bischöfe (76) und einer Würdigung von Papst Franziskus (68f) mündet.

Die Lösung dieser Probleme liege, so Körner, darin, das bemerkenswerte Potential der Laien verstärkt abzurufen. Sie seien „die prophetische Stimme in der Kirche“ (81), will heißen: Es gebe letztlich doch genügend Priester, diese würden nur nicht geweiht werden. Damit verweist Körner erneut auf seine Kernthese, dass die evangelischen Räte für alle Christen gelten und zugleich auch bereits von sehr vielen gelebt würden – und gibt ihr somit eine politische Note. Diese gleicht dann allerdings mehr einem Plädoyer und reicht deshalb nicht an die konzisen Auseinandersetzungen mit dem biblischen Fundament der Räte heran, wie sie in den vorigen – sehr lesenswerten – Kapiteln geschieht.

Sr. Nicole Grochowina

*Im Folgenden kommen zwei Werke separat zu Wort, die inhaltlich zusammenhängen. Beide entstammen der Arbeit von Sherry Weddell: das erste („Forming Intentional Disciples“) ist eine Monografie, in der sie Einblick in ihr Konzept verschafft und das zweite nachfolgende („Becoming a Parish of Intentional Disciples“) ein Sammelband, in dem sie Erfahrungsberichte zu ihrem Denkansatz und dessen Weiterführungen präsentiert. Die Seitenangaben in Klammern beziehen sich auf das jeweils besprochene Buch.*

Sherry A. Weddell

## Forming Intentional Disciples

The Path to Knowing and Following Jesus.

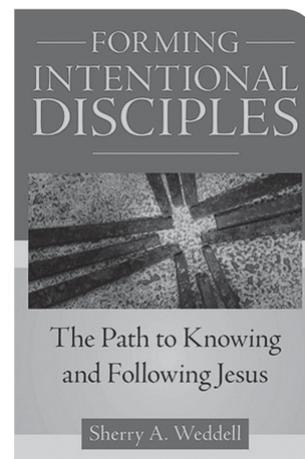
Huntington: Our Sunday Visitor Publishing 2012. – 256 S.

„If life at the parish level changes, the life of the whole Church will change.“ (12) Damit ist bereits das Kernanliegen und Novum des ersten Buches benannt: ein Konzept zur (1.) Neuevangelisierung (2.) auf Pfarreiebene (3.) in der katholischen Kirche.

In „Forming Intentional Disciples“ verarbeitet Weddell ihre 15-jährige Forschung und Erfahrung mit dem Catherine of Siena Institute (CSI) (<http://www.siena.org>), dessen Mit-Gründerin und Leiterin sie ist. Das Institut gehört zur westamerikanischen Dominikanerprovinz und hat zum Ziel, Laien für ihren Dienst in Kirche und Welt auszurüsten. Bereits 1993 entwickelte die Autorin ein Konzept zur Unterscheidung der Charismen (bekannt als „called & gifted discernment process“), das mittlerweile internationale Bekanntheit und Relevanz erreicht hat. Es wurde mit mehr als 100.000 Haupt- und Ehrenamtlichen, Laien und Priestern, in über 500 Pfarreien, in 130 Diözesen, auf fünf Kontinenten angewendet.

Was ist nun ihr Ansatz? Weddell nimmt die Berufung der Laien in der Kirche und ihre Sendung in der Welt ernst, wie sie im Zweiten Vatikanischen Konzil betont wurde (vgl. u.a. AA 3.6; LG 31.34.36). Ihr grundsätzliches Ziel ist es, dass jeder Christ aus dem Bewusstsein der Taufgnade heraus lebt, seine darin empfangenen Charismen erkennt und befähigt wird, diese für das Reich Gottes einzusetzen. Dazu setzt sie zweifach an: (1.) beim Glaubensweg des Einzelnen („spiritual journey“) und (2.) bei der Kultur der Pfarrei („parish culture“).

Die Autorin arbeitet den Zusammenhang von persönlichem Glauben („personal relationship with God“ in Abgrenzung zu einem nur „Bescheid wissen“ über den Glauben) und göttlicher Gnade heraus (97-123). Sie sieht als einen ersten Schritt die Hinführung



ISBN 978-1-61278-590-5.  
\$ 14.79.

zur Nachfolge/Jüngerschaft (wobei das Schlüsselwort lautet: „Intentional Discipleship“, das übersetzt werden kann mit bewusster oder entschiedener Jüngerschaft bzw. Nachfolge), um dann die Charismen erkennen und einsetzen zu können. Ein 5-Phasen-Modell der Umkehr („Initial Trust > Curiosity > Openness > Seeking > Intentional Discipleship“) von D. Everts und D. Schaupp („Five Tresholds of Postmodern Conversion“) dient dabei als Analyse-Werkzeug.

Die Pfarrei-Kultur hat nach Ansicht Weddells für die Förderung oder Behinderung dieses Prozesses eine enorme Bedeutung. Ein Sachverhalt, der in den Wirtschaftswissenschaften seit längerem bekannt ist (vgl. Veröffentlichungen zum Thema Organisationskultur, u.a.: Zielowski, Christian, Managementkonzepte aus Sicht der Organisationskultur. Auswahl, Ausgestaltung und Einführung, Wiesbaden 2006). Ein oftmals beobachtetes Klima des Schweigens („spiral of silence“) über Gott und die eigene Gottesbeziehung soll aufgehoben werden zugunsten einer offenen und missionarischen Haltung, um sich als Pfarrei von einem „infant paradigm“ zu einem „adult paradigm“ zu entwickeln. (67ff.) Die Verfasserin stellt den Glaubensweg eines Kindes („infant paradigm“) dem eines Erwachsenen („adult paradigm“) gegenüber. Ein Kind empfängt den Glauben durch seine Familie, ohne dass es etwas dazu beiträgt. Der Weg des Erwachsenen erfordert eine bewusste Entscheidung.

Begriffe wie (Neu-)Evangelisierung, Jüngerschaft, Nachfolge, Gotteserfahrung, Unterscheidung der Charismen usw. werden oftmals mit dem „Bewegungssektor“ bzw. Neuen Geistlichen Gemeinschaften in Verbindung gebracht, nicht unbedingt mit der alltäglichen Pfarreiwirklichkeit. Das hat auch Weddell erkannt: „I have tremendous admiration for these movements, but they ultimately touch, at most, only 1 to 2 percent of the Church’s membership. The only contact that most Catholics have with the Church is through their local parish or mission, which is why we have focused on equipping parishes.“ (12) In ihrem pastoralen Konzept werden daher die Pfarreien zum Ausgangspunkt von Schulung und Heranbildung und nicht wie so oft Gemeinschaften, geistliche Zentren oder Klöster.

In Deutschland gibt es seit einigen Jahren Ansätze einer „Charismen-orientierten“, wie auch regionale Konzepte einer „evangelisierenden“ Pastoral. Die Stärke bzw. das Spannende an Weddells Ansatz ist, dass sie mit ihrem auf Entdeckung und „Aktivierung“ von Charismen orientierten Ansatz umfassend ansetzt: (1.) beim ganzen Menschen, seinem Glaubensweg und seiner Geschichte; (2.) versteht sie Charismen übernatürlich (in Abgrenzung zu rein menschlichen Fähigkeiten) und geht von einem konkreten Wirken Gottes aus; (3.) verliert sie die Gesamtsituation der Pfarrei nicht aus dem Blick. Das entspricht einer Trias zwischen einzelnen Menschen – Gott – Welt. Dadurch wird eine (immer schon vorhandene) spezifische Kontextualität gewürdigt und nicht marginalisiert, wie auch die mittlerweile internationale Bewährung dieses Ansatzes zeigt.

Der „called & discernment process“, das Herzstück der Arbeit von Weddell und dem CSI, ist ein erprobtes, detailliert ausgearbeitetes und ganz praktisch ausgerichtetes Konzept zur Unterscheidung der eigenen Charismen, in dem 24 biblisch fundierte Charismen unterschieden werden. Dieses Konzept wird erwähnt (92-96), jedoch in diesem Buch nicht weiter ausgeführt. Umfassende Unterlagen dazu finden sich auf der Homepage des Instituts.

Justyna Okolowicz

Sherry A. Weddell (Hg.)

## Becoming a Parish of Intentional Disciples

Huntington: Our Sunday Visitor Publishing 2015. - 144 S.

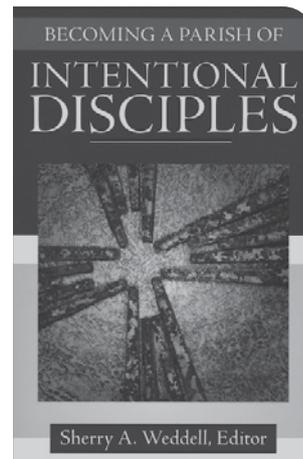
In ihrer aktuellen und weiterführenden Publikation bringt Weddell verschiedene „Leiter“ (Laien und Priester) zu Wort, die von differenten Erfahrungen und eigenen Ansätzen im Zuge der Heranführung an die Jüngerschaft (vgl. die vorangehende Rezension zu „Forming Intentional Disciples“) im Pfarreikontext berichten. Von diesen sieben Beiträgen sollen hier drei exemplarisch besprochen werden.

Sherry Weddell: „The Generation of Saints“ (11-28) richtet den Blick auf die Erneuerung des kirchlichen Lebens im Frankreich des 17. Jahrhunderts und versucht daraus Grundsätze und mögliche Wegweiser für aktuelle Fragen nach Erneuerung zu ziehen. Kernpunkt war damals die Entdeckung der Berufung der Laien aufgrund ihrer Taufe, die sie zu Trägern der Erneuerung werden ließ. Diese Entwicklungen wurden im Zweiten Vatikanischen Konzil wiederentdeckt und fruchtbar gemacht.

Michael Fons, O.P.: „Co-Responsible for the Mission of Christ“ (43-63) setzt sich theologisch mit der Aufgabe der Laien für die Sendung der Kirche in der Welt und der unterstützenden Rolle der Priester, wie sie im Zweiten Vatikanischen Konzil formuliert wurden, auseinander (vgl. AA 3.10.16.26; LG 31.34.36) und entfaltet ein Modell der Mit-Verantwortung („Co-Responsibility“) in der Evangelisierung. Der Verfasser kritisiert, dass ein Engagement der Laien in der „Welt“, häufig nicht als kirchliches Engagement verstanden wird. Doch gilt: gerade wo sich Laien ihrer Berufung bewusst werden und ihren Platz einnehmen, begegnet Kirche der Welt von heute.

Jim Beckham: „Rethinking Youth Ministry“ (117-137) setzt sich mit traditioneller pfarrlicher Jugendarbeit auseinander. Oftmals wurden über einen langen Zeitraum hinweg weder der pastorale Ansatz noch die Methoden aktualisiert. Als interner Bewertungsmaßstab gelten Beteiligungszahlen an Projekten, in der Hoffnung Jugendliche allein durch Events lebenslang an Kirche binden zu können. Beckham entwickelt ein Modell, das sich einerseits an der Lebenswirklichkeit von Jugendlichen orientiert und andererseits Jüngerschaft zum Ziel hat.

Die Stärke dieses Buches liegt in den reflektierenden Beiträgen ganz konkreter Anwender des in „Forming Intentional Disciples“ vorgestellten Ansatzes. Als Schwachpunkt kann eventuell die in einzelnen Beiträgen aufgrund ihres „amerikanischen“ Stils ausbleibende theologische Verortung bzw. Bewertung genannt werden. Die meisten der



ISBN 978-1-61278-834-0.  
\$ 14.79.

beschriebenen pastoralen Herausforderungen finden sich ebenfalls in Deutschland und zeigen, dass die Fragestellung universalen Charakter hat und es daher sinnvoll erscheint, sich mit innovativen Lösungsansätzen im anglo-amerikanischen Raum der katholischen Kirche auseinanderzusetzen.

Justyna Okolowicz

### Im nächsten Heft...

... stellt sich die Ordenskorrespondenz der Frage nach klösterlichem Lebensstil und der Frage, ob durch das Ordensleben ein „Lebensstil“ oder „Lebensstile“ geprägt werden. Wenn es solche gibt - sind sie theologisch zu verorten? Und wie vertragen sie sich mit den Lebensstilen einer sich wandelnden Welt?

Das Heft wird diese Fragen aus Sicht der Leitung einer Ordensgemeinschaft und unter dem Gesichtspunkt der Formation angehen. Es erörtert die gefühlte Wahrnehmung, dass unser Leben immer „schnellebiger“ wird und fragt nach Möglichkeiten, Ordensleben und die Parallelwelten im Internet miteinander zu verbinden. Mit Bezug auf eine in diesem Jahr veröffentlichte Seelsorgestudie wird ein Beitrag nach Lebensqualität, Berufszufriedenheit, Engagement, Gesundheit und Spiritualität bei Seelsorgerinnen und Seelsorgern in Orden fragen. Welche Herausforderungen sich heutiger klösterlicher Architektur stellen und wie eine Annahme der Wirklichkeit z.B. schwindender Ressourcen klösterlichen aber auch gesamtkirchlichen Lebensstil verändern kann, sind Themen weiterer geplanter Beiträge.

**ok** ordens  
korrespondenz

Zeitschrift für Fragen des Ordenslebens

Jahrgangsverzeichnis des  
56. Jahrgangs (2015)

## Ordensleben

---

M. Diethilde Bövingloh Herausforderungen, die eine zu Ende gehende Gemeinschaft zu bewältigen hat	63
Monika Edinger CSR Orden und Flüchtlinge	159
Ruth Ehrler „Die Herzlichkeit und einfach die Atmosphäre geben mir Kraft für das ganze Jahr“	270
Alfons Friedrich SDB Voraussetzungen für die Freisetzung ordensspezifischer Beiträge zur Sendung der Kirche	43
Stephan Haering OSB Zur Neubearbeitung der Leitlinien über die Zusammenarbeit zwischen den Bischöfen und den Ordensleuten	30
Katharina Hartleib OSF Alternde Gemeinschaft und jugendliche Gäste	261
Anneliese Herzig MSsR Kein „Hilfsmittel“, sondern Charismen (Papst Franziskus)	5
Yves Kingata Asyl als ultima ratio und Zuflucht für Menschenwürde	147
Dominicus M. Meier OSB Die Kultur des Vertrauens als Basis für das verantwortliche Miteinander von Bischöfen und Ordensinstituten	22
Dominicus M. Meier OSB Gemeinschaftliches und eremitisches Leben	389
Benedikt Müller OSB „Wenn sonst einer still für sich beten will, trete er einfach ein und bete“ (RB 52, 4)	266
Frido Pflüger SJ „Ich war fremd, und ihr habt mich aufgenommen.“	140
Bianca Preuß Organisation Kloster	396

## Ordensleben

Laetitia Röckemann OP Die Letzten lassen das Licht an	53
Birgit Stollhoff CJ Nachbarschaft als Nachfolge	166
Alfred Tönnis OMI Neue Heimat im Kloster Flüchtlingsaufnahme im ehemaligen Kloster Oggelsbeuren	169
Hanan Youssef RGS Flüchtlingshilfe der Schwestern vom Guten Hirten im Libanon	133
Jens Watteroth OMI Eine Mission mit der Jugend – die OMI-Jugendseelsorge	275

## Dokumentation

---

Anordnung über den kirchlichen Datenschutz – KDO (Ordensversion) Neufassung gemäß dem Beschluss der Mitgliederversammlung der DOK vom 4.6.2014	72
Moses Asaah Awinongya SVD Welchen Gott beten wir an	468
Peter Beer Was geht uns das an? Gedanken zu Klostergebäuden im Übergang	346
Botschaft von Papst Franziskus zum Weltmissionssonntag 2015	409
João Kardinal Braz de Aviz Vortrag bei der DOK-Mitgliederversammlung 2015	321
Gisela Fleckenstein OFS Arbeitskreis Ordensgeschichte 19./20. Jahrhundert	92
Angelika Gabriel / Moritz Beck „Jugend glaubt doch!“	297
Bernd Hillebrand Am Lagerfeuer der Orden	280
Bernd Hillebrand Milieusensibel Gott verehren	302
Michael Huhn Ein Kontinent verschreibt sich der Mission	461
Kirchliche Archivordnung – Orden (KAO-O)	210
Margareta Kühn SMMP Jugendarbeit in sozialen Brennpunkten	314
Mission in allen Kontinenten Die Studienwoche 2015 der DOK für Missionarinnen und Missionare auf Heimaturlaub	442
Agèle Ndione FFM / Sabine Gies Die Bedeutung und Organisation christlicher Gesundheitsarbeit am Beispiel Senegal	427
Nürnberger Erklärung: Für eine gesunde Zukunft der Menschheit	440
Klemens Ochel Den Ebola-Opfern verpflichtet	419

## Dokumentation

Regina Polak „Wir haben es erlebt.“	191
Thomas Prügl Ordenstradition und theologische Schulen	178
Julia Ratzmann Land unter im Pazifik?	455
Piet Reijer Katholische Gesundheitseinrichtungen in Afrika und Asien	433
Albert-Peter Rethmann Herausforderungen an die Gesundheitsarbeit der Barmherzigen Brüder	413
Bettina Rupp SSpS Weltkirchliche Erfahrung und solidarisches Engagement	311
Maurus Scholz OSB Wenn Klosterraum zum Spielraum wird	293
Peter Schorr OFM Jugend und Ordensschulen	305
Christian Tauchner SVD Europa - Missionsland?	473
Hans Waldenfels SJ Das Jahr der Orden – was heißt das für uns?	331
Zbigniew Wesolowski SVD Religion und sozialer Friede	445
Tobias Wiegelmann Wer wir sind und was wir wollen	307
Markus Warode / Mareike Gerundt Führungskräfte profitieren von Franziskus von Assisi	217
Christine Zeis MC Spannungsreiche Erfahrungen junger Ordensfrauen in der Formation	317

## Nachrichten

---

Aus Rom und dem Vatikan	98 / 225 / 351 / 480
Aus der Weltkirche	101 / 227 / 353 / 485
Aus dem Bereich der Deutschen Ordensobernkonzferenz	104 / 232 / 357 / 489

## Neue Bücher

Ordensgeschichte	110 / 374 / 495
Geschichte	117
Theologie	122
Bibel	124
Formation	238 / 507
Kirche aktuell	500
Lateinamerika	240
Lyrische Theologie	244
Zum Jahr der Orden	246
Ordensrecht	367
Ordenstheologie	368
Spiritualität	377
Religionen	383